Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

Hundertzehnter Band.

Mit den Portraits von:
Carsten Borchgrevink, Ricarda Huch, Thomas Mann, radirt von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 110. Bandes.

Juli — August — September

1904.

Seite

Mit den Portraits von:
Carsten Borchgrevink, Ricarda Huch, Thomas Mann,
radirt von Johann Lindner in München.





Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M. (Zeitungs-Preisliste Nr. 5619.)



An unsere Abonnenten!

ie bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in komplett **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CX (Juli bis September 1904), wie auch zu den früheren Bänden I—CIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

begründet von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

..................Expl. Band: ....

....

....

Elegant broschirt zum Preise von Mk. 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von Mk. 8.— pro Band.

..................Expl. Heft: ....

....

....

zum Preise von Mk. 2.— pro Heft.

..................Expl. Einbanddecke zu Bd. ....

....

....

zum Preise von Mk. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.


Hundertzehnter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1904.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

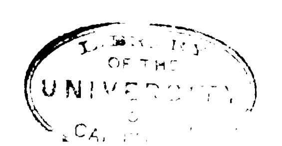
Paul Lindau.

CX. Band. — Juli 1904. — Heft 328.

(Mit einem Portrait in Radirung: Carsten Borchgrevink.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Juli 1904.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Carsten Borchgrevink.
Radirung von Johann Lindner in München.

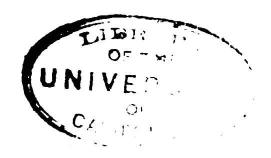
„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



Carsten Borchgrevink

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.





Blutiges Brot.

Erzählung.

Von

Maurus Jokai.

Deutsch von Ludwig Wechsler.

lutiges Brot?

Wer sollte nicht wissen, was das bedeutet?

Unter blutigem Brot versteht man das Brot des Soldaten, das Brot des armen Soldaten!

Der dem Vaterlande für zwanzig Heller und ein Pfund Brot dient. Und so lange er dem Vaterlande dient, dies auch bereitwillig tut. Doch wie oft hat er nur der Eitelkeit ehrgeiziger Menschen, wahnwitziger Ruhmsucht gedient . . . für zwanzig Heller und ein Pfund Brot. Als gesunder, starker Mann zieht er aus, mit einer Krücke kommt er wieder und wenn er betteln geht, fragt man: „Noch bist Du nicht gestorben?"

Doch heute will ich nicht die Bitternisse eines ungarischen Soldaten schildern, sondern eine sehr erbauliche Geschichte veröffentlichen, die sich zwar mit einem Ungarn ereignete, doch nicht in heimischem Dienste, und zwar indem ich die Ereignisse in der Weise wiedergebe, wie ich sie von demjenigen vernommen, dem sie widerfahren. Ich lasse das Tagebuch folgen.

I.

Am 4. September 1870.

Mein Vater bekleidete eine angesehene Stellung beim ungarischen Ministerium, und ich bin sein einziger Sohn.

Als zu Neujahr 1867 das kaiserliche Patent erschien, in dem kraft der kaiserlichen Machtbefugniß ausgesprochen war, daß die Söhne derjenigen,

die sie bis zum 15. Januar nicht mit tausend Gulden vom Militärdienst loskaufen, unerbittlich zum Militär eingereiht werden sollten, gleichviel ob sie Bauern oder Adelige, Juden oder Dichter, Handwerker oder Handelsleute seien, beeilte sich mein Vater gleich den übrigen, die erforderlichen tausend Gulden auf dem Stadthause zu erlegen.

Wenn ich gut informirt bin, so kamen auf diese Weise fünf Millionen Gulden auf dem Altare des Vaterlandes zusammen.

Das ist, offen gestanden, gar nicht viel.

Es ist doch — unter Brüdern — tausend Gulden wert, wenn man im besten Lernen oder Amüsiren nicht fortgeschleppt wird, um Wachtposten zu stehen. Dem Maler wiegt es doch tausend Gulden auf, wenn er im Besitze der rechten Hand verbleibt, und ein Jeder von uns würde auch lieber tausend Gulden, als den rechten oder linken Fuß opfern. Denn was das Sterben für's Vaterland anbelangt, so ist das eine wunderschöne Sache — für den Bauern; der kann sich noch glücklich schätzen, wenn es ihm so ergeht, denn wenigstens braucht er nicht mehr zu arbeiten, aber für Leute meines Schlages taugt das nichts. Etwas ganz Anderes ist es, wenn man in Folge eines beim Kotillontanz entstandenen Streites im Zweikampf erschossen wird; da kommt der Name des Betreffenden wenigstens in die Zeitungen; allein nolens volens für's teure Vaterland zu fallen, ist keinen Pfifferling wert, es sei denn, man wäre zu mindest ein zweiter Henczy, dem die dankbare Nachwelt eine Denksäule errichtet.

Ich bin demnach meinem Papa zu aufrichtigem Dank dafür verpflichtet, daß er mich mit tausend Gulden von der überaus lästigen Pflicht befreite, ein volles Jahr hindurch das Bajonett zu schleppen, namentlich zur heißen Sommerzeit.

Wie schon erwähnt, war mein Papa ein hochgestellter Beamter; gerät das Land in große Bedrängniß und danken viele Minister nach einander ab, so kann er selbst noch Minister werden. Man kann niemals wissen.

Ich selbst bin ein „Schwerenöter". Mein Papa war es auch. Bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre muß Jedermann blutroter Republikaner sein; dann geht man allmählich in's Rosafarbene, Blaue, Grüne über, bis sich schließlich die schwarz-gelbe Schattirung ganz deutlich erkennen läßt, wofür man dann zum Obergespan oder Sektionsrat ernannt wird.

Ich war Volksredner, Vortänzer, Fackelzug-Ordner, Katzenmusik-Organisator, mit einem Wort ein „Orakel".

Von meinem 25. Lebensjahr bis zum 30. habe ich ja Zeit genug dazu; dann werde ich auch darüber nachdenken, was ich „annehmen" soll.

Indessen begannen mich die heimischen Zustände schon ungemein zu langweilen.

Was soll man denn hier zu Hause anfangen?

Tag für Tag kann man sich doch nicht duelliren, denn man findet nicht Narren genug, die Lust hätten, sich für nichts und wieder nichts

niedersäbeln zu lassen; die Jugend ist auch schon so herabgekommen, daß sie angestrengt arbeitet; nicht einmal eine gesunde Schlägerei ist mehr anzustiften, und im ganzen Lande werden keine Fackelzüge mehr veranstaltet. Sogar die Zeitungen sind müde geworden und schweigen mäuschenstill.

Ein wahres Glück, daß der deutsch-französische Krieg zum Ausbruch kam.

Heute Nacht träumte ich, daß ich Ungarn verlassen und mich als freiwilliger Kämpfer den Franzosen angeschlossen hätte.

Mein Vaterland hat keinerlei Rechte an mich; mein Papa erlegte ja die tausend Gulden, damit ich hier in der Heimat nicht zu dienen brauche. Doch in Frankreich wurde ich vom Militärdienst nicht losgekauft; dort habe ich daher Pflichten zu erfüllen.

Aber auch die Gerechtigkeit erfordert, daß ich nach Frankreich gehe.

Ich habe Béranger und Victor Hugo gelesen und von Beiden zahlreiche Gedichte ganz vortrefflich in's Ungarische übersetzt.

Ich bin ein naturalisirter Franzose.

Die Republik wurde ausgerufen, und ich bin ein wütender Republikaner.

Zwar nicht zu Hause, denn ich würde es mir ernstlich verbitten, daß mich in der Heimat Jemand „Bürger“ nenne; allein Frankreich kann nur als Republik glücklich werden und gedeihen.

Auch sonst sympathisire ich mit den Franzosen.

Wie oft halfen uns die Franzosen seit Rákóczys Zeiten bis 1848 aus der Verlegenheit!

Und dafür will ich mich ihnen dankbar erweisen.

II.

Heute Morgen verabschiedete ich mich von meiner Braut.

Die arme Marie ist ein herzensgutes kleines Mädchen, sogar hübsch, wenn man es nimmt, aber schrecklich einfach. In ihrer Toilette bekundet sie keinerlei Geschmack. Bis heute war ich nicht im Stande, sie zu bereden einen Chignon zu tragen, denn sie sei gar nicht gesonnen, sagt sie, sich Hundshaare auf den Kopf zu stecken, zumal sie ohnehin schönes, dichtes Haar habe. Aber ohne Chignon ist eine elegante Dame heutzutage gar nicht denkbar! Auch hat sie unablässiig mit der Hauswirtschaft zu tun; sie hat es sich einmal in den Kopf gesetzt, eine gute Hausfrau zu werden. Und ich kann es doch durchaus nicht leiden, wenn der Frau der Küchengeruch anhaftet. Da wäre es doch am besten, als gemeiner Soldat einzutreten und sich um die Gunst einer drallen Köchin zu bewerben. Wohl ist die Aermste eine hochgebildete Seele, die viel gelesen hat und ebenso gut Klavier spielt, wie tanzt; aber all ihren Vorzügen mangelt etwas, was unser Gemüt zu fesseln vermag, der gewisse Geist, den die Franzosen Esprit nennen. Ach Fifine, wenn ich an Dich denke!

Marie sage ich natürlich nicht, daß ich in den Krieg ziehe, denn sie

wäre im Stande, in Tränen auszubrechen, und ich kann weinende Frauen nicht leiden. Es giebt nichts Häßlicheres, als wenn sich die Winkel eines schönen Mundes nach abwärts neigen und aus den Augen das Wasser herunterzurinnen beginnt, wie bei Tauwetter der Schnee vom Dache. Und küßt man gar ein weinendes Gesicht, so bekommt man keinen süßen, sondern einen gesalzenen Kuß. Ich sagte Marie, ich reise nach Rom, und fragte sie, was ich ihr mitbringen solle. Und in Gegenwart sämmtlicher Verwandten erwiderte sie: „Dein Herz.“ Das ist doch schon der Gipfelpunkt einfältiger Natürlichkeit! Die ganze Gesellschaft lächelte, und ich errötete. Ach, wenn ich Fifine gefragt hätte, was ich ihr mitbringen solle, würde sie mir sicherlich die geistvolle Antwort gegeben haben, ich möge ihr vom heiligen Vater ein Schreiben mitbringen, in dem ihr für alle Vergehen Verzeihung gewährt wird.

Marie hat allerdings noch keinerlei Sünden und Vergehen, die ihr verziehen werden müßten. Um so schlimmer für sie. Ich gäbe viel darum, wenn sie mich ein klein wenig hintergehen wollte, während ich abwesend bin. Es ist ein so trostloser Gedanke, daß man Jemanden hat, dessen man ganz sicher ist, auf den man nicht einmal eifersüchtig sein kann der uns bis zum Ueberdruß treu ist.

Also adieu, schöne Marie. Auf Wiedersehen!

III.

Das Abschiedsmahl, das ich meinen alten, guten Kameraden gab, dehnte sich bis in den frühen Morgen hinein. Wir waren eine lustige Gesellschaft beisammen.

Wenn nur dieser Mihalek besser kochen würde! Er ist der beste Gastwirt in der ganzen Stadt, aber auch bei ihm ist das Genießbare nicht gut und das Gute nicht genießbar. Ich habe in Pest sämmtliche Gastwirtschaften durchkostet und spreche daher aus Erfahrung, wenn ich sage, daß die Kochkunst bei uns auf sehr schwachen Füßen steht. Bei Marschall versteht man nicht aufzutragen, bei Frohner weiß man nicht einmal, daß die grüne Auster von der weißen gänzlich verschieden ist, im Hotel Hungaria ist Hirschpastete das einzige Gericht, das man genießen kann, und vom „Goldenen Adler“ mit seinem ewigen Schweinspörkelt, Székelygulyás und seiner unvermeidlichen Fischsuppe soll man mir überhaupt nicht sprechen! Jüngst befestigte ich die Extraschüssel der Fischsuppe sogar mit einem Bindfaden an den Tischfuß, damit sie mir nicht nach Paris nachkomme.

Der Mihalek müßte erst für ein Jahr zu den Frères Provenceaux nach Paris gehen, um dort Handlangerdienste zu leisten und zu lernen, wie man das richtige Schildkröten-Ragout zubereitet.

Daran erkennt man auch sofort, daß Pest keine Weltstadt ist.

Und die Weine? Comme ça! So, la—la.

Papa schickte mir von daheim zwölf Flaschen Somlauer für mein Ab-

schiedsmahl. Armer, guter Alter! Er meint, daß der Somlauer für Jedermann den reinsten Nektar bedeutet.

Ich verfiel nun auf den prächtigen Einfall, die zwölf Flaschen Somlauer in einen großen Bottich zu gießen und in diesem sodann den Chablis einzukühlen! Großartig! Chablis in Somlauer gekühlt! Ja, Chablis bleibt einmal Chablis!

Wir waren Alle guter Dinge, das steht fest. Hätte vor jedem Glase, das wir an die Wand schleuderten, ein deutscher Soldat gestanden, so liefe Moltke jetzt ganz allein nach Hause.

Wir waren Zwölf an der Zahl und vertilgten gerade viermal so viel Flaschen Champagner.

Es lebe die Zahl achtundvierzig!

Der Champagner war vin crêmant aus der Fabrik der Wittwe Cliquot.

Der verstorbene Cliquot mag ein richtiger türkischer Pascha gewesen sein, der sicherlich auch hier in Ungarn eine Wittwe zurückgelassen hat, die den Champagner hier zu Lande fabricirt, nicht so sehr in Epernay, als vielmehr in Epres neben Kecskemót. Ich bekam einen fürchterlichen Katzenjammer, verbunden mit rasendem Haarweh.

Nun, so werde ich eben unterwegs schlafen und es nicht mitansehen müssen, wie dieses langweilige, staubige Pest mit seinen unbesprengten Gassen, seinen zerfallenen Theatern, weisen Tafelrichtern, jüdischer Hautevolée, ungarischen Zeitungsschreibern und den längs des Donau-Ufers aufgehäuften Melonen- und Zwiebelvorräten hinter mir verschwindet.

Ich schließe direkt die Augen, um nichts zu sehen.

IV.

Auf der Bahn führte mich das Fatum mit einem ungarischen Ministerialrat in einem Koupé zusammen; ich kannte den Mann schon seit Langem. Er ist ein guter Junge, nur ein wenig sentimental.

Auch er trat eine Reise an, teils in amtlichem Auftrage, teils aus Privateifer. Sein Reiseziel war die Schweiz. Bravo! Bis dahin gehen wir mit einander. Doch meine Freude war verfrüht. Ich langweilte mich derart in seiner Gesellschaft, daß ich am liebsten durchgebrannt wäre. Denn mein Freund sprach unterwegs von nichts Anderem, als von seiner Mission.

Und worin bestand seine Mission?

Er sollte in der Schweiz studiren und aus eigener Anschauung die Einrichtung und Organisation jener Kinderasyle kennen lernen, in denen die von ihren Eltern verlassenen Kinder aufgenommen, genährt, unterrichtet und zu guten Dienstboten und tüchtigen Handwerkergehilfen herangebildet werden.

Wie kann sich nur Jemand zu solchen Zeiten mit solchen Dingen befassen?

Jetzt, da der männermordene Kampf zweier Riesennationen die Gemüter in fieberhafter Spannung erhält; jetzt, da Jedermann mit größtem Interesse beobachtet, wie Gräben und Bergrisse mit Zehntausenden von gefallenen Kriegern gefüllt werden, da die Welt in ihren Grundvesten erbebt und zusammenzusinken droht, da der siegreiche Feind bis an die Hüften in dem Blute der ruhmvollsten Nation des Erdballs watet — jetzt fällt es einem Ungarn, einem Sohne der „anonymen Nation" — ich glaube, der große Napoleon beehrte uns mit dieser Bezeichnung — ein, auf die Suche nach verkommenen Proletarierkindern auszuziehen, um sie reinigen, kämmen und unterrichten zu lassen! Und während sich der Feind anschickt, den Stolz der civilisirten Welt, nämlich Paris, mit seinen zwei Millionen Einwohnern und unschätzbaren Kunstobjekten mit einem Hagel von Bomben und Granaten zu überschütten, hat ein Ungar keine andere Sorge, als Rettungsasyle für die Aufnahme vagabundirender Rangen zu erbauen, und während jenseits der Vogesen das Blut der größten Generäle fließt und die berühmten Männer wie Sperlinge niedergeschossen werden, will man hier in Bakony die zahllosen ungeberdigen Schlingel zusammensuchen und vor dem Hungertode und dem Erfrieren retten, sie, die doch für Niemanden Interesse haben und deren Leben oder Sterben Niemandem nahegeht!

Und da soll man nicht über die Menschheit in Verzweiflung geraten.

V.

In Genua standen zwei Schiffe zur Abfahrt bereit. Das eine, „Il Pacifico", war eine italienische Brigg, das andere, die „Vengeance", eine französische Fregatte.

Welch verschiedene und charakteristische Namen! Das eine Schiff ist das „friedliche", das andere das „rächende"!

Diese Italiener denken nur mehr an den Frieden. Und doch wäre es ihre Pflicht, dem bedrängten Frankreich zu Hilfe zu eilen. Haben doch die Franzosen für sie bei Magenta und Solferino gekämpft, und nun haben sie keinen anderen Gedanken, als in Rom einzuziehen und die Franzosen dort zu demütigen.

Um wie Vieles ist da unser Empfinden edler und erhabener! Wir vergessen ganz, daß man bei Villafranca unsere Haut verschacherte, um Frieden schließen zu können und wir einen Schmerling zum Geschenk bekamen, und wenden ihnen unsere ganze Sympathie zu.

Ich bestieg nicht den „Pacifico", um nach Rom zu segeln, sondern die „Vengeance", die mich mit Dampfkraft nach Marseille beförderte.

Ach, welch denkwürdige Reise war das! Hier traf ich ja mit Dir, o himmlische Olympia, zusammen!

Welch herrlicher, entzückender Name!

Es ist nicht wahr, daß Du bloß eine „englische Reiterin" aus dem Circus Serabella warst! Nein, es ist nicht wahr! In Deinen Adern fließt

unverfälscht spanisches Fürstenblut, veredelt in einem urwüchsigen wahren Sansculotte-Herzen, dessen Stammbaum bis zu den Jakobinern zurückzuführen ist. Von Deinen eigenen Lippen habe ich gehört, daß Dein Vater General war, der in Algier seinen Tod fand, als man Peking belagerte, und Deine Mutter eine Fürstin aus dem Stamm der aus Rußland verbannten Familie Raskolnikow.

Dieser Vereinigung zweier edler Geschlechter entsprang Dein herrliches Gesicht.

Das herrlichste rote Haar, der Mähne eines Löwen vergleichbar. Den russischen Fürstentypus repräsentirt das nach aufwärts gekehrte Stumpfnäschen, während die dichten schwarzen Brauen an Andalusien erinnern.

Oh, ewig unvergeßlich wird mir jener Faustschlag auf den Magen bleiben, den ich von einem ungehobelten englischen Mitreisenden erhielt, als ich ihn auf dem Schiffe zu einem Faustkampfe herausforderte, weil er die Kühnheit hatte, zu behaupten, daß Deine Augenbrauen mittelst Kerzenasche nachgezogen seien. Welch ein Barbar!

Er hatte aber auch zu büßen dafür!

Während der ganzen Weiterreise durfte er sich nicht mehr an den Tisch setzen, an dem Du, o himmlische Olympia, die Pharao-Bank gabst! Noch heute schwelgt mein Herz in Entzücken, wenn ich an die unnachahmliche Grazie denke, mit der Deine rosigen Finger meine hundert Louisd'or einstrichen.

Glückliche Louisd'or!

Sie durften an Deinem Busen ruhen!

Auch der letzte war von mir zu Dir hinübergewandert, als wir in Marseille anlangten und ich mich so leicht, ach, gar so leicht fühlte!

Wohl hatte ich da nichts mehr zu essen; allein Du versichertest mich Deiner Liebe, und das genügte mir.

Ich ziehe ja ohnedies in den Kampf, wo mein Schwert den Ruhm und, wenn nötig, auch die Beute erkämpfen wird, die ich Dir zu Füßen legen werde mit den Worten: „Dies ist Dein, und ich bin es auch!"

Du zogst weit fort gen Paris, ich aber trat den Freischaaren Skrzbinszkys bei, den ich — wenn ich mich gut erinnere — schon einmal in Pest, in dem seiner Hazardspiele wegen berüchtigten Kaffeehause zum Zrinyi gesehen zu haben glaube. Damals war er allerdings kein Pole, sondern ein „Kosak", das heißt Falschspieler, der einen Jeden plünderte, der mit ihm spielte.

Skrzbinszky war General und ernannte mich sofort zum Major, gab mir auch die feste Zusicherung, mir ein ganzes Reiterregiment zu überlassen, sobald wir die erforderlichen Pferde dazu bekämen.

VI.

Der General war ein großes militärisches Talent, das mußte man ihm lassen. Täglich erwählte er sich einen anderen großen Feldherrn als leuchtendes Vorbild.

Vor Allem hatte er dem großen Napoleon das Mittel abgeguckt, mit dem er auf seinem ägyptischen Feldzuge die Soldaten beruhigte, wenn sie murrten, daß sie hungern müßten und nichts weiter als Brot zu essen hätten: „Avec du pain et du fer, on peut aller à Chine," zu deutsch: „Mit Brot und Eisen kann man bis China kommen." Er vervollkommnete Napoleons Princip noch in der Weise, daß er seinen Soldaten nicht einmal Brot gab. Er huldigte in erster Reihe dem Grundsatz, daß ein guter Soldat vor allen Dingen zeigen müsse, wie lange er fasten könne. Wer es länger aushält, trägt die Palme davon. Auf diese Art hatten auch die Römer unter Probus die Perser besiegt.

Sein zweites Losungswort hatte er von Epaminondas entlehnt: „Ist Dein Schwert zu kurz, so verlängere es um einen Schritt." Er verteilte unter unsere Leute jene alten Schießprügel, die bloß auf zweihundert Schritte tragen, damit wir nicht aus der Ferne, sondern aus der Nähe zu schießen gezwungen seien.

Sein drittes Feldherrnmotto hatte er von dem tapferen Cromwell geerbt, der zu seinen Soldaten sagte: „Unser Gewissen soll ruhig und unser Schießpulver trocken sein." Und da „qui bene dormit, habet bonam conscientiam," das heißt, wer gut schläft, hat ein ruhiges Gewissen, so schlief er immer bis in den hellen Mittag hinein.

In der Organisation seiner Freischaar befolgte er das Beispiel unseres ruhmreichen Königs Stefan des Heiligen, der den Grundsatz aufgestellt hatte: „Regnum unius linguae non potest esse forte," will sagen: „Das einsprachige Reich kann nicht stark sein." Demzufolge waren in unserer Schaar alle Nationalitäten der Welt vertreten. Da gab es Ungarn, Böhmen, Russen, Walachen, Türken, Italiener, Engländer und Spanier, die einander niemals verstanden und und immer schweigend anstarrten, so daß unser General zu seinem täglichen Losungsworte jenen Ausspruch des großen Julius Cäsar erwählte, den er vor der Schlacht bei Pharsalus angesichts seiner Veteranen getan: „Miles, faciem feri," das heißt: „Du sollst nur Gesichter schneiden, Krieger!", denn soviele Gesichter, wie während unserer Organisirung geschnitten wurden, was ebenso viele Duelle zur Folge hatte, sind in der Schlacht bei Pharsalus schwerlich registrirt worden.

Dabei blieb unser wackerer General aber auch des denkwürdigen Losungswortes Montecuculis eingedenk, der da behauptete, daß zu jedem Kriege nur drei Dinge nötig seien: Geld, Geld und wieder Geld. Demzufolge urgirte er denn auch Tag für Tag den Mannschaftssold bei der Kriegsoberintendantur, und was er erhielt, behielt er schön für sich, denn wenn er es unter uns verteilt hätte, so wäre es doch bald alle geworden, und das wollte er in weiser Voraussicht verhindern. Noch heute habe ich meinen Sold bei ihm.

Von Hannibal hatte er gelernt, wie man mit Reiterei über ungang-

bare Berge setzen müsse, damit Mann und Roß gleicherweise vor Erschöpfung zusammenbrechen, und Fabius Kunktator hatte ihn gelehrt, wie man angesichts des Feindes regungslos stehen bleiben müsse, um nicht zum Kampfe gezwungen zu werden.

Und schließlich hielt er auch jenen Ausspruch des Zaren Peter des Großen vor Augen, der da gesagt hatte: „Mein Vetter Karl XII. wird mich so lange besiegen, bis ich von ihm lerne, wie ich ihn zu besiegen habe.“ Er war auch der Ansicht, daß wir in systematischer Reihenfolge erst ein paarmal Prügel bekommen müßten, um zu lernen, wie wir dem Feinde Prügel erteilen könnten.

Sein Regiment betete ihn denn auch förmlich an!

VII.

Stets hatte ich gewünscht, an einer Schlacht teilnehmen zu können.

Ich stellte mir das so wunderschön vor!

Wenn die Pferde wiehern, das begeisterte Kampfgeschrei der Helden zum Himmel braust, Säbel klirren, die Gesichter sich röten und so weiter.

Doch in Wirklichkeit gestaltete sich die Sache garnicht so schön!

Wir waren drei Tage hintereinander ununterbrochen marschirt und in dem strömenden Regen bis auf die Haut naß geworden; vor uns vernahmen wir immer den Kanonendonner, der gegen Abend stets verstummte. Man sagte uns, daß wir kämpften und siegten. Von den errungenen Siegen merkte ich nichts Anderes, als daß wir keinen Bissen zu essen in den Dörfern fanden, aus denen wir den Feind vertrieben hatten. Das Fasten fiel uns um so leichter, als unser Verpflegungstrain eine ganz andere Richtung genommen hatte als wir. Nun ging es weitere drei Tage lang wieder zurück, abermals in strömendem Regen, bis an den Hals in Kot watend, nur daß wir den Kanonendonner jetzt schon hinter uns vernahmen. Man sagte uns, daß wir kämpften und den Feind aus Leibeskräften aufhielten. Ich bekam nicht einmal die Helmspitze eines Feindes zu sehen.

Am sechsten Tage endlich, als wir schon ganz erschöpft und ausgehungert waren, sagte unser General, wir würden nun Halt machen, denn hier würden wir dem Feinde in den Rücken fallen.

Er stellte aus unseren Reihen eine Elite-Truppe zusammen, das heißt lauter Leute, die noch fest im Sattel saßen, und deutete auf eine Ebene, die sich vor uns ausdehnte. Auf dieser Ebene sollten wir den vorwärts dringenden Feind umgehen, ihm dann mit einem Male in die Flanke fallen, seine Kanonen im Sturm erobern, darauf von den Pferden steigen, uns in Artilleristen verwandeln, den Feind aus seinen eigenen Kanonen über den Haufen schießen, den Gefallenen die Flinten abnehmen, zu Fuße eine Plänklerkette bilden, die feindliche Reiterei mit gefälltem Bajonett angreifen und den Generalstab des Gegners umzingeln und gefangen nehmen.

Der Plan war großartig, überwältigend und wäre zweifellos auch

gelungen, wenn uns das Schicksal nicht ein malitiöses Hinderniß in den Weg geschoben hätte.

Und dieses Hinderniß bestand darin, daß die Ebene, auf der wir das herrliche Manöver ausführen sollten, eigentlich Sumpfboden war. Unser General konnte das nicht wissen, denn schließlich kann ein einzelner Mensch nicht Alles wissen, und wir wurden dessen erst gewahr, als unsere Pferde bereits bis an die Fessel im Morast wateten.

Wir sahen es aber für unsere Pflicht an, den uns erteilten Auftrag auszuführen, und mit einigen Verlusten, das heißt unter Zurücklassung unserer Pferde, gelang es uns wirklich, einen etwas erhöhten Hügel zu erreichen, wo wir uns wenigstens im Trocknen befanden.

Auch mein Pferd versank im Morast, und nur mit Mühe gelang es mir, eine der Pistolentaschen zu retten; es wäre ein großes Unglück für mich gewesen, wenn die Tasche gleichfalls verschwunden wäre, denn sie enthielt meinen letzten Vorrat an — Salami.

Nachdem wir uns aus dem Sumpf glücklich auf den Hügel gerettet hatten, blieb uns nichts weiter übrig, als die feindlichen Batterien aufzustöbern. Die ließen auch nicht lange auf sich warten, denn auf einem anderen Hügel, der von dem unsrigen etwa sechshundert Schritte weit entfernt war, tauchte mit einem Male eine Kanone auf, die alsbald abgeprotzt und gegen uns in Stellung gebracht wurde.

Wir empfingen den Feind mit Gewehrfeuer, und darob erfaßte diesen ein solcher Schrecken, daß er sofort mit einem Kanonenschuß antwortete.

Zur gehörigen Charakterisirung der feindlichen Feigheit will ich hier gleich erwähnen, daß unser Gegner nicht wie ein anderer rechtschaffener Gegner erst über unsere Köpfe hinwegschoß, dann einen Schuß nach rechts, einen dritten nach links und einen vierten ohne jede Wirkung gegen den Erdboden abgab, sondern daß er gleich den ersten Schuß wohlgezielt in unserer Mitte niedergehen ließ.

Natürlich sind die Geschosse des Feindes ganz niederträchtig schlecht; er versteht nichts vom Erzeugen der Granaten, so daß die abgeschickte Granate, statt einen von uns gründlich zu erschlagen, noch in der Luft platzte und mit ihren Bruchstücken acht meiner Kameraden schwer verwundete.

Unmittelbar nach diesem Schuß begannen die Uebrigen ohne Zeitverlust die retrograde Richtung zu verfolgen; nur ich blieb ruhig auf einem Fleck stehen. Der Feind sollte sehen, daß ich nicht feige bin. Ich zog überdies meinen Revolver aus dem Gürtel und schoß dessen sechs Patronen auf den Gegner ab. Dies rief in dessen Reihen solches Entsetzen hervor, daß er eine Kanone sofort wieder lud und auf mich abschoß, — auf mich allein, denn außer mir war ja niemand mehr zurückgeblieben.

Diesen Augenblick werde ich nie im Leben vergessen. Ich vernahm das traurige Pfeifen der heransausenden Kugel, sah sie mit Blitzesschnelle vor mir niederfahren, und dann hatte ich nur das Gefühl, daß ich auf

meinen Knieen stehe und von einem ganzen Haufen Tonerde umgeben bin; meine zwei Füße hatte die Kugel weggerissen.

Man sagt, daß man in dem Moment, da man eine Wunde erhält, diese gar nicht empfindet. Mir erging es genau so. Ich hatte beide Füße auf einmal verloren, war mit den Knochen in der Erde vergraben und vermochte kein Glied zu bewegen. Dabei befand ich mich vollkommen bei Bewußtsein und sah und hörte Alles, was um mich her vorging.

Ich sah, wie unsere zurückgebliebene Schaar sich eilends in der Richtung nach dem waldbestandenen Bergrücken zurückzog und ihre Toten und Verwundeten im Stiche ließ, sah eine Abteilung feindlicher Lanzenreiter die Verfolgung dem Gebirge zu aufnehmen und hörte auch, wie sich das Kampfgetümmel immer mehr entfernte, bis wir allein blieben. Um mich her liegen acht zuckende Gestalten, ächzend, betend, fluchend, und mitten unter ihnen stehe ich bis zu den Knieen im Boden versunken und wage mich nicht zu bewegen. Ich fühle, wie mein Blut durch die abgerissenen Beinstumpfen hindurch allmählich entströmt und fühle, wie sich Alles vor meinen Blicken verdunkelt. Ich harre des Todes.

VIII.

Doch siehe, dort nähert sich eine Schaar der Retter: drei Männer, eine Frau und zwei Kinder.

Es sind Bewohner des benachbarten Dorfes.

Ah, sie kommen, um die Verwundeten aufzulesen und zu retten, die um ihrer Freiheit willen ihr Blut geopfert haben. Seid mir gegrüßt, ihr Brüder!

Es waren wackere Auvergnaten, einfache Bauersleute, noch unberührt von dem Gifte der Parteileidenschaft.

Sie waren indessen nicht gekommen, um die Verwundeten zu pflegen, sondern um all das, was sie in ihrem Besitze finden, als Geld, Uhren oder sonstige Wertobjekte, an einen sicheren Ort zu schaffen, damit sie nicht in die Hände des bösen Feindes gelangten.

Ich muß den schlichten Leuten vollkommen Recht geben. Für die Toten liegt doch absolut keine Notwendigkeit mehr vor, Geld bei sich zu haben oder Stiefel zu tragen.

Die guten, wackeren Menschen entkleideten unsere Verwundeten mit größter Liebenswürdigkeit, und die Frau und die beiden Kinder verstanden sich vortrefflich darauf, etwa verborgene Taschen in den Kleidern der Gefallenen aufzuspüren, um deren Inhalt an sich zu nehmen.

Mich ließ man bis zuletzt, da ich noch einige Lebenszeichen von mir gab.

Nun aber erfaßte einer der wackeren Mitbürger auch mich am Kragen, und die verehrte Dame begann meine Taschen zu durchstöbern.

Es war doch wirklich ein Jammer, daß mir Olympia alle meine

Louisd'or abgewonnen und mein General meinen Sold nicht ausgezahlt hatte, denn nun bemühten sich diese wackeren Leute ganz umsonst, fanden absolut nichts bei mir. Doch die Dame erblickte mit einem Male den Diamantring, den ich am Finger trug, und machte in einem seltsamen Französisch, das ich kaum verstand, die beiden Kinder darauf aufmerksam.

Der Ring wollte nicht herunter von meinem Finger, da die ganze Hand vom Frost hoch angeschwollen war. Da zog einer der Knaben ein Messer aus der Tasche und machte den Vorschlag, mir den Finger abzuschneiden, um in den Besitz des Ringes zu gelangen.

Welche Findigkeit! welcher Esprit! Auf einen so geistvollen Gedanken wäre ein ungarischer Bauer nie im Leben verfallen.

Und schon hatte man meine Hand erfaßt, um sie von dem ringgeschmückten Finger zu befreien, als mit einem Male eine Trompete hinter uns erschallte, worauf meine Retter erschrocken um sich blickten und, ihr Bündel rasch über den Rücken werfend, nach allen Richtungen der Windrose auseinander stoben.

Es nahte die Ambulanz des verhaßten Feindes, die Krankenwärterabteilung.

An ihrer Spitze befand sich ein impertinent blonder, brillentragender Doktor; ihm folgten die Sänftenträger mit dem roten Kreuz der Schweizer am Arm.

„Was wollen Sie?“ rief ich ihnen entgegen. „Ich ergebe mich nicht!“

„Schon recht, alter Knabe,“ erwiderte der Brillentragende. „Was fehlt Ihnen sonst?“

„Eine Kanonenkugel hat mir beide Füße weggerissen,“ gab ich stolz zur Antwort.

„Das wollen wir mal sehen,“ meinte der Patron, holte seine Werkzeuge zum Amputiren und Verbinden hervor und wies seine Leute an, mich vorsichtig aus der Erde zu ziehen.

Die kamen dem Befehl getreulich nach, und nachdem sie mich sehr behutsam aus der Vertiefung gehoben, lachten sie laut auf, während mir einer sogar einen tüchtigen Rippenstoß versetzte.

„Da seh' mal Einer den Helden! Du hast ja noch beide Füße, Freundchen!“ sagten sie.

Und so war es auch. Die Kugel, die vor mir niedergefahren war, hatte die Erde unter mir so tief aufgewühlt, daß ich bis an die Kniee in sie versank, und da meinte ich nun, mir seien beide Füße fortgerissen worden. Von diesem Glauben befangen, wagte ich keine Bewegung zu machen, um nicht zu verbluten.

Und der infame bebrillte Doktor stellte sich noch vor mich hin, um mir mit gelehrter Professorenmiene zu erklären, daß dies eine sehr natürliche Sache sei, daß die Einbildung, die Hallucination, die Sinnesverwirrung eine solche Täuschung wohl erklärlich und begreiflich machten, und er führte

mir sogar einen ähnlichen Fall an, den ich schon irgendwo in einem Pfennig-Magazin gelesen hatte. Am liebsten hätte ich ihm den Schädel eingeschlagen! Welche Schmach, sich in solcher Weise gefangen nehmen zu lassen!

IX.

Daß mich die Deutschen gefangen genommen haben, verzeihe ich ihnen, daß sie mich bis Straßburg zu Fuß mitlaufen ließen, will ich ihnen auch nicht nachtragen, daß sie mich beim ersten Fluchtversuch niederschießen wollten, gereicht ihnen zur Ehre; doch daß sie mich mit Erbswurst fütterten, werde ich ihnen niemals verzeihen!

Was nützt es, daß die Deutschen die Kunst des Buchdruckens, das Schießpulver, die Taschenuhr erfunden haben? Sie haben auch die Erbswurst erfunden und sich mit dieser Erfindung auf die tiefste Stufe der Barbarei versetzt.

Den gefangenen Feind zu verzehren, ist noch kein Kannibalismus; doch Erbswurst zu essen, ist ein Attentat gegen jegliches Völkerrecht.

Schon Plato hat erklärt, daß der Erbsengenuß verblödend wirkt, und die Deutschen haben während ihres Kriegszuges zwanzig Millionen Erbswürste verzehrt.

Wenn sie sie noch allein verzehrt hätten! Sie sind mit Philosophie so saturirt, daß ihnen die Erbswurst schier unentbehrlich ist, gleichwie das Brot bei fetten Speisen; aber bei uns edlen Völkerrassen legt dieses Nahrungsmittel jegliche Phantasie lahm.

Die gemahlene Erbse abermals zur Hülsenfrucht zu gestalten, indem man sie in Schweinsdärme füllt, ist eine unverzeihliche Erniedrigung der Würde des Schweines!

Dies erklärt auch, aus welchem Grunde die Deutschen als Sieger aus dem großen Kampfe hervorgingen. Als der deutsche Soldat vor dem Feinde auf dem Schlachtfelde stand, sagte er sich: „Gehe ich vorwärts, so werde ich vielleicht niedergeschossen; gehe ich aber rückwärts, so kriege ich ganz bestimmt Erbswurst.“ Und da ging er lieber vorwärts.

Und ich mußte mich zwei Wochen lang von dieser beschämenden Speise nähren, die ich verabscheue, verurteile; komme ich einmal nach Hause, so rotte ich die Erbse mit Stumpf und Stiel von meinem Landgute aus. Und Andrássy wußte das, und Andrássy intervenirte trotzdem zu Gunsten der Deutschen!

X.

Eines Tages kam mir nun der Zufall, dieser mächtige Verbündete der französischen Dramenschreiber, auf die merkwürdigste Weise zu Hilfe.

Da ich die ewige Erbswurst nicht länger zu mir nehmen konnte, so meldete ich mich krank, in der Hoffnung, daß die Leute im Krankenhause eine bessere Kost erhalten.

Meine Hoffnung trog mich denn auch nicht. Die an das Krankenlager gefesselten Personen wurden mit Liebigs Fleischextrakt verwöhnt.

Ich weiß nicht, woraus Liebig seinen Fleischextrakt herstellt; doch das Eine ist sicher, daß man dieses Zeug bei uns daheim eine Jauche nennen und die Gerber daraus Ledereextrakt machen würden.

Ich bekam alle Hochachtung vor dem deutschen Magen, da er selbst dies zu verdauen vermochte.

Mit welch schmerzlicher Sehnsucht dachte ich jetzt an Euch zurück, o Marschall, o Mihalek, o Frohner, und wie schmachtend vergegenwärtigte ich mir Deine Fischsuppen, o Goldener Adler!

Doch siehe da, als meine Verzweiflung aufs Höchste gestiegen war, erschien mein rettender Engel. Und zwar in Gestalt einer Nonne.

Eine entzückend schöne, junge Dame mit grauer Kapuze über dem weißen Kopftuch, bei deren Anblick mir das Herz vor Freude fast zwischen den Rippen davonhüpfte.

Die Dame trug die Tracht der nach der heiligen Calasantia benannten barmherzigen Schwestern, und sie wußte die Augen so prächtig zu verdrehen, als hätte sie die eigenen Sünden schon längst abgebüßt und sei jetzt anderen bei der Abbüßung fremder Sünden behilflich.

Trotzdem erkannte ich sie auf den ersten Blick.

„Olympia, Sie hier?“ flüsterte ich ihr zu, als sie sich mit einem langen Stück Wundpflaster meinem Bette näherte.

„Still!“ flüsterte sie zurück. „Verraten Sie mich ja nicht! Ich treibe mich hier in der Verkleidung der barmherzigen Schwestern herum, um unseren Gefangenen, die zu fliehen wünschen, Gelegenheit dazu zu geben. Wollen Sie fliehen?“

„Welche Frage! Natürlich will ich!“

„Und wollen Sie zusammen mit mir fliehen?“

„Mit Ihnen zusammen wäre eine Flucht das Köstlichste, was ich mir vorstellen kann.“

„So seien Sie wach um zwei Uhr Morgens. Um diese Zeit wird man die auf dem Schlachtfelde von Dijon aufgelesenen Verwundeten hier einliefern; einen derselben prakticiren wir in Ihr Bett, während Sie mit mir fliehen, und zwar in einer Verkleidung, die ich Ihnen überbringen werde.“

Ich griff mit beiden Händen nach dem mir gemachten Vorschlag. Ich lag natürlich mit weit geöffneten Augen da, als mein Schutzengel von Nonne sich um zwei Uhr Morgens an meinem Bette einfand, um mich inmitten der Verwirrung, die mit dem neuen Verwundetentransport verbunden war, aus dem Lazareth zu schmuggeln.

„Wo ist die Verkleidung?“ fragte ich sie.

„Ich habe sie an,“ lautete die Antwort. „Ich habe heute die Kleider für zwei Nonnen angelegt; eines lege ich ab, und Sie ziehen es an.“

„Wie? Als Nonne verkleidet soll ich fliehen?“

„Weshalb denn nicht? Einen Bart haben Sie noch nicht, können daher leicht für ein Frauenzimmer angesehen werden, namentlich in dieser Tracht, und dabei werden Sie dank derselben überall unangefochten hindurchschlüpfen können.“

Mir erschien dieser Einfall höchst seltsam; nie im Leben hätte ich gedacht, daß ich einmal eine barmherzige Schwester aus dem ehrwürdigen Orden der heiligen Calasantia abgeben würde!

Also verkleidet gelangten wir tatsächlich ohne jede Fährlichkeit aus dem Lazareth, und auf der Straße wartete bereits ein Wagen auf uns. Niemandem schien es aufzufallen, daß statt zweier Nonnen deren drei zum Tor herauskamen. Wir stiegen in den Wagen; ich bekam den Platz neben dem Kutscher. Das war ein ausgedienter Zuave, der fort und fort Branntwein trank und stets einen feuchten Schnurrbart hatte. Ich mußte auf dem ganzen Wege die Liebeserklärungen des betrunkenen Halunken anhören und mir seine branntweinduftenden Küsse gefallen lassen. Als er unternehmender zu werden begann, mußte ich mit beiden Fäusten dreinhauen, um ihn mir vom Leibe zu halten. Ich hatte wirklich gemeint, die Franzosen wären religiösere Menschen und brächten den heiligen Gewändern eine größere Achtung entgegen.

Die anderen zwei Nonnen auf dem Rücksitz aber schienen vor Lachen bersten zu wollen.

XI.

Am Abend des nächsten Tages langten wir glücklich im französischen Hauptquartier an, wo sich auch der Oberkommandant mit seinem Generalstabe befand.

Fragen darf man mich freilich nicht, wie die Stadt hieß und welchen Namen der General hatte, denn ich verwechsle die Namen immer und vermag sie nicht im Gedächtnisse zu behalten. Schon als kleiner Schuljunge machten mir die Namen viel zu schaffen; anfänglich hatte ich immer gemeint, Attila sei ein türkischer Heerführer gewesen, bis ich endlich erfuhr, daß eigentlich der verschnürte Leibrock der Ungarn so heiße, und von Schiller war ich stets der Meinung gewesen, es sei das ein deutscher Dichter, bis ich aus eigener Erfahrung zu der Wahrnehmung kam, daß eine ungarische Weinart diese Bezeichnung führe.

Tatsache war, daß man uns hier sehr freundlich aufnahm.

Olympia war beim Generalstab schon gut bekannt; fast jeder der Offiziere zählte zu ihren persönlichen Bekannten. Jetzt erfuhr ich, daß die Nonnentracht auch bei ihr blos eine Verkleidung sei, unter deren Schutz sie sich in das Lager der Deutschen schleiche, um Spionsdienste zu leisten, und habe sie in dieser höchst wichtigen patriotischen Mission dem Generalstab schon sehr wichtige Dienste erwiesen.

Die Franzosen sind doch ein geniales, gemütliches Volk, dagegen läßt sich nichts einwenden! Kaum eine Tagereise weit vom Feind entfernt,

nahm ein Jeder den Krieg von der scherzhaften Seite, und am Abend unserer Ankunft arrangirten wir einen Ball, wie man einen gleichen nicht einmal in der „Neuen Welt“, diesem beliebten Unterhaltungsorte der guten Stadt Pest, gesehen haben dürfte.

Wohl hatte man dort die Namen Rigolboche, Antoinette, Fadette und Fifine gesehen, auch die entzückende Fiaker-Milly bewundert; aber eine Cancantänzerin wie die anbetungswürdige Olympia hatte man auch dort noch nie zu Gesicht bekommen.

Ich meinte vor Bewunderung vergehen zu müssen, als ich sah, wie das herrliche Mädchen, mit dem winzigen Füßchen einen kühnen Kreis in der Luft beschreibend, mit der Schuhspitze seinem Tänzer die Asche von der brennenden Zigarre streifte. Das nenne ich Bravour.

Nur schade, daß der barbarische Feind uns auch diesen kleinen Spaß gründlich verdarb.

Wir wollten ihn am nächsten Tage angreifen; allein dieses uncivilisirte rohe Volk gönnt nicht einmal den eigenen Soldaten etwas Ruhe und überfiel uns, als wir uns am besten amüsirten, und mit einem Male fand das Knallen der Champagnerpfropfen eine erschreckende Parodie in dem Donner der Kanonen.

Wir Herren befanden uns natürlich insgesammt in der Stadt im Ballsaale; auf freiem Felde war nur die Mannschaft selbst anzutreffen.

Das überrumpelte französische Heer kämpfte mit wahrem Heldenmut gegen den Feind an. In Parenthese sei bemerkt, daß ich der festen Ueberzeugung bin, daß, wenn die Franzosen keine Generäle gehabt hätten und die Mannschaft nach eigenem Gutdünken hätte operiren und dreinhauen können, die Deutschen vielleicht sogar besiegt worden wären.

Als ich den Kanonendonner vernahm, der die Fensterscheiben des Ballsaales erklirren ließ, stieß ich einen Turko-Hauptmann, der mit Olympia gerade den Cancan tanzte, zur Seite, erfaßte einen Säbel, rannte hinaus, schwang mich auf ein Pferd und sprengte auf den Marktplatz. Dort war der General gerade mit dem Sammeln der Kavallerie beschäftigt, die aus allen Straßen und Gassen herbeiströmte und in bunter Mannigfaltigkeit afrikanische Jäger, Kürassiere, Beduinen und Artilleristen aufwies. Als eine stattliche Anzahl besammen war, stellte sich der tapfere General selbst an ihre Spitze, und damit ging es auf das Schlachtfeld hinaus.

Das Glück war uns günstig, denn trotz der Dunkelheit stießen wir auf ein Infanterieregiment, das bei unserem Anblick hurtig ein Viereck bildete. Wir griffen es mit verhängtem Zügel an. Die Infanterie gab eine Salve ab, die einen Teil unserer Leute ihrer Pferde beraubte, während sich ein anderer Teil zwischen die gefällten Bajonette stürzte, und jetzt entdeckten wir erst, daß sich ein kleiner Irrtum in die Sache eingeschlichen habe. Das Infanterieregiment gehörte nämlich auch zu uns, und wir schossen, säbelten uns in aller Gemütlichkeit gegenseitig nieder. Aus dieser Entdeckung entstand

eine noch größere Verwirrung; unsere Artillerie eilte uns zu Hilfe, und ihre Kartätschen richteten in unseren Reihen die größte Verwüstung an. Ohne dieses höchst bedauernswerte Mißverständniß hätte der angreifende Feind sein ruhestörendes Attentat sicherlich bitter zu bereuen gehabt. Aber auch so erhielt er einen gehörigen Denkzettel, denn bis zum anbrechenden Morgen behaupteten beide Parteien das Schlachtfeld, und am Morgen wurde ein sechsstündiger Waffenstillstand geschlossen, damit beide Parteien ihre Toten fortschaffen und ihre Verwundeten auflesen konnten.

Der durch ein so unheilvolles Mißverständniß herbeigeführte Angriff beraubte mich abermals meines Pferdes, und um mich als Fremdling im Lager nützlich zu machen, schnallte auch ich das rote Kreuz der Genfer Konfession um den Arm und schloß mich den Krankenwärtern an.

Nun kann ich Ihnen sagen, meine Herren, ein Schlachtfeld ist durchaus nicht jenes ideale Ding, als welches die Herren Poeten es darstellen.

Im Gegenteil, es bietet den widerlichsten, abstoßendsten Anblick der Welt.

Es ist ein großer Schindanger, ein riesiges Metzgerhaus, in dem verendete Pferde und zerfetzte, zuckende Menschenleiber in wilder Unordnung übereinander gehäuft liegen.

Und die Sterbenden deklamiren keine Verse aus Viktor Hugo oder Béranger, singen auch keine Opernarien aus den „Hugenotten“ oder aus „Lucia von Lammermoor“, sondern fluchen wie die Wilden und schimpfen auf alle Heiligen des Himmels, die Jungfrau Maria und die ganze Welt! daß es einen kalt überläuft, wenn man es zufällig zu hören bekommt.

Doch was man in den Lazarethen auf dem Schlachtfelde zu sehen bekommt, übertrifft alle diese entsetzlichen Dinge noch bei Weitem.

Ich glaube, daß, wenn vor Beginn eines Krieges die beiden feindlichen Heere an zwei mit solchen Verwundeten gefüllten Lazarethen vorüberziehen würden, beide Parteien ihre Flinten zerbrechen und sagen würden: „Ein Schurke, wer da Krieg führt. Wenn zwei Kaiser einen Strauß mit einander auszufechten haben, so mögen sie selbst zum Schwert greifen oder ihren Streit durch einen Faustkampf austragen; aber wir schießen nicht aufeinander.“

Welch entsetzenerregende Spuren der menschenmordenden Wissenschaft,

Hier sieht man eine Gestalt, die weder Hände noch Füße mehr hat, dort eine andere, die von der Kugel gänzlich durchlöchert ist; der dritten fehlt ein Stück des Kopfes, und sie lebt trotzdem noch; der vierten ist die Kugel mitten durch die Brust gegangen und hat sie doch nicht getötet; der fünften platzte die Granate gerade über dem Kopfe, so daß sie durch den Luftdruck den Verstand verlor und nur mehr auf gräßliche Weise zu lächeln vermag; die sechste wurde nur von dem Luftdruck der Kanonenkugel gestreift, so daß ihr die Rippen brachen und die Brust hoch anschwoll; die siebente, mit Säbelhieben über und über bedeckt, stellt nur mehr eine formlose, verstümmelte Masse dar; und alle diese Gestalten weinen, ächzen, wüten,

jammern, fluchen, verlangen Wasser, stöhnen, wälzen sich in hitzigem Fieber, knirschen mit den Zähnen, der erbarmungslose Feldscher aber geht und kommt zwischen ihren Reihen und erwägt, wessen Fuß oder Hand er abschneiden soll . . .

Dies ist entsetzlicher als der Kampf selbst!

XII.

Was habe ich gesagt? Daß bei einem Kriege das Lazareth das Schrecklichste ist? Ich widerrufe meine Worte. Das Schrecklichste in einem Kriege ist der Kot.

Schon seit einer Woche marschiren wir ununterbrochen in strömendem Regen; die Straßen und Wege sind buchstäblich grundlos.

Im „allons enfants de la patrie," (lasset uns gehen, Brüder) ist das Wort „allons" (lasset uns gehen) das allertraurigste, denn wer kann unter solchen Umständen gehen?

Und auf solchen Wegen gehen!

Am Vormittag waten wir durch einen klebrigen, schwarzen Kot, neben dem der Kot am Theißdamm zu Hause das reine Macadam ist. Er zieht dem Menschen den Stiefel vom Fuß, und ziehe ich den Fuß aus dem Kot, so wird ein Geräusch laut, als würden sich zwei Riesen küssen. Am Nachmittag folgt eine andere Art von Kot. Der besteht aus gelbem Lehm, in dem man nach rechts und links gleitet, den Nachbar über den Haufen stößt und einen halben Schritt zurücksinkt, wenn man einen Schritt vorwärts tut. Am nächsten Tag folgt der Abwechslung wegen kieseliger Kot, in dem es sich wie in halberstarrtem Mörtel gehen läßt, der unter der Sohle immerfort kracht, und zum Schluß, gleichsam als Trost, kommt eine glatte Jauche, die sich meilenweit hinzieht, eine zähflüssige, schaumige Masse, die durch den Stiefelschaft eindringt. Und das nennt man einen Kriegszug! Hol der Teufel die vielen Poeten! In ihren Kriegsgedichten preisen sie immer nur „meinen tapferen Arm"; doch habe ich noch nie ein Poem gelesen, in dem auch von „meinem tapferen Fuß" die Rede gewesen wäre, trotzdem — aufrichtig gestanden — im Kriege den Füßen der Löwenanteil zufällt.

Nun, meine Löwen kamen auf ihre Kosten, das kann ich schon sagen. Ich vermochte mich nicht mehr weiter zu schleppen. Die Sohlen meiner Stiefel hatten mich auf Nimmerwiedersehen verlassen, und meine Kleidung war die richtige Uniform geworden, denn sie war von der Zehe bis zum Kragen genau ebenso kotbedeckt, wie die der anderen; meine Sehnen versagten den Dienst, ich kann nicht mehr weiter und lege mich am Straßengraben nieder, selbst auf die Gefahr hin, daß ich dort zurückbleiben sollte. Ich fand einen umgestürzten Weidenstamm und ließ mich darauf nieder.

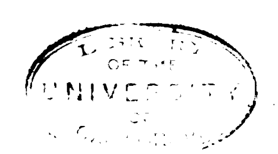
Dort hätte ich wirklich zurückbleiben können, wenn mir der Zufall nicht abermals zu Hilfe gekommen wäre, denn meine Kameraden zu Fuß

ließen mich ausnahmslos im Stich. Dann zog ein Reiterregiment an mir vorüber, und ein Sergeant rief mir aus dem Sattel zu, weshalb ich denn meinen Rappen nicht die Sporen gebe, worauf die übrigen laut lachten und weiterzogen. Gleich nach ihnen kam ein Trainzug, den die Pferde kaum von der Stelle bewegen konnten. Ein braver Samaritaner in Gestalt eines Trainkutschers blieb vor mir stehen, und ich sagte mir frohlockend: „Der nimmt mich auf seinen Wagen!“ Ja, Kuchen! Er schalt mich einen Faulpelz um den anderen, weil ich ihm nicht behilflich war, seinen Wagen aus der Pfütze zu heben, in die er geraten war. Na, das werde ich mir merken! Nun näherte sich mir eine Marketenderin. Doch darf man hierbei ja an keine „Tochter des Regiments“ denken. Es war vielmehr eine alte Hexe mit dichtbewarztem Kinn, einem Haarbüschel an der Nasenspitze und den häufigen Branntweingenuß verratenden blitzenden Augen; ihre Kleidung bestand aus einer Kapuze, Männerhosen, Kourierstiefeln und einer alten Uniformjacke. Die machte mir den Vorschlag, mich auf ihren Karren zu laden und mit sich zu nehmen. Soeben habe man ihren siebenten Mann erschossen, wenn ich wolle, könne ich den achten abgeben. Ich sagte ihr, sie möge mir lieber einen Schluck Branntwein geben. Worauf die alte Hexe den Daumennagel gegen den einzigen oberen Zahn stemmte, den sie noch im Munde hatte, und durch diese geistvolle Pantomime das zum Ausdruck brachte, was wir Barbaren als höchste Grobheit mit Worten auszudrücken pflegen. Ich ließ den Kopf auf den Weidenstamm sinken und kümmerte mich nicht mehr um die Welt; Schlaf und Müdigkeit hatten mich überwältigt. Vielleicht wäre ich auch gestorben, wenn sich ein gutherziger Trompeter meiner nicht erbarmt hätte. Er kam zu mir hin, setzte seine Trompete auf mein Ohr und blies so kräftig hinein, daß ich sofort zu neuem Leben erwachte. Dieser Trompeter war mein Lebensretter. Ich wünsche nichts sehnlicher, als ihm den Freundschaftsdienst einst auf gleiche Weise vergelten zu können.

Doch es giebt eine Vorsehung.

Als mich das Trompetengeschmetter dicht an meinem Ohr emporfahren ließ und ich mir das Ohr zu reiben begann, erblickte ich mit einem Male eine vierspännige Kutsche, und wen sehe ich darin sitzen? Meine Olympia. Und wer sitzt neben ihr? Mein General, den ich bereits für verloren gegeben, mein Skrzibinszki.

Beide hatten mich sofort erkannt, und in der nächsten Sekunde hielt die Kutsche vor mir. „Ach, Mossiö, Sie sind es?“ fragte meine Göttin. Sie lachten herzlich über mein derangirtes Aussehen und forderten mich auf, mich rückwärts zum Kutscher zu setzen. Dies war die glücklichste Minute meines Lebens. Ich konnte so nahe bei dem himmlischen Wesen sitzen und auf dem ganzen Wege ihren Chignon bewundern. Es war das ein aus wirklichem Menschenhaar verfertigter Chignon ohne jeden Einschlag von Kuhhaar, wie ich aus allernächster Nähe konstatiren konnte, denn ich



mußte ihr den Regenschirm über den Kopf halten, damit sie nicht naß werde, da wir in einem offenen Wagen fuhren. Olympia war überaus geistreich auf dem ganzen Wege. Sie enthüllte mir den ganzen Kriegsplan des Generals, und dazwischen tranken wir Cognac. Der General trank sechs Gläser voll, ich sieben und Olympia deren acht. Beim sechsten Glase schlief der General ein und ließ den Kopf auf Olympias Schulter sinken, während ich den Schirm über ihn hielt. Der Teufel hole die niederträchtigen Geschichtsschreiber! Die werden gewiß nicht aufzeichnen, daß der General unter meiner Bedeckung seinen Einzug in Paris hielt.

Und als der General eingeschlafen und es dunkel geworden war, neigte ich mich an Olympias Ohr und flüsterte ihr zu:

„Madame, je vous aime!“

Ich bitte Euch, diese Worte nicht zu übersetzen, wenn Ihr sie daheim in der Zeitung veröffentlicht, denn es soll nicht jeder Bauer wissen, was sie bedeuten.

Und Olympias Antwort bestand darin, daß sie zu schnarchen begann. Sie schlief. Und ich schlief auch ein. Der gemeinschaftliche Regenschirm, der sich gleich einer Fahne mit seinen schlaffen Fittichen über uns breitete, hüllte uns alle Drei ein und ich hielt seinen Stiel noch immer in der Hand. Welch dankbarer Stoff wäre das für einen Reimschmied gewesen! Wenn ich mich nur darauf verstanden hätte, die Scene in zierliche Verse zu setzen.

XIII.

... Es war schon finstere Nacht, als wir aus unserem totenähnlichen Schlaf erwachten. Der Wagen fuhr über Steinpflaster hin, und das Schütteln und Rütteln hatte uns geweckt.

„Wir sind in Paris!“ rief Olympia aus.

Ich blickte staunend um mich.

Vor uns gähnte eine finstere, unbeleuchtete Straße. Damals gab es kein Gas mehr in Paris. Schon der Gedanke allein wirkt erschreckend. Eine Riesenstadt, in der zwei Millionen Menschen leben und deren sämmtliche Straßen des Nachts finster sind! Damals begann man die Fenster der Häuser mit Sandsäcken auszufüllen, und rechts und links vernahm man auf der Straße Axthiebe, als befänden wir uns in einem Walde. Die Leute fingen an, die Boulevardbäume zu fällen.

„Ich erkenne Paris nicht,“ sagte ich.

Olympia aber sprach:

„Herr General und Herr Hauptmann, Sie sind meine Gäste, steigen Sie bei mir ab.“

Nun erkenne ich Paris freilich schon.

Olympia besitzt ein eigenes Haus in Paris; ihre Zimmer sind prächtig eingerichtet, ihre Diener tragen silbergezierte Livree. Kein Mensch weiß,

woher ihr Reichtum rührt, und dabei verkehrt die vornehme Welt sehr fleißig bei ihr.

Ich frage einen der Lakaien, wer seine Gebieterin sei, und er erwiderte: „Die zurückgelassene Gattin eines spanischen Thronprätendenten.“ Ein anderer meinte auf die gleiche Frage; „Eine russische Fürstin aus der Familie Mazeppa.“ Ich fragte einen dritten, und von diesem erhielt ich die Aufklärung, sie sei die Wittwe des Großmoguls von Laputa. Der vierte enthüllte mir endlich den wahren Sachverhalt: Olympia war eine natürliche Tochter des Königs von England. Das Wahrscheinlichste mochte es immerhin sein, wenngleich ich gewisse Zweifel auch in Bezug auf diese Abstammung nicht unterdrücken kann.

Daß sie ein großes Haus führte, war jedenfalls sicher. Des Abends versammelt sich die Gesellschaft bei ihr und bleibt bis zum frühen Morgen dort. Auf der Straße ist es überall finster, Barrikaden werden errichtet, Soldaten marschiren vorüber, und in Olympias Salon werden die zu jedem Kriege erforderlichen finanziellen Operationen durchgeführt.

Man hat mir gesagt, daß patriotisch gesinnte Mädchen und Frauen auch in meiner Heimat zu patriotischen Zwecken Geld sammeln, Koncerte und lebende Bilder veranstalten. Wenn dem so ist, so erkläre ich Olympia für die größte Patriotin der Welt! Sie hält allabendlich die Bank und schröpft auf diese geistvolle Art die Leute, denn sie nimmt ihnen Abend für Abend ungeheure Summen ab, die sie zweifellos zur Mobilisirung der Armee verwendet.

Unter den Gästen dieser huldreichen Dame will ich meinen General ganz besonders erwähnen. Kommt dieser mit Polen zusammen, so sagt er, daß er Italiener sei, kommt er mit Italienern zusammen, so giebt er sich für einen Ungarn aus, und mir sagt er, daß er Pole sei, was jedenfalls von einer erstaunlichen Vielseitigkeit zeugt. Sitzt er aber am Spieltisch, so nennt man ihn einen „Griechen“. (So werden in Paris die Falschspieler genannt.)

Dann haben wir hier den Bankier Grandsac. Ein großer, starker, dicker Mann, der jeden Tag eine Million an der Börse gewinnt und sie hierherbringt, um sie zu verlieren.

Ein sehr genialer Mann ist auch der Redakteur des jetzt entstandenen Journals: „Frère et cochon“. Er trägt einen langen, schwarzen Bart und das Haar in kleine Ringel gebrannt. Er ist ein sehr gelehrter Mann, der auch mein Vaterland genau kennt und häufig davon spricht. Er weiß, daß wir zwischen dem Schwarzen und dem Roten Meer liegen, dort, wo die Donau verschwindet und gleich den Quellen des Nils nicht mehr zu finden ist, daß wir einen berühmten Heerführer, Tamerlan, hatten, der die Hauptstadt von Ungarn, Bukarest, erbaute. Daß wir eine gelehrte Gesellschaft besitzen, die Skupschtina heißt, und deren Präsident der berühmte Orientalist, Baron Karagyorgyevics ist. Daß wir einen berühmten Dichter

unser nennen, mit Namen Zastava, der das herrliche Heldengedicht „Paskevics“ schrieb — und all dies verschwieg mir Franz Toldy, der mich in ungarischer Litteraturgeschichte unterrichtete. Auch in Bezug auf unser Kunstleben erwies er sich als sehr unterrichtet. Unsere Nationalmusik ist der „Dudelsack“, im Nationaltheater werde auch auf diesem Instrument gespielt, und die Zigeuner seien unsere berühmten Sänger. Das Alles hatte er gelesen. Unsere Politik hatte er ebenso gründlich studirt. Bei uns zu Lande wohnen zwei Völkerarten: der Hongrois und der Ungar. Der Ungar ist eigentlich der Türke und ein Heide, und der Hongrois sei der alte Römer. Ob ungarisch oder mongolisch sei ganz egal; die Mongolen vertreten die Aristokratie. Sie unterdrücken die Hongrois und machen Janitscharen aus ihnen, wofür dann die Hongrois auf dem Meere alle Schiffe der Ungarn und Mongolen kapern. Und all dies wäre mir unbekannt geblieben, wenn ich mit dem Redakteur des „Frère et cochon“ nicht bekannt geworden wäre.

XIV.

Die Bekanntschaft sollte mir aber trotzdem von ganz bedeutendem Vorteil sein.

Nach meiner Ankunft in Paris war es natürlich mein Erstes, Mabile und die Closerie des Lilas zu besuchen. (Sollte daheim Jemand fragen, was das sei, so möge man mit der Erklärung aufwarten, daß ersteres ein Nationalmuseum sei, wo Antiquitäten gezeigt, letzteres aber ein Volksgarten, wo schöne Tierchen gefüttert werden.)

Doch welch eine Enttäuschung harrte meiner!

Dort wo sich früher die lauschigen Lauben befunden hatten, in denen mir die übermütige Fifine einst den Zigarettenrauch in's Gesicht geblasen, waren martialisch dreinblickende Freiwillige beschäftigt, Kies für die Schießbatterien heranzukarren, und auf der Tribüne, auf der Fadette ehedem den Cahu getanzt, las ein Volksredner mit zerzaustem Haar der lärmenden Zuhörerschaft etwas aus einem vergilbten Zeitungsblatte vor, während an den Bäumen weder Ninons Hut, noch Fanchons Sonnenschirn, sondern Säbel und Flinten hingen.

Während ich dort herumlungerte und im Stillen darüber nachgrübelte, wo „sie“ wohl hingeraten sein mochten, begann man mit einem Male um mich her zu schreien: „Spion! Spitzel!“ Zwei Kerle faßten mich auch gleich beim Kragen und fuhren mich rauh an:

„Wer bist Du?“

Ich gestehe voll Stolz, daß ich ein Ungar bin.

Worauf einer der beiden Kerle sagte:

„Wenn Du ein Ungar bist, so bist Du ein Oesterreicher; wenn Du ein Oesterreicher bist, so bist Du ein Deutscher; wenn Du ein Deutscher bist,

so bist Du unser Feind, und wenn Du unser Feind bist, so mußt Du an einem Baumast baumeln.“

Und sehr mal à propos hätten sie mich sofort aufgeknüpft, — den Strick hatte ich bereits um den Hals — wenn nicht der Volksredner dort auf der Tribüne auf den Lärm aufmerksam geworden wäre und mich nicht erkannt hätte. Es war der Redakteur des „Frère et Cochon“.

„Lasset ihn frei!“ donnerte er von der Tribüne herab. „Es ist kein Autrichien, sondern gehört der in Algier ansässigen ungarischen Rasse an. Ich kenne ihn. Er ist der Neffe Abd-el-Kaders!“

Bei diesen Worten ließ man sofort ab von mir. Denn in der heutigen Nummer des „Frère et Cochon“ stand zu lesen, daß Abd-el-Kader mit fünfzigtausend Mameluken aus Syrien bereits unterwegs sei, um Paris zu entsetzen.

XV.

Während man mir in der verwüsteten Closerie des Lilas die Kehle zusammenschnürte und mich aufknüpfen wollte, kamen mir mit einem Male zwei prächtige Gedanken.

Schon von mehreren Aerzten hatte ich gehört, daß man in solchen Augenblicken die schönsten Gedanken hat; schade, daß man diese im Moment der höchsten Bedrängniß nicht sofort niederschreiben kann.

Zuerst fiel mir ein, den Namen der Ungarn den Parisern vertraut zu machen; sie sollen wissen, wer und was wir sind.

In Paris giebt es Ungarn die schwere Menge, und die schaare ich alle um mich. Ich stelle eine Freischaar aus ihnen zusammen und vollbringe Wunderdinge mit ihnen.

Zweitens — doch das werde ich erst enthüllen, wenn ich zu Olympia zurückgekehrt sein werde.

Ich langte gerade rechtzeitig bei ihr an. Die anmutvolle reizende Dame fluchte wie ein Dragoner. Auf meine besorgten Erkundigungen berichtete sie mir, der Oberkommandant von Paris habe den Befehl erteilt, daß all die Damen, die in der Hauptstadt weder eine Beschäftigung noch eine Familie haben, Paris binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen hätten.

Das war der reinste Vandalismus.

Und die Sache wurde zur traurigen Wahrheit.

Ich sah es selbst mit an, wie der erbarmungslose Gouverneur vierzigtausend Damen durch Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett aus der Stadt abschieben ließ. Ich sah den Boulevard seiner ganzen Breite nach von Bataillonen gefüllt, deren Fahnen aus Sonnenschirmen bestanden, Bataillone, die Chignons, Baschliks, Federhüte und wehende Schleier trugen, Kampfreihen in seidenen Kleidern, kurz, ein höchst liebenswertes, feindliches Lager, das das Feld räumen mußte.

„Madame," sagte ich zu Olympia, „Sie sollen die Retterin Ihres Geschlechts werden. Weshalb vertreibt man diese Damen aus Paris? Doch nur, weil sie Frauen sind. Verwandeln Sie sie in Männer. Stellen Sie ein Amazonenkorps zusammen.

„Ein großartiger Gedanke!" erklärte Olympia, und vor Freude umarmte und küßte sie mich. „Ja, ich stelle ein Amazonen-Korps zusammen."

Und noch an demselben Tage hißte sie die Werbefahne vor ihrem Hause auf, und noch war der Abend nicht herangekommen, und schon hatte sich das Amazonenkorps auf hundert Köpfe vermehrt. Da es in Paris zahlreiche liebenswürdige Damen giebt, die zwar Pferde, doch weder eine Familie noch eine Beschäftigung besitzen, so bedeutete dieser Gedanke die Rettung für sie. Der grausame Gouverneur hatte doch nur die zu Fuß einherwandelnden Damen aus der Hauptstadt verbannen können; die Berittenen waren davon ausgeschlossen, und die vereinigten sich zu einer Kavallerieschwadron.

Es war in der Tat ein entzückender Anblick! Hundert stattliche Amazonen in Husaren- oder Dragoneruniform, und an ihrer Spitze die imponirende Gestalt Olympias mit einem silbernen Schuppenpanzer à la Semiramis.

Eine Schwadron, rein zum Aufessen.

Wirklich hatten wir sie zur Hälfte aufgegessen, ehe ein Monat um war, — das heißt, ihre Pferde.

Und nun gehe ich hin, um die zweite Hälfte meiner Idee auszuführen, das heißt, um die in Paris wohnenden Ungarn zu sammeln.

Und wenn sich meine Heldin an der Spitze ihrer Amazonen durch siegreiche Kämpfe einen ebensolchen Namen gemacht haben wird, wie ich selbst als Anführer meiner Schaar, und wenn wir nach erkämpftem Sieg auf dem Marsfelde zusammentreffen und wir uns gegenseitig den Lorbeer auf das Haupt drücken werden — das wird doch ein Anblick sein, würdig des Pinsels des größten Malers, würdig der Leier des größten Dichters.

XVI.

Wie vorauszusehen gewesen, verfehlte meine im Café d'Espagne angeschlagene Aufforderung ihre Wirkung nicht.

Binnen dreier Tage belief sich die Zahl der ungarischen Legion auf sechzig Mann, deren Organisirung und eventuelle Anführung seitens des Oberintendanten der Nationalgarde von Montmartre, meines Freundes, des Redakteurs von „Frère et Cochon", meiner Wenigkeit übertragen wurde. Wie der Mann eigentlich hieß, weiß ich nicht. Mir blieb blos der Titel seines Blattes im Gedächtniß haften. Er war gleichzeitig auch der Verpflegungskommissar der Nationalgarde von Montmartre. Daß er ein derartiges Amt bekleiden müsse, hatte ich gleich gemutmaßt, als ich sah, daß er an Olympias Spieltische jede Karte mit einer Hand voll Goldstücke besetzte.

Für meine Legion erteilte er mir einen Vorschuß. Er verlangte nicht einmal eine Quittung von mir, ich sollte blos auf eine Visitenkarte von mir aufschreiben, daß ich den Vorschuß behoben hätte, — die Summe werde er schon dazuschreiben.

Meine ungarische Legion bestand also aus sechzig Mann. Allerdings mochten sich unter ihnen auch nicht wenige aus der Lerchenfelder Gegend zu Wien befinden, und hätte ich von meinen Leuten verlangt, sie mögen mir sagen, wer Alexander Petöfi gewesen, so würde mir die Hälfte wohl das Handgeld zurückgegeben haben. Aber tapfer und unerschrocken waren Alle, das kann nicht bestritten werden.

Als ich sie in Reih und Glied stellte, hüpfte mir das Herz vor Freude im Leibe.

Ich nahm sie mit mir nach Montmartre und stellte sie dort dem Oberintendanten vor.

Mein Freund „Frère et Cochon“ benützte die Gelegenheit, um eine Rede an die ungarische Legion zu richten. Seine Rede lautete also:

Citoyens! Nachkommen Tamerlans und Decebals!

„Ihr, deren Väter von den barbarischen Ungarn gleich dem lieben Vieh vor den Pflug gespannt werden, Ihr, deren Mütter von den mongolisch-ungarischen Aristokraten entehrt worden sind, Ihr, deren Töchter von den tatarischen Tyrannen auf dem Marktplatze zu Kabahar an die Türken verschachert werden, Ihr, die Ihr von den ungarischen Bonzen und Derwischen absichtlich betört und verblendet worden seid, damit Ihr Eure uralte angestammte Hongroissprache vergesset, — habet keine Angst, die Stunde der Rache hat geschlagen. Haben wir die deutschen Tyrannen vernichtet, so kommt Euer Land an die Reihe; auch dort werden wir alles Tyrannische zerstören und vernichten. Wir fegen die Ungarn von der Erdoberfläche hinweg und befreien die Hongrois, verhelfen der uralten Römersprache Eurer Väter wieder zu ihrem Recht. Wir fegen die Städte hinweg, hinter deren steinernen Mauern Eure Brüder gefangen gehalten werden, auf daß Ihr wieder frei sein könnt auf der Pußta gleich Euren Vorfahren unter dem großen Tamerlan! Wir fegen Alles hinweg. Die Throne und die Webstühle, die Grenzen der Länder und die Kirchen. Wir verkünden bei Euch die Republik und ernennen den hochberühmten Helden Rózsa Sándor zum Könige derselben.“

Der Citoyen fegte und fegte solange, bis er meine ganze Legion hinweggefegt hatte. Als ich mich nach beendeter Rede umschaute, war keine Seele von meiner Legion zurückgeblieben. Sie war spurlos verschwunden, und niemals sah ich auch nur Einen wieder. Nur wir Beide, der Citoyen und ich waren zurückgeblieben.

Die Kurzsichtigen, die Einfältigen, die waren für so erhabene Ideen noch nicht reif.

XVII.

Das Vernünftigste, was ich unter solchen Umständen tun konnte, war, der Legion meines Freundes, des Journalisten, beizutreten. Sie benannte sich die „Legion der Unversöhnlichen“. Es war eine wahre Eliteschaar, in der Niemand dem Anderen zu befehlen hatte. Leutnants und Hauptleute und sonstige tyrannische, militärische Institutionen kannten wir nicht. Wir waren uns Alle gleich. Nieder mit der militärischen Aristokratie. Jeder Soldat hat sich selbst zu befehlen! Er stellt sich hin, wohin es ihm beliebt, geht und marschirt, wann es ihm paßt, schießt dorthin, wohin es ihm gut dünkt. Das ist die wahre Freiheit.

Den ganzen Tag über taten wir, was wir wollten. Wir aßen Pferdefleisch, tranken Cognac, sangen die „Marseillaise“ und schimpften über Trochu. Am nächsten Tage schimpften wir wieder über Trochu, sangen wieder die „Marsellaise“, tranken wieder Cognac und aßen wieder Pferdefleisch.

Am siebenten Tag aber schimpften wir schon über das Pferdefleisch, den Cognac, die Marseillaise und Trochu gleicherweise, weil Alles so lange anhielt:

Na, das wird ja gleich ein Ende haben, tröstete man uns. Noch heute Nacht geht es gegen den Feind.

„Vorwärts! Vorwärts!“ schrien wir Alle und eiferten uns gegenseitig so lange an, bis wir — als die Letzten zurückblieben.

Daß wir in Ordnung vorgedrungen waren, wird uns Niemand zum Vorwurf machen können; das ist aber schließlich gar nicht notwendig, wenn wir nur einen guten Anführer haben. Und an einem solchen ist kein Mangel. Unser Anführer ist mein General, der polnisch-italienisch-ungarische Skrzibinszky. Er allein hatte auch ein Pferd; man hatte es ihm belassen, weil es gar so mager war. Und mich zeichnete die Legion damit aus, daß ich die Fahne zu tragen hatte.

Es war ein kalter Wintermorgen, als wir vor den Schanzmauern der Festung Issy, inmitten der rauch- und rußgeschwärzten Bäume eines niedergebrannten Waldes aufgestellt wurden. Natürlich gingen wir aus der stehenden Lage alsbald in die liegende über. Von einem Kanonenschuß war weit und breit nichts zu hören. Wir schimpften über Trochu, weil er nicht schießen ließ. Es wehte ein kalter Wind, und auch deshalb schimpften wir über Trochu. Dabei mußt Du wissen, Freundchen, daß der Intendant mit dem Verpflegungstrain sehr zurückgeblieben war, so daß sich unser General selbst anheischig machte, zurückzugehen und ihn aufzusuchen. Derartiges ist immer Sache des Generals, darum sitzt er ja zu Pferde. Wirklich hatte er ihn bald aufgestöbert, und im Triumphe brachte er ihn mit sich. Nun war Alles in der schönsten Ordnung. Wir machten Witze und Kalauer die schwere Menge über den Feind. Mein Freund, der Redakteur, las uns die heutige Nummer des „Frère et Cochon“ vor, in der unser

glänzender Sieg im vorhinein auf das schönste geschildert war. Selbstredend fiel der Löwenanteil daran der „Legion der Unversöhnlichen" zu.

Mitten im besten Geplauder findet sich der Adjutant des Höchstkommandirenden, ein martialisch dreinblickender, graubärtiger Bursche mit von Wundnarben greulich entstellter Physiognomie, bei uns ein und sagt, der Feind komme dort hinter jenem Hügel auf uns zu; wir mögen uns in Plänklerkette entwickelt aufstellen und den Gegner mit einem Peloton-Feuer empfangen. Also laute der Befehl des Generals.

Bei den Worten: „Dort kommt der Feind!" beginnt mein Freund, der Oberintendant, zu schreien: „Verrat!" Ihm schreit die ganze Legion wie besessen nach: „Verrat! Verrat!" und Flinten, Säbel und Patrontaschen wie wahnsinnig von sich werfend, stürmt Alles in die Stadt zurück. Der Intendant selbst schwang sich auf einen Branntweinkarren, während mein General auf mich zugeritten kam und mir entschlossen zurief: „Unsere Fahne muß gerettet werden!" Damit entriß er mir die Fahne, gab seinem Gaul die Sporen und sprengte damit Allen voran der Stadt zu, wobei er in allen Straßen, durch die er kam, aus Leibeskräften schrie: „Verrat! Verrat! Verrat!"

Ich setzte mich auf einen halb verkohlten Baumstamm.

Der Adjutant des Höchstkommandirenden holte seine Cigarrentasche hervor, zündete sich eine Cigarre an und fragte mich dann:

„Citoyen, weshalb sind Sie denn nicht mit den Uebrigen davongelaufen?"

„Sapristi!" schrie ich voll Wut. „Ich weiß nicht, was Verrat ist, und will nicht laufen wie die Anderen. Während Ihres ganzen famosen Feldzuges bin ich schon mehr gelaufen, als alle Soldaten der österreichischen Armee zusammengenommen, die doch das Laufen gründlich gelernt haben. Ich bin hierher gekommen, um zu kämpfen. Daheim hatte ich zu mindest zwölf Duelle, habe Kugeln in den Leib bekommen und Säbelhiebe ausgehalten, mehr, als Sie vielleicht denken, weiß also, wie derlei schmeckt. Sacrebleu! Ich hab' die Franzosen, die immer nur Prügel bekommen, schon satt, und möchte nunmehr solche Franzosen sehen, die auch wirklich kämpfen."

„Eh, bien," erwiderte mir der alte Hauptmann; „so kommen Sie mit mir, ich werde Ihnen auch solche zeigen."

Ich brauchte mich nicht sonderlich zu beeilen, denn von der Festung her näherte sich uns ein Bataillon Jägerschützen im Sturmschritt; ich raffte eine der Flinten auf, die zu meinen Füßen lagen, stellte mich in ihre Reihen und blieb auch dort.

Es waren finstere, wortkarge Auvergnaten, die nur sehr häßlich französisch sprechen, aber um so schöner französisch kämpfen.

Einen vollen Monat verblieb ich bei ihnen.

Und dann sah ich wirklich, was ich sehen wollte: Franzosen, die kämpfen.

Zwar sangen sie nicht die „Marseillaise", lagen aber dafür Tag und Nacht auf dem gefrorenen Boden, wenn der Schnee in den Schanzgräben die Vorposten verdeckte, und rührten sich nicht von der Stelle, obschon der eiskalte Decemberwind erstarrend durch die Reihen der Soldaten blies und man kein Feuer anmachen durfte, um sich daran zu wärmen. Bomben platzten inmitten der tapferen Schaar, und die zu Tode verwundeten Kämpfer harrten, ihr schmerzliches Stöhnen unterdrückend, der Nacht, die sie in ihr Dunkel einhüllen sollte, nur um die Kameraden nicht zu verraten. Und das vor Frost knirschende Brot mußte der Soldat erst im Munde auftauen lassen, um es verzehren zu können. Die schrien nicht: „Es lebe das Vaterland!" sondern starben für dasselbe.

In solchem Maße hatte der zersetzende Einfluß der Sklaverei ihre Seelen unterjocht.

Und wenn der Feind zuweilen ihre Schanzen stürmte oder sie den Feind angriffen, schlugen sie sich gleich Bären, so lange Bajonette und Gewehrschäfte vorhielten; ging es aber vorwärts, so waren immer die Offiziere die Ersten, bei der Rückkehr aber die Letzten.

Nur schade, daß sie solche Sklaven waren! Nie vernahm ich den Ruf: „Vive la liberté!" von ihren Lippen. Die Tyrannei, unter der sie so lange geseufzt, hatte den Geist der Freiheit gänzlich aus ihnen ausgerottet. Die konnten nur kämpfen und Disciplin halten, konnten nur hungern und frieren, sonst aber auch gar nichts. Von den höheren Menschenrechten, den Pflichten des Vaterlandes seinen Söhnen gegenüber, von der allgemeinen Weltfreiheit und der gleichmäßigen Arbeitsaufteilung hatten sie keinen blauen Dunst!

Wohl ist es wahr, daß wenn die Zweihunderttausend, die die Stadt mit ihren Mauern umschloß, ebenso gekämpft hätten, wie die da draußen, Frankreich gerettet gewesen wäre; — allein wohin wäre dann die Freiheit geraten?

XVIII.

Inzwischen begannen Schreckensnachrichten aus Paris zu uns zu gelangen. Es hieß, Pferdefleisch sei auch nicht mehr aufzutreiben. Wir bekamen zwar überhaupt keines, denn außer Speck und Brot gab man uns nichts, und die an ihre Sklaverei gewöhnten Soldaten murrten gar nicht darob; allein in Paris herrschte bereits große Not. Die Pferde hatte man schon verzehrt. Das gleiche Schicksal war den Elefanten aus dem Jardin des Plantes widerfahren. Nun beginnt man die Hunde und Katzen zu verspeisen. Ja, man jagt sogar schon auf Ratten, um sie zur Uebergabe ihres Fleisches zu veranlassen. Es ist entsetzlich, diesen Gedanken auszudenken! Das verwöhnte, verweichlichte, wählerische Paris ißt Ratten- und Katzenfleisch! Und das Brot wird von Amtswegen ex offo verteilt, und Herren

und Damen bilden gleicherweise Queue auf der Straße vor dem Hause der Regierung und warten, bis die Reihe vor dem Pult, an dem das Brot verteilt wird, an sie kommt, worauf sie das erhaltene, halb ungenießbare Brot im Triumph nach Hause tragen. Eine schreckliche Vorstellung! Am Ende befindet sich Olympia auch unter der brotbettelnden Gesellschaft und hält den seidenen Rock empor, damit man ihr die heutige Brotration hineinwerfe. Vielleicht ist sie aber zu stolz dazu und sitzt statt dessen ganz allein daheim, verlassen und verraten von ihren Dienstleuten, denen sie nicht mehr zu essen geben kann! Vielleicht hungert sie sogar! Entsetzlich! Olympia, die Fee, die Göttin, hungert! Und hat sie überhaupt in ihrem Hause verbleiben können? Die Bomben des Feindes verschonen ja kein Haus der Stadt! Vielleicht sitzt sie jetzt, statt auf ihrem Divan aus Seidenripps, im Keller auf feuchtem Stroh, hält ein Holzscheit in der Hand und lauert vor dem Rattenloch auf den Moment, da sich die Ratte hervorwagt, um die willkommene Beute zu erschlagen und sie an der Spirituslampe zum suprême de volaille zu verarbeiten. Welch schauderhafte Vorstellung! Sie ließ mich nicht einmal des Nachts Ruhe finden. Alles verzeihe ich dem Feinde; doch daß man Rattenatome sich mit dem edlen Blute Olympias vermengen ließ, werde ich ihm niemals vergessen. Sämmtliche Ratten (Balletmädchen) der Oper mögen sich dafür an ihm rächen.

Heiße Sehnsucht überkam mich, mein Brot mit ihr zu teilen. Lägen nur unsere Quartiere einander näher, so würde ich ihr ja getreulich die Hälfte meines Brotes überlassen. Nun alle Welt die Dame meines Herzens verlassen hat — denn das ist zweifellos geschehen, als das Rattenmenu an die Reihe kam — ernähre ich sie mit dem mit meinem Blute erkauften Brot! Was sie sich mit all ihren Schätzen nicht zu erkaufen vermag, erkaufe ich ihr mit jedem Tropfen meines Blutes: die für ihren Lebensunterhalt unentbehrliche tägliche Brotration!

XIX.

Als im Januar der großartige Ausfall mit hundertfünfzigtausend Mann in der Richtung nach Chantilly unternommen wurde, war ich auch dabei.

Es ist indessen nicht meine Absicht, den großartigen Kampf zu beschreiben; das haben ohnehin seither alle Zeitungen besorgt, und ich sollte mich sehr wundern, wenn nicht schon sämmtliche illustrirten Blätter die verschiedensten Abbildungen davon gebracht hätten.

Auf einem dieser Bilder bin ich auch zu sehen; man muß nur gut hinschauen.

An diesem Tage blieben wir die Sieger; doch unter all unseren Trophäen, deren wir uns rühmen können, muß in erster Reihe der komplette Verpflegungstrain erwähnt werden, den wir den Deutschen abnahmen. Es stelle sich Jemand eine Truppe von Zuaven vor, die seit zwei Wochen

nichts Anderes als feuchten Zwieback gegessen hat und die jetzt mit einem Male einen mit frisch gebackenen, knusperigen, länglichen Brotlaiben gefüllten Wagen vor sich sieht. Wir hätten den Wagen im Handumdrehen erobert, selbst wenn alle Heere der Triplealliance ihn bewacht hätten. Die Bedeckung desselben leistete grimmigen Widerstand. Ein putziger preußischer Gardeleutnant fuchtelte ganz fürchterlich mit seinem Säbel herum; den erkor ich mir zum Kampfobjekt. Ich bin ja ein berühmter Fechter und weiß mit dem krummen Säbel ebenso wie mit dem geraden Bescheid; war ja der beste Schüler Chapons. Nur das eine hatte mich Chapon nicht gelehrt, was zu tun sei, wenn einer der Gegner einen krummen, der andere aber einen geraden Säbel hat! Die Folge dieser lückenhaften Ausbildung war, daß ich dem Preußen einen Hieb über den Kopf gab, während er mit seinem geraden Säbel mir den Arm durchstach. Er hatte aber einen Helm auf dem Kopf und spürte meinen Hieb gar nicht, während ich seinen Stich um so besser verspürte.

„Oh über den Ungeschickten!" rief ich ihm zu. „Du glaubst wohl, jetzt einen Franzosen verwundet zu haben, was? Da irrst Du Dich aber gewaltig! Denn ich bin kein Franzose, sondern ein Ungar!"

„Nun, dann gilt der Stich nicht!" erwiderte Jener.

Ob er gilt oder nicht gilt, ich hatte ihn einmal davongetragen; doch achtete ich nicht weiter darauf, sondern war behilflich, den Feind von den Brotlaiben zu vertreiben, und fühlte mich namenlos glücklich, als ich einen der schönen, länglichen Brotlaibe unter meinem Mantel verborgen an mich drücken konnte. Daß das Brot von meiner Armwunde blutig wurde, tut nichts; so wird es um so beredter bezeugen, um welchen Preis ich es zu erwerben vermocht.

Denn ich hatte diesen Brotlaib der bezaubernden Olympia zugedacht. Ja, ihr werde ich ihn schicken, dies ist meine Siegestrophäe!

Welchen Abschluß der Kampf nahm, kann man aus den Zeitungen ersehen; ich weiß nur, daß, als die Kanonen verstummt waren und man die Verwundeten zu sammeln begann, mich Jemand beim Oberkommandanten denuncirte, daß ich gleichfalls verwundet sei.

Dieser tyrannische Soldat, der den Oberbefehl führte, schien mich mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln, seitdem ich mich in seinem Lager befand, denn er erkundigte sich wiederholt nach mir und schickte mir häufig auch Cigarren.

Jetzt ließ er mich sofort vor sich kommen und befahl mir, mit meiner Wunde in's Lazareth zu gehen, um mich behandeln zu lassen. Meine Einwendungen wurden nicht beachtet. Er gab mir sogar seinen Adjutanten zur Seite, den wundnarbenbedeckten alten Burschen, damit er mich nebst den übrigen Verwundeten nach Paris zurückbringe.

Ich mußte dem tyrannischen Befehl gehorchen, so sehr ich mich auch sonst gegen jegliche Tyrannei auflehne.

XX.

Es war spät Abends, als der die Verwundeten befördernde Zug in Paris anlangte. Ich bat darauf den mich begleitenden Veteran um die Erlaubniß, meine angebetete Olympia aufzusuchen, bevor ich mich in's Lazareth begab, denn ich hätte sie schon seit einem vollen Monat nicht gesehen. Auch sei es nicht ausgeschlossen, daß sie Hunger leide und wolle ich sie mit dem auf dem Schlachtfelde erkämpften Brotlaibe vor dem Hungertode retten.

„Eh bien," erwiderte der Veteran; „so wollen wir erst zu Olympia gehen."

„Sie kennen sie auch?"

„Wie sollte ich nicht? Ich war ja zehn Jahre lang Polizeikommissar."

Es war entsetzlich, durch die Straßen zu wandern, in die seit einem Monat Bomben und Granaten niederfielen. Der Palast Olympias wies kein ganzes Fenster mehr auf.

Als wir durch das Tor eintraten, war von einem Portier, Kutscher oder Lakaien keine Spur zu entdecken; erst nach langem Suchen vermochten wir eine lebende Seele zu erblicken: den alten Koch, der von der ganzen zahlreichen Dienerschaft zurückgeblieben war. Ich fiel ihm um den Hals, als ich ihn sah.

„Wo ist Deine Gebieterin?" fragte ich ihn.

„Unter der Erde," erwiderte er finster.

„Im Grabe?" schrie ich und packte den Patron an der Kehle.

„Nein, sondern im Keller."

Nun küßte ich ihn und fragte:

„Darf man sie besuchen?"

„Nein, denn sie betet. Sie betet während des ganzen Tages."

„Habt Ihr noch etwas zu essen?"

„Kaum. Die Pferde haben wir schon vergangene Woche verzehrt."

„Und was ist's mit dem kleinen Dudu, dem Schoßhündchen mit dem seidenweichen Fell?"

„Den haben wir vor drei Tagen verspeist."

„Und den Coco?"

„Den auch."

„Und den Joco?"

„Den auch."

„Was? Hund, Papagei und Affen gleicherweise?"

„Natürlich! Und seit vorgestern leben wir von dem Hirschleder, auf dem Madame zu schlafen pflegte."

„Wahrscheinlich in hachirtem Zustande, was?"

„Nein, sondern als Frikassée zubereitet."

„Und dann?"

„Dann kommen die Stiefeletten meiner Gebieterin in entsprechender Zubereitung an die Reihe."

„Marinirt?"

„Nein, sondern grillirt mit Sauce tartare."

Das Herz krampfte sich mir bei diesem Gedanken zusammen. Grillirte Stiefeletten soll man essen müssen, wennschon mit Sauce tartare!

„Sieh, Joconde," sprach ich und zog den blutgetränkten Brotlaib unter dem Mantel hervor; „hier hast Du einen ganzen Laib Brot. Uebergieb ihn Deiner Gebieterin. Sage ihr, ich hätte ihn selbst auf dem Schlachtfelde erobert; er soll nun ihr teures Leben retten. Unsere Truppen haben die feindlichen Reihen gesprengt, und morgen werden wir entsetzt sein. Schwöre mir, daß Du ihr dieses Brot übergiebst! Ich gehe jetzt in das Lazareth, wo man mich sicherlich umbringen wird."

Und der alte Koch schwor mir bei allen Heiligen, daß er den letzten Wunsch eines Sterbenden getreulich erfüllen werde.

XXI.

Auf der Straße angelangt, erfaßte der Veteran meine Hand und sprach:

„Mossiö! Ich glaube, daß Ihr Herz eine viel schwerere Wunde davongetragen hat, als Ihr Arm. Wir wollen daher erst Ihr wundes Herz heilen. Kommen Sie mit mir."

Damit schob er seinen Arm unter den meinigen, der nicht verletzt war, und geleitete mich zu einem engen Durchgang, der keinen Ausgang hatte. Doch befand sich in der Mitte der Straße eine runde eiserne Tür, deren Verschluß ihm wohlbekannt sein mochte, denn er hatte sie alsbald geöffnet, und nachdem sich der eiserne Deckel emporgehoben, gähnte uns der Eingang zu einer finsteren, unterirdischen Oeffnung entgegen, in die eine eiserne Leiter hinabführte.

„Wohin gehen wir da?" fragte ich.

„Wir werden ein Stündchen in den Katakomben verbringen, wenn Sie Lust dazu haben."

Ich hatte Lust zu Allem und folgte dem ehemaligen Polizeikommissär, der die runde Tür über unseren Köpfen sorgfältig verschloß und darauf eine kleine Blendlaterne hervornahm, die er anzündete, worauf er zu mir sagte:

„Nun folgen Sie mir."

Ich hatte schon viel über das unterirdische Paris gelesen und betrachtete es für einen großen Vorteil, daß ich ein Stück davon kennen lernen sollte; nur vermochte ich mir nicht zu erklären, wohin mich der alte Haudegen eigentlich führen wolle. Vielleicht war ihm aber in der Nähe irgendwo ein Keller bekannt, wo es guten Wein gab, mit dem er mein krankes Herz zu heilen gedachte.

Nach kurzer Wanderung langten wir an einer Ecke an, wo sich der Veteran alsbald zurechtgefunden zu haben schien, denn er sagte:

„Wir sind an Ort und Stelle und können unsere Laterne auslöschen.“

Er ließ den Worten die Tat folgen; doch blieben wir nicht lange im Dunkeln, denn am entgegengesetzten Ende des Korridors dämmerte ein bleicher Lichtschimmer auf, der uns immer näher kam. Auch vernahmen wir Schritte, und bald sahen wir vier Männer auf uns zukommen, deren Jeder einen schweren Packen auf der Schulter trug.

Wir drückten uns in eine Nische, um nicht bemerkt zu werden.

Die vier Männer gingen an uns vorüber, ohne uns wahrzunehmen; der vorderste von ihnen trug eine Laterne, die übrigen nicht.

Unweit von unserer Nische hielten sie an und ließen ihre Last zu Boden gleiten.

An der Wand des unterirdischen Raumes befand sich eine eiserne Tür die offenbar in den Keller eines Privatgebäudes führte. Der Mann mit der Laterne gab mit einer Pfeife ein Zeichen vor dieser Tür, die sich alsbald vor ihm öffnete; doch sah ich nur eine Hand, die durch dieselbe zum Vorschein kam. Die vier Männer öffneten ihre Bündel. In dem einen befand sich ein ganzes Reh, drei Hasen und sechs Fasane. Das Alles ging in die Hand über, die durch die Tür zum Vorschein kam und die dafür dem Ueberbringer eine Geldrolle übergab. Der zweite entnahm seinem Bündel einige Blechdosen, öffnete deren Deckel und wies ihren Inhalt vor, der aus frischer Butter und Milch bestand. Auch er erhielt seine Geldrolle. Der dritte brachte Fische und Krebse, die von der geheimnißvollen Hand gleichfalls gegen Geld eingetauscht wurden. Welchen Betrag diese drei Männer da erhalten haben mochten, konnte man ungefähr aus dem Umstande folgern, daß, als der vierte Lieferant der Inkognitohand Eier zuzählte, er für jedes Ei sofort ein Zwanzigfrankenstück ausbezahlt erhielt.

Darauf wurde die eiserne Tür geschlossen, die vier Männer warfen ihre nunmehr geleerten Ranzen über die Schulter und entfernten sich in derselben Richtung, aus der sie gekommen. Die Männer waren verwegene Schmuggler, die durch die unterirdischen Katakomben aus den benachbarten Dörfern frische Lebensmittel in die belagerte Hauptstadt schafften; doch konnten diese nur von solchen Leuten angekauft werden, die im Stande waren, zwanzig Franken für ein Ei und zweihundert Franken für ein Huhn zu bezahlen.

Ich war schon ganz betäubt, das Wundfieber hatte mich bereits erfaßt, so daß ich heute nicht einmal mehr genau anzugeben wüßte, ob das Alles, was um mich her geschah, Wirklichkeit oder nur ein Traum gewesen.

Ich erinnere mich nicht, ob ich meinen Begleiter etwas fragte, oder ob er mir etwas sagte.

Ich weiß nur das Eine, daß er seine Blendlaterne wieder anzündete, nachdem die vier Männer gegangen waren, — und zu der eisernen Tür in

der Wand trat. Das Schloß derselben hatte von außen kein Schlüsselloch, sicherlich darum, damit keine Diebe von außen eindringen konnten. Dagegen war sie mit einer seltsamen Mechanik versehen, die es der Polizei ermöglicht, derartige geschlossene Türen zu öffnen und die unterirdischen Räume solcher Häuser zu besichtigen. Diese Art von Türen wird von der Regierung angefertigt und angebracht, sie haben an ihrer Außenseite zwei Schrauben mit viereckigen Köpfen, die man nach Belieben und ohne jeden Erfolg nach rechts und links drehen kann. Doch wer da weiß, wie oft man eine Schraube nach rechts und die andere nach links drehen muß, kann die Tür ohne jede Schwierigkeit öffnen. Dieses „endlose Schloß" ist eine sehr sinnreiche Kombination und auch bei den Remontoir-Uhren angewendet.

Die Sachkenntniß meines Begleiters erschloß uns die eiserne Tür, und er schob mich auf dem engen Kellergang aufwärts vor sich hin, bis es heller um uns zu werden begann.

Als wir auf der Kellertreppe die sechste Stufe erreicht hatten, ward mir auch der Ursprung der Helligkeit klar; sie drang durch eine hohe Spiegelscheibe, die in einen eisernen Rahmen gefaßt war, auf die Kellerstufen.

Und durch diese Spiegelscheibe erblickte ich einen hellerleuchteten Saal, dessen Wölbung und massive Säulen verrieten, daß man sich hier in einem Keller befinde. Doch die Mauern waren mit kostbaren Teppichen überzogen und der Boden gleichfalls. Petroleumlampen erhellten den weiten Raum.

In der Mitte stand ein gedeckter Tisch mit allerlei zahmem und wildem Braten, Pasteten, Sülzen und ganzen Flaschenbatterien voll beladen, während in den silbernen Eiskübeln der kostbare Champagner eingekühlt war.

Um den Tisch herum saßen meine Bekannten und Freunde beiderlei Geschlechts.

Daß sie heiter und guter Dinge waren, bewiesen die auf der Erde zerstreut umherliegenden leeren Flaschen; daß sie sich sehr gemütlich und ungezwungen amüsirten, ließ das leichte, fessellose Hausgewand vermuten, in dem sich Herren und Damen gleicherweise befanden und das besagen wollte, daß sie sich von den steifen Regeln der althergebrachten gesellschaftlichen Rücksichten losgesagt hatten.

Auf einem Sopha saß Olympia, neben ihr saß Skrzbinszky, der General, in ihrem Schoß hockte Dudu, das zierliche Schoßhündchen.

Der General küßte Olympia, Olympia küßte den kleinen Hund, und der kleine Hund küßte den General.

Der Redakteur des „Frère et Cochon", mein lieber Freund, hatte soeben einen Stuhl erklettert und deklamirte eine scherzhafte Parodie auf den deutsch-französischen Krieg, die dank ihrer schlüpfrigen und sehr eindeutigen Witze einen ungeheuren Heiterkeitserfolg erzielte, während Bankier

Grandsac einen Toast nach dem anderen auf das Wohl des siegreichen Feindes ausbrachte. Er war schon ganz betrunken und verriet, daß ihm jede der bisherigen Niederlagen des französischen Heeres an der Börse netto eine halbe Million eingetragen habe, und an dem Tage, da die Deutschen in Paris einrücken würden, werde er mit einer ganzen Million reicher werden. Und die Gläser der Herren und Damen klangen lustig zusammen, ein Jeder lachte und schrie „Hoch!", nur der kleine Hund knurrte wütend.

Alle Gesichter waren erhitzt, die ganze Gesellschaft lachte, wieherte, Keiner hatte sich ja vor dem Anderen zu schämen. Da wurde eine Seitentür geöffnet, und hereintrat Joconde, der alte Koch, mit der weißen Mütze auf dem Kopf und der vorgebundenen weißen Schürze, und brachte auf beiden Händen eine silberne Schüssel, die er mit ernster Miene hoch emporhält. Auf dieser Schüssel aber liegt ein länglicher Brotlaib, wie ihn die Soldaten bekommen: mein blutiges Brot.

„Qu'est-ce que diable qu'est que cela? Was Teufel mag das sein?" fragte Olympia.

Der Koch präsentirte ihr mit komischer Würde die Schüssel und sprach persiflirend ernsten Tones:

„Hier bringe ich Ihnen, Madame, einen ganzen Laib Brot, den Mossiö Aladár soeben Ihnen zum Geschenk brachte und mir mit der strengen Weisung übergab, ihn meiner Gebieterin zu überreichen, um sie damit vom Hungertode zu retten. Mossiö Aladár erkämpfte den Brotlaib auf dem Schlachtfelde; er wird als Nachtisch dienen!"

Unbeschreiblich ist das Gelächter, Geschrei und Gejohle, das diesen Worten folgte.

„Ein ganzes Kommißbrot! Hahaha! Eine Trophäe vom Schlachtfeld! Das Geschenk des Mossiö Aladár! Lassen Sie 'mal den Rettungsengel sehen!"

Und mein blutiges Brot wanderte aus einer Hand in die andere, wurde betastet und in die Luft geworfen, bis es schließlich zu Olympia gelangte, die es voll Abscheu von sich schleuderte.

„Fi donc!" rief sie dabei aus. „Das klebt ja!"

Nur der kleine Dudu leckte an dem Brot.

. . . Ja, mein Blut klebte daran. . . .

XXII.

Dann löschte Jemand mit einem Male die Petroleumlampen aus, und es wurde finster in dem Saal . . .

Oder wurde es nur mir mit einem Male finster vor den Augen?

War vielleicht all das, was ich da gesehen und gehört, nur das Erzeugniß des Fieberparoxysmus, den mein Wundfieber herbeiführte?

Waren die hell erleuchtete Spelunke, das zügellose Bacchanal, die ekel-

erregende Umwandlung der bisherigen Fee, die dem Vaterland fluchenden Teufel, — waren all das nur Schreckensbilder meines überreizten Gehirns?

Ich glaube es.

Und dann verblieb ich noch lange in bewußtlosem Zustande.

Während ich im Lazareth lag, in das ich jedenfalls durch meinen Begleiter, den Veteran, gebracht worden war, träumte ich noch sehr oft derartige schreckliche Dinge, die ich jetzt, in gesundem Zustande, Niemandem zu erzählen wagen würde, aus Furcht, man könnte mich darob auslachen und verhöhnen.

Ich träumte, daß die Deutschen ihren Einzug in Paris hielten.

Und als sie Paris wieder verließen, gerieten sich die Franzosen gegenseitig in die Haare.

Und ich sah die französische Trikolore und das rote Banner aus zwei einander gegenüberstehenden Lagern wehen, sah, wie von dem gemeinsamen Sturm beide in Fetzen gerissen wurden.

Und ich hörte die Kanonenkugeln des Mont-Valerien auf die Straßen von Paris niederprasseln und auf das Krachen der berstenden Bomben folgte der Donner der in Trümmer geschossenen Paläste.

Und aus dem Fenster des Lazareths sah ich, wie von Franzosen gegen Franzosen Barrikaden errichtet wurden.

Und dann sah ich, wie Männer und Frauen von der Kategorie meiner Freunde und Freundinnen, mit Petroleumkrügen durch die Straßen rannten und den in das Mineralöl getauchten und angezündeten Schwamm in die Läden und Bazare schleuderten. Und ich sah den schwarzen, erstickenden Rauch des brennenden Stadthauses, der Tuilerien, des Palais Royal, der Theater, des Louvre einer unheilkündenden Wolke gleich gen Himmel emporsteigen, und inmitten der Flammen und Rauchmassen sah ich Tausende und aber Tausende von Franzosen mit gefälltem Bajonett gegen einander losstürmen, wie sie noch niemals gegen einen Feind gewütet, sah sie in wahnsinnigem Ringen über die Leiber der Gefallenen hinweg sich gegenseitig niedermetzeln.

Ich weiß gut, daß dies Alles nur ein Traum war, herbeigeführt durch hitziges Wundfieber, das mich erfaßt hatte, und ich würde ihn Niemandem zu enthüllen wagen, aus Furcht ausgelacht zu werden. Und doch stand Alles so lebendig, so greifbar vor mir, daß ich den Gestank des brennenden Petroleums auch jetzt noch zu fühlen, das wilde Verzweiflungsgeschrei derjenigen zu hören meine, die in das lohende Feuer geworfen wurden.

All dies ist blos Phantasie und hat sich in Wirklichkeit niemals ereignet. Was logischerweise unmöglich ist, das ist auch physisch unmöglich.

Mich aber quälten meine Hallucinationen sehr lange, und ich fragte mich immer wieder, ob es vielleicht dennoch Wahrheit gewesen, was ich auf meinem Krankenlager geträumt.

Kaum konnte ich erwarten, so weit hergestellt zu sein, daß ich das

Lazareth verlassen und mir Gewißheit verschaffen konnte, um meine quälenden Zweifel zu beseitigen.

Auf der Straße angelangt, redete ich die erste Menschengruppe, die ich beisammen antraf, an und begann mich zu erkundigen:

„Wo sind meine Freunde? wo ist Madame Olympia? wo ist General Skrzibinszky? wo ist Frère et Cochon?

Wohl zehn Hände erfaßten mich bei diesen Fragen zu gleicher Zeit am Genick, am Kragen, bei den Haaren, und meiner Treu, jede Hand faßte fest zu!

„Petroleur! Kommunard!“ tönte es mir aus jeder Kehle drohend entgegen.

Was wußte ich von der Bedeutung dieser Worte? Ich hatte ja geschlafen.

Doch meine Angreifer wollten das nicht glauben.

„Nach Versailles mit ihm! Vor das Kriegsgericht mit ihm! An den Galgen mit ihm!“ schrie man von allen Seiten auf mich ein.

Alle drei Orte schienen die gleiche Adresse zu bedeuten, nur mit verschiedener letzter Post.

Nicht einmal mehr zu Atem ließ man mich kommen. Man fesselte meine Hand an die eines Blusenmannes mit wild zerzaustem Haar, und von einer Anzahl berittener Gendarmen eskortirt, trieb man mich in Gesellschaft einiger verlotterter und zerfetzter Kerle nach Versailles.

So kam es, daß ich in Paris nicht einmal Umschau halten konnte, um mich zu überzeugen, ob ich blos geträumt hatte oder ob der Louvre, der Tuilerienpalast in Wirklichkeit abgebrannt seien.

Unterwegs bot der an mich gefesselte Blusenmann Alles auf, um mich zu amüsiren.

„Na, Citoyen, jetzt geht es schnurstracks an den Galgen,“ suchte er mich zu trösten. „Beurlaube Dich ohne Weiteres vom Leben. In zwei Stunden sind wir erschossen oder aufgeknüpft. Es lebe die Kommune! Jetzt wird ein gemeinschaftlicher Graben unsere Kommune sein. Trachte wenigstens darnach, in dem Graben zu oberst zu liegen zu kommen, damit Du Dich am Tage der Auferstehung leicht emporrichten kannst. Hast Du eine Cigarre, so zünde sie an, und wirst Du an die Mauer gestellt, um niedergeknallt zu werden, so gieb sie mir, damit ich weiterrauche, bis ich an die Reihe komme.“

Ich tat wirklich nach diesen Worten und nahm im Hof des Versailler Gerichtsgebäudes meine letzte Cigarre hervor, um sie mit keckem Mute anzuzünden.

Na, dachte ich mir, es wird doch eine recht merkwürdige Geschichte sein, wenn mich jetzt die Franzosen niederschießen, weil ich ihnen kämpfen geholfen; allein das Leben liebt einmal solche Widersprüche, die seinen eigentlichen Reiz ausmachen.

Bald hörte ich den Adjutanten meinen Namen rufen; ich wurde vorgeführt und vor den Gerichtshof gestellt. Meine Cigarre reichte ich dem zerzausten Citoyen; doch weiß ich nicht, ob sie langte, bis er erschossen wurde.

Der Präsident fragte mich, wer und was ich sei.

Ich sagte ihm, daß ich ein Ungar sei.

Darauf erwiderte er, ich möge mich zum Teufel scheeren und ein ander Mal daheim bleiben.

Damit erfaßte man mich am Arm und führte mich auf die Straße hinaus. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden und ließ es stillschweigend geschehen.

Noch jetzt wundere ich mich über die Wirkung meiner Worte, die meine sofortige Freilassung zur Folge hatten. Sollte es also doch von Nutzen sein, wenn man ein Ungar ist? Ich hätte es niemals gedacht!

Am nächsten Tage schob man mich dahin ab, wo der Pfeffer wächst. Aber nicht nach Cayenne, sondern nach Hause, nach Dorozsma. Dort gedeiht nämlich der allerbeste spanische Pfeffer.

XXIII.

Und nun bin ich wieder daheim!

Man denke nur: Marie ist noch immer unvermählt; sie hat auf mich gewartet, trotzdem man bereits das Gerücht aussprengte, daß ich tot sei. Und noch immer ist sie mir treu.

Wie seltsam doch diese heimischen Frauenzimmer sind!

Was soll ich jetzt in der Heimat anfangen?

Wenn ich heiraten will, muß ich mich doch um ein Amt umschauen. Selbstverständlich!

Mein Papa ist ein hochgestellter Staatsbeamter.

Ich denke jetzt nur darüber nach, was ich unter den vielen Dingen annehmen soll.

Soll ich mich zum Schulinspektor in Zaránd ernennen lassen, wo es noch keine Schulen giebt?

Oder zum Obergespan in Siebenbürgen, wo mich noch Niemand kennt?

Oder zum Sektionsrat im Kommunikationsministerium?

Oder zum Gerichtshofpräsidenten in Liptó?

Oder zum Honvédoberst im Ruhestande?

Oder zum Direktor der Staatsbahnen?

Oder zum Intendanten der neu zu begründenden Oper?

Oder soll ich eine Zeitung mit garantirtem materiellen Erfolg herausgeben?

Oder mich zum Abgeordneten wählen lassen?

Oder eine neue französisch-ungarische Bank gründen?

Denn alle diese Dinge verstehe ich gleich gut . . .

. . . Und dann will ich in Gottes Namen die arme Marie heiraten!



Carsten Borchgrevink.

Von

Bernhard Mann.

— Berlin. —

Unter den Männern, die ihre Kräfte in den Dienst der Polarforschung stellten, ist Carsten Borchgrevink einer der interessantesten und erfolgreichsten. Sein Name ist unauslöschlich mit der Geschichte der Südpolarfahrten verknüpft. Nur wenige Reisende haben mit verhältnißmäßig geringen Mitteln so schöne Erfolge erzielt, als der kühne Norweger auf seinem Zuge mit „Southern Croß" in den Jahren 1898—1900.

Erst jetzt veröffentlicht Borchgrevink einen ausführlichen Bericht über seine Reise in einem im Verlage der Schlesischen Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau erscheinenden, „Das Festland am Südpol" betitelten Werk. Gleichzeitig erscheint eine dänische Ausgabe in Kopenhagen. Früher war er bereits mit einer kürzeren Schilderung in englischer Sprache unter dem Titel „First on the antarctic continent" an die Oeffentlichkeit getreten. Das späte Erscheinen des Werkes hat seinen Grund darin, daß Borchgrevink das mitgebrachte, reiche wissenschaftliche Material nicht früher sichten konnte, weil die Vorarbeiten zu einer neuen, im größeren Stil geplanten Reise seine Zeit zu sehr in Anspruch nahmen.

Carsten Borchgrevink erblickte im Jahre 1864 in Christiania als Sohn des Kassirers der Hypothekenbank H. C. Borchgrevink das Licht der Welt. Die Familie, die schon mehrere Generationen hindurch in Norwegen ansässig ist, stammt aus dem nordwestlichen Deutschland. Seine Ausbildung erhielt er in einer höheren Privatschule seiner Vaterstadt. Darauf studirte er drei Jahre an der königlich-sächsischen Forstakademie zu Tharand.

Borchgrevink, der heute im Alter von 40 Jahren steht, ist eine kräftige, große, echt nordische Erscheinung, die trotz der vielen überstandenen Strapazen ihre jugendliche Frische bewahrt hat. Dies verdankt er wohl seinem gesunden Humor, der ihn selbst und seine Gefährten während ihrer Ueberwinterung in den antarktischen Nächten aufrecht hielt, wenn der Mut zu sinken begann und der Trübsinn seinen Einzug halten wollte.

Von frühester Jugend hat er seinen Körper gestählt und jede Art des Sports mit der ihm eigenen Ausdauer und Zähigkeit gepflegt. Namentlich ist er ein vorzüglicher Skiläufer, was ihm natürlich auf seinen Reisen sehr zu statten kam.

Schon als Knabe hatte er einen ausgesprochenen Sinn für die Natur und ihre Schöpfungen. In der Naturgeschichte und der Geographie war er allen Anderen voraus. Dabei regte sich in ihm schon frühzeitig ein unaufhaltbarer Drang zu Reisen und Abenteuern. An den langen Winterabenden vertiefte er sich in Reisebeschreibungen. Namentlich waren es aber die Schilderungen aus den Polargegenden, die ihn mit aller Kraft zu den arktischen Regionen hinzogen.

Von seinem dreijährigen Aufenthalt an der Forstakademie in Tharand spricht Borchgrevink mit großer Wärme. Er fand hier nicht nur unter den Kommilitonen einen anregenden Verkehr, sondern erhielt auch die für seine spätere Tätigkeit erforderlichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Vor Allem war es Friedrich Nietzsche, der den wißbegierigen Ausländer fesselte.

1888 treffen wir Borchgrevink in Australien, das er als Naturforscher und Landmesser oft unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen durchstreifte. Immer wieder erwachte aber seine Sehnsucht nach den Polargegenden mit ihrer eigenartigen Fauna. Er dachte nicht mehr wie in jüngeren Jahren an den Nordpol. Immer lebhafter wurde sein Interesse für die antarktischen Regionen, die ihn für seine Forschung als ein großes unbebautes Feld fesselten. Am Südpol wollte er im Dienst der Wissenschaft ähnliche Arbeit verrichten, wie einige seiner Landsleute am Nordpol.

Um dies zu erreichen, mußte er wieder Fühlung mit der civilisirten Welt nehmen. Eines Tages tauchte er in Sidney auf, wo er als Lehrer der Naturwissenschaften an der „Cooerwooll Academy“, einer Abteilung der Universität, angestellt und mit der Gründung des naturhistorischen Museums beauftragt wurde. Hier trat er mit den hervorragendsten Vertretern der Wissenschaft in Beziehungen. Gleichzeitig führte er einen regen Briefwechsel mit Männern auf der ganzen Erde, die sich für Polarforschung interessiren. Seine Hauptstütze war aber der inzwischen verstorbene bekannte deutsche Gelehrte Professor Baron von Möller, Docent an der Universität Melbourne. Dieser ermunterte Borchgrevink immer wieder zur Durchführung seiner Pläne, indem er seine besondere Aufmerksamkeit auf das große Festland richtete, das Roß südlich von Australien gesehen hatte.

Da traf Borchgrevink im Jahre 1894 eines Tages eine freudige Nachricht.

Ein norwegischer Robbenfänger, die „Antarktik", dasselbe Schiff, das die Nordenskiöld'sche Südpolarexpedition im vorigen Jahre verlor, war auf dem Wege ins Südliche Eismeer den Hafen von Melbourne angelaufen. Das Schiff war probeweise ausgesandt, um den grönländer Wal in den Südpolargewässern zu suchen. Dies glückte allerdings nicht, da dieser hier nicht vorkommt. Dagegen sollte die Reise der „Antarktik" durch Borchgrevinks Teilnahme für die Wissenschaft von großer Bedeutung werden.

Borchgrevink meldete sich bei dem Kapitän; dieser erklärte sich auch bereit, ihn mitzunehmen, stellte aber die Bedingung, daß er sich als einfacher Matrose anheuern lasse. Das war eine harte Nuß. Borchgrevink überlegte aber nicht lange. Die antarktischen Regionen zogen ihn mit einer solchen Gewalt, daß er unverzüglich seine kleine Habe packte und in aller Eile die notwendigsten Instrumente kaufte, um sich an Bord der „Antarktik" zu begeben.

Nur wer einmal auf einem solchen Robbenfänger war, kann beurteilen, welche Ueberwindung dies den jungen Forscher gekostet haben muß und wie groß das Opfer war, das er damit der Wissenschaft brachte. Denn der Aufenthalt auf einem solchen Schiff ist das Entsetzlichste, was man sich denken kann. Die auf den Robbenfang ausgehenden Schiffe riechen schon in weiter Ferne nach ranzigem, verfaultem und ausgekochtem Tran und Speck, so daß man ihnen in den Häfen besondere, von dem großen Verkehr möglichst weit entfernte Plätze anweist, wo sie die Geruchsorgane der Einwohner nicht belästigen. Ebenso wird ihre Besatzung, die sich oft aus den schlimmsten Elementen rekrutirt, von den eigentlichen Seeleuten gemieden.

Die Reise war für Borchgrevink reich an Strapazen. Er mußte alle Arbeiten eines gewöhnlichen Fangmatrosen verrichten. Daher blieb ihm nur wenig Zeit zu wissenschaftlichen Beobachtungen. Trotzdem war die Fahrt für ihn von größtem Wert. Denn hier sammelte er reiche Erfahrungen, die ihm bei seiner späteren Expedition mit der „Southern Croß" von unschätzbarem Nutzen wurden.

Die „Antarktik" gelangte bis 74° 10′ südlicher Breite, machte dann aber Kehrt, um nicht vom Eise eingesperrt zu werden. Als das Schiff auf dem Heimweg das steil aus dem Meer emporsteigende „Kap Adare" des Viktorialandes passirte, entdeckte Borchgrevink oben von der Ausgucktonne aus einen schmalen eisfreien Strand unter dem Kap an der sonst vollständig unzugänglichen Küste.

Sein Eifer, das unbekannte Land zu betreten, steckte den Kapitän der „Antarktik" an. Er ließ ein Boot ins Wasser, setzte sich selbst mit Borchgrevink und 4 Mann der Besatzung hinein, und nach einigem Kampf mit dem Eise und der Brandung **betraten die sechs Norweger als Erste den sechsten Weltteil.**

Nur wenige Stunden dauerte ihr Aufenthalt auf dem Lande. Borchgrevink konnte hier aber das bis dahin allgemein bezweifelte Vor-

handensein von Vegetation und von Lebewesen im Seewasser an der Küste feststellen.

Nach einer ernsten Fahrt in der Dunkelheit und schweren Schneestürmen und vielfach von Eisbergen bedroht passirte die „Antarktik“ den Polarkreis und langte im Mai 1895 wieder glücklich in Melbourne an.

Die Reise mit der „Antarktik wurde für Borchgrevink dasselbe, was die Durchquerung Grönlands für Nansen war: eine vorzügliche Vorübung zu einer großen, erfolgreichen Expedition in die Eisregionen.

Mit gewohntem Eifer und Ausdauer machte Borchgrevink sich jetzt an die Ausarbeitung seiner Pläne.

Er wollte eine große wissenschaftliche Expedition zu Stande bringen, die an dem unbekannten Südpolarland landen und dort überwintern sollte. Glückte dies, so sollte die Küste untersucht werden.

Im nächsten Jahr sollte die Expedition so weit als möglich nach Süden vordringen, um Land und Meer zu erforschen. Falls er, was er hoffte, die große Eisbarriere erreichen würde, wollte er sie, wenn das Glück günstig war, besteigen.

Außerdem waren eingehende geologische, zoologische und botanische Untersuchungen vorgesehen. Diese sollten sich auch auf das Gebiet der Meteorologie erstrecken. Seine besondere Aufmerksamkeit wollte Borchgrevink aber dem Erdmagnetismus zuwenden.

Dies war in großen Zügen das Programm der späteren erfolgreichen Expedition, das in allen Teilen von Professor von Möller gebilligt wurde.

Um es zu verwirklichen, war die Rückkehr Borchgrevinks nach Europa nötig.

Zuerst lenkte er seine Schritte nach London, wo der sechste internationale geographische Kongreß vor der Tür stand. Er kam noch rechtzeitig in London an, um der von Professor Dr. von Neumayer geleiteten Versammlung einen Bericht über seine Reise mit der „Antarktik“ abzustatten und in kurzen Zügen seinen Plan für eine zukünftige Expedition nach dem Südpolarland zu entwickeln.

Nach einer sehr lebhaften Diskussion, an der sich hervorragende Gelehrte und Forscher beteiligten, wurde zu Borchgrevinks großer Freude auf Vorschlag Neumayers eine Resolution angenommen, in der der sechste internationale geographische Kongreß die Erforschung der antarktischen Regionen für die wichtigste noch auszuführende Arbeit erklärte und die verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften auf dem ganzen Erdball aufforderte, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um diese Arbeit noch vor Schluß des Jahrhunderts zu beendigen.

Dieser Aufsehen erregende Beschluß brachte neues Leben in die seit Roß (1842) ungepflegt gebliebene antarktische Forschung. Das Interesse für den Südpol wurde wieder rege.

Borchgrevink begab sich auf die Wanderschaft, bereiste in den Jahren

1895—97 Deutschland, England, Amerika und Australien und suchte teils durch Vorträge, teils durch Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen Propaganda für seine Pläne zu machen.

Obgleich diese auf das Sorgfältigste durchdacht und ausgearbeitet waren und auch Anhänger fanden, mußte Borchgrevink sich eine oft harte, heute kaum erklärliche Opposition gefallen lassen.

Seine Absicht, in dem eisbedeckten Südpolarland zu überwintern, nachdem er das Schiff fortgesandt und sich selbst von der Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten hatte, wurde für eine Tollkühnheit erklärt. Kein Mensch, meinte man, sei im Stande, die Kälte eines Winters in den antarktischen Ländern zu ertragen.

Ohne diese von hervorragenden Männern geführte Opposition wäre Borchgrevink weit schneller zum Ziel gekommen. Wer gab aber wohl Geld zu einer Expedition, die nach dem Urteil bewährter Fachleute gänzlich aussichtslos war!

Ohne Geld war aber nichts zu machen. Von seinem Vaterlande hatte Borchgrevink nichts zu erwarten. Hatte man in Norwegen doch schon fast zu viel für die Nansen'sche Expedition geopfert, und da die „Fram“ noch nicht zurück war, konnte möglicher Weise eine Hilfsexpedition nötig werden. Borchgrevink mußte also seinen Wunsch, unter heimatlicher Flagge gegen den Südpol vorzudringen, aufgeben.

Auch aus Australien, das doch ein besonderes Interesse für die Aufklärung der antarktischen Regionen hat, kehrte Borchgrevink unverrichteter Sache heim. Erst bei seiner Rückkehr nach London sollte ihm das Glück blühen. —

Der große englische Verleger, Herausgeber des Weltblattes „Tit Bits“ und des „Strand Magazine“, Mitglied des Parlaments, Sir George Newnes, stellte ihm die Summe von 35 000 Pfund Sterling zur möglichst baldigen Ausführung der Expedition zur Verfügung.

Dadurch war das ganze Unternehmen gesichert, und Borchgrevink schritt jetzt zur Organisation seiner Südpolarexpedition.

* * *

Von London begab Borchgrevink sich in seine nordische Heimat. Seine erste Aufgabe war, ein geeignetes Schiff zu finden, das nicht nur ein starker Eisfahrer war, sondern auch als tüchtiger Segler in schneller Fahrt die langen, sich hoch auftürmenden Wogen des Oceans zu durchschneiden vermochte, zwei Eigenschaften, die man selten vereint findet. Borchgrevink hatte Glück. Der Erbauer der „Fram“, Collin Archer in Laurvig konnte ihm ein solches Schiff liefern, das eigentlich für den Robbenfang im Nördlichen Eismeer bestimmt war. Ohne langes Bedenken erwarb Borchgrevink es und nannte es nach dem hellstrahlenden südlichen Sternbild, unter dessen

Himmelszeichen er nach dem äußersten Süden vordringen wollte, „Southern-Croß“ (Südkreuz).

In Folge der weiten Entfernung und der langen Reise durch die heiße Zone über den Aequator von der einen Halbkugel zu der anderen ist die Organisation einer Südpolarfahrt naturgemäß weit schwieriger und umständlicher, als eine gleiche Expedition nach dem Norden. Während die „Fram“ nur 13 Mann Besatzung hatte, bestand die Borchgrevink'sche Expedition aus 31 Köpfen. Für diese mußten für drei Jahre Proviant und Bekleidungsgegenstände für die Eisregionen sowohl wie für die Tropen vorgesehen werden. Es gab also alle Hände voll zu tun.

Als sehr schwierig bezeichnet Borchgrevink die Auswahl der Mitglieder der Expedition aus den vielen hunderten Bewerbern, die sich aus allen Weltteilen meldeten. Von ihnen gehörten 22 der Schiffsbesatzung an, während 7 den wissenschaftlichen Teil der Expedition bildeten. Außerdem wurden noch 2 Lappländer mitgenommen, denen die Beaufsichtigung und Pflege der 90 sibirischen Schlittenhunde oblag. Ich Ganzen waren also 31 Mann an Bord, die alle mit Ausnahme von 3 Engländern Skandinavier waren. Die Führung der „Southern Croß“ wurde dem Kapitän Bernhard Jensen, ehemaligem zweiten Steuermann der „Antarktik“, übertragen.

Nach etwa einjähriger Vorbereitung lag die „Southern Croß“, eine Bark von 521 Tons mit einer Maschine von 360 Pferdekräften segelfertig im Hafen von Christiania. Am 30. Juni 1898 hißte Borchgrevink die englische Unionsflagge, ein Geschenk des Herzogs von York, jetzigen Prinzen von Wales; die norwegischen Mitglieder verabschiedeten sich von ihren Angehörigen, und unter dem Salut des Forts und unter lebhaften Abschiedsgrüßen von tausend und aber tausend Zuschauern verließ das stolze Schiff den heimatlichen Hafen.

Nach fünftägiger Fahrt erreichte man London, wo man den größten Teil des Proviants an Bord nahm, während ein kleinerer Teil desselben wegen Mangel an Platz nach Tasmanien vorausgesandt wurde. Borchgrevink rechnete darauf, daß der gute Appetit auf der Reise schon wieder genügend Raum schaffen würde, um das Vorausgesandte aufzunehmen.

Hier wurde der Plan für die Expedition definitiv festgestellt. Dem Rat des Professor von Möller folgend, wählte Borchgrevink den Quadranten südlich von Australien als Operationsfeld. Hier war es 1841 Roß geglückt, weiter als irgend ein Anderer vorzudringen, und außerdem hatte er aus der Ferne eine zusammenhängende Küstenlinie von über 400 englischen Meilen beobachtet, die wissenschaftlich im höchsten Grade interessant erschien.

Am 20. August 1898 gab Sir George Newnes eine große Abschiedsfeier an Bord der „Southern Croß“. Früh am nächsten Tage fand auf dem Schiff Gottesdienst statt, um Mittag nahm Borchgrevink von seiner Gattin und seinem kleinen Sohn Abschied, und kurz nach Vier setzte das Schiff sich in Bewegung, um möglichst ohne Aufenthalt durch den Atlanti-

schen Ocean und um das Kap der guten Hoffnung auf das erste Ziel der Reise — Australien — loszusteuern. Den kürzeren Weg durch den Suezkanal und das Rote Meer wagte Borchgrevink der Hunde wegen nicht einzuschlagen. Er fürchtete, daß die unleidliche Hitze die Tiere töten würde.

Während der Fahrt sorgte Borchgrevink dafür, daß die wissenschaftlichen Mitglieder sich an der schweren Schiffsarbeit nach Kräften beteiligten. Auf diese Weise bereiteten sie sich allmählich auf die ihnen bevorstehenden körperlichen Anstrengungen vor.

Unterwegs machte Borchgrevink viele interessante wissenschaftliche Studien. Seine besondere Aufmerksamkeit wandte er dem in der Westströmung an der Oberfläche schwimmenden kleinen pelagischen Wurm Sagitta hamaba Moeb und dem Sturmvogel zu. Außer den verschiedenen Arten des Albatrosgeschlechtes beobachtete er nicht weniger als 12 Arten Sturmvögel.

Am 17. November 1898, nach einer mehr als dreimonatlichen Reise, erreichte „Southern Croß“ die Küste von Tasmanien und ging in der Adventure-Bucht gerade an der Stelle zu Anker, wo Roß mit „Erebus“ und „Terror“ ein halbes Jahrhundert früher gelegen hatte.

Der Leser hat aus Vorstehendem ersehen, mit welchen ungeheuren Schwierigkeiten Borchgrevink zu kämpfen hatte, um die Expedition, die seinen Namen für immer mit der Geschichte der Südpolarforschung verknüpft, in's Leben zu rufen. Die eigentliche Arbeit sollte aber erst beginnen, als die ersten Eisschollen sich dem Bug der „Southern Croß“ entgegenstellten und die ersten Schneestürme heulend durch die Takelage pfiffen.

Die „Southern Croß“ hatte am 18. December Tasmanien verlassen und dampfte jetzt gen Süden ihrem Bestimmungsort, dem „Kap Adare“, zu, das 170° östl. Länge liegt. Auf dem Wege durch den Westwind-Gürtel wurde sie von einer großen Menge Vögeln begleitet, von denen die Haubentauben, Albatrosse und der kleine schwarze Petrel die Hauptschaar bildeten.

Unterwegs löste der eine Sturm den anderen ab. Die Hunde auf dem Vorderdeck litten fürchterlich in dem schlechten Wetter.

Am 29. December wurde der 60° südl. Breite passirt. Am 30. December in 62° südl. Breite und 159° 15' östl. Länge lief die „Southern Croß“ in's Packeis hinein, während die dumpfen Stöße der Eisblöcke gegen ihren starken Bug stießen und bis tief in den Maschinenraum gehört und gefühlt wurden. Hier wurden die ersten Seehunde und ein Seeleopard geschossen.

Jetzt begann ein ewiger Kampf mit dem Eise, das sich von Zeit zu Zeit zu kleinen Kanälen öffnete, um sich im nächsten Augenblick zu schließen und das weitere Vordringen zu verhindern. Dabei wurden die Eismassen immer dicker und dicker, die Eisschraubungen immer stärker und gefährlicher.

Am 22. Januar 1899 wehte ein heftiger Sturm mit Schneegestöber, in dem das Schiff zu unterliegen drohte. Es bewährte sich aber vorzüglich und widerstand auch den weiteren schweren Stürmen und Eispressungen, von denen die Expedition kaum einen Tag verschont blieb, bis „Southern Croß“ am 17. Februar 1899 glücklich in die westlich vom Kap Adare gelegene Robertson-Bucht einlief.

Wir sind dem kühnen Forscher bis zu jenem Punkt gefolgt, an dem die so viel angefeindete Ueberwinterung stattfinden sollte.

Dem Leben in der antarktischen Nacht ist ein großer Teil des Werkes gewidmet. Der Raum gestattet es uns nicht, die einzelnen Erlebnisse Borchgrevinks und seiner opferfreudigen Gefährten eingehender zu behandeln. Wir müssen uns damit begnügen, dem Leser ein kurzes Bild von den Entbehrungen und Strapazen zu geben, denen die kühnen Männer ausgesetzt waren, und der wissenschaftlichen Verdienste zu gedenken, durch die sie sich in der ganzen civilisirten Welt ungeteilte Anerkennung erworben haben.

Programmäßig sollten Borchgrevink und neun Gefährten an jenem schmalen Strand unterhalb des Kap Adare überwintern, den der damalige Matrose der „Antarktik“ für diesen Zweck ausersehen hatte. „Southern Croß“ sollte die gefahrdrohenden Eisregionen wieder verlassen und im nächsten antarktischen Frühjahr zurückkehren.

Der Winter stand vor der Tür. Es war also die höchste Eile geboten, wenn die „Southern Croß“ nicht einfrieren sollte. Das konnte eine gefährliche Sache werden, da die Robertson-Bucht keinen genügenden Schutz bot.

In der größten Eile ging das Löschen vor sich, bei dem die ganze Besatzung Tag und Nacht unermüdlich tätig war. In den kleinen Walbooten mußte der Proviant für drei Jahre, das Baumaterial für die Hütten, 20 Tons Kohlen, die Instrumente und Hunde an Land befördert werden. Etwa zehn Tage dauerte die von starken Stürmen unterbrochene Arbeit, bei der die Männer oft bis zu den Hüften im Eiswasser standen. Mancher von ihnen hat sich seinen Rheumatismus in diesen Tagen geholt.

Am 27. Februar wehte ein derartiger Orkan, daß es von der Oberfläche des Kaps mit großen und kleinen Steinen förmlich hagelte und die „Southern Croß“ sich von ihren Ankern losriß. Nur mit Hilfe der Maschine gelang es, eine Strandung zu verhüten.

Am 2. März dampfte die „Southern Croß“ ab und ließ die 10 Gefährten allein im Polarland 4000 Kilometer südlich vom australischen Festland zurück. Es war ein wehmütiger Augenblick, als der Dampfer in der Dunkelheit verschwand und die Zurückbleibenden still in die Hütte zurückkehrten. Wie mochte sich ihr Geschick gestalten? Würden die Naturkräfte, denen sie trotzen wollten, nicht zu stark für die menschliche Kraft

und Standhaftigkeit sein? Aber die schwere Arbeit, die erforderlich war, beschäftigte sie wieder vollständig und verjagte alle trüben Gedanken.

Die neun mit Borchgrevink zurückbleibenden Männer waren der Arzt Doktor Klövstadt, die Mathematiker Leutnant Colbeck und Bernacchi, der Zoologe Hanson, der Jäger Evans, ein ehemaliges Mitglied der Konsul Gundersen'schen Expedition nach den Kerguelen, der Steuermann Fougner, der Koch und Bootsmann Kolbein Elleffen und die beiden Lappländer Savio und Must.

Die beiden Holzhäuser, die während des dunklen antarktischen Winters Menschen und Proviant beherbergen sollten, waren 5 Meter im Quadrat und vom Fußboden bis zur Decke $2^1/_2$ Meter hoch. Sie lagen 4 Meter von einander entfernt und waren an der östlichen Seite durch ein schräges vom Dachrücken bis zur Erde gehendes Dach mit einander verbunden. Die nördliche Hütte diente zur Wohnung, die südliche und der Verbindungsraum zur Aufnahme von Proviant. Der schweren Winterstürme wegen wurden sie mit starken Stahltrossen an vier im Kies vergrabenen Ankern vertaut. Wäre dies nicht geschehen, so wären die Hütten sicher von den tosenden Orkanen weggeweht.

Borchgrevink schildert den ersten Schneesturm, wobei eine Windgeschwindigkeit von 85 englischen Meilen (158 Kilometer) in der Stunde festgestellt wurde:

„Die Hütten zitterten und rüttelten an ihren Verankerungen, während das Anemometer auf dem Dach sich mit unglaublicher Geschwindigkeit drehte. Wir erwarteten jeden Augenblick, daß die schweren Trossen springen und wir selbst mit den Hütten den festen Boden verlassen würden. Die ersten Schneestürme begruben uns bald unter Bergen von Schnee. Dabei hatte sich auf der westlichen Seite eine vier Meter hohe Schneeschanze gebildet, während die östliche Seite länger schneefrei blieb."

Die zur Wohnung dienende Hütte bestand aus einem gemeinsamen großen, leidlich gemütlich eingerichteten Raum, von dem die an der Wand entlang in zwei Etagen liegenden Kojen abgesondert waren. Nur war die Luft in der Hütte oft recht schlecht, und meistens war es oben warm, während der untere Teil des Körpers fror. Erst als die Schneemenge die Holzhäuser unter sich begrub, wurde es hiermit besser. Zur Feuerung dienten Holz. Kohlen und Seehundsspeck.

In einiger Entfernung von der Hütte wurde mit Hilfe eines Lappenzeltes ein magnetisches Observatorium konstruirt, in dem Bernacchi und Colbeck trotz der Kälte und der ungünstigen räumlichen Verhältnisse fleißig arbeiteten und manche interessante Beobachtung zu Tage förderten. Leider war das nahe Gestein magnetisch und das Südlicht wie die heftigen Stürme zwangen sie oft, ihre Arbeit einzustellen.

Etwa 200 Meter von den Holzhäusern entfernt hatte Borchgrevink auch einen Kasten mit Thermometern aufgestellt. Die meteorologischen Be-

obachtungen wurden in Uebereinstimmung mit den Vorschriften einer erst-klassigen Station und so gewissenhaft und regelmäßig wie möglich ausgeführt. Neun Monate im Jahre fand das Ablesen alle zwei Stunden von Morgens 9 bis Abends 9 statt und in den Wintermonaten Juni, Juli und August wurden die Beobachtungen sowohl Tags wie Nachts alle zwei Stunden vorgenommen. Außerdem besaß die Expedition selbstregistrirende, die Barographen und Thermometerkurven angebende Instrumente.

Während der langen Zeit ihrer Ueberwinterung waren Borchgrevink und seine Begleiter, soweit die schweren Schneestürme es gestatteten, unermüdlich tätig. Eine Reihe Schlittenfahrten wurden ausgeführt, verschiedene Expeditionen in's Gebirge unternommen. Es wurde gejagt und gefischt, botanische und zoologische Sammlungen unternommen, die gefundenen Schätze konservirt und über tausend vorzügliche photographische Aufnahmen heimgebracht.

Wo sie sich auch befanden, sei es in der Hütte, an den steilen Bergabhängen und Gletschern oder auf dem Eise der Meeresbucht, überall drohte ihnen Tod und Verderben seitens der heimtückischen Elemente, die hier mit ungeheurer Wucht Alles vernichtend wüten und toben, und doch sind sie alle wohlbehalten heimgekehrt, Alle, mit Ausnahme des Zoologen Hanson, der, vielleicht von einem Typhusanfall in den Tropen geschwächt, allmählich dahinsiechte und am Fuße des Kap Adare seine letzte Ruhestätte fand. Daß die vielen kühnen, gefahrvollen Reisen und Fahrten kein Opfer gefordert haben, ist in erster Linie der Umsicht und Energie Borchgrevinks zu danken, der stets an der Spitze seiner Getreuen marschirte.

Das 1600 Meter hohe Kap Adare wurde bestiegen und untersucht und oben meteorologische Beobachtungen gemacht. Bis zur Höhe von 1000 Metern fand man Vegetation, allerdings nur niederer Arten. Die geologische Sammlung ergab große Quarzstücke, grauen Schiefer und porösen Basalt, während die kleine Halbinsel, auf der die Hütten standen, aus Basaltkies bestand. Borchgrevink nimmt mit Sicherheit an, daß dieser von dem Gletscher herstammt, der sich einst über das Kap bewegte, sich aber westlich gezogen hat, wo er alljährlich ungeheure Eisberge in's Meer hinaussendet.

Von einer Expedition zwecks Untersuchung des Kap Adare, die Borchgrevink in Begleitung Bernacchis und Colbecks ausführte, schreibt er:

„Wir brachten unsere Ausrüstung die steilen Felsen hinauf, indem wir alle Instrumente und den Proviant, sowie die Schlafsäcke auf dem Rücken trugen. Bei Beginn der Dunkelheit schlugen wir unser Lager in einer Vertiefung zwischen den Kieshügeln auf der Spitze des Kaps auf.

Wir hatten kaum unser kleines, seidenes Zelt aufgebaut, als der erste Stoß des nahenden Wintersturmes uns erreichte und uns nebst unserer Ausrüstung vom Felsen in den nur wenige Meter entfernten Abgrund zu wehen drohte. Kaum hatten wir unsere Schlafsäcke in das seidene Zelt gesteckt und etwas

Proviant mit uns hineingenommen, als der Sturm mit aller Gewalt losbrach. Wir waren in unsere Schlafsäcke gekrochen und lagen auf dem Boden unseres seidenen Zeltes, während das Zeltdach wie eine Decke über uns ruhte. Jetzt begann ein Kampf zwischen uns und dem Orkan. Der Sturm versuchte uns über den Abhang davon zu tragen, wir machten uns aber so widerstandsfähig wie möglich.

So verbrachten wir die ganze Nacht, während der Wind unaufhörlich an den seidenen Decken riß. Um etwas Luft zu schnappen, mußten wir das Ende des Zeltes ein wenig öffnen, wobei wir in unseren Schlafsäcken aufrecht saßen. So stark war der Wind in dieser Nacht, daß er sich schließlich zwischen den dichtgeschlossenen Fäden der Seide hindurcharbeitete, und am Morgen konnten wir durch die doppelte Seide deutlich sehen, wie der Wind sie gedrückt hatte."

Der Schlafsack sowie das seidene Zelt spielen eine Hauptrolle auf allen größeren Exkursionen, die zu Land und auf dem Eise von den Mitgliedern der Expedition ausgeführt wurden. Bei einer dieser Touren fand Fougner im Kap Adare eine tiefe Felsenhöhle von 50 Metern. Die Höhle war von bezaubernder Schönheit, da die Wände mit Eiskrystallen bedeckt waren und lange Eiszapfen niederhingen, die an eine Stalaktithöhle erinnerten. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß sie von dem ewigen Wellenschlag des Meeres gebildet war, der die weicheren Basaltteile fortgewaschen hatte.

Sehr interessant war die Beobachtung der mächtigen in der Bucht treibenden Eisberge, wie sie sich, von dem herrschenden Unterstrom mit fortgerissen, oft gegen die sichtbare obere Strömung bewegten und alles sich ihnen entgegenstellende Eis aufpflügten und selbst die schwersten Eisblöcke wie Schaum vor ihrem glitzernden Bug zur Seite warfen.

Diese Beobachtungen der herrschenden Strömungen auf der südlichen Halbkugel sind von der allergrößten Wichtigkeit, da die Schiffahrt um das Kap Horn und Kap der guten Hoffnung durch die treibenden Eiskolosse ständig gefährdet wird. Borchgrevink hat denn auch auf diesem Gebiet eingehende Studien gemacht und wertvolles Material mit nach Hause gebracht. — In den Eisbergen, die gewöhnlich sehr steil und schwer zu erklimmen sind, fand Borchgrevink wundervolle Höhlenbildungen.

Sehr interessant ist Borchgrevinks Schilderung des prachtvollen Südlichts, der „Aurora australis", dem immer ein heftiger Sturm folgte. Die Temperatur war dann meistens niedrig, gewöhnlich — 35° Celsius. Während der Dauer des Südlichtes mußten die magnetischen Beobachtungen eingestellt werden.

Am 15. Mai verschwand die Sonne ganz. 71 lange Tage und Nächte brachten die Mitglieder in der eisigen Nacht zu. Erst am 27. Juli erglänzten die höchsten Bergspitzen wieder in hellem Sonnenschein. Es dauerte aber lange, bis sie an die Küste herunterkam und die Mitternachts-

sonne schließlich ganz die lange Nacht vertrieb. So lange waren das klare Mondlicht und der funkelnde südliche Sternhimmel die treuen Genossen der kleinen Schaar, deren Lebensmut selbst in der langen antarktischen Nacht nicht versagte.

Man hatte sich in der kleinen Hütte so bequem wie möglich eingerichtet. Wer nicht mit der einen oder anderen größeren Expedition draußen auf der weiten Eisfläche oder oben im Gebirge war, machte sich nach Kräften nützlich. Es wurden Pelzkleider und lappländische Schuhe genäht, die Schlitten reparirt, aus Seehundsfell Sielen für die Schlittenhunde geschnitten, Beobachtungen und kleine Entdeckungsreisen gemacht.

Oft hatte der Schnee die ganze Hütte unter sich begraben. Dann mußte geschaufelt und gegraben werden, um wieder einen Ausgang in's Freie zu gewinnen. Es wurde auch viel Schach und Karten gespielt, die ausgezeichnete Bibliothek fleißig benutzt oder den Klängen der Spieldose gelauscht, deren man schließlich aber überdrüssig wurde. Das Wichtigste waren die wissenschaftlichen und politischen Streitfragen, die im „antarktischen Koncert" mit großer Schärfe erörtert wurden. Es fanden auch wissenschaftliche und Gesangvorträge, Abendunterhaltung und Festdiners statt.

Der Alkohol war in den Hütten zwar nicht ganz verpönt, wurde aber doch nur mit Maßen genossen. Auf den Schlittentouren duldete Borchgrevink keine Spirituosen, da sie nur scheinbar wärmten und stärkten, dann aber immer eine Erschlaffung zur Folge hatten. Dagegen bezeichnet Borchgrevink die Pfeife als eine unentbehrliche Gefährtin auf einer antarktischen Reise.

Doch nicht immer ging das Leben in der Hütte so ruhig her. Eines Tages wäre sie beinahe ein Raub der Flammen geworden, ein ander Mal hätten die aus dem Meer auf's Land dringenden Eismassen sie fast wegrasirt.

Auf den Expeditionen beschränkte man sich nicht nur mit geologischen, meteorologischen und magnetischen Untersuchungen, sondern studirte auch gewissenhaft die Fauna und Flora des Meeres und des Landes, präparirte und photographirte das Erbeutete und entwickelte gleich in der Hütte die gewonnenen Aufnahmen.

Man fand auf dem Eise verschiedene Arten von Seehunden und im Wasser eine Reihe wohlschmeckender Fische, Seesterne und kleinerer Lebewesen. Die Seehunde taten vorzügliche Dienste. Nicht nur wurde ihr Fell ausgenutzt, der Speck diente zum Heizen, das Fleisch als Nahrung für die Hunde, und das Herz und die besten Teile verzehrten die Mitglieder selbst, die der ewigen Konserven herzlich überdrüssig wurden. Die antarktischen Fische, denen man anfänglich mit einem gewissen Mißtrauen begegnete, bildeten schließlich eine angenehme Abwechselung auf der Speisekarte.

Sehr interessant schildert Borchgrevink das Familien- und Arbeitsleben seiner treuen Begleiter, der sibirischen Hunde, die er als unentbehrlich für eine Südpolarexpedition bezeichnet. Manch armes Tier ist auf den ge-

fahrvollen Zügen den Elementen oder seinen hungrigen Kameraden zum Opfer gefallen.

Es wurde jetzt wärmer und wärmer, die Tage länger und länger. Da wurde es plötzlich am Kap Adare lebhaft. In langen Schaaren rückten sie heran, die gutmütigen, harmlosen Pinguine, um hier auf dem Festlande ihre Nester zu bauen. Borchgrevink widmet dem interessanten, vielköpfigen Vogelvolk ein ganzes mit vielem Humor geschriebenes Kapitel. Sie kamen vom nördlichen Rande des Eises, wo sie, von kleinen Fischen lebend, den Winter zugebracht hatten. In ihrer Begleitung befanden sich die bösartige Skuamöve und verschiedene Arten von Sturmvögeln.

Bald darauf setzte sich auch das Eis in Bewegung. Die großen mächtigen Eisberge verschwanden im Norden, das Eis wurde immer schwächer und dünner.

Eines Tages sah man im Norden eine Rauchwolke aufsteigen. Es gab eine große Bewegung unter der kleinen Schaar. Alles eilte vor die Hütte. Jetzt erkannte man schon den Schiffsrumpf, und eine Stunde später warf die „Southern Croß" zum zweiten Mal ihre Anker in die Robertsonbucht.

Es war ein freudiges Wiedersehen. Das Schiff war in Tasmanien gewesen und brachte den Gefährten Briefe und Grüße aus der Heimat. Borchgrevink erhielt die frohe Nachricht von der Geburt eines Töchterleins.

Gleich nach der Ankunft des Schiffes bereitete man sich darauf vor, an Bord zu gehen.

Die Aufgabe, die Borchgrevink sich gestellt hatte und deren Ausführbarkeit von gewichtiger Seite auf das Entschiedenste bezweifelt wurde, war gelöst. Der kühne Forscher hatte mit seinen 9 treuen Genossen die erste Ueberwinterung auf dem antarktischen Festlande vollführt und während derselben ein reiches wissenschaftliches Material gesammelt.

Bei seinem Abschied von Christiania hatte Borchgrevink zu dem bekannten Professor Mohn gesagt: „Es wäre schön, wenn ich mit dem magnetischen Pol in der Tasche zurückkäme."

Hat er den magnetischen Südpol auch nicht gerade festgestellt, so konstatirte er doch auf 74° südl. Breite und 164° östl. Länge einen Inklinationspunkt von 88°, war somit in der Lage, den nahen magnetischen Südpol genau zu berechnen. Er lokalisirte ihn denn auch auf 73° östl. Breite und 146° östl. Länge und zwar auf einen Punkt, der mit der Berechnung unseres großen Mathematikers Gauß beinahe übereinstimmt. Das ist interessant, wenn man berücksichtigt, daß die Berechnungen der verschiedenen mathematischen Kapacitäten, die sich mit dieser sehr wichtigen Frage beschäftigten, wesentlich auseinander gingen.

Die „Southern Croß" dampfte jetzt in südlicher Richtung weiter, während Borchgrevink sich auf die zweite Hauptaufgabe seiner Expedition, das

möglichst weite Vordringen über das große antarktische Binnenlandeis vorbereitete.

Nur von den beiden Lappländern begleitet, machte Borchgrevink sich mit seinen von Hunden gezogenen Schlitten auf den Weg gen Süden. Es war eine unglaublich beschwerliche Reise, diese Fahrt durch die Tausende von Metern steil aus dem Meer hervorragende Eiswüste.

Unterwegs gelangte Borchgrevink an die bereits von Roß gesehenen Vulkane Erebus und Terror, an die Mount Sabine (ca. 3000 Meter), Mount Mourchison, Mount Melbourne (4570) und schließlich an die eigenartige Eisbarriere, die wie ein mächtiger Eiswall das unbekannte Innere begrenzt. Er bestieg sie und blickte von ihrer Spitze auf die ungeheuren Schneefelder hinaus.

Erst beim 78° 50 südl. Breite machte er Kehrt, um zur rechten Zeit zum Schiff zurückzugelangen. Noch nie war vor ihm ein menschlicher Fuß soweit gen Süden vorgedrungen.

Am 1. April 1900 meldete der Telegraph aus Bluff, Neuseeland, die glückliche Heimkehr der „Southern Croß". Damit schloß die mit glänzendem Erfolge ausgeführte Expedition. Die reichen wissenschaftlichen Schätze, die Borchgrevink nach Europa brachte, wurden von Sir Georges Newnes den Londoner Museen übergeben.

Wenn die „Southern Croß"-Expedition auch ein englisches Unternehmen war und ihre Mitglieder fremden Nationen angehörten, so dürfen wir Deutsche doch ohne Ueberhebung einen Teil des Erfolges für uns in Anspruch nehmen. Offen und ehrlich gesteht Borchgrevink, daß seine auf einer deutschen Lehranstalt erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse ihn erst in den Stand setzten, sein großartiges Unternehmen glücklich durchzuführen, und daß es ein deutscher Gelehrter war, dem er die richtige Wegweisung zur Verwirklichung seiner kühnen Pläne verdankt. Auch die Feststellung Borchgrevinks, daß von allen mathematischen Kapacitäten unser großer Landsmann Gauß den mathematischen Südpol am genauesten berechnet hat, erfüllt uns mit freudigem Stolz!

Dem geschätzten Leser sei dringend die Lektüre von Carsten Borchgrevinks „Das Festland am Südpol" empfohlen.





Die deutsche Frauenlyrik der Gegenwart.

Von

Hans Benzmann.

— Berlin-Wilmersdorf. —

Es ist eine interessante Tatsache, daß man unter den deutschen Liederdichtern auch späterer und letzter Jahrhunderte, z. B. unter den Dichtern der romantischen und schwäbischen Schule, keine Liederdichterin findet, andererseits daß gerade das specifisch weibliche Empfinden, das naive keuschsinnliche Liebesempfinden des Mädchens wie auch das Empfinden der Mutter in Liedern von Männern (Goethe, Chamisso) seinen natürlichsten und originellsten Ausdruck gefunden hat. Diese positive Tatsache scheint mir doch zu beweisen, daß die Frau nicht Künstlerin genug ist, um den reinen lyrischen Ton, den objektiven Ausdruck für ein Gefühl treffen zu können.

Die Frau ist vielmehr zu subjektiv veranlagt, sie empfindet zu temperamentvoll, zu einseitig persönlich, um ein menschliches, rein weibliches, also lyrisches Empfinden naiv oder vollendet künstlerisch gestalten zu können. Leidenschaft, Phantasie und andererseits die Reflexion sind daher immer die Quellen der weiblichen Poesie gewesen. Die Frau empfindet nur sich, nur ihr Glück, nur ihren persönlichen Schmerz, nicht das Glück, das Leid des Mädchens und des Weibes. Darum ist alle Dichtung der Frau, auch die Prosa, lyrischer d. h. subjektiver, persönlicher Art, aber die Lyrik der Frau ist nicht rein lyrischer Art, sie ist je nach dem Temperamente und der Stärke der Begabung leidenschaftlich bewegte Empfindungs- und Phantasiedichtung oder sinnvolle schlichte Reflexionspoesie.

Das mangelhafte künstlerische Empfinden der Frau zeigt sich aber auch in der Kunst der Frau, die ihrem Wesen entspricht. Die Offenbarung eines Innenlebens ist Zweck der Frauenkunst. Der Inhalt, die Empfindung

also ist die Hauptsache, die Form Nebensache. Typische Frauenkunst wirkt darum so wenig harmonisch, so wenig stilvoll. Selbst geniale Frauen besitzen nicht die instinktive Sicherheit des künstlerischen Genies. Frauen legen eben immer größeren Wert darauf, alles zu sagen, als das, was sie sagen, in künstlerisch unanfechtbarer Weise zu sagen.

Und dann mag die persönliche Kunst der Frau im besten Falle eine leidenschaftlich bewegte, kraft- und phantasievolle, ja gedankentiefe sein, aber wirklich, d. h. objektiv originell ist sie ebenso wenig in inhaltlicher wie in formeller Beziehung. Die Weltanschauung der Frau ist selten eine selbstständige, universale, sich über persönliche und zeitliche Dinge, Anschauungen und Bestrebungen erhebende. Sie wurzelt nicht in sich, nicht in der Ewigkeit, sondern in der Zeit, sie ist abhängig von den Außendingen, von Zeitidealen.

So war die Frauenlitteratur, und solcher Art ist sie heute noch trotz ihres hohen Aufschwungs während der letzten Jahrzehnte. Ein anderes Ergebniß war nach dem natürlichen, physischen und psychischen Wesen der Frau und nach ihrer kulturellen Entwickelung auch nicht möglich. Auch die moderne Frauenbewegung und Litteratur hat nur reichere, nicht andere Resultate gezeitigt. Beide, Frauenbewegung und -Litteratur sind ja auch vielmehr selbst Ergebnisse jener Entwickelung. Um hierauf etwas näher einzugehen: Die moderne Frauenbewegung wurzelt in den Ideen der französischen Revolution und weiter in denen der deutschen Romantiker und des sogenannten „Jungen Deutschland". In den Lebensanschauungen einer George Sand, Gräfin Hahn-Hahn, Fanny Lewald kommen diese Ideen ferner bereits deutlich zum Ausdruck. Hiermit blüht auch eine besondere Frauenlitteratur empor, d. h. eine Litteratur von besonderer, in sich gleicher Art. Namentlich nimmt der Frauenroman, d. h. der von Frauen geschriebene Roman in der Litteratur der Gegenwart eine Stellung ein wie niemals vorher. Das ganze Denken und Empfinden der modernen Frau spiegelt sich in ihm. Er ist Zeitroman, er ist das Produkt von Lebensanschauungen, jedoch kaum von Weltanschauungen, er ist Kampfroman, mehr oder weniger Tendenzroman. Das ist natürlich! Die Frau wird den Wurzeln des Lebens, wird der Familie und der Zeit immer näher stehen als der Mann, der, als Dichter und Denker von individuellerer und zugleich universellerer Natur, im Kosmos, in der Betrachtung und Ergründung des Ewigen und Unendlichen seine letzten Ziele findet und sich *seine* Weltanschauung *schafft*. Die physische und sociale Selbstständigkeit ist die natürliche Helferin des Mannes in seinem Bestreben, sich individuell und zugleich zu einer universal empfindenden Persönlichkeit zu entwickeln. Demgemäß ist es auch natürlich, daß der Mann als Künstler mehr Stilempfinden als die Frau zeigt; er ist berufen, das Absolute in der Kunst, die Form, zu hüten und weiter fortzubilden. Auch der moderne Stil ist vom Manne entwickelt worden. Anders die Frau. Ihrer physischen und socialen Abhängkeit und Unselbstständigkeit, die niemals



ganz beseitigt werden können, entspricht ihre künstlerische Unselbstständigkeit. Ihre physische und sociale Abhängigkeit zwingt sie, auch immer in erster Linie sich mit sich selbst zu beschäftigen und mit den Ideen der Zeit, insbesondere mit Tendenzen, die auf sociale und geistige Befreiung des Weibes hinzielen. So nimmt die Frau der Gegenwart mehr wie der Mann Stellung in der Kunst insbesondere zu den socialen Problemen der Frauenemancipation, der persönlichen und bürgerlichen Freiheit der Frau, ihres Rechtes auf Teilnahme an aller Arbeit, an allen Berufen, zu den Problemen der weiblichen Erziehung, der Ehe, insbesondere der weiblichen Psyche und des weiblichen Geschlechtslebens. So gehört der Frauenroman der Gegenwart im Allgemeinen den socialen und psychologischen, den subjektiven Romanen an. Ganz ähnlich ist es mit der Frauenlyrik der Gegenwart. Sie ist ganz besonders subjektiv geartet, psychologisch interessant, oft tendenziös, oft gedankentief, oft poetisch seltsam, wirr, ja pervers. Daneben natürlich geht wie zu allen Zeiten die stillere, sentimentale Reflexionspoesie, die bei einigen Dichterinnen der Gegenwart einen edlen, fraulichen Charakter zeigt, und die naivere, objektiv gehaltene Lyrik, die sich am Volksliede gebildet hat und bei einigen Dichterinnen, namentlich auch jüngsten, von erfreulicher Frische, Natürlichkeit, auch herber Kraft und Schönheit ist.

Unter den Dichterinnen der älteren Generation zeichnet sich Frida Schanz-Soyaux durch ein frauliches und feineres künstlerisches Empfinden aus. Die Dichterin ist eine reflexionäre Natur. Daher mag es wohl kommen, daß viele ihrer Dichtungen nicht im ersten Augenblicke fesseln, nicht unmittelbar wirken. Ihre Kunst fließt aus einem sinnigen poetischen Empfinden, aber auch aus einer abgeschlossenen Lebensanschauung. Als reinster und reifster Ausdruck dieser Dichterin, die weniger mit einem leidenschaftlichen Herzen als vielmehr aus einem stillen Wachsen seelischer Kräfte, seelischer Erfahrungen heraus schafft, erscheint dann das, was sie an Spruchweisheit in den Sammlungen „Aehrenlese“, „Vierblätter“ und „Herdfunken“ (sämmtliche Bändchen bei Velhagen und Klasing, Leipzig) veröffentlicht hat.

Ein Glück, wie wir's uns in der Jugend träumen,
Giebt es im Leben kaum.
Du eben bist das höchste Glück: Du Ueberschäumen,
Du goldner Jugendtraum.

(Aus „Vierblätter“.)

*

Es giebt uralte Bäume, voll Wunden und Narben,
Ueber und über mit Blüten beschneit.
Und Menschen, denen alle Freuden starben,
Und doch sind ihre Seelen voll Heiterkeit!

(Aus „Vierblätter“.)

*

Ist eine Glocke herrlich geprägt,
So kann sie nicht anders als herrlich klingen,
Wer sie auch anrührt und wer sie schlägt,
Sie kann nichts Niedriges singen! (Aus „Aehrenlese".)

*

Fast jedes Haus, von Glück durchklungen,
Birgt, heimlich irgendwo versteckt,
Ein Kästchen voll Erinnerungen,
Von einem Trauerflor bedeckt. (Aus „Herdfunken".)

In den lyrischen Sammlungen „Gedichte" und „Neue Gedichte" finden wir lyrische Stimmungen ähnlicher Art. Auch hier dieselbe resignirende und doch optimistische, lebenstapfre Grundstimmung. Herdglück, Mitleid und Beglücken! Auf den Trümmern der Jugendträume wachsen diese milddurftenden und das Auge erquickenden Blumen. Im ruhigen Glücke ehelicher Liebe und Kameradschaft verrinnen die Tage mit ihrer Fülle von neuen Erfahrungen und alten Empfindungen, im Freudebereiten und im poetischen Schaffen gewinnt das Leben immer wieder einen höheren Sinn. Ihrer ganzen Entwickelung nach konnte Frida Schanz nur für das deutsch-bürgerliche Frauenideal eintreten. Auch mag, wie ich schon andeutete, ihr feines künstlerisches Empfinden sie von vornherein vor allem Einseitigen, Unkünstlerischen, Tendenziösen und Sensationellen bewahrt haben. Dieselbe und doch eine Andere ist die Dichterin in ihrem unlängst erschienenen Gedichtbuche „Intermezzo" (Gedichte mit Buchschmuck von M. Stüler-Walde, Verlag von M. A. Lattmann, Goslar). Ich rechne dieses Buch zu den besten der modernen Frauenlyrik. Frida Schanz weiß die Worte, um Eindrücke wiederzugeben, nun ebenso fein zu wählen wie die Modernsten. So wirkt diese Kunst persönlich, intim und doch in ihrer lichtvollen Klarheit, in der ungesuchten, sich wie von selbst ergebenden Prägnanz der Worte einfach, schlicht und natürlich. Denn Eines hat und behält Frau Frida Schanz vielen Modernen voraus: das tiefe deutsche Gemüt, die feine poetische Sinnigkeit. Was ich meine, wird man z. B. aus diesem kleinen Naturgedicht herauslesen, das nicht bloß Stimmungsgedicht ist:

Winterbild.

Aus bleichem Schneeland reckt sich finster
Der hagre Wald in's Abendrot,
Der Himmel blüht wie Mohn und Ginster,
Wie Sommer über'm Wintertod.

Die Schienen blitzen auf den Dämmen,
Und ganz zu tiefst im Himmelsbrand
Führt zwischen schwarzen Föhrenstämmen
Ein goldnes Tor in's Märchenland.

Es giebt Gedichte in dem Band, die von der tiefen Sehnsucht des Weibes singen und klagen, und andere (wie das phantastische, zierlichbarocke „Scherzo"), die ganz und rein nur ein Künstler nachempfinden und genießen

kann, und wieder andere, die von der Einsamkeit der Dichterseele, von ihrer Kraft und Hoheit reden.

Eine ebenso gesund, doch frischer und lebhafter fühlende Dichterin ist Ilse Frapan („Gedichte", Gebr. Paetel, Berlin), doch ist ihre Lyrik andererseits poesieloser, farbloser, abstrakter wie die der Frida Schanz, sie ist gar nicht originell und künstlerisch irgendwie von Bedeutung. Am besten trifft sie in ihren rein lyrischen Gedichten den zärtlichen oder schwermütigen Ton der Sehnsucht, der Erwartung und des Abschiednehmens. Stimmungsvoll sind einige ihrer Herbstgedichte. Bemerkenswert, fast bedeutend ist allein die grausige Ballade: „Das versunkene Schiff." Recht gesucht, ja banal wirkt sie in ihren Gedichten „Im Volkston".

Die bedeutendsten Dichterinnen der älteren Generation sind zweifellos Isolde Kurz, Alberta von Puttkamer und Alice Freiin von Gaudy. Sie sind wirkliche Individualitäten. Ungleich an Wert sind allerdings die Gedichte der Isolde Kurz (Verlag Hermann Seemann, Leipzig), nur in einigen derselben erreicht die Dichterin die Größe und Schönheit Konrad Ferdinand Meyers. Ja, ihre künstlerische Eigenart besteht geradezu wie die Meyers in einer erstrebten Harmonie zwischen Phantasie und schöner Form, zwischen natürlichem Sprachrhythmus und klassisch edler Form. Homer und die Griechen waren ihre Lehrer. Ihre starke und energische Natur, ihre Phantasie bildete sich an dem Schönheitsempfinden der Griechen. Ihre Verse muten mich oft an wie erstarrte Leidenschaft. In ihren besten Gedichten ist jene erstrebte Verbindung zwischen Phantasie, Leidenschaft und ausdrucksvoller edler Form vollkommen erreicht. Sie hat Sonette geschrieben (vgl. den von tiefer Trauer erfüllten Cyklus: „Asphodyll"), die in der Symbolik der Worte und in der fast überquellenden, doch zurückgehaltenen Empfindung an die Liebesgedichte Dantes und seiner Freunde erinnern. Dem verstorbenen Verlobten ist der Cyklus gewidmet . . .

„Nun kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab.
O, wo ist aller Glanz, der Dich umgab?
In kalter Erde ist Dein Bett gemacht.
Wie wirst Du schlummern diese Nacht?

Vom letzten Regen ist Dein Kissen feucht,
Nachtvögel schrei'n, vom Wind emporgescheucht.
Kein Lämpchen brennt Dir mehr, — nur kalt und fahl
Spielt auf der Schlummerstatt der Mondenstrahl.

Die Stunden schleichen. Schläfst Du bis zum Tag?
Horchst Du wie ich auf jeden Glockenschlag?
Wie kann ich ruh'n und schlummern kurze Frist,
Wenn Du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist?"

Trotz ihres Formalismus ist Isolde Kurz eine aus ursprünglichem Drange schaffende Künstlerin. Sie ist eine kraftvolle Natur, die sich nach großen Empfindungen sehnt. Tiefer Stimmung voll sind namentlich ihre Meereslieder „Nächtliche Meerfahrt" und „Serenade auf dem Meer".

Wie eigenartig sie die nächtliche Stille des Meeres zu schildern weiß, mögen folgende Strophen aus der „Meerfahrt“ beweisen:

„Dämmerung birgt das Gestad',
Kaum auf flüssigem Pfad
Folgt noch ein Lichtlein zum Gruße,
Schon mit blinkendem Fuße
Netzt sich Orion im Bad.

Stille des Himmels Raum!
Fische schnappen im Traum.
Hin durch feurige Gleise
Klatschen die Ruder leise,
Golden träufelt der Schaum.“

Die begabteste unter den älteren Dichterinnen ist jedenfalls Alberta von Puttkamer. In Betracht kommen deren Sammlungen: „Offenbarungen“ (Verlag, Cotta, Stuttgart), „Gesänge und Accorde“ (J. H. Ed. Heitz, Straßburg) und „Aus Vergangenheiten“ (Schlesier und Schweikhardt, Straßburg). Die dämonische Natur des Weibes kommt in ihren Dichtungen zur Offenbarung, freilich auch eine starke eigene Persönlichkeit mit heroischem, bisweilen sogar mystischem Empfinden. Jedoch dieses schrankenlose Ueberwallen der Empfindungen ließ andererseits selten eine harmonische Durchbildung der einzelnen Dichtung zu. So kommt es, daß fast kein einziges Gedicht der Puttkamer vollkommen genannt werden kann. In dem Wesen dieser Dichterin hat sich nordische Kraft und südländische Glut der Empfindung gepaart. Ueberschwänglich ist ihre Phantasie, ihre Bildlichkeit, ihr Lieben und ihr Hassen. Ihre heroische Leidenschaft drängt sie zur Gestaltung lyrisch-epischer Stoffe, sie schwelgt in großartig lebendiger Symbolik. Sie personificirt ihre Empfindungen durch die Helden der Sage und Geschichte. Cäsar, Brutus, Nero, Petrus, Kleopatra, Brunhilde behandeln ihre balladenartigen Phantasien. In diesen Helden und Heldinnen stellt sie ihre eigene Natur, ihre Stimmungen, ihr Erleben dar. Diese Gedichte sind besonders charakteristisch für sie. Und wie sie die großen Symbole liebt, so liebt sie auch die großen, starken Bilder, Vergleiche, Worte. Es ist bezeichnend für sie, daß sie Bilder und Epitheta am liebsten aus den Palästen und Schatzkammern der Könige nimmt. Ihr genügen nicht Beiworte wie „kühn“ und „groß“, sie nimmt die konkreteren, wie „königlich“, „heldisch“. Sie spricht von Eiskrystallen, die sich wie Kronen in Gudruns Haar hängen, von Gebirgen, die Wälder als Krone tragen. Die Gebirge vergleicht sie mit einer Königstreppe oder mit „hermelinverhangenen Thronen“. Ebenso gern verwendet sie Edelsteine. Sie redet vom „smaragdnen“ Weltlicht, vom „Demantlicht des Tages“, vom „Demantschein aus tausend Schwerterspitzen“, vom „Rubinschein des fließenden Blutes“. Sie spricht von blutigen Wolken, von der Finsterniß, die wie Blut verrieselt. Sie liebt alles Farbige, Prächtige, Stolze, Unbändige, Rätselhafte, die eisige Kälte des Nordens und die fiebernde Schwüle des Südens. Ihre Liebes-

gedichte sind zugleich Naturgedichte voll tiefer mystischer Stimmung. Sehr fein und farbig weiß sie das Landschaftliche zu zeichnen. Das mögen folgende Citate beweisen:

„Der Bergwald webte amarantne Schatten,
Als schlöß' er heimlich hinter uns die Welt,
Und weit aus allen talversunknen Matten
Kam es wie Duft von reifem Korn gewellt.

Ein Gedicht: „Dramatische Landschaft“ beginnt folgendermaßen:

„Wie im Zorn zerriss'ne Wolken hängen
Ueber den verträumten Taxusgängen!
Hie und da tropft Mondlicht von den Zinnen
Eines Schlosses, als ob Tränen rinnen . . .

Mit den königlichen Marmorfüßen
Tritt das Schloß in's Meer; die Wogen grüßen
Rufend und verlangend an den Mauern,
Wo im Schlafe wilde Schwäne kauern . . .

Einer fliegt erschreckt in's Mondgefunkel,
Während aus dem letzten Buschesdunkel,
Fast als ob er dort geschlafen hätte,
Murrend fährt der Wind aus seinem Bette.

Manche Gedichte sind voll tiefer Resignation. Dann sieht die Dichterin nur die Spuren der Vergänglichkeit im blühenden Leben, überall nur gestorbene Hoffnungen, ein gebändigtes, niedergezwungenes Wollen. In der Einsamkeit allein fühlt sie die Ewigkeit, fühlt sie sich erhaben über Leid und Leben. Erwähnt sei besonders ihr letztes Werk: „Aus Vergangenheiten“, das nach Stoffen aus der elsässischen Sage gedichtete Balladen enthält. Aber volkstümliche Balladen sind das nicht. Phantasie waltet auch hier. Auch sind diese Dichtungen die geklärtesten und abgerundetsten der Dichterin. Aber ein naiver Dichter hätte das Volkstümliche: Gemütstiefe, Volksweisheit und Humor, das Balladenhafte und Mystische ganz anders aus den Stoffen herausgeholt. Wie ganz anders, kürzer und präciser haben etwa Bürger, Goethe, Uhland, Heine derartige Stoffe behandelt.

Eine entschieden, wenn auch nicht größere und tiefere, so doch künstlerisch feinere und vornehmere Dichternatur tritt uns in Alice Freiin von Gaudy entgegen. („Seelen, Psychodramen und Novellen“, Leipzig, Philipp Reclam; „Balladen und Lieder“, Berlin, Otto Elsner.) Alice von Gaudy teilt mit Alberta von Puttkamer die Vorliebe für lyrisch-epische Dichtungen, ihr aber werden die Gestalten der Geschichte mehr zu Trägern einer Weltanschauung — im besonderen Falle zu Symbolen der Weltanschauung der Dichterin selbst — als zu Personifikationen übermächtiger Empfindungen. Sie zeigt in dieser Beziehung Verwandtschaft mit Marie E. delle Grazie. Andererseits gestaltet sie gern in echter Künstlerfreude einen interessanten historischen Moment objektiv, sie legt nicht persönliches Empfinden hinein, sie stellt ihn vielmehr nur lebendig, plastisch, dramatisch vor uns

hin. Sie weiß mit feinem künstlerischem Empfinden nicht nur solche interessanten Momente aus der Geschichte herauszuheben, sie weiß auch den Moment künstlerisch wirksam zu beleben, zu vertiefen und zu veranschaulichen. Sie ist eine maßvolle, harmonische Künstlernatur bei aller Kraft ihrer Phantasie. Sie ist eine moderne Künstlerin in ihrem feinen sprachlichen Empfinden. Derartige lebensvolle suggestiv wirkende Gedichte sind z. B. „Gustav III. von Schweden auf dem Maskenball", „Kaiser Heinrichs VII. Tod", „Marc Aurel", „Mönch Berthold", während sie in anderen Gedichten wie z. B. „Die Spinnerin", reinmenschliche Empfindungen in einfacher, knapper, und wirkungsvoller Weise darzustellen weiß. In Gedichten letzterer Art kommt sie der wirklichen Ballade bisweilen nahe. Derselbe schöne maßvolle Ton herrscht in ihrer Lyrik, insbesondere in ihren Naturstimmungen, die uns bisweilen wie die der Kurz an Meister C. F. Meyers sinnvolle Kunst erinnern.

Am See.

Wie Möven ihre weißen Schwingen breiten,
Entfaltet spitze Segel dort ein Boot.
O, Wonne, auf dem See dahinzugleiten,
Wenn Morgenglanz um Gletscherfirnen loht!

Wär' ich dabei! — Der Steurer lenkt gewandt.
Mit leisem Schaukeln treibt der Kahn an's Land.

Sie steigen aus . . . Jetzt seh' ich, wen er barg:
Ein weinend Weib und einen Kindersarg.

* * *

Die bedeutendste Persönlichkeit unter den jüngeren Dichterinnen ist jedenfalls die Oesterreicherin Marie E. delle Grazie. Specifisch österreichische Freude an prächtig dekorativ wirkenden Farben und Architekturen lebt, wie in den Dichtungen Raimunds und Hamerlings, auch in den ihren. Lenau, der Dichter der schwermütigen ungarischen Steppe, war ein Pessimist wie sie. Und die poetische Lust am feinen, verstandesmäßigen Allegorisiren hat sie nicht nur mit den genannten, sondern auch mit modernen Wiener Künstlern, nicht nur mit Dichtern, sondern auch mit Malern und Architekten gemein. Ihr bedeutendstes Werk ist das Epos „Robespierre" (Verlag von Breitkopf und Härtel, Leipzig).*) Es ist wohl das bedeutendste moderne Epos überhaupt. Es ist modern im besten Sinne. Die Technik ist meisterhaft. Als Ganzes und im Einzelnen hält das Werk vermöge seines tiefen Stimmungsgehaltes, seiner immer anschaulich wirkenden Darstellung in höchster Spannung. Das Paris Ludwigs XVI., die Pracht der Königs-

*) Marie E. delle Grazie läßt soeben ihre Werke (Gedichte, Episches, Dramen, Novellen, Kritisches) in einer Gesammtausgabe erscheinen bei Breitkopf und Härtel, Leipzig. Bisher liegen die fünf ersten Bände, welche auch das Epos „Robespierre" enthalten, in schöner, solider Ausstattung und handlichem Format vor.

stadt Versailles, diese ganze blühende und verblühende Kultur wird in den ersten Kapiteln vor unserm Auge lebendig. Dann sind wir mitten im Elend der Armenviertel. Allmählich entwickelt sich die Revolution. Obwohl die großen Männer der französischen Revolution auch in diesem Epos in dem Lichte erscheinen, in welchem sie die Geschichte zeigt, so sind sie hier doch zugleich zu großen Symbolen der menschlichen wie der socialen und philosophischen Ideen der Neuzeit geworden. In dem Wesen und in den verschieden gearteten Charakteren, in den einander entgegengesetzten Weltanschauungen dieser Männer spiegelt sich vielseitig der Dichterin eigenes Empfinden und eigene universelle, kaum von einem Punkte aus zu erfassende Weltanschauung. Diese ist eine auf Grundlage der Darwin-Haeckel'schen Philosophie tief pessimistische. Unbarmherzig schreitet die Entwickelung vorwärts, machtlos steht ihr der Mensch, selbst das Genie, gegenüber. Das Schicksal Robespierres ist das große Symbol für diese Wahrheit. Nur die Idee des Fortschritts geht trostvoll nebenher. Trotzdem ist nochmals zu betonen, daß „Robespierre" wie „Faust" oder „Dantes göttliche Komödie" in der Totalität der Ideen erst das ganze Empfinden und Denken seiner Schöpferin widerspiegelt. Aehnliche Ideen äußert die Dichterin auch in ihren Gedichten. Immer wieder flüchtet ihre Phantasie zu den Titanen der Weltgeschichte. Dies sind ihr die Träger machtvoller Ideen. Mit Vorliebe verwendet die Dichterin die Gestalten der römischen Geschichte und der Renaissance als Symbole für ihre Ideen. Prächtige Stücke dieser Art sind „Gespenster des Palatin", „Moses" (von Michel Angelo), „Scirocco-Phantasieen", „Tiberius". Mir ist besonders lieb das andere Gedichtbuch „Italienische Vignetten" geworden (beide bei Breitkopf und Härtel, Leipzig, erschienen, die „Gedichte" kürzlich in 3. Auflage). Was Italien uns an Natur- und Kunstschönheiten bietet, die ganze Stimmung dieses Zauberlandes lebt in jenem Buche. Marie E. delle Grazies Kunst ist jedoch, das wird überall bemerkbar, aus ursprünglicher Phantasie und zersetzender Verstandestätigkeit hervorgegangen. Es ist der Dichterin weniger gegeben, eine nur in der Empfindung wurzelnde Leidenschaft in lyrisch suggestiver Form zur Darstellung zu bringen. In solchen Gedichten wirkt sie weniger bedeutend. Ihr Gebiet ist die schwungvolle, rhetorisch schöne und gedankentiefe Reflexionspoesie. Das kleine Empfindungsgedicht gelingt ihr nur in seltenen Fällen (vgl. z. B. die „Zigeunerlieder" in den „Gedichten").

Maria Janitschek ist als Prosaschriftstellerin entschieden bedeutender wie als lyrische Dichterin. Ihre Lyrik ist die typische der Frau, sie ist subjektiv im höchsten Grade, doch weder im Inhalt noch in der Form originell und harmonisch, fortwährend vielmehr verrät sich das geringe künstlerische Empfinden der Verfasserin. Freilich ein prächtiges balladenartiges Gedicht hat sie geschaffen: „In der letzten Stunde". Kaum eine Dichterin der Gegenwart wird so sehr von den verschiedensten Einflüssen

beherrscht wie sie. Glühende Phantasie und ein scharfer kritischer Verstand den Zeitideen gegenüber sind ihr in gleichem Maße eigen, und so hat sie die verschiedensten Eindrücke in ihren Romanen und Gedichten verarbeitet. Schopenhauer und Nietzsche, Buddha und die moderne Theosophie, ja sogar der Spiritismus haben sie beeinflußt. Sie wird von utopistischen Ideen beherrscht. Sie dichtet mit der Ergriffenheit einer Seherin. Als lyrische Dichterin gehört sie in den Kreis Franz Evers und Julius Hart. Ihre Gedichte zeigen denselben heroisch-pathetischen Charakter, auch die erotischen. Wie anderen pathetischen Dichtern fehlt es auch Maria Janitschek an feinem künstlerischen Gefühl. Sie vermag nicht zu erkennen, daß präcise Kürze und formelle Reinheit und Geschlossenheit immer poetischer, suggestiver wirkt als langatmige, die Empfindungen analysirende Dithyrambenpoesie. Auch ein landschaftliches Stimmungsgedicht gelingt ihr nur selten. Die meisten Gedichte auch dieser Art, wie z. B. das folgende, sind nicht frei von Geschmacklosigkeiten:

Abends.

Es ist so seltsam still,
so schwerstill,
steinern . . .
Wenn doch ein einziger Schmetterling
durch die rotbraune Luft flöge!
An den schwarzen Bergen
hängen Nebelfetzen
wie Spinnengewebe
an Kellermauern . . .
So seltsam still,
so schwerstill,
steinern . . ,
Horch, ein Ton! . . .
Aus der Talschlucht
das Sterbeglöcklein —
Wer wohl dort geht?

In diesem gewiß stimmungstiefen Gedicht stört mich der Vergleich: „An den schwarzen Bergen hängen Nebelfetzen wie Spinnengewebe an Kellermauern.“ Anstatt die Stimmung zu vertiefen, zwingt uns der Vergleich geradezu an etwas Anderes, nämlich an ein Kellergewölbe, zu denken, das den größten Gegensatz zu einem weiten landschaftlichen Gemälde darstellt. Maria Janitscheks Gedichte sind bei Spohr in Leipzig erschienen.

Ricarda Huch ist m. E. die bedeutendste lyrische Dichterin der Gegenwart. Während in ihren Romanen Tiefe, Kraft, ja Größe walten, erscheinen uns ihre Gedichte als einfach anmutige rein lyrische Gebilde. Freilich ein düsterer Gedanke kehrt in ihnen immer wieder, der Gedanke an den Tod. Aus ihm fließt aller Schmerz und alle Schwäche, aber auch aller Mut und alle Stärke, alle tiefe Schwermut wie alle heitere Ironie. So wechseln in ihrer Lyrik Ernst und Scherz, Resignation und Ironie, sinnvolle Reflexion und innige Empfindung. Alles das wirkt mit jener packenden besonderen Gewalt, mit der echte Lyrik uns unmittelbar fesselt. Neben einigen schönen Todesgedichten und originellen Allegorien („Die Ampel“) sind ihre zarten, lichten Liebeslieder und Heimatsstimmungen hervorzuheben. In diesen kleinen, einfachen und doch so prägnanten Liedern kommt sogar das unmittelbar zum Ausdruck, was ich das specifisch weibliche Empfinden nennen möchte. Ricarda Huch besitzt das feinste Gefühl für

jene weiche, zarte Wort- und Lautmalerei, die das Leben der Seele eher offenbart als alle naturalistische Impressionskünstelei, und die den deutschen Romantikern einst in hohem Maße eigen war.

Erinnerung.

Von vieler Vöglein Singen
Bin ich aufgewacht;
An meines Vaters Garten
Hab' ich da gedacht,
Wo ich bei den Syringen
Manche Sommernacht,
Den Liebsten zu erwarten,
Heimlich zugebracht.

Mondschein.

Mondenschein hat sich ergossen
Ueber diese stille Welt.
Wär' mir heute zum Genossen
Doch ein lieber Freund gesellt!
Jenen Berg möcht' ich besteigen,
Wo sich Tann' an Tanne drängt,
Schauen, ob in ihren Zweigen
Mondlicht oder Silber hängt.

Heimweh.

Woran denk' ich, wenn es Abend wird?
An mein fernes, fernes Vaterhaus.
Hab' im dichten Walde mich verirrt,
Finde all mein Lebtag nicht heraus.
O mein Vaterhaus im fernen Vaterland!

Fluch dem Armen, der sich von Dir schied!
Jede Blume welkt in seiner kranken Hand,
Jeden Freund verscheucht sein düstres Lied.

Diesem feinen Talente möchte ich ein anderes ebenfalls feines, doch anders geartetes zur Seite stellen: Hedwig Lachmann. Hedwig Lachmanns Gedichte: „Im Bilde" (Verlag Schuster und Löffler, Berlin) sind eigenartige intime, gedankenvolle Reflexionspoesien. Bei Ricarda Huch erscheint Alles, auch selbst der Gedanke an den Tod in lichter Stimmung, in leichten Rhythmen und in einfachen, fast schlichten Worten und Symbolen. Bei Hedwig Lachmann wiegt eine dunkle, schwere Stimmung vor, das subtil ausgewählte bedeutungsvolle Wort, der getragene Rhythmus, das tiefe originelle Symbol. Ihre Gedichte zeigen in ihrer starken Symbolik, in ihrer schweren, kondensirten Sprache, der eine suggestive Kraft in Folge des vollen Aufgehens von Inhalt und Ausdruck in einander inne wohnt, einen fast männlichen Charakter. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die außerordentlich selbstständige tiefe und umfassende Weltanschauung, die sich in den Ideen der Gedichte offenbart, und durch das geringe erotische Empfinden der Dichterin. Daß wir es mit einem starken Talent zu tun haben, wird meines Erachtens aber hauptsächlich durch das tiefe Naturgefühl der Dichterin bewiesen und durch die ausgesprochene Fähigkeit derselben, das Vegetative, Elementare eines solchen zum Ausdruck zu bringen.

Seele der Natur.

Ein Hügel und darauf ein großer Strauß
Von jungen Eichen überm Ackerland.
Und im Gebüsch versteckt ein kleines Haus —
Was ist daran, das Dir den Blick so bannt?

Und drüber her das wechselvolle Spiel
 Vom Licht der Sonne vor dem Untergang —
Was hält Dich daran fest? Ein Wunsch, ein Ziel,
 Ein Farbentrieb, Dein stiller Heimathang?

Was kommt Dich an, wenn plötzlich sich im Raum
 Der Abriß einer Welt vor Dir erhebt?
Was ist die Kraft des Bildes, das wie Traum
 Und Ahnung sich mit Deinem Sinn verwebt?

Zur Charakterisirung ihrer Weltanschauung diene folgendes Gedicht:

In die Ferne.

Die Mondessichel mit dem Abendstern
An dunkler Himmelswölbung tief und fern —

Das Leben am Gestade, wo Ihr treibt,
Fließt sachter, bis nur ein Erinnern bleibt.

Seefahrer ihr, an Bord der Mitternacht,
Vor Anker nun auf Eurer Wanderwacht!

Seefahrer um den Pol der Ewigkeit
Im Kreis von Dunkelheit zu Dunkelheit!

Bedeutend ist Hedwig Lachmann auch als Uebersetzerin von Gedichten Verlaines, Swinburnes, Poes und Rossettis.

Ein gemeinsamer Zug trotz aller Verschiedenheit in der Weltanschauung, im Empfinden und Gestalten haftet allen diesen zuletzt geschilderten Dichterinnen an: Es kommt in ihren Poesien mehr persönliches als weibliches Empfinden zum Ausdruck, mehr Reflexion als Empfindung, mehr Gedankliches, mehr Weltanschauungsmoment als leidenschaftliches Fühlen. In dieser Beziehung repräsentiren diese Dichterinnen die Persönlichkeitskunst innerhalb der heutigen Frauenlyrik.

Anna Croissant-Rust wäre ihnen noch anzureihen. Doch gehört sie schon zu den experimentirenden Dichterinnen. Sie ist wenigstens durch ein Experiment bekannt geworden und nimmt daher eine Sonderstellung unter ihren Genossinnen ein: Sie hat sich in „Gedichten in Prosa" (Verlag Schuster und Löffler, Berlin) versucht; und zwar nach der Manier der naturalistischen Schule fügt sie in diesen langatmigen Dichtungen Eindruck an Eindruck, so daß schließlich der Gesammteindruck verloren geht. Nur dem feinsten Künstler mag es gelingen, auf diese Weise in kurzen, knappen Gedichten die Stimmung festzuhalten. Die poetische, gebundene Form ist eben das wesentlichste Mittel der Kunst, wie ich oft auseinandergesetzt habe, eine Stimmung des Dichters zu veranschaulichen und zu übertragen. Doch ist auch dieser Dichterin bisweilen innerhalb größerer Phantasien eine Naturstimmung gelungen.

Aus der Dichtung: „Herbst".

Die Nebel halten die Erde geknechtet,
Grau,
Schwer,
Dicht.
Hängen sich über die Berge,
Streifen die Wiesen, knieen auf dem Fluß,
Breit, ohne Regung.
Zitternd,
Aengstlich
Harrt die Geknechtete,
Ohne Atem,
In bangem, langem Warten.

Ist es das Ende?
Vorbei mit den sonnigen Jubeltagen
Voll blühenden, singenden, grünenden
Lebens?
Vorbei?
— Kein Hauch,
Keine Sonne.
Sie erliegt.
In schwerem Tropfenfall weint der Wald,
Leise, leise,
Mutlos.

(Aus: „Gedichte in Prosa".)

Damit bin ich zur experimentalen und excentrischen Frauenlyrik gelangt, von der ich dann übergehen will zu der ihr verwandten ausgesprochen erotischen und perversen.

Hin und wieder wurden während der letzten Zeit die Dichtungen „Klänge aus einem Jenseits" (Verlag Hermann Seemann Nachf., Leipzig) von Clara Eysell-Kilburger gerühmt, gerühmt als unmittelbar aus der Inspiration hervorgegangene künstlerische Gebilde. Soviel ich mich erinnere, soll die Dichterin diese Phantasien in einem traumhaften Zustande erlebt und niedergeschrieben haben. Darauf kommt es nun aber nicht an, sondern vielmehr darauf, wie die Gedichte an sich wirken. Ich muß nun offen gestehen, daß diese Gedichte auf mich recht nüchtern und unpoetisch gewirkt haben. Sie zeigen weder den Charakter des Visionären, Seherischen noch den des Seltsamen, durch psychologische Tiefe und elementare Originalität der Empfindung, der Ideen, des Ausdrucks Ueberraschenden. Ein origineller Geist wenigstens spricht nicht durch dieses Medium, auch kein feinfühliger künstlerischer, denn sonst hätte er jede äußerliche gesucht wirkende Originalität, jede ausgeklügelte Situation, jeden unkünstlerischen Effekt vermieden. Ohne auf die Illusion der Dichterin näher einzugehen, was ich hier nicht kann, möchte ich wenigstens an einem Beispiel zeigen, wie unsagbar nüchtern und unpoetisch das Wesen dieser Poesie ist.

Auf einem Kirchhof lag ein alter Mann begraben,
Ein Mann, der nie im Leben glücklich war,
Und dem die Erde deshalb leicht schien.
Da ging an seinem Grab vorbei ein Mädchen,
Kaum sechzehn Jahr, so blond wie reifer Roggen,
So frisch wie eine Blume, die am Morgen aufbrach,
So unberührt, wie Schnee auf einem Gletscher.
Sie schritt dahin, und ihre Lippen summten
Von Lieb und Leidenschaft ein altes Lied,
Das sie wohl kannte, aber nicht verstand.
Da kam dem Toten seltsam Schauern an,
Er fühlte bang und schwer mit einem Male
Den Trieb zu leben, seinen Sarg zu sprengen.
Die Erde war dem Manne nicht mehr leicht.

Die geschmacklose Pointe bitte ich hierbei noch zu übersehen — ich habe eben vergeblich nach einem Gedicht gesucht, das sich ohne solche Pointe präsentirt —, man lasse nur die dichterische Art auf sich wirken, und man wird finden, daß diese Poesie die gewöhnlichste Prosa ist, die je geschrieben wurde. Ist etwa Mombert nachgeahmt? Aeußerlich erinnert ja diese und e Stelle in den Gedichten an Mombert, aber natürlich nur äußerlich.

Wirklich von Natur excentrisch scheint Else Lasker-Schüler zu sein, doch ist sie andererseits durchaus nicht talentlos. Immerhin ist ihre Sprache bisweilen echt und originell. Zumeist allerdings ist ihre Originalität nichts weiter als Geschmacklosigkeit. Ein erotischer Duft liegt über ihren Gedichten; aber es ist nicht das feine, wollüstige, betäubende Parfüm südländischer Blumen, es ist, als ginge ein herber Hauch wie von wilden Sumpfblumen von diesen Gedichten aus. Ich kann diese Gedichte nicht anders als zigeunerhaft bezeichnen. Sie sind zum größten Teil erotisch, aber der Vampyr, der in ihnen lebt, reizt uns nicht: es fehlt das wirklich dämonische, bezaubernde Element. Dieses wird durch zigeunerhafte Willkür und excentrische Sprödigkeit nicht ersetzt. Deshalb muten mich diese Gedichte so unpoetisch an, weil sie trotz aller excentrischen Gebahrens nicht aus leidenschaftlichem Empfinden hervorgegangen zu sein scheinen. Das merkwürdige zigeunerhafte Wesen dieser Poesien wird man auch in folgender Probe erkennen.

Nervus Erotis.

Daß uns nach all der heißen Tagesglut
Nicht eine Nacht gehört . . .
Die Tuberosen färben sich mit meinem Blut,
Aus ihren Kelchen lodert's brandrot!

Sag' mir, ob auch in Nächten Deine Seele schreit,
Wenn sie aus bangem Schlummer auffährt,
Wie wilde Vögel schreien durch die Nachtzeit.

Die ganze Welt scheint rot,
Als ob des Lebens weite Seele blutet (?!)
Mein Herz stöhnt wie das Leid der Hungersnot,
Aus roten Geisteraugen stiert der Tod!

Sag' mir, ob auch in Nächten Deine Seele klagt,
Vom starken Tuberosenduft umflutet,
Und an dem Nero des bunten Traumes nagt. (?!)

Else Lasker-Schülers Gedichte erschienen unter dem Titel „Styx“ bei Axel Junker, Stuttgart.

Hiermit sind wir zu den Vertreterinnen der extremsten erotischen Frauenlyrik gelangt. Bevor ich das Wesen und die Art der beiden hervorragendsten Vertreterinnen dieser Poesie, der letzthin so bekannt gewordenen Dichterinnen Marie Madeleine und Dolorosa zu schildern versuche, möchte ich kurz an eine andere Dichterin erinnern, die schon längst mit ganzer Hingebung und Offenheit die sinnliche Liebe besang, an Hermine von Preuschen. Die Gedichte dieser auch als Malerin bekannten Dame haben

wenig Anziehendes. Es ist eine abstrakte merkwürdige Unruhe in ihren Versen („Via Passionis“, Verlag Karl Reißner, Dresden). Ein faustisches Jagen, von der Liebe zum Ruhm, von der Kunst zur Liebe, und nirgends Erlösung. Der Dämon des Künstlers, der mehr geben möchte, als er kann, kommt so recht in diesen Gedichten zum Ausdruck. Dieser hitzigen Natur fehlt jedes feinere Formempfinden. Ihre Gedichte enthalten Geschmacklosigkeiten gröbster Art. Ergreifende grelle Töne des Schmerzes hat Hermine von Preuschen nur in dem Buche „Noch einmal Mors Imperator“ (derselbe Verlag) gefunden. Dagegen ist das Buch „Astartenlieder“ (Verlag von Cäsar Schmidt, Zürich), wie der Titel bereits verrät, ganz der Venus-Astarte gewidmet. Und es sind wilde, hingeworfene Empfindungen, in denen die sinnliche lechzende Glut kraß zum Ausdruck kommt. Leider ersetzt die Kunst nicht, was der Inhalt an Illusion nimmt. Es ist zu bedauern, daß eine derartige anscheinend ursprünglich kräftige Natur bisher nicht die Wege zu ihrer menschlichen und künstlerischen Vertiefung fand. Einen maßvolleren, reiferen Charakter zeigt allerdings endlich der Preuschen letztes, vor kurzem erschienenes Buch: „Flammenmal“ (Continent-Verlag, Charlottenburg). Hier verbindet sich mit der Glut der Empfindung oft ein tiefer Lebensschmerz, der Schmerz über all das vergebliche Ringen, zu ergreifender Wirkung. Auch die Form ist maßvoller, harmonischer, oft von schlichter, unmittelbar fesselnder Einfachheit.

Anders Marie Madeleine und Dolorosa. Hier äußert sich das erotische Empfinden sogar pervers. Marie Madeleine feiert die lesbische Liebe, Dolorosa den Masochismus. Aber Beide sind talentvolle Dichterinnen ohne Frage, und in den meisten Gedichten Beider hebt die Kunst der Sprache und des Vortrags vollkommen die Widrigkeit des Inhalts auf. Freilich das bei Weitem stärkere, entwickelungsfähigere Talent von Beiden ist Dolorosa. Marie Madeleine überrascht in ihrem ersten Bande: „Auf Kypros“ (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus) geradezu durch die blühende Fülle ihres Ausdrucks, durch das Feuer und den Fluß ihrer Sprache, durch die Sicherheit ihres Formempfindens. In der Tat: Die Gefilde von Lesbos, das Wesen der Sappho weiß sie heraufzubeschwören wie eine Zauberin: In ganzer Schönheit liegt das klassische Land vor uns. Und so überrascht sie weiter durch eine feine treffsichere Darstellung auch des Seelischen, insbesondere der sexuellen Empfindungen der jungen Mädchenseele. Bacchantisch und intim zugleich war das Wesen dieser Lyrik . . .

Sappho.

Die Meereswellen singen sacht
Ihr ew'ges Klagelied, und weich
Umfängt mich schwül die Frühlingsnacht,
Und meine Seele sucht nach Euch.

O kommt! O süße Mädchenschaar,
Ich will von Deiner Schönheit trinken,
Und gieb dem Wind Dein wildes Haar,
Und laß die Hüllen lautlos sinken.

Reich Deinen Mund, mein blasses Kind,
Und schüre meine tolle Glut; — —
Wie kühl die roten Lippen sind;
Du weißt noch nicht, wie Liebe tut.

Und Du mit Deiner Riesenlast
Von flammend rotem Lockengold,
Das Dir wie Feuerwogen fast
Bis auf die Fersen niederrollt,
Laß' mich die Flackerlichter seh'n,
Die heiß aus Deinen Augen sprühen,
Und Du darfst niemals von mir geh'n,
Denn Du bist schön wie Sonnenglühen.

Ihr aber seid wie blasse Strahlen,
Ihr schönen, schlanken Schwestern beide,
Mit Euren stummen Liebesqualen,
Mit Eurem stillen Herzeleide.

Mit Eurer Glieder Marmorpracht,
Weiß wie der Wellen Leuchteschaum,
Und Euer Haar ist wie die Nacht,
Und schweigsam seid Ihr wie ein Traum. —
O Blütenstrauß! O Mädchenhaar,
Ich will von Deiner Schönheit trinken,
Und gieb dem Wind Dein wildes Haar,
Und laß die Hüllen lautlos sinken!

Leider hat Marie Madeleine als Künstlerin das nicht gehalten, was sie versprach. Ihr zweites Buch: „Am Narrenseil der Liebe" ist viel schwächer wie das erste. Gerade was in dem ersten auffällt, das frische, lebhafte Spiel der Formen, die Fülle des Ausdrucks, vermißt man an dem zweiten, das vielmehr reich an saloppen Poesien ist, die wenig Geschmack verraten.

Ein viel bedeutenderes und entwickelungsfähigeres und tieferes Talent scheint mir Dolorosa zu sein. Ihr Buch: „Confirmo te Chrysmate" (Verlag von M. Lilienthal, Berlin NW. 7) gehört zu den talentvollsten, aber auch krassesten moderner Frauen. Marie Madeleines beste Gedichte fesseln durch die Kunst des Vortrags und durch die erregte sexuelle Stimmung, mag hier vielleicht auch im Grunde mehr ein kluger weiblicher Intellekt als ein unbewußtes sexuelles Empfinden die Trümpfe ausgespielt haben; in den Gedichten der Dolorosa dagegen herrscht neben jenem pathologischen perversen Empfinden die echte Sprache der Leidenschaft, hier will irre geführte Natur, die nicht anders kann als so empfinden, an unser Herz. Schmerzliche Erlebnisse, Träume, Süchte, denen die Seele nicht entrinnen kann, vibriren in diesen merkwürdigen, satanisch stolzen Poesieen, in diesen orientalisch üppigen, lasterhaften Phantasien.

Ich legte mein schwarzes Gewand von mir
Und löste mit bebenden Fingern mein Haar;
Nackt und zitternd lag ich vor Dir
Und bot meinen jungen Leib Dir dar.
Du entfachtest die schlummernden Brände
In mir zur ekstatischen Inbrunst der Liebe;
Laß endlich küssen, mein Fürst, Deine grausamen Hände
Für das jubelnde Glück Deiner Peitschenhiebe!

Ich habe mit Absicht eine der krassesten Stellen aus den Gedichten citirt. Ganz anders ist der Ton in dem zweiten Teil der Gedichte. Schon zwischen jenen ausschweifenden Phantasien findet man bisweilen Gedichte, die voll des tiefsten Schmerzes Herzensreinheit ersehnen und das Loos der Verirrten beklagen. Fast wie Psalme auf die keusche Liebe der Ehe, auf das Glück tiefer Seelenliebe muten die Gedichte des zweiten Teiles an,

in denen auch äußerlich der Ton des Psalmes glücklich getroffen ist und die Symbole des alten Testaments, die mystischen Feste und Gebräuche der Juden eine Rolle spielen. Derartige Gedichte sind: „Ein Sabbathpsalm", „Psalm 128", „Laubhütten", „Esther". Wie kaum ein anderer moderner Poet hat Dolorosa in diesen Gedichten die merkwürdige Weihestimmung jüdischer Feste, den patriarchalischen Charakter derselben und die alten Lieblingsempfindungen, -Hoffnungen und -Ideen des jüdischen Volkes zum Ausdruck gebracht.

Ein Sabbathpsalm.

Psalm 126.

An jenem Tage aber wird es sein,
Als bannte uns ein lichter, schöner Traum.
Als flammt der morgenrote Sonnenschein
Als Freiheitsfackel auf am Himmelssaum:
An jenem Tage klingt von Nord und Süd,
Von Ost und West ein einz'ger Jubelschrei,
Ein Sabbathpsalm, ein frohes Hochzeitslied:
Der Herr hat uns erlöst, und wir sind frei!

Ein Meer von Tränen haben wir vergossen,
Und viele sind es, die für Zion starben;
Doch unsre Saat ist herrlich aufgesprossen,
Und reich und golden stehen unsre Garben,
Frei liegt vor uns das Land im Morgenglüh'n,
Das unsre ahnungsüßen Träume schauten,
Und purpurrote, junge Rosen blüh'n,
Wo unsre heißen Tränen niedertauten.

Still ruht der Sabbathfriede auf dem Land;
Im tiefsten Glück versinken die Gedanken,
Und eine schlanke, feine Mädchenhand
Kränzt Deine Stirn mit frischen Blumenranken.
In tiefgeneigte Zweige hüllt Dich ein
Mit Deinem Glück ein blütenschwerer Baum —
An jenem fernen Tage wird es sein,
Als bannte uns ein lichter, schöner Traum.

Ich möchte nun, bevor ich schließlich auf die naivere und gesündere Frauenlyrik der Gegenwart eingehe, noch ein paar jüngere Dichterinnen charakterisiren, deren Art zwar persönlich, aber durchaus nicht excentrisch ist, die gewissermaßen den Uebergang zu jener anderen Gruppe herstellen. Mit einem dünnen Gedichtband ist Margarethe Beutler hervorgetreten „(Gedichte", Verlag von M. Lilienthal, Berlin). Der Band enthält zum größten Teil zarte Poesieen, darunter auch solche erotischen Charakters. Das Buch verrät Talent: aber eine eigene Note läßt sich noch nicht feststellen. Weder die subjektiv noch die mehr volkstümlich gehaltenen Poesieen zeigen einen ausgeprägten Charakter. Doch überall findet man feine Ansätze, zarte Bilder, eigenartige Empfindungen, die nach Ausdruck ringen, so daß wir

die Dichterin nicht übersehen dürfen. Aehnlich ist es mit Miriam Eck. Ihre Gedichte, „Herbst" (Schuster und Löffler, Berlin) zeigen ein eigenartiges Gepräge, aber auch ebensoviel Unreife. Auch Miriam Eck gehört zu den reflexionären Talenten, die erst nach mühevoller Entwicklung und nur bei größter Selbstzucht etwas leisten werden. Eigene Phantasie ist vorhanden, aber gerade diese Ueberfülle der Seele verleitet die Dichterin dazu, in gesuchten Stimmungen zu schwelgen und nach seltsamen Bildern zu haschen. So wechselt Starkes, unmittelbar Empfundenes in einem Gedicht oft mit Unreif-Bizarrem, Banalem; einfach Schönes mit Schwülstigem. Solche Dichterinnen werden in Folge der Ungleichheit ihres jugendlichen Schaffens oft falsch beurteilt und erhalten ein geringeres Lob als die von vornherein fertigen, aber weniger tiefen und selbstständigen Talente. Das stärkste Talent von diesen jüngeren Dichterinnen ist meines Erachtens Margarethe Susman. Aus ihren Gedichten „Mein Land" (Schuster und Löffler) spricht eine Weltanschauung von einer gewissen Tiefe und Größe. Freilich ein ähnlicher Pessimismus wie der Leopardis bildet die Grundstimmung dieses Buches; aber den, der selbst den Dingen auf den Grund zu gehen liebt, wird diese dichterische Verkündigung der absoluten Wahrheit auf's Neue erschüttern, und ihn wird die Ergriffenheit, mit der die Weltanschauung vom Tode hier vorgetragen wird, wahrhaft erheben. Eine leidenschaftliche Natur offenbart sich in den Gedichten von Julia Virginia Scheuermann („Primitien", Verlag Continent, Charlottenburg). Die Gedichte sind ganz subjektiv gehalten, phantasievoll und rhythmisch stark bewegt. Sinnlichkeit, Sehnsucht in das große, leidenschaftliche Leben und Sehnsucht nach den reinen Höhen eines geläuterten Menschentums streiten um diese Seele, die sich noch nicht entschieden hat, welchen Weg sie gehen wird. Jedenfalls gehört die Dichterin zu den begabtesten jüngeren. Mag sie die Hoffnungen, die sie erweckt hat, erfüllen.

Formenschöne und zartempfundene Gedichte findet man in dem Erstlingswerke von Elsa Zimmermann: „Der Tag hat sich geneigt" (E. Pierson, Dresden). Die Dichterin erinnert in ihren besten Stücken an die Romantiker. Ihre Verse sind voll süßer Sprachmusik, ihr Empfinden wird bald leise bewegt von Sehnsucht und Liebesverlangen, bald von vibrirendem Schmerz, zumeist aber ist es ein elegisches, das sich gern in zart abgestimmten Rhythmen offenbart. Erwähnt sei auch Lily von Bistram, die bisher ein Bändchen zarter, lyrisch schöner und tief empfundener Gedichte in Prosa („Sonnensehnsucht", Verlag von Willgeroth und Menzel, Wismar) veröffentlicht hat.

In dem letzten Jahre sind nun einige begabte Dichterinnen aufgetreten, deren poetisches Können vor Allem in starker weiblicher Empfindung wurzelt. Ihre Kunst ist eine einfache, natürliche, bald leidenschaftlich bewegte, bald schlichte Herzenslyrik. Die beiden begabtesten Dichterinnen dieser Gruppe sind unzweifelhaft Clara Müller-Jahnke und Anna Ritter,

die stärkere und tiefere Persönlichkeit von beiden wiederum ist Clara Müller. Die Verse der letzteren („Mit roten Kressen“, Baumert und Ronge, Großenhain i. S., und „Sturmlieder vom Meer“, Verlag Dietz, Stuttgart) zeigen ein typisches und zugleich individuelles Gepräge. Sie wirken wie reine Lyrik, und doch haftet ihnen der Zauber persönlichsten Empfindens an. Sie sind von einem instinktiv sicheren Kunstempfinden gestaltet, so daß sie so unmittelbar, wie sie empfunden wurden, auch auf den Leser wirken:

Mit roten Kressen hab' ich mich geschmückt —
Du hast sie jäh an dieser Brust zerdrückt.

Mit bleichen Wangen bot ich Dir den Gruß —
In Flammenwogen tauchte sie Dein Kuß.

Mit ruhigem Herzschlag trat ich zu Dir her, —
Und nun, und nun: ich kenne mich nicht mehr . . .

Dazu ist Clara Müller Heimatdichterin. Ueberall bildet die Natur ihrer Heimat, bilden die Ostsee, Küstenlandschaft, Meer und Dünen, der weiße Strand mit seiner spärlichen Vegetation oder die flache, namentlich auch im Winter so stimmungsvolle Ebene Pommerns in ihren Gedichten den Hintergrund. — Clara Müllers sociale Gedichte zeichnen sich durch Empfindungstiefe aus. Mit überströmendem Gefühl singt sie von eigner Not und von der Anderer, der Armen und Geknechteten. Mit welcher Begeisterung sind seiner Zeit die Gedichte der Ada Negri begrüßt worden, wie hat man dieser Dichterin in Deutschland Leitartikel an Leitartikel gewidmet! Hier haben wir eine deutsche Dichterin, die uns qualitativ ebenso viel giebt wie die Italienerin. Auch hier ein überzeugendes hinreißendes Pathos, eine glutvolle Schilderung der Not und des Elends. — Es sei noch erwähnt, daß Clara Müller Traumpoesieen in der edlen Form der Terzine gedichtet hat. Auch auf dem Gebiete der ausgesprochenen Kunstpoesie kann sich die Dichterin mit den Besten ihrer mitstrebenden Zeitgenossen messen.

Das fruchtbarere Talent von beiden ist jedoch Anna Ritter („Gedichte“, „Befreiung“, Verlag Cotta, Stuttgart). Auch hier ist alles Dichten der Empfindung entsprungen, unmittelbar wirkend in seiner Ursprünglichkeit, Einfachheit, Melodik und Anschaulichkeit. Freilich möchte ich vor Ueberschätzung dieser Dichterin warnen. So frisch und oft innig ihre Lyrik empfunden sein mag, den tiefen, packenden Herzenston trifft sie dennoch selten. Die schwere, süße Poesie des Mädchens, die der Seele entquillt und doch sinnlich ist, die konkret und bannend ist wie eine Frühlingslandschaft und doch einfach wie ein Volkslied, diese Poesie aller Poesie, die Poesie des Goethe'schen Gretchen und Klärchen, suchen wir auch bei diesen naiveren Talenten vergeblich. Wir finden höchstens nur hier und dort eine Spur, einen Hauch davon. Diese Poesie scheint ein Privilegium des Genies zu sein, das bei feinstem Empfinden doch naiv zu fühlen und zu gestalten vermag. Ein Wunder ist es, daß Anna Ritter fast bekannter ist wie Liliencron und Falke, in deren Gedichtbüchern sich doch

ein herrliches Gedicht an das andere reiht, eines immer frischer, unmittelbarer und inniger wirkend als das andere. Es giebt in der Litteratur Suggestionen wie in anderen Lebensverhältnissen. Das wird auch z. B. dadurch bewiesen, daß oft die nichtigsten dramatischen Erzeugnisse den stärksten Beifall auch bei der sogenannten ernst zu nehmenden Kritik finden. Es braucht nur ein bekannter Kritiker mit lebhaften, suggestiven Worten einen Dichter, ein Werk zu preisen: er hat ja das große Horn, das Alles übertönt, gleich blasen viele Andere die Melodie nach. So ist es und nicht anders.

Neben diesen Beiden sind noch einige Andere ähnlicher Art zu nennen, so die begabte Oesterreicherin Marie Stona („Gedichte", „Lieder einer jungen Frau", Verlag von Konegen, Wien, und „Klingende Tiefen", Verlag von Hermann Costenoble, Berlin). Auch in den Gedichten der Marie Stona herrscht die Empfindung vor; aber neben träumerischer echter Lyrik erscheint doch recht oft die nüchterne Reflexion. Charakteristisch für ihre erste Lyrik ist ein feines, zartes, frauenhaftes Empfinden und eine schlichte Form. Spätere Gedichte wirken elementarer und eigenartiger. T. Resa ist ein der Clara Müller verwandtes Talent von starker, energischer Art. Ihre Gedichte („Edelwild", „Gedichte" „Opfer der Liebe", Königsberg bei Thomas und Oppermann) sind die Erzeugnisse überströmenden weiblichen Empfindens und einer glühenden Phantasie. Sie wirkt mehr durch ihre Persönlichkeit wie durch ihre Kunst. Viele ihrer Liebesgedichte sind Balladen ähnlich. Eines derselben sei hier, da die Dichterin weniger bekannt ist, wiedergegeben:

Dich hab' ich gesucht in wilder Hast,
In irrem, fieberndem Wahn.
Nicht fand ich Ruhe — nicht fand ich Rast,
Bis meine Augen Dich sahn.

An Deinem Wege hab' ich gekniet,
Und sah — und sah mich fast blind,
Wie Dir die lachenden Lippen geglüht,
Und Dein Goldhaar wehte im Wind.

Im Lenzessturm, mit jauchzendem Ruf,
Bist Du vorüber geschweift,
Es hat Deines Rosses silberner Huf
Die sinkende Stirn mir gestreift.

Nach Deines Mantels flatterndem Saum
Habe ich, stürzend, gefaßt —
Er sank auf mich — wie flammender Traum,
Eines Königspurpurs Last. — —

Noch hör' ich Dein Lachen — fernher — fernher —
Und der Purpur, den ich gewann,
Mein Blut nur war es, das heiß und schwer
Mir über das Antlitz rann.

Auch Thekla Lingen ist an dieser Stelle zu erwähnen. Man las und hörte hier und dort rühmende Urteile über sie. Ich kann mich diesen Panegyrikern nicht anschließen, ich fand in ihren beiden Gedichtbüchern („Am Scheidewege" und „Aus Dunkel und Dämmerung", Schuster und Löffler, Berlin) kaum ein Gedicht, das höheren Ansprüchen genügte.

Ebenso gehört Helene Voigt-Diederichs in diese Reihen („Unterstrom", Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig). Ihre Gedichte sind im Tone abstrakt, schwerflüssig und reflektionär. Nur dann und wann wird die

Stimmung durch realistische Landschaftsschilderungen belebt und vertieft. Dagegen wirkt Maidy Koch („Dämmerung" E. Pierson, Dresden) gerade durch Stimmungstiefe und poetische zarte Schönheit der Sprache. An dieser innigen Harmonie zwischen Natur, Gefühl und Sprache erkennt man echtes dichterisches Empfinden. Ein feines weibliches Empfinden spricht aus den Gedichten der Anna Klie („Gedichte", Verlag von Georg Wigand, Leipzig). Sie trifft bisweilen den Volkston mit wunderbarer Reinheit und Einfachheit:

Im fremden Garten.

Das ist ein bitter Leid,
Wenn, was Dein Herz erfreut,
In fremdem Garten steht,
Wo Sturm darüber weht,
Und ist keine Hand, es zu stützen —
Du aber darfst es nicht schützen.

Erwähnt seien sodann noch Jeanne Semmig („Gedichte", Verlag von Georg Heinrich Meyer), ein wenig eigenartiges, sprödes Talent, das mehr einer reflexionären als liedartigen Poesie zuneigt. Ihre Dichtung: „Enzio" (derselbe Verlag) ist eine beachtenswerte Leistung, die trotz der wenig originellen, packenden Darstellung des uns fern liegenden Stoffes von reinem künstlerischen Streben zeugt. Aehnlich ist es mit Dora Stieler („Gedichte", Verlag Adolf Bonz, Stuttgart). Neben nichtigen Augenblickslyrismen findet man in ihren Gedichten zarte, tiefer empfundene Stimmungen. Charakteristisch für sie ist ein knapper, spröder, oft nüchterner und wenig biegsamer Stil, ein Haschen nach Bildern und geistreichen Pointen, wodurch viele ihrer Dichtungen wenig poetisch erscheinen. Ein viel feineres und elementareres Talent ist Hans Gabriel (Hella Rehberg-Behrns, („Gedichte", Verlag von Willgeroth und Menzel, Wismar). Die Dichterin findet bisweilen für seelische Regungen den entsprechenden Ausdruck.

Oft ist es mir, als blickt' ich tief hinein
In Deines Herzens wundersamen Schrein,
Und tausend Blüten seh ich dort sich regen,
Und tausend Flammen schlagen mir entgegen!

Dann wieder atmet Alles starre Ruh' —!
Mich däucht, Du schließest fest die Pforten zu,
Und einsam steh' ich draußen und verlassen
Und — nicht begnadet, all den Duft zu fassen!

Schlichte, oft in ihrer Innigkeit ergreifende Verse, die von Mutterliebe und -leid singen und klagen, findet man auch in den „Gedichten" von Helene Diesener (Verlag von E. Pierson, Dresden).

Zu den bedeutendsten Talenten unter den jüngeren Frauen jedoch rechne ich Agnes Miegel und Lulu von Strauß und Torney. In Agnes Miegels Buch: „Gedichte" (Verlag Cotta, Stuttgart) herrscht eine wirklich hinreißende Ursprünglichkeit der Empfindung, eine poetische Sprache von

intensiver bezaubernder Schönheit und Innerlichkeit. In den Versen dieser jungen Dichterin, hat sich die süße, schwere Empfindungsweichheit, das Naturgefühl der deutschen Romantiker mit der Kraft und Tiefe des echten Balladendichters zu einer poetischen Offenbarung verbunden. In ihrer Intensität erinnert diese Poesie bald an die Art des Dänen Jacobsen, bald an Storm. Beeinflußt wurde sie offenbar auch und zwar hauptsächlich durch Eichendorff. Agnes Miegel beherrscht in gleicher Weise das stimmungstiefe Naturgedicht wie die wuchtige empfindungsschwere Ballade. Auch bei ihr wie bei Clara Müller und Anna Ritter finde ich Spuren von jenem specifisch weiblichen Empfinden in charakteristischer Form, das mir als weibliche Poesie an sich vorschwebt. Von ihren Balladen stelle ich „Regina", „Herzog Samo", „Henning Schindekopf" und besonders die herrliche tiefe Phantasie „Santa Cäcilia" neben die besten modernen Schöpfungen dieser Art, etwa neben Liliencrons und Falkes Phantasiedichtungen.

Santa Cäcilia.

Langsam und drohend steigt die Wolkenwand,
Die Luft ist schwül. Aus angstgepreßten Kehlen
Zwitschern die Schwalben. Haidefeuer schwehlen
Wie Weihrauchbecken qualmend über's Land.
Ein Windstoß raschelt durch das Haferfeld
Und rüttelt an den weißen Birkenstämmen;
Von schwarzer Wetterwolken zackigen Kämmen
Posaunengleich des Sturmes Stimme schallt,
Und Antwort ruft das purpurdunkle Meer,
Mit eh'rnen Stimmen singen die Geschwister —
Durch ihrer Orgel heilige Register
Spielt die Begleitung, grollend tief und schwer,
Santa Cäcilia, die blonde Magd.

Auf hoher Wolken Schieferfelsen ragt
Hoch eine weiße Burg in's selige Blau.
Um ihre Türme Silbermöwen fliegen,
Um ihrer Fenster goldne Gitter biegen
Sich große Lilien schwer von Duft und Tau.
Aufblitzend rauscht ein goldgesticktes Kleid
Durch weißer Säle helle Feierstille —
Das Haupt umflossen von des Blondhaars Fülle,
Naht stumm die Herrin dieser Einsamkeit,
Santa Cäcilia.

Ihre Hände sind,
Die fürstlich schlanken mit den blauen Adern,
Viel weißer als der Brüstung Marmorquadern.
Gesenkten Hauptes horcht sie auf den Wind,
Der traumhaft durch die goldnen Harfen rauscht,
Die blitzend in den Bogenfenstern hängen,
Es klingt wie Widerhall von Festgesängen,
Ihr Blick wird blau und leuchtend, wie sie lauscht,
Und wandert götterruhig durch das Licht . . .

Von drunten klingt empor zu ihren Sälen
Der Lebensschrei aus Liebe, Haß und Quälen,
Der sich am Fels wie ferne Brandung bricht.
Zu ihrer hohen Silberorgel geht
Die Heilige lächelnd, ihre Finger streifen
Die schwarzen Tasten. Durch die Orgelpfeifen
Ein Säuseln, wie von Taubenschwingen, geht,
Das wächst und schwillt und jubelt auf und grollt.
Vom Schlaf gestörte Feuerschlangen recken
Sich züngelnd auf in ihren Felsverstecken
Und schießen leuchtend nieder.
Weiter rollt
Die Fuge, die die weiße Burg durchklingt,
Im Sturmwind Sankt Cäcilias Haare wehen,
Und auf und ab die weißen Finger gehen,
Und ihre ewig junge Stimme singt . . .

Auch Lulu von Strauß und Torney ist besonders als Balladendichterin bedeutend, („Balladen und Lieder“, Hermann Seemann Nachf., Leipzig). Einige ihrer Balladen wie: „Die Bauernführer“, „Des Braunschweigers Ende“, „Der Rewentlow Ehre“ und „Der Pfalzgraf“ sind von starker, tiefer Wirkung, wuchtig, knapp und konkret in Ton, Wort und Rhythmus. Den Ton des Liedes trifft sie nicht. In ihren übrigen Gedichten ist sie gänzlich subjektiv, zeigt sie sich mehr als bewußte denn als geborene Künstlerin. Immerhin sind auch diese Poesieen ungewöhnlicher Art, sie zwingen uns kraft ihrer schönen abgetönten Form, ihres tiefen Stimmungsgehalts und ihrer inneren Wahrhaftigkeit in ihren Bann. Künstlerisch und inhaltlich bedeutende Gedichte sind besonders: „Nachtgesichte“ und „Reife“. Während die Kunst in den letzten Abschnitten des Buches etwas verblaßt und verarmt erscheint, ist die in den genannten Gedichten sich offenbarende: moderne Stimmungs- und Seelenkunst im besten Sinne.

Hiermit könnte ich meine Studie schließen, wenn nicht noch die sogenannten „Volksdichterinnen“ zu erwähnen wären. Das typische Beispiel für diese Art Poesie ist die sentimentale, epigonenhafte Dilettantenlyrik der Johanna Ambrosius. Wirklich begabt dagegen ist Frida Jung (ebenfalls Ostpreußin). Sie vermag einfache Herzenserlebnisse schlicht und knapp zu gestalten, und sie erreicht bisweilen in ihren innigen Poesieen die einfache Tiefe des Volksliedes („Gedichte“ 4. Aufl. bei Gräfe und Unzer, Königsberg in Pr.).

Ohne Liebe.

Das ist das allerschwerste,
Das bittertiefste Weh,
Wenn man ein Leid muß tragen
In Lenz und Blütenschnee.

Der Frühling geht vorüber
An meinem kleinen Haus.
Ich halte mein dürres Kränzlein
Recht in den Glanz hinaus.

Er segnet Baum und Blüten
Auf seinem Siegerlauf.
Aus meinem Kränzlein weckt er
Nicht eine Rose auf.

Ich will's in die Lade legen,
An die ich nimmer geh',
Und will den Schlüssel werfen
Hinaus in den Blütenklee.

Ein urwüchsiges Talent ist auch die pommersche Dichterin Alwine Wuthenow, die in ihren plattdeutschen „Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren" (Verlag Julius Abel, Greifswald) bisweilen an die Innigkeit und den Humor Fritz Reuters erinnert. Die letzthin bekannt gewordene Kellnerin Grete Baldauf zeigt sich in ihrem Gedichtbüchlein, das bei Pierson, Dresden, erschien, als echte rechte Dilettantin, ein wenn auch geringes Talent verraten dagegen neuere hier und dort veröffentlichte Dichtungen derselben.





Gedichte.

Von

Christa Lessenthin.

— Breslau. —

Geheimniß der Fernen.

Komm —! tritt mit mir in die blaue Nacht,
Die da drüben über den verschneiten
Träumeschweren Feldern wacht!
Kennt den Zauber unerschloss'ner Fernen
Schon Dein Kindersinn? Vernimmst Du's auch
Jenes Flüstern in den goldenen Sternen?
Weißt Du auch, wie jenes Sehnen brennt,
Jenes ahnungsvolle nach den Weiten,
Das nicht seinen eignen Namen kennt?
Laß uns leise durch die Stille schreiten,
Lauschend — off'nen Blickes! — Ihr Geheimniß
Lösen uns vielleicht die Ewigkeiten.

Wohin Du gehst.

Wir schreiten durch den gelben Sand,
Vorbei am reifenden Getreide,
Feldblumen ich am weißen Kleide,
Du ein paar Blüten in der Hand.
In blauer Luft folgt unserm Schritt
Der Häher und die Mandelkrähe —
Ich fühle selig Deine Nähe . . .
Wohin Du gehst — ich gehe mit!

Geliebtes Leid.

Nun brauch' ich eine tiefe Einsamkeit,
Stumm wie die Haide — wie der Himmel wahr,
Und wie ein wundertiefer Bergsee klar, — —
Da wall' ich hin mit meinem tiefen Leid.

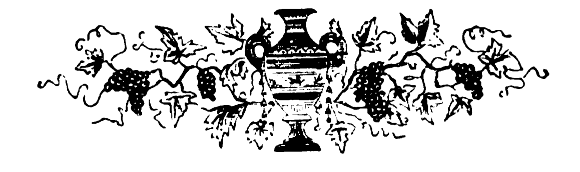
Da wende ich mich hin mit müden Schritten
Und harre, bis die Last, die drückend ruht
Auf meinen Schultern, in die weiche Flut
Der Einsamkeit lautlos hinabgeglitten.

Ich sehe wie erlöst sie niedergleiten,
Die schwere Bürde, die mich fast zerbrach,
Und träumend schaue ich den Kreisen nach,
Die über's Wasser ziehn und stets sich weiten.

Es irrt ein seltsam fremder Laut im Rohre,
Mein Leid versinkt — nun werd' ich wohl gesund, —
Das Schloß aus Schilf und Tang im Meeresgrund
Erschließt ihm gastlich seine goldnen Tore.

Und auf die Schwelle tritt, mit leisem Nicken,
Des Schlosses Königin, Vergessenheit,
Zu Füßen sinkt ihr, was ich ihr geweiht —
Sie schaut es an mit großen, wehen Blicken.

„Ich kann Dich nicht im Meeresgrund begraben,
Du süßes Leid, — steig wiederum zum Licht!
Vergessenheit empfängt und bannt Dich nicht — — —
Du bist von denen, die — ein ew'ges Leben haben!"





Von der modernen Novelle.

Von

Arthur Moeller-Bruck.

— Paris. —

Das neunzehnte Jahrhundert war in gewisser Weise litterarisch ein Zeitalter der Novelle und des novellistisch gehaltenen Romans. Die jähe Aufrollung einer schnelllebigen und vorwärtshastenden Kultur, der mehr Zeit zur Arbeit Erforderniß war, als ihr Ruhe zum Genuß — will in dieser Beziehung sagen: Ruhe zu einer langen Lektüre — zur Verfügung stand, die ganze Nervosität als die symptomatische physiologische Aeußerung dieser Kultur auch auf ästhetischem Gebiete, all die Unruhe des Sinnenlebens wie des Geisteslebens mögen das so mit sich gebracht haben. Wo sollte man im Zeitalter der Presse das seelische Gleichgewicht, die behagliche Verfassung hernehmen, um einen großen, breiten, episch gehaltenen Roman über sich ergehen zu lassen? Das war gewissermaßen der Ausdruck eines Postkutschenzeitalters gewesen, als man Land und Leute, während man gemächlich an ihnen vorbeiholperte, förmlich studieren konnte; indeß jetzt den durch die Eisenbahnen veränderten Verkehrsbedingungen die knapp skizzirte Erzählung entsprach. Auf möglichst engem Raum möglichst mannigfaches Menschenschicksal sichtbar zu machen: das war die Forderung, die, wie die Geschichte der Prosakunst im vergangenen Jahrhundert zeigt, sich Alle, die in einem neuen Sinne schufen, mehr oder weniger bewußt gestellt haben.

Gewiß gab es daneben auch noch einen Roman, einen sehr modernen sogar, den naturalistischen, der der Forderung einer penibel konsequenten Aufzähltechnik gehorchte; aber wenn man diesem Roman auf die Untiefe schaut,

die er in ästhetischer, nicht etwa ethischer Beziehung, bloß besitzt, so erkennt man, daß seine Technik mit der des richtigen Epos gar nichts gemeinsam hat, daß er sich im Gegenteil viel eher der Novelle nähert — insofern, als er eine Summe von lauter Skizzen ist. Nein, der Zolaismus war künstlerisch eine kleinzügige Kulturstatistik, weswegen der einzelne kleine Zug unter Umständen ja sehr wohl einmal zum groß hinaufgeführten Bilde auswachsen konnte; aber seine eigentliche Rechtfertigung, die hatte er mehr im Wissenschaftlichen, meist Socialwissenschaftlichen, als im Dichterischen; und sein eigentlicher Wert war gewißlich nicht an die Methode gebunden, die mit ihm für die Romanform als solche gefunden wurde. Eher wäre schon an den russischen Roman der Dostojewski und Tolstoi zu denken, die aus der dumpfen verhaltenen Mystik ihres Volkes Töne von einer breiten schweren Klangkraft lösten, die wahrhaft episch war; aber ihr Roman kam auch aus dem von der modernen nervösen internationalen Kultur unberührtesten Lande, war inhaltlich ein etwas unmoderner, wenigstens uneuropäischer, specifisch russischer Roman; und es bleibt bestehen, daß der distinkteste Ausdruck, den diese Kultur in der Prosakunst des vergangenen Jahrhunderts fand, die Novelle war.

Ihre Technik könnte man nun kurz eine Auswähltechnik nennen.

Um die Forderung einer solchen erfüllen zu können, waren zweierlei Vorbedingungen nötig: Das Vermögen des Impressionistischen — formlich. Und das Vermögen des Psychologischen — inhaltlich.

Es ging nicht mehr an, die Landschaft, in welcher sich, und den Ort, an dem sich ein Ereigniß abspielte, freskenhaft, dabei aber mit aller Ausführlichkeit im Einzelnen und in beständigen Wiederholungen hinzumalen. Die Zeit der ausschweifenden Romantik war vorüber. Das Milieu — wie der neue Terminus hieß — mußte auf sein Minimum reducirt werden, doch so, daß alles Wesentliche erhalten blieb und von ihm gewissermaßen central die Beleuchtung ausging; wodurch dann in die moderne Novelle nicht selten etwas Rembrandtisches kam.

Und es ging auch nicht mehr an, die Menschen des betreffenden Ereignisses mit umständlicher Sorglichkeit auszuführen, ihr Gesicht und Gewand gleichermaßen wie ihre seelischen Eigentümlichkeiten, kurz, das, was man früher den „Charakter" der Person nannte, jedes Mal, wenn sie auftraten, wieder von Neuem, nur der betreffenden Situation entsprechend, hinzuzeichnen und in's Kleinste auszukoloriren. Ein paar Pinselstriche, die den Sinn des betreffenden Menschenschicksals gaben, ein für alle Mal, aber dafür feste, scharfe, tiefe Striche, die gleich die ganze Seele bloßlegten, doch so, daß man auch ihre äußere Verkörperung erblickte und die ganze Figur leibhaftig vor einem stand, individuell und typushaft zugleich: das mußte genügen.

Einige Dichter, die mit besonderer Vorliebe in Novellenform schufen — Bourget, Ola Hansson, Przybyszewski — machten aus diesem Psychologischen wohl einen Selbstzweck; aber sie gerieten damit leicht

in's ausschließlich Analytische oder Sphärisch-Psychische ab, das gewiß Tiefes oder Schönes zu Tage förderte; doch das greifbar Konkrete, Synthetische, das den Kunstwert eigentlich erst ausmacht, büßten sie dabei oft bis zu einem verhängnißvollen Grade ein.

Diese Dichter, die im Grunde nur den Naturalismus auf das Leben der Seele anwandten, gehören denn auch nicht unmittelbar jener novellistischen Stimmungskunst an, die ich im Sinne habe, dieser Kunst, in der die Stimmung nicht mehr bloß begleitendes Moment war, sondern vornehmstes Mittel zur Deutlichmachung eines Stoffes.

Es sind andere Dichter, die ich meine.

Deutschland bekam die seinen erst spät, bekommt sie so recht eigentlich erst in unseren Tagen. Denn Erzähler wie Keller, Meyer, Raabe Fontane neigen alle mehr zur Breite der alten Romanform, die eine ausschließliche Erzähltechnik voraussetzte, als zur Kürze der neuen Novellentechnik, die sozusagen eine Punktirmanier ist, und die, wenn überhaupt, höchstens einige, und auch nur inhaltliche Beziehungen zur Art der romantischen Novellistik, zu E. T. A. Hoffmann und Tieck hat.

Die ersten Vertreter der modernen Novellistik waren Ausländer und sind nun schon Tote. Denn wenn man, was ich hier muß, von allen denen absieht, die nicht bei der Grundform der Novelle als solcher stehen blieben, sondern sie wohl auswachsen ließen zur erweiterten des novellistisch gehaltenen Romans, so hat man drei Namen zu nennen: Poe, Jacobsen und Maupassant.

Das sind die Schöpfer der modernen Novelle.

Auch sie „erzählten", gewiß! Aber der bedeutsame Unterschied zwischen ihnen und den besagten Romantikern — aus Frankreich wären noch Musset, Mérimée und Barbey d'Aurevilly zu nennen — ist der, daß sie aus dem Milieu heraus erzählten und nicht sozusagen in das Milieu hinein.

Man erinnert sich nur, wie schon Poe, der rein thematisch den Romantikern noch am nächsten steht, beispielsweise in seinem berühmten „Mann der Menge" von der Großstadtschilderung zu seinem Typ, von der „Menge" zum „Mann" kam; und wie dann Beides sich wechselseitig und gleichwertig durchflocht, um schließlich in voller Einheit organisch verbunden zu sein, Eines eine Beziehung des Anderen und umgekehrt. Ein alter Dichter hätte lang und breit die „Geschichte" dieses Mannes erzählt, womöglich von seiner Geburt an. Poe, der neue Dichter dagegen, zog einfach das Facit von des Betreffenden Leben, indem er ihn gerade in der Situation sichtbar werden ließ, die symbolisch für das geheimnißvolle Schicksalsgesetz stand, das dieses Leben jetzt so und nicht anders sich hatte gestalten lassen . . er führte in den „Sinn" von dieses Mannes „Geschichte" ein und gab damit mehr, gab Sicheres, Untrüglicheres über ihn, als ein alter Dichter auf demselben Raume schwerlich hätte geben können . .

führte diesen „Sinn“ sogar noch über sich selbst hinaus und zum „Symbol“ hin, zu einem eingeborenen, nicht aufgedrückten Symbol.

Doch ist Poe noch nicht der vollkommenste, reinste, geklärteste unter den drei Novellisten. Dazu kam er zu wenig, kam er gar nicht aus künstlerisch-technischen Gründen zur Form der Novelle; vielmehr aus menschlich-dichterischen. Poe steht noch halb in jener Romantik und war schon ganz ein moderner Mensch: das ist vielleicht die kürzeste Formel seines Wesens. Wenigstens finden alle Fragen, die seine vielspältige Erscheinung aufwirft, in ihr eine einfachste kürzeste Antwort. So auch die Frage nach seinem Verhältniß zur modernen Novelle: Seinem geängsteten Geiste, der das Leben nie in langen vorbeiziehenden Fresken sah, sondern echt neurasthenisch immer in Situationen, jähen und meist schreckhaften Scenen, entsprach ein gewisses knappes Rondo der Darstellung; in ihm konnte er seine Geister am ehesten bezwingen und damit los werden. Er tat's in neuer Weise, weil er neu sah, hörte, fühlte und sein Schaffen überhaupt ein durchaus unbewußter Proceß war. Dazu steht in keinem Widerspruche, daß Poe unter Anderem auch wohl einmal bewußt technischen Erörterungen nachging; denn er nahm dann das „Können“ nicht als solches, sondern psychologisch, wie ein Objekt, wie ein psychologisches Problem, wie einen Mord, ein mesmeristisches Phänomen, eine seiner Visionen, oder was ihn sonst quälend interessirte — so daß denn seine Aesthetik eine ganz abstrakte, keine konkrete ist, keine, die in unmittelbarer Beziehung zur Wesenheit des Formungsvorgangs stünde.

Aber Poe ist die kuriosefte Erscheinung unter den drei Novellisten, die ungemeinste Individualität. Schon deshalb, weil er die komplicirteste Seele hat — diese unheimliche, von der bald ein sphinxhaftes Leuchten mit magischer Milde ausgeht, so daß unser Leben wie in eine ferne, unirdische, sphärische Helle gerückt ist . . . und die sich dann wieder phosphorescirend, mit vampyrhaftem Nähenblick in's Dasein bohrt, um seinen unergründlichen Grauenhaftigkeiten doch noch auf einen Grund zu kommen. Die echte Dichterseele hat Poe unter den Dreien, die schöne, reiche und dabei so unsäglich arme, unsagbar leidende, sich ewig selbst zermarternde Dichterseele.

Und auch bei Jacobsen, dem weichen, krank versonnenen Poeten, ist das Künstlerische mehr Zufallserscheinung, geboren aus der Innigkeit in Anschauung und Empfinden, als ein Werk der zupackenden Hand.

Freilich war Jacobsens Hand schon mit feilender Liebe über den Stoffen — das merkt man; im Gegensatz zu Poe, der es verschmähte, bei einem Detail zu verweilen. Sonst wäre auch wohl die Tadellosigkeit der fünf Novellen, die es nur von Jacobsen giebt, und seines ganz novellistisch gehaltenen Romans „Niels Lyhne“ nicht zu erklären. Poe, der nervös ist bis zum Excentrischen, verliert sich oft in's Ungeheuerliche; und dann geht ihm wohl eine Weile das Maß verloren und das Ziel. Bei Jacobsen dagegen, der nervös ist bis zu einer direkt pathologischen Sensitivität, wirkt

jeder einzelne kleine Satz wie ausgesucht und unfehlbar; und aus lauter ausgesuchten und unfehlbaren Sätzen setzt sich jede Novelle zusammen. Nur ist keine besondere Kraftanstrengung, kein starker Formwille dazu aufgebracht; blos ein sicheres Formgefühl war still und liebevoll am Werke, die Worte hegend wie die Blumen, die er, der stille Mann, im Leben so liebte.

Was man bei Jacobsen liest, ist Lyrik, nichts als sehnsüchtig verwehende lyrische Stimmung, aus der dem Dichter wie im Traume seine Menschengebilde, im Kleid unserer Kultur zwar, aber in beinahe erdentrückter und feeenhaft entgleitender Art erwuchsen. Plastisch brachte er sie schon heraus. Doch seine Seele legte einen blassen, dünnen, spinnwebfeinen Duftschleier darüber, wie von dem halbdurchsichtigen Nebeldunst, der an den zarten Birkenstämmchen seiner dänischen Heimat hängt.

Maupassant aber, das ist der Könner unter den Dreien. Der große, volle, starke Könner, der durch das Leben sehend schreitet, nicht träumend wandelt. Der Könner im Verstande Millets und Manets, im Verstande Segantinis; während von Poe und Jacobsen Beziehungen zu Künstlern von Böcklins, Klingers und Ludwig von Hoffmanns Art gehen, oder Rossettis, Moreaus und Puvis de Chavannes.

Auch in Maupassants Seele liegen menschliche Werte. Aber er zwingt sie. Schmerz, Verzweiflung, lächelnde Wehmut liegen darin, und alle, alle anderen, die das Schicksal unserem Geschlechte gegeben. Aber er zwingt sie. Es giebt keine Not und keine Lust, die ihm nicht vertraut wäre. Freilich, die Not überwiegt wohl; und eher sieht er die Dinge dunkelgetönt als hellfarbig. Doch nie wird er einseitig. Immer hat er den Blick der Erde. Und wie er sie in allen ihren Lichtern sieht, bei Tag und bei Nacht, so sieht er auch Alles an ihr. Und — dies macht ihn aus — an Allem sieht er seine zugehörige feindliche oder freundliche Wahrheit. Es giebt das Wort über ihn, daß er etwas wahrhaft Shakespeare'sches habe. Das Wort klingt stark. Aber es trifft wohl zu, sobald man bei ihm von der Mystik und auch der gedanklichen Prägekraft unseres größten Dramatikers, wenigstens in dessen ungeheurem Maße absieht . . . wenn man Maupassant nur auf die Mannigfaltigkeit der Figurengebung prüft und auf seine Fähigkeit, sich in jeder Person, die die Stoffe mit sich bringen, neu und anders zu äußern. Die Menschen Poes sind zunächst Poe. Die Menschen Jacobsens sind zunächst Jacobsen. Doch die Menschen Maupassants sind sofort das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts, des ganzen Jahrhunderts und des ganzen Frankreich: von Paris und vom flachen dörflichen Lande, von der kleinen Provinzstadt und vom schloßherrlichen Treiben. Diese ganze Vielheit in Rokoko-, Revolutions- und Empire-Tradition, sowie in der über die Biedermännerei weg und sieghaft vorschreitenden, großstädtisch modernen Kultur tut sich auf. Und in alle Gesellschaftsklassen sieht man, wie sie sich hernach trotz des großen Krieges erhalten oder in seiner Folge gebildet haben, sodaß man sagen könnte, Maupassant habe auch nicht einen Typ vergessen

und sein großes Novellenwerk sei tatsächlich als Ganzes die lebendig gemachte, dicht gedrängte Chronik dieser vielbewegten Zeit, gerade so wie Shakespeares großes Dramenwerk die Chronik der elisabethischen Epoche bedeutete.

Mit Maupassant war die Punktirmanier vollendet. Poe und Jacobsen hatten in ihr geschaffen, ohne sie als solche recht zu kennen. Fanden sich doch bei Poe sogar noch Reminiscenzen an die alte Erzählmanier bis hin zu ihrem größten Meister, den sie einst in Boccaccio gehabt. Aber sie hatten in ihr geschaffen, weil sie durchaus moderne Menschen waren.

Maupassant ist der große Meister der neuen Manier. Und das Meisterliche geht bei ihm so weit — wie es auch sein muß —, daß man die „Arbeit" gar nicht mehr merkt, trotzdem eine Unendlichkeit von Obacht, Griff, Gewandtheit und überhaupt artistischem Geschick an sie gewandt ist; freilich mühelos und mit Treffsicherheit nur so aus dem Handgelenk heraus.

Wenn man Maupassant liest, steht man dicht dem Leben gegenüber: seiner Täglichkeit wie seiner Ewigkeit. Und das ist denn auch der Grund, warum er sich so köstlich jung erhält und erhalten wird. Warum er nicht einem bestimmten litterarischen Einzelkreis, warum er überhaupt nicht seinem Vaterlande allein, sondern der ganzen Welt angehört.

Mit diesem Lobwort, das das aller ganz großen Dichtererscheinungen ist, könnte man auch Maupassants Größe vollauf begreifend preisen. Doch wen es reizt, der mag den Weg zurückgehen und zusehen, wie er es eigentlich „macht" — wie er fest seine Punkte hinsetzt, ein Licht darauftupft und dann von diesen Punkten aus und in Linienschwingungen zwischen ihnen her die Beziehungen so spielen läßt, daß ganze Menschenbilder, Tragödien und Komödien und Tragikomödien, bewegt in wogender Formung und bunt in sich brechender Färbung, stark und klar und voll erstehen: sodaß sogar alles Zwischenwerk lebendig wird und sichtbar, greifbar da ist, ohne in Wirklichkeit auch nur erwähnt zu sein . . . Denn eine solche Macht, unsere Phantasie zu beschwören, hat sein geheimnißvoller Realismus.

Von Maupassant kommen deshalb auch Alle her, die unter den lebenden Novellisten eine Bedeutung haben. Sie brauchen nicht gleich seine Schüler zu heißen — im Gegenteil, die officiellen Maupassantschüler pflegen herzlich unbedeutend zu sein. Doch Maupassants Art der kleinen, rundgeschlossenen, inhaltschweren Erzählung ist die maßgebende, ist die bestimmende. Bewußt oder unbewußt wirkt sie weiter, und man vermag sich ihr nicht zu entziehen. Dabei kann diese Art natürlich sehr wohl fortentwickelt oder auf anderen Boden verpflanzt werden; sie muß es sogar. Denn es ist selbstverständlich, daß so selbstständige Schaffer wie die, an welche ich denke, keine Form einfach ab- oder nachschreiben. Diese Maxim Gorki in Rußland, Hermann Bang in Dänemark, Anna Croissant-Rust, Wilhelm Schäfer, Hermann Stehr und Andere bei uns, die Alle wirklich kunstbewußte Novellisten sind. Sie haben Jeder einen be-

stimmten persönlichen Anschauungs- und Empfindungsgehalt frei, unabhängig von einander und unabhängig von Maupassant, nur aus sich selbst heraus entwickelt und zu ihrer ganz persönlichen Form hingebildet. Doch das Gesetz, das Grundgesetz dieser Form ist nach wie vor am stärksten und reinsten in Maupassant enthalten; schon deshalb, weil er es gefunden und zuerst ausgeschöpft hat.

Es bleibt zum Schluß noch die allgemeine Frage, ob die Menschheit und ihre Kunst bei dieser Novellenform vorläufig stehen bleiben, ob auch das zwanzigste Jahrhundert noch ein Zeitalter der Novelle und des novellistisch gehaltenen Romans sein wird? Oder ob sich wieder ein Zug zur Breite und Länge der Darstellung geltend machen dürfte, vielleicht gar schon geltend gemacht hat? Nun — die Menschheit ist ruhiger geworden; ihrer seitherigen Gangart überhastendes Tempo weicht langsam einem bestimmteren, stetigeren, marschmäßigen Schritt. Dem wird sich auch die Kunst anpassen müssen. Und es könnte, abgesehen von den Möglichkeiten des Dramatischen natürlich, von denen hier nicht zu reden ist, nur die Form des episch gehaltenen Romans sein, die den Ausdruck hergäbe. Aber auch dieser moderne Roman würde von der Form der modernen Novelle herkommen, würde ihre organische Erweiterung, ihre Ausdehnung auf einen weiten Plan der Anlage sein. Das haben denn auch einige Versuche in der einen oder anderen Richtung bereits erwiesen.





Briefe

des Leutnant von Dalwigk aus den Jahren 1794—1807.



Der junge D. kam im Mai 1794, 18 Jahre alt, von dem väterlichen Gute Kampf in Waldeck nach Mainz, um unter der Leitung seines dort als kurmainzischer Hofrat angestellten Bruders Karl die Universität zu besuchen. Seine anderen Brüder waren Offiziere in darmstädtischen und kurhessischen Diensten; einer stand bei den Hompesch-Husaren, einem Emigranten-Korps in englischem Solde; alle drei standen im Felde. Die Unmöglichkeit, in der fortwährend von Truppen durchzogenen Stadt den Wissenschaften zu leben, und die andauernde kriegerische Umgebung bewog den damals Achtzehnjährigen, ebenfalls das Waffenhandwerk zu ergreifen. Er trat als Junker bei dem preußischen Regiment von Kalkstein ein, welches dem Korps des Feldmarschall von Möllendorf angehörte und Ende Oktober am rechten Rheinufer weitläuftige Quartiere bezog. Während Mainz belagert wurde, beschränkte sich die kriegerische Tätigkeit des Korps auf die Bewachung des Flußufers bzw. der Flußinseln, da der König verboten hatte, sich in ernste Gefechte einzulassen. D.s Briefe sind sämmtlich an seinen Vater, den „fürstlichen Geheimderat und Hofmarschall" in Arolsen, gerichtet.

Mainz, 14. Mai 1794.

„Theuerster Vater!

Ich bin hier erst 14 Tage, habe mich aber schon so mit Maynz bekannt gemacht, daß ich Ihnen sagen kann, wie es mir gefällt. Zuerst aber will ich Ihnen einige Erzählung von meiner Reise machen. Ich kam des Nachmittags um 2 Uhr in Marburg, dessen Lage wie auch das Oertchen selbst mir recht gut gefällt, an und fand hier gleich einige gute Freunde, welche alles mögliche anwandten, um mir meinen kurzen Aufenthalt angenehm zu machen. Man gebrauchte alle mögliche Ueberredungs-Künste, um mich noch einige Tage zurückzuhalten, allein ich lies mich durch nichts bewegen, meinen einmahl gefaßten Vorsatz zu ändern, besonders da ich von hier aus einen gebohrenen Maintzer biß nach Maintz zum Reisegefährten hatte, welcher mir versprach, mir die Wohnung meines Bruders, den er, wie er sagte, sehr gut kannte, zu weisen. Ich reiste also den Sonntag Nachmittags von Marburg ab; ich kann aber nicht sagen, daß die Gegend von Marburg biß Butzbach etwas sehr reitzendes für mich hatte — ich wunderte mich nicht, die Früchte

hier im Hessischen nicht halb so gut zu finden, als in unserem Waldeck, daß seine nervigte Jugend noch nicht beweint: Weiber gleich Heiden, in Lumpen gehüllt, treiben mit schwachem Arme die mageren Stiere an, ihr Ländchen mit dem Pflug zu durchschneiden — die Wege sind biß Butzbach sehr gut, in dieser Gegend aber ist ein Stück Land, um welches vier Fürsten sich zancken, und daher hört hier die Chaussé auf; am Ende derselben steht ein Galgen, an dem seit einigen Tagen ein Mensch hängt; er hatte gestohlen, wurde gesezt, und der Fürst von Solms verschwendete über 1400 Rthlr für das Recht, diesen Menschen morden zu lassen. In Nauheim wurden die Pferde verwechselt, und ich wendete diese Zeit an, um dieß außerordentlich große Salzwerk zu besehen; es hat 28 Pfannen; überhaupt siehet es wie eine Stadt aus; die Franzosen haben nichts beschädigt*). Des Mittags um ein Uhr kam ich in Frankfurth an; ich stieg vor dem Thore ab, um das Monument, welches der König von Preußen den braven Hessen**) errichtete, zu sehen; es steht auf mit Kunst wild übereinandergetürmten Steinen, und ist von schwarzem Marmor mit grünen Feldern; es nimmt sich sehr gut aus. Nun fuhr ich in Franckfurth ein; ich muß sagen, es hat meine Erwartung übertroffen; ich sahe keine Häuser von Privatleuten, sondern Paläste, welche Könige bewohnen könnten. Etwas schöneres als das Schweizersche Haus kann man sich nicht vorstellen. Der Luxus aber in Franckfurth ist übertrieben; selbst über Tische wurde es von Franckfurthern gesagt. Nachdem ich mich 2 Stunden hier aufgehalten hatte, und die Stadt besehen, miethete ich einen Hauderer, der mich in 4½ Stunden nach Maintz fuhr; so gerne ich auch geschwind mich an Ort und Stelle bringen lies, eben so gerne hätte ich meinen Fuhrmann gantze Stunden auf einem Flecken halten lassen, um an dem Anblick der schönsten Gegenden mich so recht zu weiden. Auch hier in der Gegend von Maintz, die ohngeachtet ihrer Verwüstung noch schön ist, stehen die Früchte nicht zum Besten; ich glaube, daß die Leute zu sehr ihre Arbeit auf den Wein=Bau verwenden, an dem sie mehr Vortheil finden. Die Verwüstungen der Franzosen sind ganz unbeschreiblich; weit und breit sind alle Alleen, von hundertjährigen Linden, welche ann. 1686 gepflanzt sind, alle Obstbeume, von denen viele Bauern ihre Nahrung zogen, abgehauen, von denen allen mann noch die Stämme siehet und auf ihre ehemalige Größe urteilen kann. Allein in Kostheim***), von dem wieder einige Heuser, die aber wie Fischer=Hütten aussehen, aufgebaut sind, haben Bauern blos für Quetschen 300 Fl. eingelöst: diese abgehauenen Bäume haben die Franzosen um Kastel und gantz Maintz so in die Erde geschlagen, daß die Spitzen der Reiser auswendig heraussteheu, und es beinahe nicht möglich ist, durchzukommen. Von den verwüsteten Weinbergen sind einige wiederangepflanzt, diese tragen aber erst in fünf biß sieben Jahren; auf welche ist Weitzen gesäet; viele aber liegen noch unbebaut. Ich kann nicht sagen, daß mir Maintz gefällt; es ist eine alte Stadt, die in lauter Winkelgassen gebaut, jedoch findet man sehr schöne und große Gebäude, sie liegen aber versteckt und verlieren dadurch sehr. Als ich denn hier ankam, fragte ich nach dem Hn. Hofrath von Dalwigk, kein Mensch aber mußte, daß er hier sey. Ich ging auf die Brief=Post, aber auch hier konnte ich nichts erfahren. Ich lief wieder herum und fragte Leute, diese erkundigten sich wieder bey andern, und nachdem ich drei Stunden herumgelaufen, hörte man auf den Straßen nichts als den Nahmen Dalwigk: Endlich wurde denn zum Glück mein Name mit Malmenich vertauscht und durch diesen, der ein sehr guter Freund vom Carl ist, wurde ich zu ihm gebracht. Ich kann sagen, ich habe einen Bruder an ihm gefunden. Biß jetzt habe ich noch müssen im Gasthause wohnen, weil in der Stube, welche der Carl gemiethet,

---

*) Im Oktober 1792 hatten die Franzosen unter Cüstine nach der Einnahme von Frankfurt ihre Raubzüge bis Nauheim ausgedehnt, waren aber dort auf ungemein hartnäckigen Widerstand der Hessen gestoßen.

**) Für die mit großer Tapferkeit ausgeführte Erstürmung des Friedberger Tors am 2. XII. 1792.

***) Kostheim hart östlich Mainz am Main gelegen.

ein Offizier von der hiesigen Garnison einquartiert ist. Diesen morgen brachten Vorstelsche und Weimarsche Cürassier 129 Gefangene ein. — — — —

Die französische Sprache habe ich schon angefangen.

Mainz, 30. Sept. 1794.

— — Danke Ihnen tausendmahl für die Genehmigung, den Militärstand ergreifen zu dürfen. Was den holländischen Dienst anbetrifft, so glaube ich, daß die mir angetragene Stelle im Regiment von Kalkstein vorzuziehen ist. Der Leutnant von Tomsdorf, der hier durchreiste und dennach meinen Bruder besuchte, sagte mir, daß es ein großes Glück für mich sey, und ich würde nicht 3 Monathe diese Stelle behalten, da mann einem großen avancement entgegensähe. Ich könnte zwar bey dem neuen Anspachischen Regimente von Reitzenstein Fendrich werden, allein man räthet es mir ab, und ich selbst finde auch keinen Drang dazu, da es erstlich nicht im Felde steht und zweitens ein sehr junges Corps Officiere hat und als das geringste Preuß. Regiment immer Einschub bekömmt, wie auch jetzt wieder geschehen, und viele Officiere den Abschied nehmen. Auch glaube ich, daß es vortheilhaft ist, wenn einer von uns dem Preußischen Dienst sich widmet. — Der Sohn des H. von Marwitz Commandeur von der Garde*) und der Sohn des Obristen von Block vom Regiment sind gerade vor mir. —

Mein voriger Brief, theuerster Vater, war zu voll, als daß ich Ihnen hätte etwas von meiner kleinen Reise sagen können. Ich reiste mit einem Kommissär, der seinen Vetter unter dem Hohenlohischen Regimente besuchen wollte. Auf diese Art bekam ich ein Pferd umsonst; ich ritt Nachmittags hier weg und blieb die Nacht in Rhein-Dürckheim, wo ich des Abends ankam. — Gerade diesem Orte über stand ein kaiserliches Lager, vermuthlich das des Generals Wartensleben**); es waren meistentheils Ungarische Regimenter. Den Morgen in aller Frühe ritt ich nach Peddersheim,***) wo ich noch das Lager anzutreffen glaubte, allein es war diesen Tag aufgebrochen und marschierte in 3 Colonnen nach Gellheim†), wo des Nachmittags um 5 Uhr in 4 Minuten das Lager wieder aufgeschlagen wurde. Ich hatte das Vergnügen, neben einer von diesen Colonnen die aus dem Pfälzischen Contingent, den Darmstädtern, 3 Bataillons Kaiserlicher Grenadier und 5 Preußischen Regimentern bestand, den Weg vorbeyzureiten; ich hatte einen Paß, den mir der Kommissär geschrieben hatte, daß ich beim Brigade-Fuhrwesen angestellt sei, der auch mit dem Preußischen Brigade-Siegel unterdrückt war; ich mußte mich daher auch für einen solchen ausgeben und wurde auch dafür angesehen: als ich an die Darmstädter kam, fragte mich der Lieutenant Stolz von den Grenadieren, ob ich jenen Ort kennte; ich sagte [ja?]; er fragte, ob ich Commissär sey, und ich sagte ja; ich erkundigte mich nach dem Rheinhardt††) bey ihm und erfuhr ich denn, daß er vorige Woche einen Brief von ihm erhalten hätte, auch theilte er mir die alte Neuigkeit mit, daß Rheinhardt eine Schwadron erhalten hätte; jetzt mußte ich mich wohl zu erkennen geben und auf die Art legte ich einen Teil des Weges auf eine angenehme Weise zurück; endlich gelangten wir auch an das Regiment von Hohenlohe, wo mein Reisegefährte seinen Vetter, der ein sehr artiger Mann ist, sogleich erkannte. — Wir blieben des Nachts auf der Feldwacht bey den Offizieren und sahen von da ein nächtliches Gefecht mit an; 5 Preußische, 3 Kaiserliche und ein darmstädtisches Grenadier-Bataillon griffen des Nachts um 12 Uhr an und nachdem der Feind repussirt war, brach gegen Morgen das Lager wieder auf; wir [ritten] nun wieder zurück biß gegen Leiningen†††) hier sahen wir ein kleines

---

*) In der Rangliste von 1798 wird ein Oberstleutnant v. d. Marwitz beim 1. Bataillon Garde aufgeführt.

**) Kaiserlicher Feldmarschalleutnant.

***) Pfeddersheim, darmstädtisches Städtchen westlich Worms.

†) Göllheim in der Pfalz, südwestlich Pfeddersheim.

††) D.s Bruder Reinhard, der hessendarmstädtischer Garde-Chevauxleger war.

†††) Südlich Grünstadt in der Pfalz.

Gefecht; auf diesem Wege begegneten uns 3 Kaiserliche Kavallerie-Regimenter; man sollt denken, daß sie unüberwindlich gewesen wären; es verhielt sich aber nicht so, das Regiment von Waldeck, das unter ihnen war, hat sich besonders schlecht gehalten. Wir gingen nun nach Grünstadt; bey diesem Städtchen wurde gegen 4 Uhr Nachmittags ein Kaiserl. Lager aufgeschlagen. Das Wurmsersche Freykorps tränckte seine Pferde in Grünstadt und richtete in den Gärten jämmerliche Verwüstungen an; ich war in dem Garten eines Kaufmannes, der an der Allee lag, wo sie vorbeyritten; in diesem Garten stand an der Mauer e Quittenbaum; auch von diesem Baum brachen die Kerls die rohen Früchte ab und fraßen sie; einige Früchte, welche hängen blieben, wollten wir noch retten, allein ein solcher Reuber kam gesprengt und haute mit dem Säbel nach uns, so daß wir sie ihm überlassen mußten. — 2500 Ratschen*) und Serrier waren auch in Grünstadt, welche schreckliche Excesse begingen. Gegen Abend ritten wir wieder nach Maynz und hatten das Vergnügen, die erste Nachricht vom erfochtenen Siege zu überbringen**). — Vorige Woche wurden 80 Offiziere und 1380 Gefangene eingebracht." —

Hofheim 27. Oktob. 1794.

Seit 4 Tagen steht das ganze Regiment von Kalkstein hier in Hofheim. Wi waren aus dem Lager von Niederulm nach Mombach***) ins Lager zurück marschiert, eine kleine 1/4 Stunde von Mainz — — — — — — — Als wir in das Lager von Mombach rückten mußten wir in Parade vor unserm General†) aufmarschieren; des Nachmittags kam er ins Lager und nun mußten wir uns alle in Reihe und Glied ohne Gewehr stellen; Carl war just bey mir; ich hatte mich rein angezogen um nach Maynz zu gehen, und war der einzige von Officiers und überhaupt von allen, der friesirt war; der General ritt bey uns vorbey und rief mich vor die Front, fragte wie es mir gefiele und sagte: ich antworte Ihnen mündlich auf Ihren Brief; ich verspreche Ihnen ein baldiges avancement. — Ich muß sagen, daß es mir außerordentlich angenehm war. — Des Morgens um 5 Uhr wurden die Zelter abgebrochen; von unserem Lager, das dichte am Rhein stand, gingen wir, wegen des vielen Hin- und Hermarschierens, ehe wir wieder in ordre de bataille kamen, und da wir durch die Wercke von Maynz an einer Seite mußten, und also einen halben Zirkel machten, — gegen 2 Stunden, es war eine Brücke über den Rhein an der Petersaue††) geschlagen, die das Regiment von Thadden besetzt hatte; jenseits des Rheines sprach ich den Jagdjuncker von Dernberg; gegen 5 Uhr kamen wir hier an, ohne uns irgendwo geruhet zu haben; es war ein Marsch von 9 guten Stunden. Da mir Sand in die Stieflen gekommen war, ging ich mir ein Paar große Blasen unter die Füße, die mir auf dem Marsche sehr beschwerlich waren. Bei Wickert†††) stehen Lärmstangen und Kanonen, auf deren Lösung wir uns, ehe weitere Ordre kömmt, nach Maynz ziehen. Die Franzosen scharmuzieren schon starck mit der Maynzischen Besatzung bey Marienborn, Weißenau, Gunzenheim und Zahlbach*†), alles Orte, welche 1/2 Stunde von Maynz entfernt sind. — Diese Nacht geriethen die Pfälzer, die sich untereinander für Franzosen hielten, ins Handgemenge; sie schossen starck mit Kartätschen auf einander. — Da sehr viele Kanonenschüsse fielen, glaubte die Besatzung, es würde ein Hauptsturm gewagt und löste alle Kanonen von den Wällen. Gestern sind 80 (24 Pfd.) Kanonen in Maynz angekommen

*) Es sind wohl Raitzen, ein serbischer Volksstamm, und Serbier gemeint.

**) Es war eins der glücklichen Gefechte, in welchen der Erbprinz von Hohenlohe vom 18.—20. Sept. die Franzosen über Kaiserslautern hinaus zurückschlug.

***) Am linken Rheinufer unterhalb Mainz.

†) Wohl General von Kalkstein, der Chef des Regiments.

††) Aue heißen die dort sehr zahlreichen Rheininseln.

†††) Nördlich und südlich Wicker an der Wickert (kl. Zufluß des Mains) befindet sich je eine bedeutende Höhe.

*†) Die genannten Ortschaften liegen südlich und südwestlich bez. westlich Mainz.

und heute erwartet mann wieder einen Transport; auch soll eine Besatzung aus Böhmen [bestehend] die von der Besatzung von Valenciennes und Landrecy*) abgelöst ist, nebst dem Regiment von Waldeck Dragoner nächster Tage ein[rücken], die Besatzung ist jetzt gegen 16000 Mann; auch 2 Regimenter Pfälz: Chevauxlegers habe ich einrücken [sehen], sodaß sie Cavallerie genug bekommen; auch 300 Husaren sind darin. — — —

Oberliederbach 1ten Dec. 1794.
Abends um 6 Uhr.

— — — — Der Befehl, daß wir den 29ten in die Schantze rücken sollten, ist wiederrufen indem jetzt erst einige Grenadier Bataillons hinmarschiren, und nun kommen wir erst den 5ten hin, allein nicht wieder auf den guten Posten, welchen unsere Compagnie vorherbesetzt hatte, sondern auf den gefährlichsten, welchen vorher die rechte Flügel-Compagnie des Major von Zweifel**) besetzt hielt, und diese kömmt an unsere Posten, damit sie nicht zu viel Leute verliert. — Heute Morgen um 6 Uhr fing eine gantz erschreckliche Kanonade bey Maynz an welche in diesem Augenblick noch immer fortdauert. Man kann sicher rechnen, daß von beyden Seiten im gantzen gegen 200 Kanonen gebraucht werden; hin und wieder kann man auch die Bataillon-Salven genau unterscheiden; ich wollte nach Maynz allein wir bekamen Ordre uns anzuziehen und uns nicht vom Dorfe zu entfernen; des Nachmittags marschierten 4 Grenadierbataillone, worunter das unsrige auch ist nebst dem Regiment, von Rüchel nach Castel, und erstere wurden in diesem Orte einquartiert um wenn es Noth thut bey der Hand zu seyn; man hat noch keine bestimmte Nachricht, was es eigentlich ist; einige Officiere, welche dorten gewesen seyn wollen, sagen, die Franzosen hätten die große Zahlbacher Schantze gestürmt, da sie dieselbe vorher der Erde gleich geschossen hätten, und gantz demoliert***). — Der Donner der Geschütze reißt auch garnicht ab; es werden immer gantze Lagen abgefeuert; ich machte ein Loch in die Erde, worauf ich einen Kessel setzte und hier legte ich mein Ohr auf allein ich konnte kaum den starcken Schall und die Erschütterung aushalten. — Daß der berüchtigte Eykemeyer†) die Belagerung von Frantzösischer Seite kommandirt werden Sie vermuthlich schon wissen; hat der Kommandirende General in 14 Tagen Maynz nicht so verliert er den Kopf††); die Franzosen bekommen auch, sowohl Officier wie Gemeiner so lange sie Maynz nicht haben halben Sold und kein Fleisch und Branntewein, sobald sie aber die Festung erstiegen haben erhalten sie dreifachen Sold; dies sind alles Kunstgriffe, die die beste Würckung haben, denn die Franzosen gehen ins Feuer wie unsinnig; einige 1000 Handwercksbursche aus Trier, Cöln besonders aber aus Coblenz haben ihr Leben vor Maynz einbüßen müssen; jeder junge Bursch muß Soldat werden, und hat er ein Pferd, so wird er Chasseur; es geschieht dem Churfürsten von der Pfalz und Maynz nicht gantz unrecht, denn es sind viele Dörfer, woraus noch kein eintziger Mann genommen ist. — Gestern Nachmittag habe ich ein anderes Quartier bekommen und ich liege jetzt bey dem Schultzen des Dorfes; meine alte Hexe†††) habe ich verlassen müssen; sie hat mich in Frieden ziehen lassen, und kein Leids

---

*) Valenciennes und Landrecy waren damals wieder in französische Hände gefallen.

**) Major von Zweifel stand beim Regiment von Kalkstein, später als Obristleutnant Chef des Depot-Bataillons Prinz Louis.

***) Zahlbach fiel am 30. XI. in französische Hände.

†) Eickemeyer war ursprünglich kurmainz. Oberstleutnant und ein sehr fähiger, unterrichteter Mann; bei der ersten Belagerung von Mainz gab er wichtige Ratschläge; er wurde nicht gehört, aber trotzdem des Verrats beschuldigt; nach der Kapitulation ging er zu den Klubbisten und dann zu den Franzosen über. Er wird die Belagerungsarbeiten geleitet haben, das Belagerungskorps führte Kleber.

††) Es wurden tatsächlich mehrere unglückliche Generale hingerichtet.

†††) Das Quartier war zuerst bei einer sehr unangenehmen alten Frau.

angetan. — Da die schlesischen Regimenter unter dem Printzen von Hohenlohe wiederkommen, und die erste Kolonne schon angelangt ist, so sagt man mit Gewißheit, daß wir nach Westphalen*) marschiren; es wäre mir auch um deswillen lieber, weil ich dann näher zu den Brüdern komme. — — — — —

Oberliederbach den 8ten Dezb. 1794.

— — — — — Jetzt sind wir seit 2 Tagen von der Aue zurück, wohin wir von hier den 5ten marschierten, des Mittags um 11 Uhr das 1te Bataillon von Kleist**) ablösten und den 6. um 12 von unserm 1ten Bataillon befreit wurden. Wir machten diesmahl den Marsch, der mit allen Umwegen, die der Soldat immer nehmen muß etwas über 7 Stunden beträgt in einer Tour, da hingegen wir voriges mahl in Massenheim***) blieben, doch ist erstere Art besser. — Von Regimentswegen war befohlen daß die Feldwebels und Junckers zu Hause bleiben sollten; allein ich ging zum Major von Ingersleben, meinem Compagnie-Cheff†) und bat ihn mir zu erlauben daß ich mitgehen dürfte; er meldete es an den Major v. Zweifel den Commandeur des 2ten Bataillons, welcher zugestand, daß ich mitmarschierte, jedoch nur als Volontair, damit wenn ich verunglückte er keine Schuld hätte. Ich kam mit dem Leutnant von Löben auf ein detaschirtes Piket auf der Spitze der Insel; da dieses mein erstes war, so brachten mir die Burschen eine Britsche mit einem seidenen Band umwickelt, und da mußte ich mich denn loskaufen, welches mir gegen 2 Rthlr. 15 Gr. kömmt; voriges mahl war ich mit in Reserve gewesen und in einem Hause, allein dies mahl obgleich die Disposition geändert wurde und unsere Compagnie ihren alten Posten erhalten hatte, mußte das gantze Piquet wobey ich war, unter freyem Himmel liegen. Officiere und Gemeine beschwerten sich aber sehr, daß nicht einmahl ein bretternes Häuschen aufgebaut wäre da doch die Besetzung den gantzen Winter fortdauert und der Wind auf dem Rhein besonders des Nachts sehr kalt gehet. — Die Franzosen ließen uns gantz ruhig gehen; im Gegentheil, sie machten uns die schönste Janitscharen-Musik und nachdem sie eine Stunde uns belustigt hatten, bedauerten sie daß sie uns nicht länger vergnügen könnten — indem sie es nicht mehr vor Kälte aushalten könnten; sie frugen uns, ob wir keine Musik bey uns hätten; wir antworteten ihnen, sie wäre bey dem Staab und käme morgen; und dann würden wir ihnen ihre Mühe vergelten. — Die Francken schimpften einen kaiserlichen Officier gantz erstaunend aus; und da ihn die Preußen auslachten wurde er so erbittert daß er mit den Kanonen aus der Batterie feuern wollte; allein der wachthabende Officier von [uns] zeigte ihm seine Ordre, daß er nicht feuern sollte, wenn nicht von feindlicher Seite gefeuert würde. — Es ist keine Möglichkeit, daß die Francken den Rhein passiren können, denn Sie können Sich keine Vorstellung machen, was für erstaunende Schantzen ausgeworfen sind; die Ingelheimer und Petersaue sind ordentliche Forts, und jetzt wird die Bieбericher und Schiersteiner Aue††) auch verschantzt; der 5te war wie mann aus sicherer Hand weis dazu von den Frantzosen weit dazu bestimmt, Maynz zu stürmen und einzunehmen, es koste was es wolle, allein es ist nicht zur Ausführung gekommen; den gantzen Tag fielen nur höchstens 20 Kanonen Schüsse. — Von der Affaire bei Zahlbach werden Sie theuerster Vater jetzt schon etwas in der Zeitung gelesen haben; die Franzosen hatten den 30ten November neues Geschütz bekommen daß sie den 1ten Dezember sogleich zu brauchen wußten — die Kaiserlichen hatten die Schantze besetzt, allein sie gaben so wenig acht, daß die Frantzosen sich unter die Kanonen schlichen;

*) Die engl.-holl. Armee wich mit den deutschen Hilfstruppen auf Westfalen zurück und stand schon an der Grenze.

**) Nicht zu verwechseln mit dem späteren Regt. von Kleist (Nr. 5), jetzt noch von Kalkstein, in dem D. stand.

***) Auf dem halben Wege zwischen Hofheim und Mainz.

†) Major v. J. war der Compagnie-Chef; der Führer der Compagnie war der Stabskapitän v. Bennigsen.

††) Rhein-Inseln, Biebrich und Schierstein gegenüber gelegen, unterhalb Maynz.

hier wurden sie erst bemerckt; die Wache wollte gleich davonlaufen, aber der Feind hatte die Schantze umgangen und machte die gantze Besatzung nieder (ausgenommen ein eintziger Ulmscher Kanonier der nicht vergas daß er zu den Reichs=Truppen gehörte; ich habe ihn auf der Aue gesprochen, wo er bey einer Kanone Posten stand.) — es kam nun sogleich Hülfe aus der Festung und die Schantze wurde wieder eingenommen; kaum aber daß sich die Wache festgesetzt hatte, kamen die Frantzosen in erschrecklicher Anzahl gantz wüthend drauf los und vor sich her trieben sie Bauern mit Faschinen, Schüppen, Hacken und Aexten; sie nahmen die Schantze von neuem ein, ob sie gleich erstaunende Leute verlohren, auch viele Bauern blieben; und diese mußten nun die Schantze umkehren, während dieser Zeit hatte der Feldmarschall*) das Kalckreuthsche Corps heranrücken lassen und 5 Escadron Eben=Husaren waren über den Rhein gegangen; der Feldmarschall selbst war im Feuer auch der General Knobelsdorf; von neuem wurde jetzt die Schantze eingenommen allein der Theil welcher dem Feind den meisten Schaden that, war schon umgekehrt; jetzt beschossen die Frantzosen die Schantze mit 25 Haubitzen und einer erstaunenden Menge groben — —"

Schluß fehlt.

Im Februar oder März 1795 marschirte das preußische Korps unter Möllendorf nach Westfalen ab, um die Grenze gegen die andrängenden Franzosen zu schützen; es löste die Hannoveraner und Hessen, die bis dahin eine Vorpostenkette etwa von Emden bis Coesfeld gebildet hatten, ab. D. kommt nach Freren bei Lingen in's Quartier, wo er über 2 Monate bleibt. Wenn auch die Friedensverhandlungen im vollen Gange waren, kamen immer noch kleine Scharmützel mit den Franzosen vor. Am 5. April wurde endlich der Friede von Basel geschlossen, am 11. Mai die Demarkationslinie festgelegt. D. trifft hier öfters mit seinen Brüdern zusammen, deren Kontingente vorläufig noch nicht den Befehl zur Heimkehr erhielten.

„Freeren den 3ten May 95.

— — — — Ich bin wieder einige Tage bey meinem Bruder [Reinhard] gewesen; er schickte mir von Löningen aus einen Boten mich abzuholen; als ich aber kaum angekommen war, erhielten sie Ordre zu marschieren; und so habe ich denn meinen Bruder bis Hünthen bey Meppen, wo er jetzt auf Vorposten steht, begleitet; wir gaben uns alle mögliche Mühe, den Louis**) oder Elgar***) zu sehen; allein ersterem fehlte die Remonte und Elgar war in Zelle beym Depot, welches er auch zum Regiment führte. — Die Hompeschen Husaren stehen neben Reinhardts Escadron und er hat von ihnen ein Piquet zu kommandiren, wobey ein Lt. v. Veltheim [steht], der ehemals in Hessischen, hernach in unseren Diensten gewesen ist; die Husaren haben seit einigen Monathen keine Löhnung erhalten, besonders geschieht dieses den Housards Emigr: v. Rohan, Salm, Choiseulle; daher sie denn genöthigt sind, zu rauben und zu plündern, wo sie etwas bekommen — — — — der Prinz von Braunschweig†) ist von unserem Regiment [zu dem] des Gnlt. v. Thadden versetzt und wir haben dagegen den Maj. v. Wedoll zum Commandeur erhalten, einen Mann den man sich nicht besser wünschen kann. Bey dieser Versetzung scheint eine schändliche Cabale zum Grund zu liegen. — Der Printz war gantz außer sich,

---

*) v. Möllendorf.

**) Hessen=Kasselscher Carabinier.

***) Hompesch=Husar.

†) Friedrich Wilhelm Prinz von Braunschweig, der später sogenannte eiserne Herzog, war Major im Regiment.

er wendete alles mögliche an es zu hintertreiben; allein die Zeit war zu kurtz; und er mußte dem Schreiben des Königs folgen, wie ich höre ließ er es dem Thaddenschen Regiment entgelten, die daher garnicht mit ihm zufrieden sind; er ist öfters hier. — Allen Vermuthungen und Gespräch [nach] werden wir den 26. oder 28ten dieses marschieren und das zwar nach Hause; welches mir höchst unangenehm ist; unsere schwere Cavallerie ist schon zurückgegangen, und wie ich gehört habe ist heute die Garde aus Osnabrück marschiert. — Man sagt daß ein starckes Corps von uns nach Holland gehet, sich von den Frantzosen alle Plätze überliefern läßt und den Statthalter in seine vorigen Rechte wieder einsetzt; auch 25 Millionen Brandschatzung als Kriegsunkosten erheben wird; dies wäre auch wohl nöthig um die Schatzkammern zu füllen. Die Holländer werden bey dieser Gelegenheit recht für ihre Untreue bestraft. — Als ich meinen Bruder verließ wurde ich vom General **Düring***) zum Essen gebeten allein ich hatte keine Zeit mehr um von dieser schönen Gelegenheit den General kennen zu lernen zu profitiren; den Tag zuvor aber habe ich den Hannövrischen Gl. v. **Linsingen** gesprochen der ein äußerst artiger und braver Mann ist. — Das Commando über die Vorposten bey Meppen [ist] diesem General übergeben, und keiner von beyden will sich es anmaßen; daher kömmt es, daß die Posten äußerst schlecht besetzt sind und es den Franzosen ein leichtes seyn wird über die Ems zu gehen, wodurch man schon an einigen Orten reiten kann; von **Meppen** bis **Embden** stehen keine 18. M.**) denn es ist weiter nichts da als einige Hessen und Braunschweiger und das Hannöverische Corps das auch sehr geschmoltzen ist; das **Fort Bourtange** befestigen die Feinde ; sie haben dort 1500 M; in **Roswinkel*****) (Kloster und Dorf) aber 4000; sie verstärcken sich alle Tage — — — Haben Sie wohl nicht gehört, theuerster Vater, ob die Hessischen Truppen da vor das Reich noch kein Friede ist in Englischem Solde bleiben†). — Wie wird es denn jetzt mit den Engl. Regimentern, die in Pyrmont errichtet werden††): hat **Lostange** noch keine **Recruten** als seine beyden Söhne? Jetzt, theuerster Vater, kann ich Ihnen nichts neues schreiben, in einigen Tagen aber hoffe ich etwas zu erfahren das ich dann nicht unterlassen werde, sogleich zu schreiben. — — —

Freeren den 23. May 1795.

— — — — Vom 9ten biß zum 13ten bin ich auch bey meinem Bruder gewesen da er mir schrieb, daß er in einigen Tagen abgehen würde; er stand nur 3 Stunden von hier: kaum war ich von ihm zurück als mir gesagt wurde, daß Morgen als dem 24ten das Freudenfeuer wegen des geschlossenen Friedens†††) seyn sollte; ich schickte daher gleich einen Boten an ihn ab, und ließ ihn holen, doch kam er erst des Nachmittags; es waren einige Zelte aufgeschlagen worunter gegessen wurde und des Abends getanzt; einem jeden hat mein Bruder so außerordentlich gefallen, daß es mir unmöglich ist es Ihnen theuerster Vater zu sagen; seine Blessur vorzüglich machte einen solchen Eindruck daß ein jeder Ehrfurcht vor ihm hatte: alle wünschten ihn beym Regiment zu haben, und wollten gern mit gemeinem Solde nach ihren Ausdrücken zufrieden seyn; vorzüglich zeichnete sich der Grf. **Waldburg v. Truchsess** (ein alter Teutscher) aus der ihn nie anders als du alter braver

---

*) General in hessen-darmstädtischen Diensten.

**) wohl 18000 gemeint.

***) Bourtange und Roswinkel liegen auf holländischem Gebiet den Durchgängen durch das Bourtanger Moor gegenüber.

†) Dieselben kehrten im November 1795 in ihre Heimat zurück, nachdem auch der Landgraf einen Separatfrieden geschlossen hatte.

††) Die Engländer hatten Erlaubniß, in Pyrmont zu werben.

†††) Am 11. Mai war die Demarkatonslinie festgelegt und damit dem Frieden der Abschluß gegeben worden.

Hesse*) nannte. Sie können Sich vorstellen bester Vater daß dieses keine kleine Freude für mich war: nicht weniger aber wird ihm der größte Theil unserer Officiere gefallen haben; daß hin und wieder besonders unter den Fähnrichs bey einer Zahl von 60 sich auch ein ungesitteter findet läßt sich leicht denken. —

Zum ersten mahle wohnte ich an diesem Tage einem Gottesdienst unter freyem Himmel bey, aber nie einem feyerlicheren; der Gedanke daß nun alle Gefahr vorüber sey und die Sehnsucht nach den Eltern oder Verwandten hatte alle Hertzen so gerührt, daß man ihnen den aufrichtigen Danck und eifrige Gebete wohl deutlich ansehen konnte; nach der Predigt wurde nun eine 3 mahlige Salve mit dem Geschütz und kleinen Gewehr gegeben; dieses geschah um 8 Uhr des Morgens durch die gantze Preußische Armee. Den Tag vorher wurde bey der Parole dem gantzen Regiment der Friede bekannt gemacht; ich will Ihnen die Parole hierher setzen. — „Parole Regensburg**) — Ernst." „Da die Ratifications des Friedens angekommen und das Tractat von den Ratifications an gültig ist, so haben seine Majestät der König befohlen es öffentlich zu publiciren, nicht allein daß alle Feindseligkeiten aufhören, sondern auch Commers, freye Passage mit Franckreich wiederhergestellt ist, und die gantze Frantzösische Nation wie eine Nation mit der man in Freundschaft steht behandelt wird. Zugleich gratulirt S. Exc. der Gen.-Feldmarschall der gantzen Armee zu dem Ruhm den sie sich so rechtschaffen erhalten, und danckt für seinen Theil allen für das so rühmliche Betragen so sie während seiner Anführung bewiesen haben." — Heute wird auf 3 Tage exct.***) — — — Ohngeachtet nun mit Franckreich Friede ist, so scheint es mit Rusland nicht lange mehr zu dauern. — Die Kaiserin hat erklärt daß sie diesen geschlossenen Frieden nicht billigen könnte, ebensowenig könnte sie die Besetzungen des Königs in Pohlen garantiren und würde nicht eher Warschau verlassen, bis wir Cracau an die Oestreicher abgetreten hätten. Der König hat geantwortet: daß er sich seine Besetzungen und den Frieden selbst garantiren werde, und wenn sie damit nicht zufrieden sey, so stände der Frau Schwester eine Armee von 250 000 M. zu Diensten. — Der große Theil der Armee ist schon in Südpreußen; es sind nur noch 10 Regimenter Infanterie im Lande; ein starkes Corps Russen nebst ihrer gantzen schweren Artillerie ist an der Gräntze angekommen; und ebenso unsere. — Das schlesische Corps marschiert nach Hause (nach Pohlen) und ebenso die Regimenter von der Berlinschen Pozdamschen und Märckischen Inspektion; unsre Inspektion aber soll nach gestrigen Nachrichten noch einen Cordon ziehen: das Regiment von Thadden, Hertzog v. Braunschweig, die Füselier Batl. v. Wedell u. Legat nebst dem Husaren-Regiment v. Goecking (Eben) kommen in die Gegend von Franckfurth†), die beyden ersten Regimenter in die Stadt selbst; das Corps hat vorgestern seynen Marsch angetreten. Der König erhält weil er Franckfurt mit in den Frieden eingeschlossen hat von den Bürgern 3 Millionen Rthl.; dieses ist mit unter den geheimen Friedens-Artickeln. — Man sagt gantz gewiß daß der Hertzog v. Braunschweig, der sich schon in Berlin aufhält das Commando über die Armee gegen [die] Russen übernehmen werde; erstlich um seinen alten Ruhm wieder zu erlangen, vorzüglich aber, um sich wegen der Vergiftung seiner Schwester, der Prinzessin von Würtenberg††), zu rächen; ich glaube daß dieses gute Würckung thun wird. — Da jetzt alle Passage mit Holland offen ist so können Sie jetzt sehr gut Briefe von Reinecke erhalten; ich bin sehr begierig zu

---

*) Die Hessen, d. h. eigentlich die Kurhessen, hatten sich in der Campagne überall durch unvergleichliche Tapferkeit mit Ruhm bedeckt.

**) In Regensburg tagte schon lange der Reichstag.

***) exerciert (?).

†) Hier war das Hauptquartier des Erbprinzen v. Hohenlohe, der den Cordon kommandirte.

††) Die erste Gemahlin des Prinzen Friedrich v. Württemberg (späteren Königs v. W. von Napoleons Gnaden); sie blieb, als ihr Gemahl mit seinen drei Kindern Rußland verließ, dort und soll von der Kaiserin Katharina II. ermordet worden sein.

wissen wie künftighin die Einrichtung von Holland*) seyn wird; ohne allen Zweifel wird der Statthalter wieder anerkannt; sollte dies aber nicht geschehen, so glaube ich daß Unruhen nie ein Ende nehmen werden, da die Parthei des Statthalters gar nicht gering ist und durch die Marine besonders sehr bevortheilt ist; nach dem 8ten dieses ist zu Delft und in der umliegenden Gegend mit großer Feyerlichkeit der Freyheits-Baum aufgerichtet. — Einige Officiere von uns die nach Ostfriesland Urlaub hatten, wollten auch nach Holland gehen, um dessen Beschaffenheit etwas zu besehen, allein Frantzösische Officiere, deren heufig zu uns kommen, riethen es ihnen ab, weil der Pöbel entsetzlich gegen die Preußen aufgebracht sey**); indessen sahen sie doch einen sonderbaren Auftritt zwischen dem Hannövrischen General v. Hammerstein und dem General der Frantzösischen Vorposten Jandon; als der Friede publicirt war, kam eine Menge Frantzösische Officiere und unter ihnen der General Jandon (schon etwas betruncken) über die Ems zu unseren Officieren in der Gegend von Meppen; er fragte unsere Officiere, die die Hannoveraner abgelöst hatten ob deren noch da wären; sie verneinten es, allein ein Schuster der nicht weit davon stand, kömmt herzugelaufen und zeigt dem Genl. Jandon den Gen. Hammerstein der am Ufer spazieren geht; Jandon sobald er ihn sieht läuft auf ihn [zu] faßt ihn auf der Brust und sagt: Herr General sie sind mein Gefangener***); die übrigen französischen Officiere und die unsrigen als sie ihm sein ungerechtes Verfahren nicht deutlich machen können reißen sie ihn mit Gewalt vom General v. Hammerstein; dieser aber sezt sich auf sein Pferdt und macht Anstalt, die fr. Officiers zu arretieren, die sich denn auch sogleich wieder über die Ems begeben. — — — — —"

Anfang Juli 1795 rückt das Regiment von Kalkstein in Magdeburg ein, und D. lebt sich allmählich in den nach unseren Begriffen durch Wachen und Exerziren übermäßig belasteten Garnisondienst ein. Trotzdem behält er Zeit nicht nur für eine rege Geselligkeit, sondern auch für wissenschaftliche Beschäftigung übrig.

Magdeburg den 22ten July 1795.

— — — — — Unsern Marsch von Bodenstaedt, von da Sie glaube ich meinen letzten Brief erhielten, machten wir sehr vergnügt, ob er gleich etwas beschwerlich war; wir sollten erst nach Braunschweig kommen, allein dies wurde geändert, und wir marschierten durch und um Braunschweig, u. hielten einen Stundenlangen Parade-Marsch†) vor dem Hertzog aus, der unser Regiment begleitete; wir hatten diesen Tag, als wir in Sixte, einem Dorfe 4 Stunden von Braunschweig, einquartirt wurden, einen Weg von 9 Stunden zurückgelegt, der uns, mögte ich fast sagen, nicht so sehr ermüdete als der Parade-Marsch in der entsetzlichen Hitze. — Sixte, wo wir Ruhetag hatten, gehörte einem H. v. Pinau, einem gebohr. Sachsen; — — — von diesem wurden wir sehr gut aufgenommen und [auf] seinem prächtigen Landhause aufs beste bewirthet: er ist ein feiner Mann ungefähr gegen 30 J. — — — — Die Zeit wo wir uns hier aufhielten, wurde meist vertanzt. Daher fand sich denn auch daß wir müder diesen angenehmen Ort verließen, als wir ihn betreten hatten; sogar unsere Burschen tanzten ohngeachtet des schweren Marsches noch mit der Patronen-Tasche; wer es nicht gesehen hat, kann sich keine Vorstellung machen, wie sehr viel der Soldat aushalten kann, wenn er zufrieden und lustig ist. — So brachten wir nun den übrigen Theil des Marsches zu; als wir den Magdeburgischen Boden betraten, noch mehr aber, als wir Magdeburg selbst sahen, hätten Sie

*) Die Franzosen hatten Anfang 95 daselbst die sogenannte batavische Republik errichtet.

**) Noch von 1787 her, wo ein preußisches Corps in Holland eingerückt war, um die Stellung des Erbstatthalters, der ein Schwager Fr. Wilh. II. war, zu befestigen.

***) Mit den Hannoveranern befanden sich die Franzosen noch im Kriege, aber die Ems bezeichnete die Demarkationslinie, hinter welcher alles neutral war.

†) Der Parade-Marsch wurde mit 75 Schritt in der Minute gemacht.

sollen das Freudengeschrey der Burschen hören: in einem Dorfe eine Stunde von Magdeburg wo die Leute die Halsbinden umbanden und die Oberhosen abmachten, war schon alles voll Leute die uns dann, mit immer vermehrender Menge biß nach Magdeburg brachten; viel fröhliche Gesichter sahe mann, aber auch manches rothgeweinte Auge war hinter einem Tuche verborgen. — Der General*) gab ein sehr großes Diner wozu alle Officiere und Junckers geladen waren; es waren einige Gedichte auf unsern Einmarsch gemacht, die dann abgesungen wurden. — Ich konnte mir im Anfang gar nicht zur Gewißheit machen daß Magdeburg nun auf immer mein Wohnort sey: sondern sah es nur als einen Ort an wo wir Ruhetag hatten: allein dies hat sich gegeben."

„den 24ten July.

Es sind hier in Magdeburg sehr ansehnliche Gefangene; der eine ist der Polnische General Madalinsky, der andere der französische la Mette; ersterer ein Mann von sehr ehrwürdigem Aussehen, kann frey herumgehen, auch verreisen wohin er will, und bekömmt eine pension von 800 Rthl. Er scheint viel auszugeben; er hat mehrere Bediente, Jäger und Knechte, einen Doctor u. einen Secretair; diese sind mit ihm alle Polnisch gekleidet. — Gen. la Mette aber darf nicht vor die Stadt außer in Begleitung eines Officiers. — Der General**) hat dafür gesorgt, daß wir Stunden bekommen; er läßt uns in allen militairischen Wissenschaften unterrichten, auch Geschichte, Geographie, Logik; und für die jüngeren militärische Religion. Künftigen 1ten fangen die Stunden, deren wir täglich 4 haben (das heißt wenn wir nicht auf Wache sind,) [an]. — Ich bin überzeugt daß ich bey solchen guten Anstalten meine Zeit sehr nützlich hinbringen werde. — Ich glaube nicht, bester Vater, daß das französische Buch, welches Sie mir vorgeschlagen haben hier zu haben ist; da Sie aber die schönsten Französischen, für einen Soldaten sehr nützlichen Wercke selbst besitzen, die Sie schon längst durchstudirt haben, so bitte ich Sie mir einige mit meinen Büchern zu überschicken; der Unterricht ist natürlich gut; allein hat man keine Bücher bey denen man ihn verwenden kann, so hilft er wenig. — — — — — —

den 26ten July.

Gestern kam ein Transport von 340 Preußischen Gefangenen hier durch; auch erhielten wir den Capt. v. Rohr***) von unserm Regiment wieder; ich hatte ihn noch nicht gesehen, freue mich aber einen solchen rechtschaffenen Mann in unserm Officier-Corps zu wissen; der Printz Louis†) scheint hier keine bleibende Stätte gefunden zu haben; er ist noch nicht über 6 Tage hier gewesen; er kömmt alle Augenblicke, bleibt einen Tag hier und läuft dann wieder fort; neulich ging er zu Fus von hier biß Braunschweig. — — — — — — Sind denn die Emigranten noch in Arolsen; sollte ihrer der Fürst denn nicht endlich einmahl überdrüssig werden; sie schimpfen wohl recht auf unsern König der mit einer Rotte Reuber u. Mörder Frieden schließen könnte; sie dürften nicht in unser Theater kommen denn da müßten sie hin und wieder einen kleinen Ausfall auf sie mit anhören. — Von diesem Theater habe ich Ihnen noch nichts gesagt. Als das neuste Schauspiel-Haus ist es gewiß das geschmackvollste; alle Schnizereyen u. Bildereyen, die mann an den Logen in anderen gewohnt ist, fallen hier gantz weg, sondern Simplicität mit schönstem Geschmack verbunden machen es für das Auge sehr anziehend. Französische Gefangene haben es erbaut u. nach dem Pariser eingerichtet — nur ist es schade daß eine so sehr elende Truppe, als die Döbbelinsche, es entweiht; denn nie sahe ich eine schlechtere: aus der ernsthaftesten Rolle wird ein Hanswurst gemacht; dies aber ist dem Magdeburger Publicum das liebste, und ich glaube, daß Döbbelin es daher mit

*) von Kalckstein.

**) Wohl der Chef des Regiments Gen. v. Kalkstein.[1]

***) Capt. v. Rohr wird in einem früheren Briefe als gefangen erwähnt.

†) Prinz Louis Ferdinand.

Willen thut; denn wenn zufällig eine Stelle gut gemacht wird, so applaudirt niemand; sobald aber ein Hanswurst-Sprung gemacht wird, will alles vor Freude aus der Haut springen; dadurch aber wird der Geschmack des publicums noch mehr verdorben, und es wird nie lernen ein Stück beurtheilen. —

d. 1ten August.

Neulich gab es in der Comoedie einen kleinen Lärm; ein Officier der die Campagne in Pohlen mitgemacht hatte kam hierher; er traf hier den General Madalinsky u. erzählte seinen Cameraden, er sey vom General gefangen genommen; wegen seiner tapferen Gegenwehr, die ihm seine Narben bezeugten, aber sehr niederträchtig behandelt u. sogar ihm 50 Stockprügel geben lassen; sogleich zogen alle Officiere ihre Degen und stürmten auf die Loge zu worin der General war der aber nicht gut fand sie abzuwarten; in der Wuth worin sie waren glaube ich nicht daß der General so glücklich durchgekommen wäre: unser Cheff verbot den folgenden Tag aufs strengste alle Gewaltthätigkeiten gegen Madalinsky, der aber wenigstens ihren Anzüglichkeiten nicht entgehen kann; indessen ist die Sache am Kriegskollegium*) anhänglich; sollte die Sache wahr sein, so verdient allerdings Madalinsky die größte Verachtung und eine passende Züchtigung: unbemerkt kann ich nicht lassen, wenn Madalinsky eine Dame grüßt faßt er sie ans Kinn; dies ist Polnische Sitte. — Mann sagt die Lage mit Rußland u. Oesterreich würde immer bedencklicher, und im Fall daß ein Krieg ausbrechen sollte, würde Madalinsky ein Freykorps errichten; jedoch kann ich nicht für die Wahrheit der Sache bürgen. — — — — — Der General v. Kalckstein ist auf 3 Monathe mit Urlaub auf seine Güter nach Schlesien gereist. — — — — — Der luxus den ich nie übertriebener sahe als hier macht alles so theuer; ich versichere Ihnen, daß fast jeder wohlhabende Lohgerber Färber Brauer oder Mezger sich Kutscher und Pferde nebst Bedienung in livrée hält; mich wundert sehr daß dies erlaubt; und besonders sollen die Gefangenen die Bürger noch mehr verdorben haben; die Erbauung des neuen Schauspiel-Hauses ist genug Zeuge hiervon; sie waren so lange Jahre ohne ein solches fortgekommen warum mußten sie denn nun eins haben. — Meine nöthigen Ausgaben will ich Ihnen theuerster Vater hierhersetzen, damit Sie doch eine Idee von der hiesigen Theuerung bekommen, Miethe 3 Rthl. für eine Stube und Kammer die sehr mittelmäßig nur mit grauer Farbe angestrichen ist. — Mittagessen 6⁰ Abends 5 Rthl. (So wie ich in Maynz aß) Frühstück 2 Rthl. 12 grsch, Friseur 1 Rthl.: dafür muß er Puder**) und Pomade liefern; Wäscherinn 1 Rthl. 8 grsch — meinem Burschen 1 Rthl. — rasiren 12 grsch— nun kommt der Winter heran da ich denn Holz u. Torf kaufen muß; ersteres siehet mann viele Stunden um die Stadt nicht. — Dies sind die nöthigen Ausgaben, die monathl: 20 Rth. 8 grsch leider eine große Summe, betragen. — — — — — — — —

Magdeburg den 26. Dez. 95.

Ihren Brief vom 13ten dieses, theuerster Vater, habe ich vorgestern erhalten; ich ersehe daraus, daß Ihnen die P . . . . meine affaire d'honneur gesagt hat, welches ich mit Fleiß unterlies, da ich nicht wissen konte, ob selbige so gut für mich ablaufen würde als sie es würcklich that; ich habe hierbei gesehen, wie nützlich es ist, keine Feinde, besonders unter seinen Vorgesetzten zu haben; mein Gegner v. Marwitz. ist jetzt schon gantz gesund; er hatte 3 tiefe Hiebe, 2 auf der Hand u. 1 auf der Backe dicht unter den Schläfen; dies war der gefährlichste; daher ihm auch der Regts- Chirurgus wegen der starken Verblutung (es waren arterien verletzt) das Leben absprach; diesen hatte er sich selbst zugezogen, indem ihm meine Parade, da er mir nach dem Kopfe hieb, an der Stirne aber nur leicht traf, ins Gesicht fuhr; er war der leidende Theil, und ob er gleich ein böser Mensch ist, so vermuthete ich doch, daß ihm wie gewöhnlich der Fall ist, beygestanden

*) Das Ober-Kriegskollegium war die oberste Verwaltungsbehörde der Armee; das Kriegsministerium (I. Departement) ressortirte von ihm.

**) Es wurde noch ein Zopf von beträchtlicher Länge getragen.

würde: diesmahl irrte ich mich; alle Officiere bedauerten mich und gaben mir deutliche Beweise ihrer Zuneigung; selbst der General sagte mir weiter nichts, als, daß solche Dinge wohl unter jungen Leuten vorfielen; nur wünschte er nicht, daß wir es denselben Tag u. in der Dämmerung gethan hätten. Die Sache fiel auf meiner Stube vor; daher ich denn auch Marwitz gleich bey mir behielt und ihn so gut pflegte als es mir möglich war; ich glaube aber schwerlich daß er es mir danken wird, da er ein verstocktes Gemüt hat; er ist ein Zänker u. kann keinen Menschen zufrieden lassen, und weil er gut fechten gelernt hatte, so glaubte er mich auch so herum zu hohlen, wie andere seiner Cameraden, die meist Kinder sind. — — — — —

Magdeburg den 4ten Aprill 99.

— — — — — Unser Rekruten-Exerzieren ist schon im vollen Gange und den 15ten kommen die Beurlaubten; die gantze Last der Compagnie und des Exerzierens liegt jetzt auf mir. Mein Capt. v. Dedem, Bismarck als Premier-Lieut und der Lieut v. Bieberstein sind alle krank und ich bin der eintzige Officier*) bei der gantzen Compagnie; ich kann jetzt nicht einmal aus der Stadt. — — — — — — Unsere Armee leidet jetzt wieder eine große Veränderung. Es werden aus jedem Regiment die Grenadier-Comp: gezogen, die stärcker als die Musquetier-Comp. sind; sie bestehen: die Mousquet. Compn. aus 5 Oberoff. 14 Untoff. 10 Schützen 3 Tamb. 3 Pfeifer 165 Gemeine 5 Artill. und 2 Zimmerleuten. — Es werden zu diesen Compn die sichersten und besten Leute ausgesucht und sie müssen nicht unter 20 u. nicht über 30 Jahre alt sein; machen sie solche Excesse daß sie Regiments-Strafe verdienen, so werden sie wieder an die Mousquetiers abgegeben; übrigens sollen es starke breitschultrige Leute seyn die gesundes gutes Ansehen haben; und müssen nicht unter 6 u. nicht über 9 Zoll groß seyn; sodaß das 1te Glied aus 9 u. 8zölligen, das 2te aus 6zölligen u. das 3te aus 7zölligen bestehet. — Die Burschen bekommen eine recht schöne Form von Mützen, wovon ich Ihnen eine Abbildung von mitschicke, die zwar schon etwas ruinirt allein doch noch kenntlich ist; und die Officiere bekommen Federbüsche, Straußen und thun Dienst mit dem Degen**). — Unsere beiden Compagnien schwadronniren mit Louis***) und der Major v. Werder von uns hat [das] Battaillon bekommen; dies Battaillon hängt von keinem weiter ab als von seinem Comandeur und steht unmittelbar unter dem König. — In der Instruction heißt es die 7 Subaltern Officiers sollen ausgesuchte exemplarische Officiers seyn, die sich stets den Dienst angelegen seyn ließen; ferner heißt es die Comandirende Generals im Felde sollen diese Grenadier-Bataillons nicht als Frey- oder Füselier-Battl. gebrauchen, sondern sie sollen nur dann ins Feuer geführt werden um der Sache den Ausschlag zu geben und wenn es das Wohl des Staates erfordert diese Elite der Armee aufzuopfern. — Der Major v. Werder sagte mir an dem Tage wo er das Battaillon erhielt daß er alles anwenden würde um mich bei die Grenadiers zu bekommen, da ihn der General bey Auswahl der Officiers doch nicht gantz übergehen könnte: die Officiers werden vielleicht schon nach dieser Revue ausgesucht allein der eigentliche Etat geht erst von dem 1ten Juny 1800 an. — Es würde mich sehr freuen wenn ich bey die Grenadiers käme, allein es sind 40 Subaltern Officiere beym Regiment wovon nur 7 ausgesucht werden sollen. — — — — — Wir erwarten den König den 25ten, den 26ten u. 27ten bleibt er hier; seine Reise muß ihn viel kosten, da er einen außerordentlich großen Train mit bringt, z. E. eine große u. 2 fliegende Küchen, wobey 19 Köche angestellt sind. — Ich will Ihnen mit nächstem Posttage die Reise-Route und die Personale der Begleitung des Königs u. der Königin überschicken. Die Königin geht nicht mit nach Wesell sondern

*) D. ist inzwischen Offizier geworden, wohl 98.

**) Die übrigen Offiziere führten das Esponton.

***) D. h. das Bataillon bestand aus den beiden Gren.-Comp. des Regiments Kalkstein und denen des Regiment Louis Ferdinand.

geht von Minden nach Pyrmont und von da nach Cassell, wo sie den König erwartet. — — — — — — —

Magdeburg den 29ten May 99.

— — — — — — Der König hat sich hier 2½ Tag aufgehalten; er lobte unser Regiment sehr; den 26ten hatten wir Special- u. den 27ten General-Revue, den 1ten Tag seines Hierseyns war ein großer Ball beym General, wo ich auch war und den 2ten Tag ging er in die Comoedie wo die Madam Weisschuki eine sehr schöne Rede hielt, und hierauf unser Volkslied vom gantzen Publicum gesungen wurde; es machte einen sehr guten Effect u. unser königliches Paar soll sehr gerührt gewesen seyn; aus der Comoedie ging die Königin auf die Resource tanzte aber nicht. — Daß ich die Schützen commandire hat mir besonders die Exerzirzeit über unendlich viel Vergnügen gemacht. — Ich war selten beym Regiment, sondern ich ging mit den beyden übrigen Officieren oft 2—3 Stunden von Magdeburg weg, wo wir gutes Terrain fanden um Maneuvres zu machen die unserm Dienst angemessen waren; der Major v. Werder der uns im gantzen commandirte war mit meinen Dispositions sehr zufrieden. — Die lezten Tage habe ich die Schützen nach der Scheibe schießen lassen und da ich des Döller seine Theorie noch so ziemlich inn Kopfe habe, so habe ich sie ihnen soviel wie möglich beygebracht, und die Leute haben auch würcklich recht gut geschossen. — Ihre Anhänglichkeit zu mir die Sie mir bey jeder Gelegenheit zu zeigen bemüht waren, haben Sie dadurch noch bewiesen daß Sie mir ein sehr reich gesticktes Ordensband schenckten und mich baten es zu Ihrem Andencken aufzubewahren, das ich denn auch gewis thun werde. — Die neuen Grenadier-Compagnien sind nun formirt; die 2te hat der Captn. v. Dedem bekommen, wobey ich zu stehen gekommen bin; meine Compagnie-Kameraden sind die Lieut. v. Bismarck und v. Ziegler; das Schicksall will mich nicht von Bismarcken trennen; und ich weis ihm auch Danck dafür, da er ein so guter Freund von mir ist. Ich habe meine erste Wache mit Stiefeln dem Degen und Federbusch schon gethan; es ist weit vernünftiger, und ich bin überzeugt, daß über kurtz oder lang die gantze Armee die Stiefeletten und Espontons ablegen wird. — — — — — — Vom 1ten Juny an bekommt die Armee Brodt, so daß sich nun gewiß der Preußische Soldat am besten steht; allein in allen Gasthöfen sind auch die Preise um ein viertel erhöht; es ist entsezlich wie theuer daß es wird. — — —

Magdeburg den 16ten Januar 1800.

— — — — — — — — Wir haben vor einiger Zeit den Géneral du Rock*) in unsern Mauern gehabt; ein allerliebster Mann von ungefähr 24 Jahren, artig, zuvorkommend, bescheiden, überhaupt was mann angenehm nennt; er war auf Parade und speiste zu Mittag bey unserm Feldmarschall**); er machte uns eine sehr wohlgeordnete Erzählung von allen denen Gefahren die Er in Aegypten und Syrien ausgestanden hätte, und erzählte uns manches interessante von den Bewohnern von Aegypten und auch von dem Lande selbst; er versicherte daß die expédition nach Syrien alle menschlichen Kräfte überstiegen hätte; Sidney Schmidt***) ließ er Gerechtigkeit widerfahren: bey der letzten Affaire von Abuquir wo es den Engländern wieder genommen wurde erhielt du Rock eine Wunde in der Schulter die noch offen war; er mußte sich sogleich nach seiner Ankunft in Berlin verbinden lassen. Unter manchen Vorfällen in der brillanten Campagne von Buonaparte in Italien erwähnte er auch des Sturms der Brücke und der Bat. v. Lodi; er führte selbst ein Batt. an u. wurde in die Hüfte blessirt; er versicherte daß es un-

*) Duroc, späterer Großmarschall des Palastes, Liebling Napoleons, fiel am Abend nach der Schlacht bei Bautzen (22. 5. 1813).

**) Der General von Kalkstein war inzwischen Feldmarschall geworden.

***) Sidney Smith, brit. Admiral, nahm die zu Caïffa vor Anker liegende franz. Flottille und versah St. Jean Acre mit Geschütz.

möglich gewesen seyn würde die Brücke zu forciren da der Feind eine so zahlreiche Artillerie zu seiner Disposition gehabt hätte, und sie wären schon mehreremahl zurückgeschlagen gewesen, allein Buonoparte hätte bemerckt daß der Fluß nur 2 Joch breit nicht zu waden sey, u. habe deshalb einer Colonne anbefohlen, daß sie sich sogleich, sobald sie diese 2 Joch passirt sey, rechts und links von der Brücke herunter werfen solle und sich am Ufer wieder formieren während eine andre Colonne selbst über die Brücke drang; dieser Versuch gelang und da das Terrain des gegenseitigen Ufers wo die Kays. Batt. standen hoch war, so waren sie bald unter dem Schuß der feindlichen Kanonen.

Du Rock reiste nach Berlin, um die neue Résolution zu notificiren; er war als Adjudant von Buonaparte bey allen Vorfällen mitzugegen. — — — —

Magdeburg den 6ten Juny 1800.

— — — — — — — — Sie werden aus den Zeitungen wissen, daß unsere Festung dem Printzen Louis*) zu seinem künftigen Aufenthalt angewiesen ist; allein nicht unter solchen Umständen, wie es die Frankfurter sich erkühnten der Welt bekannt zu machen; sondern der Obristleutenant v. Massenbach hat ihm den Befehl des Königs nach Hamburg überbracht u. ihn hierher begleitet. — Ich habe einigemahl bey ihm gegessen und mußte mit ihm und Bismarck Ihre Gesundheit in altem 26er Hochheimer trincken; Sie können Sich dencken, theuerster Vater, welches angenehme Geschäft dies für mich war; er erkundigte sich sehr oft nach Ihnen und hat mir jedesmahl aufgetragen Sie zu grüßen; er erinnert sich noch sehr lebhaft seines Aufenthalts im Waldekischen; seit dem May ist er nicht mehr hier, die Messe über war er in Leipzig, man sagt, um sich mit der Princess v. Courland zu vermählen, allein der König soll diese Verbindung aus politischen Gründen nicht zugegeben haben; anjetzt hält er sich incognito in Berlin auf und wird es bey der Zurückkunft des Königs verlassen, um nach dem Carlsbad zu gehen. Ich finde es höchst unzweckmäßig, einen Herrn wie er von solchem außerordentlich lebhaften Temperament u. so ausgezeichneten Talenten in die Wüsten von Westphalen zu verbannen; Beschäftigung muß er haben, und die kann er nicht auf jenen Bauernschaften finden. — — — — —

Magdeburg den 20ten October 1800.

— — — — —den 12ten hatten wir das Glück den Admiral Nelson, den Lord Hamilton u. seine Gemahlin, in unsern Mauern zu sehen. — Er kam zu Schiffe von Dresden, stieg hier aus und hielt sich von 11 biß 4 hier auf: ich war am Brückthor auf der Wache und examinirte ihn, allein [er] konnte weder Teutsch noch Frantzösisch u. die Lady Hamilton nahm das Wort und beantwortete meine Fragen; Nelson trat im König von Preußen ab wo er von dem Corps Officiere der Garnison becomplimentirt wurde; die L. Hamilton machte die Dollmetscherin, erzählte wo der Admiral seine Blessuren erhalten, und daß er schon 120 Seegefechten mit beygewohnt hätte; er speiste des Mittags bey offenen Thüren, und der Menge Zuschauer von allen Ständen ließ er Wein und Erfrischungen reichen; die L. Hamilton legte ihm vor. — Den Ermel von dem verlohrenen rechten Arm hatte er an der Brust unter den Neapolitanischen Russischen u. Englischen Orden mit einem Hacken befestigt, an seinem Auge bemerckte man nichts, u. er scheint auch damit sehen zu können. Unter andern Zuschauern war auch die Handelsschule da, worunter viele Engländer waren; er beschäftigte sich viel mit ihnen; er versicherte ihnen er sey nichts weniger als ein großer Mann; sie sollten treu und fleißig seyn, so würden sie es ebenso weit bringen; vor allen Dingen aber rieth er ihnen einen ewigen Haß gegen die Franzosen an. — Des Nachmittags lies er unsern Juncker O'Carhol rufen, unterhielt sich lange mit ihm und hat ihn in dem Haß gegen die Frantzosen sehr bestärkt. Des Nachmittags um 4 Uhr passirte er bey mir wieder aus; ich erzeigte ihm alle möglichen Militairischen Ehrenbezeungungen; das Ufer der Elbe am Werder war ge-

*) Louis Ferdinand.

drängt voll Menschen; er fuhr unter dem lauten Vivat des Volcks ab; er stand allein mit abgenommenem Huth auf dem Verdeck der Gondell; eine Menge Kähne begleitete ihn, und einer kam quer vor die Gondell, sodaß er schon umschlug, allein es rettete sich alles bey Nelson aufs Schiff und er nahm sie sehr gütig auf. — Die Hamilton*) muß hoch in die 30 seyn, allein eine Frau von Feuer, der man noch gantz die Schönheit der Jugend ansieht; sie ist etwas starck. — Ich finde, daß sie dem Gemälde von Tischbein sehr gleicht. — Ich kann Ihnen nicht sagen, lieber Vater, wieviel mir die Bekanntschaft, wenn ich [sie] so nennen soll, dieser Menschen werth ist; es ist eine sonderbare Empfindung, die sich uns bemeistert, wenn wir einen so großen Mann sehen. — Aber wie charakterisirt sich der Engländer!

Magdeburg den 6ten October 1802.

— — — —

Auf Wissenschaften wird jetzt in der Armee gantz außerordentlich gesehen, und ich glaube schwerlich, daß irgend ein Corps existirt, das sich so sehr bemüht Vorurtheile, die man vielleicht gegen dasselbe hatte, von sich zu entfernen, und das eigenthümliche rauhe des Standes abzulegen. — Wir haben in der Armee die vortrefflichsten Lehranstalten, u. die vorzüglichste für schon unterrichtete Officiere ist in Berlin unter der Aufsicht des Obrist-leutnant Scharnhorst von der Artillerie errichtet. Ich werde schon nächstens einen Plan des Unterrichts schicken; der Cursus dauert 3 Jahre. Von allen Regimentern der Armee gehen Officiere die Winter halben Jahre nach Berlin, wozu der König eine verhältnißmäßige Unterstützung gibt. Ehe ein Officier nach der jetzigen Einrichtung zugelassen wird, muß er sich einem ziemlichen strengen Examen in allen Kriegswissenschaften unterwerfen; mein eintziges Bestreben ist daher, wenn ich einmal Gelegenheit habe, von diesem Unterricht profitiren zu können, ein solches Examen gut bestehen zu können; wehe aber dem welcher nicht durch Arbeitsamkeit und Fleiß sich dieser vortrefflichen Anstalt, und der Gnade des Königs werth macht. — — — — — — —

Magdeburg den 4ten Februar 1804.

— — — — den 10ten des künftigen Monaths ist über die Officiers, welche in Berlin die militärischen Collegia gehört haben, ein sehr strenges Examen, und mit denen, welche am meisten Génie und Kenntnisse besitzen, wird der General-Stab verstärckt, und die Adjudantur für die commandirenden Generale besezt. — Wäre ich in der Lage gewesen, die vergangenen 3 Winter nach Berlin gehen zu können, so würde ich vielleicht auch mit unter der Anzahl dieser Officiers begriffen seyn. — — — — — — — Ich bin vor einigen Tagen von Goethen, einem sehr schönen Gute des Cammerhern von Griesheim zurückgekommen, wo ich mehrere Tage sehr angenehm zugebracht habe. Die letzteren Tage war eine sehr zahlreiche Gesellschaft dort versammelt, die sich [auf] weit über 100 Personen belief, die alle dort übernachteten. Die Veranlassung dazu war der Geburtstag unsers Generals**), der sein 67tes Jahr erreichte. Der Kammerherr, ein Mann von vielem Geschmack, und was diesen unterstüzt, von sehr ansehnlichem Vermögen, hatte ein sehr gutes Theater erbauen lassen, auf welchem wir „Die Entführung" von Jünger und das Incognito von Kotzebue aufführten. Der Kammerherr hatte mir schon vor meiner Zurückkunft die Rolle des Baron von Rosenthal im ersten Stück bestimmt, und da ich steets sehr viel Freundschaft in seiner Familie genossen habe, u. überdem die Uhrsache es nicht wohl zulies, wenn ich die Rolle zurückgegeben hätte, so nahm ich sie an u. habe sie nach meinen möglichen Kräften ausgeführt; ich weis es zwar nicht, wenn ich aber den Äußerungen [und Ausbrüchen der zuhörenden Gesellschaft und ihren nachherigen Versicherungen trauen darf, so habe ich den Charakter der Rolle nicht mißgriffen; was die andern

*) Geboren 1761, gestorben 1815 bei Calais.

**) General der Infanterie v. Kleist, der Chef des Regiments.

betrifft, worüber es mir zu urtheilen erlaubt ist, so muß ich gestehen, daß sie ganz vortrefflich gespielt haben; und da es Leute sind, die in der feinen Welt erzogen sind, so haben sie mehr geleistet als irgend ein Theater nur leisten kann. Im 2ten Stück habe ich die Rolle des Oberjägermeister v. Glutzig, um das Andenken von Rau*) zu feyern gemacht; was das Essen, Trinken und die Ahnen betrifft, da sind sie beyde gleich. Der Geburtstag des Generals war eigentlich den 24ten, allein an dem Tage kam der Hertzog; [seine Feyer mußte also auf den andern Tag verschoben werden. Die Kammerherrin, eine hübsche und feine artige Frau, hielt einen kleinen Prolog der der Sache angemessen, und in gantz einfachen Ausdrücken abgefaßt war; er lautet ungefähr, wie Sie ihn in der Beylage**) finden werden; auch lege ich Ihnen einen Zettel bey. Wenn Sie „Die Entführung" nicht kennen, will ich sie Ihnen schicken; es ist viel Witz darin. Nach der Komödie [war ein äußerst brillantes Souppér, um 12 Uhr fing der Ball an, und der Morgen fand den größten Theil der Gesellschaft noch beysammen, welche denn auch den gantzen übrigen Tag da blieb. Es muß dem Kammerherrn ein entsetzliches Geld gekostet haben. Die feinsten Weine wurden aus schwäbischen Gläsern getrunken. — — — —

Magdeburg den 11ten Aprill 1804.

— — — — — Seit dem 1ten Märtz bringen wir nun den ganzen Tag unter freyem Himmel in Schnee u. Regen zu; ob ich nun zwar wohl nicht krank bin, so bindet mich doch jetzt ein sehr heftiges Chatarr-Fieber an mein Zimmer; was mich aber würcklich ein wenig incommodirt, sind Schmertzen an meinem Fuß, die wahrscheinlich durch das erstaunend feste auftreten bey dem marschieren, und die ewige Nässe, worin man immer herumpatschen muß (und daher nie einen trockenen Fuß hat) entstanden sind. Mehrere von unsern Officiers sind bettlägerig, und andre haben als eine natürliche Folge die Rose bekommen. Es ist auch zu fatigant, von 7 bis 1/2 11: dann auf die Parade, welche bis 1/2 12 auch 12 dauert; und punct 1 Uhr wieder auf dem Platze und biß 1/2 5 exerziert. Mantell und Oberrock sind für die jungen Officiers bey 4 Wochen Arrest verboten, es mag regnen oder schneyen: ich will wahrhaftig lieber eine Winter-campagne machen. —

Magdeburg den 29ten July 1804

— — — — — — der Printz Louis ist jetzt hier in der Nähe auf seinem Landgut Schricke***): er hat eine eigene Art zu leben; er macht aus Tag Nacht und aus Nacht Tag, wie es ihm einfällt. Des Mittags um 2 Uhr steht man dort auf, um 7 Uhr wird zu Mittag gegessen, um 1 Uhr zu Abend und um 5 oder 6 Uhr geht mann zu Bette. Er ist in seinen Handlungen mit der übrigen Welt immer einen Tag vor oder zurück. Übrigens ist er sehr fleißig, kein Spieler mehr, und ein zärtlicher Vater seiner beyden kleinen Kinder. Es hielt sich einige Tage eine Madam Wiesch, gebohrene Caesar, aus Berlin, hier auf, mit der er in ihren schöneren Zeiten in genauer Verbindung stand, die berüchtigste coquette; sie hat der Demoiselle Fromme†) wie es scheint doch einigen Hertzens Kummer gemacht. Der Prinz ritt nehmlich dieser Tage über nach dem Mittagessen, das heißt den Abend um 9 die 5 Stunden mit seinen auf Relée gelegten Englischen Pferden, in 10 Minuten††), [hierher] und ritt zum Abendessen, das heißt um 1 oder 2, wieder zurück nach Schricke.

Der Kapellmeister Thussek und die Herren Moeser, Gross, Seidler ect., die berühmtesten Virtuosen aus Berlin sind stets bey ihm. — — — —

---

*) Der waldeckische Oberforstmeister von Rau, D.s späterer Schwager.

**) Der Prolog wie der Zettel sind leider nicht erhalten.

***) Einem Alvenslebenschen Gute, dessen Schloß der Prinz gemietet hatte.

†) Die langjährige Freundin des Prinzen, die sich in Schricke bei ihm aufhielt.

††) Die Meile oder Stunde in 10 Minuten.

Magdeburg den 6ten Februar 1805.

— — — Nach der Versicherung des Capitain v. Kleist, der den Printzen Louis auf seiner Reise begleitet hat, ist die österreichische Armee in einem sehr respectabeln Zustande; nur in der Tactick, besonders die Infanterie weit hinter uns zurück; da sie größtentheils junge Leute haben, so nehmen sie, um die Richtung zu erhalten, die Officiere beym avanciren 4 Schritte vor die Fronte. ectct.

Unser kleines Privat-Theater hat diesen Winter ein brillanteres Aussehen erhalten. Der Raum im Hause des Obristen von Wedell*) war zu klein um alle diejenigen zu fassen, welche daran Theil zu nehmen wünschten; der hiesige Adel hat daher den Bau eines neuen Theaters im Preußischen Hof veranstaltet, und wir haben jetzt vielleicht das schönste Privattheater was existirt. — Ich schicke Ihnen einige Zettell von unsern Vorstellungen, von denen wir auch eine am Geburtstage unsers Generals gaben, der an einem Tage mit Friederich dem Großen das Licht der Welt erblickte. Der Capitain von Brockhusen**) hielt eine sehr passende Rede, kurtz aber kraftvoll, die mit dem lautesten Beyfall aufgenommen wurde, und mit deren Schluß eine Versammlung von 500 Personen ein lautes „es lebe unser würdiger General von Kleist", anstimmte. Bald werden wir sein 50jähriges Dienstjubiläum feyern. Nach der Vorstellung war ein brillanter Ball. —

Rede des Capt. v. Brockhusen.

Bevor unser kleines dramatisches Spiel beginnt, erlauben Sie mir, Ihnen zwey Bitten vorzutragen, deren Erfüllung ich mir von einem Zirkell gütiger Freunde zum Voraus verspreche.

Die erste ist um gütige Nachsicht mit unserer Unerfahrenheit in den Künsten der Mimik. Es ist der erste Schritt, welchen die meisten von uns in Thaliens Tempel wagen. Dies sey zu unserer Entschuldigung. Meine zweyte Bitte an Sie ist eine laute Anforderung zur Freude und fröhlichen Theilnahme. Gestern war der glückliche Tag, welcher den verehrungswürdigen Greis, der durch seine Gegenwart unsern vergnügten Cirkel vermehrt, der Welt, und in ihm dem Vaterlande den wärmsten Patrioten und Vertheidiger, und uns allen den schätzbarsten Freund und Gönner schenkte! Ein unvorhergesehenes Hinderniß entzog mir das Glück diesen festlichen Tag hier begehen zu können. Lassen Sie also in unserm, Ihm gantz ergebenen Hertzen, den gestrigen Tag erneuern, lassen Sie uns unsere aufrichtigsten Gefühle und Wünsche, die wir gestern im Stillen für sein Wohl gen Himmel sandten, heute mit lautem Jubel wiederhohlen. —

Lang lebe unser würdiger General von Kleist, noch viele Jahre lebe er zum Schutz, zur Vertheidigung des Vaterlandes, zum Glück seiner Familie, zu unserer aller Freude, in unserm freundschaftlichen Kreis!

Alle: Lange lebe unser würdiger General v. Kleist!

Magdeburg den 11ten Märtz 1805.

— — — — — — Gestern wurde der Geburtstag unser Königin***) sehr solenn gefeyert, die Trauer†) war suspendirt. Die Damen trauern in Crepp mit Schnibben, eine Tracht, welche bey uns in Arolsen soviel ich weis nicht Sitte ist. Das Militair trauert mit Flor über Schärpe und Feldzeichen; die tiefe Trauer dauert 3 Wochen. Der Todt der verwittweten Königin hat uns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Den

*) Kommandeur des Regiments Kleist.

**) Kapitän von Brockhusen war Adjutant bei Kleist, dem Chef des Regiments, der gleichzeitig Inspekteur der Märkischen Inspektion war.

***) Geboren den 10. März 1776.

†) Um die Königin Wittwe (Gemahlin Friedrich Wilhelms II.).

27ten vorigen Monats wollten wir den „Revers" und „Das große Loos" auf unserm Privat-Theater geben, ein großer Theil des Adels und viele andre Fremde waren deshalb vom Lande in die Stadt gekommen; die Gesellschaft versammelte sich schon, als die Stafette mit dem königlichen Befehl kam, daß wegen dem Todt der Königin von dem Augenblick Musik, Tantz und Komoedie auf 8 Tage unterbleiben sollte. Dasselbe Schicksal hatten die Officiere des Regiments Quitzow*). Die verwitwete Königin war bekanntermaßen eine so große Liebhaberin vom Privat-Theater, daß sie gewiß einen Tag später gestorben wäre, wenn sie gewußt hätte, daß ihr Todt das Vergnügen eines Privattheaters stören würde. Sie spielte selbst mit und machte ohngeachtet ihres Alters alle Rollen, männliche und weibliche, als grämliche Alte, Liebhaberinnen, naive Mädchen, Stutzer und dergl. Noch kurz vor ihrem Ende hat sie die Rolle eines jungen Husaren-Officiers gemacht, welches sie so sehr amüsirt hat, daß sie vor Lachen nicht hat sprechen können. Sie blieb immer in ihrem gewöhnlichen Anzuge, und saß auf einem bequemen Lehnstuhl, wo sie ihre Rollen ablas, die andern mitspielenden aber mußten in gehörigem Costüm erscheinen. — — Der Reichs-Marschall Bernadotte nebst einem Theil der französischen Generalität, viele Kayserliche und Sächsische Officiere kommen laut eines Briefs vom Herzog an unsern General hieher zur Revue; sie wird daher sehr brillant werden; bescheere uns nur der Himmel Geld und gutes Wetter, denn ohne das können wir geplagten Preußen nicht bestehen. — — — —

Magdeburg den 4ten Juny 1805.

— — — — — — Der Printz Louis ist schon seit dem 20ten Aprill hier und sieht gegen alle unsere Erwartung sehr wohl aus; er hat uns recht tüchtig mitgenommen, und wir sind nie vor 2 Uhr vom Exerzirplatz zurückgekehrt; der Herzog**) kam den 10ten May und den 11ten rückten die Regimenter***) hier ein. Wir exercierten in 2 Abtheilungen, einmahl der Rechte Flügel, dann der linke, und dann das ganze Corps d'Armée. Den 25ten rückten wir ins Lager†), und durchnäßt kamen wir an; der Himmel war gantz umzogen, und die Hoffnung zu besserem Wetter war uns gantz vergangen, doch eben hatten wir vom 26ten dem Tage der Special-Revue bis den 29ten das herrlichste Wetter. Ich bin überzeugt, man kann nichts Schöneres sehen als die Truppen der Inspection. Ein Anzug, eine Propretät, die unübertrefflich war. Der General Bernadotte konnte Krankheits halber nicht kommen; die Generale Berthier, Rivaud, Kellermann, der Commissair Ordonateur Michaux und 18 Officiers und Adjudanten waren hier. Sie zeichneten sich dadurch schon aus, daß sie am Tage der Special-Revue kamen, als alles vorbey war und nur noch einige Züge Cavallerie bey dem Könige defilirten. So kamen sie alle Tage immer erst nach dem König; ihre Bewunderung über die Truppen, über die Möglichkeit der Haltung und des gleichen Tritts bey dem Parade-Marsch kannte keine Gräntzen. Ebenso konnten sie sich nicht denken, wie 18 Battaillons sich in einer Linie fortbewegen konnten, ohne daß Unordnungen entstanden. Die Generalin Berthier hatte ihren Gemahl begleitet, und ist, wie es sich von unserer Königin nicht anders erwarten läßt, äußerst gnädig aufgenommen worden; sie hat sie nach dem exerciren, um die Tafel nicht aufzuhalten, sogar mit in ihr Quartier genommen, um sich dort umzukleiden. Die Generale und fremden Officiers hatten alle die Tafel beym König. Der König ist, wie er auch nicht anders Uhrsache hat, äußerst zufrieden mit den Truppen; am 2ten Manneuvre-Tag ritt der König vor unserem Battaillon, daß sich wie ein Brett fortschob; eine Bewegung

---

*) Quitzow-Kürassiere standen in Aschersleben, Oschersleben und Kroppenstädt.

**) Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand v. Braunschweig, Feldmarschall und Inspekteur der Magdeburgischen Inspektion.

***) Die Regimenter der Inspektion und noch eine Anzahl anderer; auch Kavallerie, im Ganzen 18 Bat., 25 Eskadrons.

†) Nach Rothensee.

im gantzen **Battaillon** und eine Stille wie im Grabe; der König sagte mehreremahlen, „bravo, **Grenadiers**, bravo." Der Obristleutnant **Werder***) ist Oberst geworden. Man versichert unser **Battaillon** sey gantz vorzüglich aufgefallen. Den Nachmittag kam die Königin und der König, umgeben von unzähligen Wagen und Reutern, und mehreren Tausend Menschen ins Lager, um die Musik anzuhören und die Spiele der Soldaten anzusehen; der König ritt sehr oft gantz allein ohne **Adjudanten**, ohne Reitknecht sogar, wenn er sich bey einem **Battaillon** länger aufgehalten hatte; und kam er zu einem andern, so war das Gedränge so groß, daß ihm das Volck oder die Soldaten unter dem Pferde wegkrochen. Das war für die Franzosen ebenfalls eine Sache die sie nicht begreifen konnten; den König ohne Bedeckung zu sehen, wie sie bey ihrem Kaiser gewohnt sind, hatten sie sich nicht gedacht. Die Kleidung der Franzosen war Harlekinartig und unsere Leute glaubten, englische Bereuter zu sehen; sie selbst waren aber keine Bereuter, denn ich habe nie schlechter reiten sehen; sie hatten 60 Pferde mit; wenige aber von besonderem großen Werthe, ausgenommen ein Engländer, welchen der **General Berthier** ritt; dahingegen unsere **Cavallerie** ganz vorzüglich beritten war; der Prinz **Louis** bot einem **Officier** vom **Régiment Reizenstein** 400 **Louisd'or** für einen englischen Hengst, den er bey der Parade ritt. Das Sattel- und Zaumzeug der Franzosen war prächtig und vieles von gediegenem Golde. Der Hertzog trug die Revue Tage über die große Dekoration der Ehrenlegion; man sagt, die königlichen Prinzen hätten sich verabredet, sie weder anzunehmen noch zu tragen. —"

Gelegentlich der teilweisen Mobilmachung im Winter 1805/06 marschirte das Regiment Kleist nach Erfurt und Gegend, kehrte aber nach Abschluß des Schönbrunner Vertrags in die Garnison zurück. Die Nachricht von dem Ausbruch des Krieges von 1806 traf D. in Brettin (Prov. Sachsen), dem Gute seines Freundes von Werder. Die nächsten Briefe sind aus Marschquartieren geschrieben, so aus Petersberg bei Halle, Wengelsdorf in Thüringen, Rüxleben bei Weimar; D. klagt über die Ungewißheit der Lage, das Hin- und Hermarschiren, ist aber voller Enthusiasmus für den Krieg gegen Napoleon und voller Vertrauen auf die Armee. In der Schlacht von Auerstädt machte das Grenadierbataillon Hanstein (früher von Werder), dem er angehörte, den Angriff auf Hassenhausen von Süden her mit; vor seiner Front fiel der Herzog von Braunschweig.

Der erste Brief nach der Schlacht, ohne Ortsangabe und Datum, stammt allen Anzeichen nach aus Brettin, wohin sich D. als Kriegsgefangener nach der Kapitulation von Magdeburg vorübergehend begeben hatte. Ich lasse denselben hier folgen.

Brettin den Xten Nov. (?) 1806.

— — — — — — Ein Brief, den ich gleich nach der Übergabe von Magdeburg an Sie schickte, ist wahrscheinlich, da Sie von meiner Existenz und jetzigem Aufenthalt nicht unterrichtet sind, in andere Hände gefallen; es ist mir nicht lieb, da die Briefe, besonders die mit adelichen Wappen, erbrochen werden, und bey den härtesten militärischen Strafen in allen öffentlichen Blättern verboten ist, irgend ein Wort zu schreiben oder zu sprechen, was nur Bezug auf die politischen Angelegenheiten hat, oder sich nicht mit der Würde des Oberhauptes der fr. Nation verträgt. Ich würde nach der Übergabe von Magdeburg selbst zu Ihnen gekommen seyn, bester B., da ich aber in diesen unglücklichen Zeiten alles biß auf die geringste Kleinigkeit eingebüßt habe, so würde ich Ihnen nur zur Last gefallen

*) Kommandeur des zusammengestellten Grenadier-Bataillons.

seyn, und ich nahm das wohlgemeinte Anerbieten meines Freundes des Z. D. v. W.*) an, mich so lange mit seinem Sohne auf seinem Gute B (von da ich Ihnen im August einmahl schrieb) aufzuhalten, biß unser allgemeines beklagenswerthes Loos sich ändern würde. Da uns aber jetzt die Capitulation von Magdeburg nicht gehalten wird, so glaube ich mich auch meines gegebenen Wortes, das ich nur bedingungsweise gab, entbunden. Die Liebe für unsern guten König, für meine unglücklichen Waffenbrüder, ließ mich nicht zweifelhaft, was ich zu thun habe. Ich werde, wenn es mir nur irgend möglich ist, in kurzem Magdeburg zu Fuß verlassen, einen dänischen Hafen zu gewinnen suchen, mich nach den Preußischen Küsten einschiffen und sogleich nach der Armee des Königs gehen. Ist es noch nöthig, so werde ich mich auswechseln lassen, und für eine gute und vortheilhafte Anstellung bürgt mir das Wort des Prinzen Wilhelm**); eines guten Erfolges bin ich gewiß, denn diese toedtende Unthätigkeit halte ich nicht mehr aus. Die détails der Bataille von Auerstedt oder Jena werden Sie schon zum Überfluß gehört haben, als daß ich sie noch wiederhohlen sollte, und mir selbst ist es auch ein zu schmertzliches Andencken. Den Tag, als ich Sr. Durchlaucht dem Fürsten***) den Tod des Prinzen Louis meldete, hatte ich die Ordonanz bey dem König; ach, ich dachte nicht, daß der Preußischen Armée ein noch härteres Schicksaal bevorstand, und daß ich mit dem gantzen Bewußtsein meine Schuldigkeit gethan zu haben, 2 Tage nachher in dem schauerlichen Anblick meiner unzähligen gefallenen Kameraden, und der Trümmer der schönsten Armee, die auf teutschem Boden stand, meine Existenz verwünschen würde. Den Abend vorher aber, ehe wir von Weimar aufbrachen, und selbst auf der Parade hatte ich Gelegenheit, Dinge zu hören, die mich um einen bestimmten guten Ausgang besorgt machten. Unser Regiment und Battaillon fochten beyde bey Auerstaedt, und sie haben den Ruhm, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, ohne Anführung†), sich allein überlassen mit der größten Unerschrockenheit und Standhaftigkeit vernichtet worden zu seyn. Mit den beiden Grenadier-Compg. hat das Regiment 18 todte und blessirte Officiers; unter den ersteren, die den Grafen v. Waldeck gewiß ganz besonders interessiren, ist der Major v. Marwitz und Capitain v. Bismarck††), unter den letzteren der General und Comandeur v. Wedel, Capitain v. Bennigsen, v. Dobeneck und Legat, und zwar sehr schwer verwundet. Während der Bataille wurde ich mit den Schützen detachirt. Ein dicker, undurchdringlicher Nebel umhüllte die gantze französische Armée und war außer den vorher begangenen Fehlern die eigentliche Uhrsache unsres Unglücks. Denn außer diesem würden wir nicht auf die unverantwortlichste Weise in das aufgestellte Netz gelaufen seyn. Am Ende der Bataille war ich gantz von unserer Brigade getrennt, und befand mich mit 9 Mann die mir von 40 Schützen übrig geblieben waren, auf dem rechten Flügel. Die Armee war auf der retirade und auf allen Seiten tournirt; ich war im Begriff noch einige zerstreute Leute zu samlen, als ein junger Officier in der Uniform der Garde du Corps, ohne Huth, über und über voll Blut und Schmutz das Gesicht abgeschunden auf einem Knechts-Pferde an mich herangesprengt kam; ich rief ihm zu, „helfen Sie hier Herr Kamerad, und setze mich zu Pferde, um zersprengte Cavalleristen heranzubringen, als er zu mir sagte, da thun Sie recht daran, wenn Sie noch einige Pferde samlen könnten. Ich drehte mich um und fragte ihn „wer sind Sie denn? Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich mit seiner Antwort ihn auch sogleich erkannte: Ich bin der Printz Wilhelm, sagte er, eine Kugel hat meinem Pferd

---

*) Zolldirector von Werder auf Brettin.

**) Der jüngste Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III.

***) Dem Fürsten von Waldeck.

†) Major von Hanstein, der Kommandeur des Bataillons, wurde gleich anfangs verwundet; die Führung des Bataillons hatte schließlich der Leutnant von Bolstern.

††) Bismarck war nur schwer verwundet.

den Kopf weggenommen, und ich habe einen schweren Sturtz getan*). Jetzt, theuerstern Vater, fühlte ich unser Unglück um so tiefer, da ich einen königlichen Printzen, den wir alle so unendlich lieben, in einem solchen Zustand fand. Ich besann mich nicht lange, sondern wandte alles an um ihm eine Cavallerie-Bedeckung zu samlen. Die ersten hörten leyder nicht auf mich, biß endlich ein Unterofficier von Bünting-Cürassier mit einer Standarte angesprengt kam, diesen hielt ich an, hob die Standarte empor und samlete unter ihr gegen 150 Pferde von verschiedenen Regimentern. Ich gab dem Printzen meinen Huth, Handschuh ectet, nahm ihn [in] die Mitte, und brachte ihn soviel wie möglich in Sicherheit. Weimar, wohin der Prinz wollte, fanden wir in Flammen, (es waren einige Häuser und das Schloß) und vom Feinde besezt. Die Kenntniß der Gegend kam mir hier zu statten, der Prinz überließ sich meiner Führung und ich brachte ihn den 4ten Tag vom Feinde vergeblich verfolgt nach Harzeburg (?); hier schrieb der Printz einen Brief an seine Gemahlin, worin er, wie er mir versicherte, meiner bestens gedacht hätte. Der Printz befahl mir das Comando und einige Officiers, die sich noch eingefunden hatten, hier zu übergeben, und mußte mich mit ihm in einen Wagen setzen und nach Halberstadt fahren. In Halberstadt fanden wir den König in Begleitung des Printzen v. Coburg, und von hier bin ich mit dem Printzen in einem von den Wagen des Königs nach Magdeburg gekommen. Den andern Morgen war ich auf dem neuen Markt als der König nach Cüstrin abging; der Printz sah mich, kam auf mich zu, umarmte mich, sagte mir noch tausend Dank, und versicherte mich, meiner gewis zu gedencken. Diese gantze Begebenheit, theuerster Vater, war ein Glück, welches das Unglück hervorgebracht hatte, und sollten dem König noch einige Quadratmeilen übrig bleiben, so bin ich überzeugt, wird mich der Printz nicht vergessen; komme ich aber jetzt zur Armée, so bin ich einer Anstellung gewiß, oder der Printz verschafft mir Gelegenheit, in kälteren Zonen mein Glück zu suchen. — — — —

D. scheint im Februar 1807 nach Arolsen zu seinem Vater gekommen zu sein, wohl nur, um dort seine Auswechselung abzuwarten, vielleicht auch schon ausgewechselt. Durch die Gnade des Fürsten von Waldeck erhielt er dann einen Paß als Reisestallmeister desselben, mit welchem er über Kopenhagen nach Memel zum König reiste. Durch mancherlei Umstände hatte sich seine Reise derart verzögert, daß er erst nach Abschluß des Tilsiter Friedens dort anlangte. Ich füge daher nur noch zwei kurze Briefe an, welche seine Erlebnisse in Memel schildern.

Memel den 26ten August 1807.

Hir bin ich denn nun in der antichambre von Syberien. — Mein Gott was für ein Land, was für ein Ort! was für Menschen! Gestern Abend kamen wir auf der hiesigen Rhede an, heute bin ich ans Land gekommen, und habe die Lage der Dinge noch weit schrecklicher gefunden als man mir gesagt hatte. — Ich bin diesen Morgen gleich zum König gegangen, um ihm die Papiere von Minister Grote zu übergeben; er nahm mich sehr gnädig auf, und seine Frage „wollen Sie in meinem Dienst bleiben?" konnte ich ohnmöglich mit nein beantworten; ich wollte auch den Brief vom Fürsten nicht abgeben, nach dieser Frage aber that ich es. Der König sagte, er würde alles für mich thun was in seinen Kräften stände; leider aber hat er keine mehr, im wahren Sinne des Wortes. — Er erkundigte sich angelegentlich nach dem Fürsten. — Vom König ging ich zum Printz Wilhelm; er ließ mir sagen, ich sollte in einer Stunde wiederkommen, die Prinzeß sey bey ihm. Die Prinzeß hat mit dem Printzen nur eine Stube und eine Kammer. Die Prinzeß liegt gefährlich an der Ruhr krank, die hier sehr grassirt; während die Kammer

*) Prinz Wilhelm war bei der Attacke der Blücherschen Husaren, an deren Spitze er sich setzte, das Pferd erschossen worden.

gereinigt wurde, hatte sie sich in die Stube bringen lassen. Nach einer Stunde ging ich wieder hin, der Printz kam mir in der Stubenthür entgegen; er umarmte mich wahrhaft herzlich. — „Hätten Sie wohl geglaubt daß unser erstes Wiedersehen hier und so, so seyn würde?“ waren seine ersten Worte — seine Augen füllten sich mit Trähnen. — Ich war gegen 2 Stunden bey ihm, als die Königin kam um die Prinzeß zu besuchen; ich entfernte mich. — Das ganze Preußische Corps welches noch von der Schlacht von Heilsberg und Friedland übrig geblieben ist, besteht ohngefähr aus 4000 Mann; davon ist die Garde, welche 200 Mann stark ist, und ohngefähr 300 Füselier hier. Vorgestern sind alle Truppen, einige Battaillons in Graudenz und Kolberg ausgenommen, entlassen; der gantze noch übrige General-Staab nebst allen Officieren, sie können nicht mehr.

Der Schluß fehlt.

Memel den 3ten Septemb. 1807.

Gleich bey meiner Ankunft kam ich unter eine Menge im höchsten Grade aufgebrachter, aufgeblasener, mitunter disgustirter und leider auch unglücklicher Menschen, die ohne Aussicht, ohne Brodt und ohne Versprechung auf halbes Tracktement gesezt kostbare und weite Reisen in ihre Heimath antreten sollten und ohne Unterstützung. Einigermaßen zu entschuldigen übertrieben sie doch im höchsten Grade. Die Lage des Königs ist allerdings zu bedauern. Ich werde mehr darüber sagen, wenn ich zurückkomme; indessen bin ich überzeugt, daß noch sehr viele ihr Glück ihm zu danken haben werden. Nach allen diesen im Anfang eingezogenen Nachrichten entschloß ich mich sogleich meinen Abschied zu nehmen. Der Graf von Lottum, Vortragender General-Adjudant des Königs, hörte davon und ließ mich rufen. Er hatte einen Brief vom König an Durchlaucht den F. . st in der Hand, den ich mitbringen werde, und sagte mir, daß meine Äußerungen nicht übereinstimmten mit dem, was ihm der König von mir gesagt hätte. Ich sagte ihm, ich wüßte sehr wohl, daß der König sehr viele Einländer zu versorgen hätte*) und ich könnte daher keine Ansprüche machen. Er sagte mir die schmeichelhaften Worte: glauben Sie mir, dem König ist sehr daran gelegen, solche gute Officiers in Dienst zu behalten, und schreiben Sie wenigstens, wenn Sie nicht können hierbleiben, daß Sie wünschen im Dienst zu bleiben. Der König hat mir auf diesen Brief sehr gnädig geantwortet und hat mich sogleich zum würcklichen Capitain von der Armée ernannt mit der Erlaubniß zu Hause zu gehen, biß ich durch die Organisations-Commission einberufen werde. Die Armée wird eine ganz andere Einrichtung erhalten, daher jetzt alles entlassen ist. Sobald ich meine Abfertigung erhalte, reise ich ab; Gott weiß, wie ich durchkommen werde, es sind 160 Meilen. Hier herrscht die Ruhr, und auf der ganzen Straße die fürchterlichsten Pestartigsten Krankheiten. Die Prinzeß Willhelm hat auch die Ruhr und zum großen Unglück fausse couche gemacht. Sie liegt sehr schlecht. Unter 2 Louis-d'or kann mann hier täglich nicht leben. Denselben Tag, wie ich ans Land kam, kam ein Schiff und das äußerte, Koppenhagen sey über, allein das glaube ich nicht; hier liegen 2 Englische Kutterbriggen. Ich würde Durchlaucht dem F. . . . en schreiben, allein ich wage es nicht, und den Brief will ich selbst mitbringen. Ich habe den König vorgestern wiedergesprochen, er sprach sehr viel vom Fürsten. — — — — —

*) Durch einen Erlaß des Königs waren alle Nichtpreußen ihres Eides entbunden worden.



Der Stärkere.

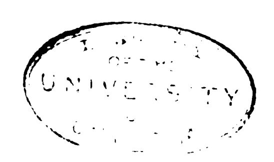
Von

Max Hoffmann.

— Weißensee b. Berlin. —

Sie dienten Beide als Knechte beim ersten Bauern des Dorfs, und Jeder, der sie sah, blickte mit Wohlgefallen auf diese zwei blühenden, kraftstrotzenden Männergestalten. Ihre Größe war so ziemlich dieselbe, aber das war auch das Einzige, worin sie übereinstimmten. Der hellblonde, geschmeidige Paul war ernst und still und zeigte bisweilen einen melancholischen Zug in seinem hübschen Antlitz; der ein Jahr ältere Peter hingegen, dessen runder Kopf mit der Stumpfnase und den krausen schwarzen Haaren fast ohne Hals auf den übermäßig breiten Schultern saß, trug sehr oft ein trotziges und höhnisches Wesen zur Schau.

Peter liebte es, die anderen Knechte und die Mägde und wen er sonst als seines Gleichen ansah, zu necken und zu hänseln, und Niemand wagte es, sich offen dagegen aufzulehnen, weil man seine rohe Kraft, die er rücksichtlos geltend zu machen verstand, fürchtete. Hatte er doch einst den starken Mann einer im Dorf aufgeschlagenen Schaubude beim Ringen so unsanft rücklings zu Boden geworfen, daß Jenem Hören und Sehen verging und der Schausteller unter dem Spott des ganzen Dorfes schon am nächsten Tage abziehen mußte! Und Keiner hätte es ihm nachgemacht, wie er eines Tages den Bullen, der hinter der Liese, die ein rotes Kopftuch trug, herraste, mit einem furchtbaren Seitenstoß zu Fall brachte, so daß die Liese gerettet wurde! Allenfalls hätte es der Paul vermocht; aber der war gerade nicht auf dem Hof gewesen, und es fragt sich auch, ob er bei seinem oft nachdenklichen Wesen die rasche Entschlossenheit Peters gehabt hätte. Stark genug war er allerdings auch, und er war der Einzige, von dem die Anderen sagten, daß er es vielleicht mit dem Peter aufnehmen könne.



Die Stimmen darüber waren freilich geteilt, und Mancher hätte was darum gegeben, wenn es möglich gewesen wäre, die beiden Recken aneinander zu hetzen und das Verhältniß ihrer Stärke endlich klar zu stellen. Aber das war noch nicht gelungen. Denn so hochmütig sich auch Peter oft seiner Kraft rühmte, so sah er doch mit einer gewissen Hochachtung auf Paul, weil dieser ihm, dem wild aufgewachsenen Naturburschen, an Wissen weit überlegen war. Paul las nicht blos den Kalender, sondern auch andere Bücher, er schrieb eine schöne Handschrift und verstand sogar die Bruchrechnung. Das erfüllte Peter mit einer Art Scheu vor diesem hellblonden Nebenbuhler, ohne daß er sich's natürlich merken ließ. Und wenn er trotzdem bisweilen ein wenig über ihn spöttelte, so war doch bei dem gutmütigen Lächeln, mit dem Paul das immer aufnahm, ein Streit stets vermieden worden, obgleich rings erwartungsvolle Mienen lauerten, daß es nun losginge.

Pauls Blicke schweiften dann immer rasch zu der Liese, und wenn er ihr frisches, rosiges Gesicht mit den dunklen Augen sah, aus dem sie mit anmutiger Handbewegung einige unbotmäßige goldige Haarsträhnen zurückstrich, dann wurde ihm ganz anders um's Herz, als Zorn und Entrüstung über ein paar schelmische Worte zu empfinden.

„Möchtet Ihr auch, daß wir uns schlagen, wie es die Anderen immer wünschen?“ fragte er sie eines Morgens, als sie Beide allein vor der Scheune arbeiteten.

„Ach nein,“ sagte sie und blickte ihn fast erschrocken an.

„Nun, nun,“ lachte Paul, „so sehr ängstlich braucht Ihr deswegen nicht zu sein. Ich fürcht' mich nicht vor ihm. Wollte nur Eure Meinung hören.“

„Warum wollt' Ihr gerad' meine Meinung hören?“ fragte sie und bückte sich zu ihrem Eimer hinab, wobei sie ganz rot im Gesicht wurde.

„Weil — weil Ihr die schmuckste Dirn' seid, die es giebt, und weil ich Euch gern habe.“

„Ach!“ erwiderte sie nur ganz leise.

Seit diesem Gespräch wußte die Liese, daß der Paul sie liebe. Aber sie wußte noch mehr. Auch Peter hatte ihr schon längst in seiner rauhen Art zu erkennen gegeben, daß sein Herz für sie schlage, und seit er ihr das Leben gerettet, sah sie mit einem Gemisch von Bewunderung und Dankbarkeit zu dem starken Mann empor.

„Ihr kommt zu spät, Paul,“ hätte sie sagen mögen. Aber sie sagte es nicht; denn sie empfand eine kindliche Freude darüber, daß sie es auch diesem Manne, der der Sohn eines wohlhabenden Bauern in einem weit entfernten Dorf war, angetan hatte. Es schmeichelte ihr, wenn sie merkte, wie er sie mit seinen großen Augen bei allen ihren flinken Bewegungen verfolgte. War sie doch ein eitles Ding, zart und fein, „fast wie eine Stadtdame,“ hatte die Großmagd einst gesagt und ihr deshalb den Beinamen

„Die Prinzessin" gegeben. Sie bewegte sich auch am leichtesten von Allen, wenn sie im Krug zum Tanze war, und besser als Alle konnte sie sich im Walzer drehen, daß ihre Röcke wie eine Fahne herumgeschwenkt wurden. Besonders, wenn sie von den mächtigen Armen des Peter gehalten wurde. Wie ein Rausch kam es dann über sie, hier an der Brust des unbestrittenen Königs dieses Raumes herumzufliegen, bewundert von den Männern und beneidet von den Mädchen. Bewundert auch von Paul, der dann abseits stand und lächelnd nach der Tanzenden schaute. Er machte wohl auch manchmal einen Tanz mit ihr; aber Peter hatte sie fast immer mit Beschlag belegt, und so kam er nicht viel dazu. Er besaß, trotzdem er ein Bauer war, ein feines Gefühl und glaubte bemerkt zu haben, daß die Liese dem Peter zugetan sei. Als ihm der Gedanke daran zum ersten Mal gekommen war, hatte er gemeint, das Herz müsse ihm zerspringen; aber er hatte es von Jugend auf so gehalten, daß man seinen Kummer und seine Sorgen still und ruhig allein tragen müsse, und hatte Keinem eine Andeutung von seinem Liebesweh gemacht. Die Liese hätte es wohl ahnen müssen; aber sie war ein zu leichtfertiges Ding, um sich über die Gefühle Pauls viel trübe Gedanken zu machen. Ihr gefiel auch das dreiste Wesen des Peter viel besser als die scheue Zurückhaltung Pauls.

„Magst den Paul gern leiden, lose Liese?" fragte sie der Peter eines Tages in seiner gewöhnlichen, scherzhaften Weise.

„Nein," erklärte sie offenherzig, „er kommt mir vor wie ein Duckmäuser. Er schleicht ja immer so traurig einher, daß Einem selbst ganz betrübt dabei zu Mut wird, wenn man es sieht."

„Nun, ich möcht' es auch Keinem raten, mir bei meiner Liebschaft in die Quere zu kommen!" drohte Peter und schlug mit dem Spaten gegen einen Stein, daß die Funken stoben. „Mit einem Schlag würd' ich ihn zu Boden strecken."

„Du bist mein starker Peter," sagte Liese und schmiegte sich an ihn.

Sie waren Beide allein in der Scheune, und Peter beugte sich nieder und küßte die Liese herzhaft ab, als Paul zufällig eintrat. Er stand wie erstarrt, sagte kein Wort und wandte sich dann langsam, um wieder hinauszugehen. Aber Peter rief ihn zurück.

„Warum willst Du so schnell weg?" fragte er trotzig. „Ist es etwas Schlimmes, wenn ich meine Braut küsse?"

„Ist — die Liese — Deine Braut?"

„Gewiß! Nicht wahr, Liese?"

Sie sah zu ihm empor und nickte.

Paul blieb regungslos. Er war ganz blaß geworden.

Dann holte er tief Atem. „Viel Glück!" sprach er und verließ rasch die Scheune. Die Liese versicherte dem Peter, daß Pauls Augen ausgesehen hätten wie die der kranken Kuh, die im vorigen Winter gestorben

war, und er hatte über diese Bemerkung sonderbarer Weise keinen Witz machen können . . .

Der blonde Bursche aber ging wie im Traum über den Hof, durch den Garten, zwischen den Feldern entlang, bis nach dem ganz hinten zwischen Erlen liegenden Teich. Dort warf er sich in's Gras, verbarg sein Gesicht in beide Hände und schluchzte wie ein Kind. So lag er lange. Die Ameisen krochen an ihm entlang, eine Eidechse sah lange wie versteinert nach ihm hin, ein großer Laufkäfer floh erschreckt vorüber, und die Vögel zwitscherten lustig in den Zweigen; er aber merkte nichts von dem Leben und Weben der Natur um ihn und fühlte nur den bitteren Schmerz der Entsagung, die ihm jetzt aufgezwungen war.

Doch allmählich gewann er seine Ruhe wieder. Hatten denn Peter und Liese etwas Unrechtes getan? Wenn sie sich liebten, mußten sie sich eben angehören, und Niemand hatte ein Recht, dazwischenzutreten. „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen!" dieses Wortes aus der Kirche erinnerte er sich, und die wehmütige Stimmung ergebungsvoller Demut kam über ihn. Er erhob sich langsam und ging still wieder an seine Arbeit.

Am anderen Morgen aber, als Peter draußen auf dem Felde war, sagte die Liese zu Paul:

„Seid Ihr mir böse?"

Er sah sie treuherzig an. „Nein, Liese. Wie dürft' ich Euch böse sein? Ihr müßt doch Eurem Herzen folgen, und Peter meint's doch gewiß ehrlich mit Euch?"

„Ach ja! Aber manchmal ist mir recht bang, und ich fürcht' mich vor seiner Wildheit."

„Aber Ihr liebt ihn doch?"

„Ach ja, von Herzen!"

Bei diesen Worten wurde sie von der Großmagd gerufen und eilte schnell über den Hof, und Paul kam es vor, als wenn ein liebliches Reh leichtfüßig dahinspränge.

„Nein," sagte er zu sich, „ich kann's nicht länger ertragen, in ihrer Nähe zu sein, ich muß weg von hier." Er sah es noch einige Wochen mit an, und dann verdingte er sich in ein anderes Dorf, wohin er sich zum Herbst begab.

Als er Abschied nahm, sagte Peter zu ihm: „Es ist auch wohl ganz gut, daß Du weggehst. Ueber kurz oder lang wär's wahrscheinlich doch noch zum Streit zwischen uns gekommen, und wir hätten unsere Kräfte aneinander messen müssen."

Paul schüttelte mit dem Kopf. „Es ist nicht deshalb, daß ich wegzieh'. Und ohne triftigen Grund würd' ich auch nie Dein Gegner werden."

„Glaub's gern! Du warst ja von jeher ein Sinnirer und nimmst

Alles sehr ernst," erklärte Peter mit einer an ihm ungewohnten Neigung zur Anerkennung fremder Vorzüge.

Auch von der Liese verabschiedete sich Paul in seiner herzigen Art, und sie, die sonst fast immer lächelte, wurde ganz still und beinah niedergeschlagen dabei.

„Er hatte so etwas Kirchliches, so etwas Heiliges an sich, als er von uns ging," erzählte sie nachher dem Peter; aber der lachte und sagte:

„Es ist doch gut, daß er weg ist. Und morgen werden wir doppelt vergnügt im Krug tanzen. Sollst sehen, wie ich Dich herumschwenke, Liese!"

„Und wann werden wir heiraten?"

„Heiraten? Gewiß, gewiß! Aber Anfang nächsten Jahres muß ich erst acht Wochen zur Uebung, und dann komm' ich wieder, und wir machen Hochzeit."

„Ach, Peter, könnten wir nicht schon vor Weihnachten?" Sie war ganz rot geworden und blickte ihn flehentlich an.

„Aber, Mädel, das geht nicht so schnell. Im nächsten Jahr bekomm' ich ein kleines Erbteil von der Mutter, und dann haben wir das nötige Geld."

„O Peter, ich hab' auch dreihundert Mark."

„Um so besser! Aber darüber wollen wir uns heut noch nicht den Kopf zerbrechen. Morgen ist Tanz. Juchhei, da bist Du meine Dirn'! Wir sind doch das schmuckste Paar im ganzen Dorf . . ."

So ging der Herbst dahin, und der Winter kam heran. Seitdem der Paul davongegangen, war Peter schon gar nicht mehr zu halten und wurde immer ausgelassener, wilder, höhnischer und tyrannischer gegen die anderen Burschen. Sein Trotz war von Niemandem zu bändigen, selbst die Großmagd, deren Mundwerk sonst nie still stand und die stets das letzte Wort haben mußte, wich ihm am liebsten aus, und die Liese zeigte gegen ihn die fügsame Ergebenheit eines Jagdhundes. Sie bekam etwas Weiches, Sanftes, Duldermäßiges, aber sie blieb die Schönste von allen Mädchen im Dorf.

„Eigentlich hätte sie mehr zu Paul als zu Peter gepaßt," sagte eine Magd zu den anderen; aber die Großmagd erklärte:

„Da hilft kein Reden. Wie's den Menschen einmal gepackt hat, so bleibt's, und wenn man ihm seinen Irrtum auch noch so klar machen wollte. Die Liese ist ein feines Ding, aber ihr Herz muß wohl anders sein als ihr Gesicht, sonst hätt' sie sich nicht in diesen groben, breitspurigen Bärbeißer, diesen Habenichts vergafft. Ich sage ja, wie gut könnt' sie's haben, aber nein, sie läuft geradewegs in ihr Unglück hinein, wie ein Kalb in's brennende Feuer."

„Ja, und für die Arbeit ist er fast gar nicht mehr zu brauchen," bestätigte ein Knecht. „Er ist nicht Großknecht und spielt sich doch auf, als wenn er's wäre. Und mit seiner Kraft prahlt er mehr als je. Er macht

alle die Kraftstücke nach, die man von den Ringern in den Buden sieht, und neulich rief er im Krug großspurig aus: ‚Was meint Ihr, wenn ich unter die Preisringer ginge? Ich würd' ein berühmter Kerl werden.'"

„Gott steh uns bei!" sagte die Großmagd und faltete die Hände mit einem raschen Blick zum Himmel. „Das wär' ja eine wahre Erlösung für's Dorf, wenn wir auf diese Weise von ihm befreit würden. Mag er schließlich noch unter die Pojazze gehen, da gehört er auch hin, und wir würden hier Alle aufatmen."

„Und die Liese? Was würd' sie dazu sagen?" fragte Marie, die dicke Kuhmagd, die ganz im Stillen eifersüchtig auf sie war, weil sie auch schon bisweilen einige verstohlene Gunstbezeugungen von dem Peter erhalten hatte.

„Ja, das ist ein rechtes Kreuz!" seufzte die Großmagd. „Sie ist jetzt auch so still geworden und macht so viel verkehrt in der Wirtschaft. Heut hat sie von der gelben Kuh beim Melken den Eimer mit der schönen Milch umstoßen lassen. Aber da kommt sie ja!"

Alle wandten ihre Augen nach der Liese, die langsam über den Hof ging. Ihre Gesichtsfarbe war zarter geworden, ihr Haar trug sie jetzt viel sorgfältiger als früher; aber die Arme hingen eigentümlich schlaff am Körper herunter, und ihr Gang war nicht so leicht und schwebend wie sonst.

„Nun?" rief ihr die Großmagd zu, „sollt' man nicht meinen, sie käm' grad' aus der Kirche, wie sie so daherschleicht? Spring' doch, Mädel, warst doch sonst eine der flinksten! Bist noch betrübt wegen der umgestoßenen Milch? Ist mir so was vorgekommen! Hat sie deswegen angefangen zu weinen! So was kann Einem doch passiren, wahrscheinlich ist die Gelbe etwas störrisch und hat ihre Mucken. Aber vergiß nicht, ihr morgen beim Melken die Hinterbeine zusammenzubinden, dann wird sie kein Malheur mehr anrichten. Und nun, Mädels, hurtig, hurtig an die Arbeit! Wir haben schon viel zu lange gestanden, und die Arbeit wächst uns doch beinah über den Kopf" . . .

Im Januar mußte Peter nach der Stadt zur achtwöchigen Uebung bei den Kürassieren, und Liese schluchzte sehr, als er am frühen Morgen mit seinem in ein buntes Taschentuch eingeschlagenen Bündel vor ihr stand. Er reichte ihr die breite Hand und sagte barsch:

„Na, adjes, Liese!"

„Ach, Peter, wir hätten uns doch vorher aufbieten lassen können, — hättest vielleicht einen Aufschub erhalten, und — Du weißt doch, was ich Dir gesagt habe."

Er sah verlegen bei ihr vorbei. „Ist ja gar nicht nötig! Sobald ich zurück bin, wird Alles abgemacht."

„Dann heiraten wir doch gleich, nicht wahr?"

„Ja, ja!"

„Ach, Peter, ich werd' einen schweren Stand haben, wenn Du nicht da bist."

Er hob drohend die Faust. „Was? Es soll nur Einer wagen, Dich schief anzusehen, und ich schlag' ihm nachher die Knochen kurz und klein. Ich denke, sie kennen mich, den Peter, und werden auch Respekt vor mir haben, wenn ich nicht da bin! Und nun adjes!"

Er drückte ihr noch einmal die Hand und wandte sich dann rasch, um sich mit großen Schritten zu entfernen. Sie schaute ihm so lange nach, wie er sichtbar war; aber er drehte sich nicht einmal nach ihr um, und als er entschwunden war, wischte sie sich mit der Schürze die Tränen von den Wangen und ging in den Stall, um die Kühe zu melken.

Peter schrieb in den acht Wochen nicht ein einziges Mal, und Liese fand nichts Absonderliches dabei. Abgesehen davon, daß ihm diese ungewohnte Arbeit viel zu schwer war, was hätte er ihr auch schreiben sollen? Sie hatte ja sein Wort, daß er nach abgelaufener Frist wiederkommen und sie heiraten würde, und dieser Gedanke hielt sie aufrecht und ließ sie unbefangen alle Widerwärtigkeiten ertragen. Denn zu leiden hatte sie genug. Wenn auch Keiner offen sich etwas zu sagen getraute, so zischelten die Klatschzungen doch hinter ihr her, daß sie es merken mußte, und die kleinen Augen der Marie ruhten jetzt immer mit einem unausstehlichen Gemisch von Argwohn, Hohn und Verachtung auf ihrer Gestalt.

Doch die acht Wochen vergingen endlich, der März kam heran, der letzte Schnee schmolz, die ersten Knospen zeigten sich an den Bäumen, und die hellgrünen Spitzen der Wintersaat lugten aus den Ackerschollen hervor. Peter kam nicht. Liese wartete Tage, sie wartete zwei Wochen, die Schwarzdrossel begann zu singen, die Finken schlugen, der Frühling war gekommen; aber Peter kam nicht.

Da ergriff sie eine bange Unruhe. Sie hatte eine Todesangst vor der bösen Nachrede im Dorf, und Niemanden, dem sie sich anvertrauen konnte. Ihre Eltern waren längst gestorben, nur Einen kannte sie, an den sie sich lehnen, auf den sie sich verlassen durfte und der sie gegen alles Widrige schützen konnte, und das war der Peter. Und unter dem Vorwande, daß sie schon vor einigen Tagen durch die Post einen Brief von einer schwerkranken Tante aus der Stadt erhalten habe, die sie sehen wolle, machte sie sich für drei Tage frei, steckte Geld zu sich und begab sich auf den Weg zur Stadt.

„Wenn die nicht den Peter aufsuchen will, dann laß ich mich hängen!" sagte eine Magd, als sie fort war.

„Nötig wird's sein," bemerkte eine andere. „Ist wohl Zeit, daß sie heiraten."

„Peter und diese Zierliese heiraten?" lachte die Kuhmagd. „Bildet Euch nur keine Schwachheiten ein! Der ist längst über alle Berge."

„Oho, da giebt's doch noch Gesetze!"

„Gesetze hin, Gesetze her! Der Peter war ihrer längst überdrüssig, das weiß ich besser als Ihr Alle!“ Und die dralle Marie stemmte die Arme in die Seiten und machte ein Gesicht, als ob sie sagen wollte: „Mich nähm' er noch eher als die!“

Liese war am Nachmittag in der Stadt angekommen, und wenn sie auch müde war von der ungewohnten Fahrt und den neuen Bildern, die auf sie eindrängten, so fragte sie doch sogleich nach der Kaserne. Es war ein weiter Weg bis dahin; aber sie wußte mit der Fahrgelegenheit nicht Bescheid, und so fragte sie sich zu Fuß weiter. Vor dem roten Gebäude mit der Steinmauer angekommen, ging sie mehrere Male ängstlich auf und ab, faßte sich endlich ein Herz, langte den Zettel, auf den sie den Namen des Gesuchten geschrieben, hervor und trat an den Posten heran. Ob er ihr nicht sagen könne, ob der Soldat hier sei?

Der Mann hielt ruhig mit der Rechten seinen Pallasch über die Schulter und wies, ohne den Namen zu lesen und ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Wachtlokal. Sie ging durch das Tor und trat zitternd und bebend in die Wachtstube ein. Sie brachte wieder ihre Frage vor und zeigte ihren Zettel. Ein Soldat bat sie, zu warten, und nach einiger Zeit erschien ein gewaltiger Hüne, der Wachtmeister. Nach vielen Kreuz- und Querfragen, bei denen er sie schmunzelnd betrachtete, erkannte er, daß der Gesuchte ein Reservist sein müsse, holte ein dickes Buch hervor und stellte fest, daß Peter Radlau schon vor drei Wochen seine Uebung beendet habe.

„Und wo ist er dann hingegangen?“

„Nun, vermutlich wieder nach seinem Heimatsort.“

„Nein, da ist er seitdem nicht wieder gewesen.“

„So? Ach, Sie sind wohl seine Frau? Hm! Hm! Fatale Geschichte. War 'n propper Kerl, hatte aber allerhand Flausen im Schädel. Na, das Beste wird sein, sie wenden sich an die Ortspolizei, die wird ihn schon ausfindig machen. Weiter kann ich Ihnen auch nichts raten.“

Liese hörte die letzten Worte schon kaum mehr. Das Blut war ihr nach dem Kopf geschossen, und ihr war ganz schwindlig geworden. Wie sie auf die Straße gekommen, wußte sie nicht. Ihr war schwach zum Hinfallen; aber sie schämte sich, sich auf die Treppenstufe eines Hauses hinzusetzen und fragte schließlich einen Schutzmann, wo sie ein Nachtquartier nehmen könne. Der Polizist betrachtete sie aufmerksam, holte ein kleines Buch hervor und nannte ihr einen einfachen Gasthof in der Nähe. Sie begab sich dorthin, bestellte zaghaft ein Zimmer, aß etwas, ging dann zu Bett und schlief sofort ein.

Am anderen Morgen fuhr sie wieder nach Hause. Die Eisenbahn ging nicht bis zu ihrem Dorf, sie hatte von der Station noch eine Meile zu wandern; aber als sie den wohlbekannten Kirchturm vor sich auftauchen sah, blieb sie ängstlich stehen und wandte sich darauf nach rechts, um über die Felder in weitem Bogen um das Dorf herumzugehen. Oft mußte sie

sich setzen, die Beine waren ihr schwer wie Blei, und nie gekannte reißende Schmerzen zogen durch ihre Glieder; doch nach einer Weile raffte sie sich immer wieder auf, um planlos umherzuwandern.

Endlich senkte sich die lästige Sonne, die den ganzen Tag wie ein scharfes, allgegenwärtiges Auge auf sie niedergeschaut hatte, blutrot in der Ferne und verschwand, und als der Abend hereinbrach, war Liese in das kleine Wäldchen hinter dem Dorf gelangt. Sie schlich sich bis an den von Erlen umstandenen Teich, um den fast überall noch das jetzt gelb und trocken gewordene vorjährige Schilf stand. Ein scharfer Luftzug ging bisweilen durch die mit dicken, schwellenden Knospen besetzten Bäume, und der tiefe Teich lag still und dunkelgrau in der hereingebrochenen Dämmerung da. Und dann kam die schweigende, sternlose Nacht und deckte mitleidvoll ihren dunklen Mantel über das arme, elende, leis wimmernde Weib, das dort in weltverlassener Verzweiflung lag . . .

Als der Großknecht Morgens sehr früh an dem Teich stand, um das Schilf, das zum Dung benutzt werden sollte, abzubrennen, bemerkte er auf dem Wasser etwas Blaues, das sich wie eine große Blase von der Oberfläche abhob. „Wer hat denn das Zeug hineingeworfen?“ murmelte er, holte eine lange Stange und begann, damit zu fischen. Die Last war schwer; aber endlich hatte er sie soweit hochgezogen, um zu erkennen, daß es ein Weiberrock war, und da kam auch ein Fuß mit Halbschuhen und ein roter Strumpf zum Vorschein. Er bekam einen solchen Schreck, daß er die Stange fallen ließ, wodurch Alles wieder in's Wasser zurückklatschte. Er lief, so schnell er konnte, nach dem Dorf zurück, und bald erschien der Gendarm, gefolgt von einer ganzen Schaar Neugieriger, an dem unheimlichen Ort. Alle erkannten die Liese. Ihr üppiges Haar hatte sich gelöst und hing wie ein goldener Schleier herab, als sie an's Ufer getragen wurde, ihr liebes, jetzt schneeweißes Gesicht war garnicht verändert und zeigte eine ernste Ruhe, an ihre Brust aber hielt sie krampfhaft ein kleines Wesen gepreßt, das nicht aus ihren starren Händen entfernt werden konnte.

Das gab eine große Untersuchung. Von der Obrigkeit geschickt, erschienen mehrere studirte Stadtherren und stellten durch genaue Untersuchung fest, daß das Kind gelebt habe. Also die Liese hatte sich nicht bloß selbst getötet, sie war auch eine schwere Verbrecherin, eine Mörderin, und ohne Sang und Klang, ohne Leichengefolg und Priesterwort ward sie in der Nähe des Teiches eingescharrt.

„Das konnt' man sich denken, daß bei solchen Dummheiten nichts Gutes herauskommen würde,“ sagte die Kuhmagd selbstgefällig, aber die Großmagd wies sie zurecht:

„Red' doch nicht so hartherzig! Es ist ja schlimm genug, was sie getan hat, aber sie hat auch schwer gebüßt, wie uns der Pfarrer am letzten Sonntag so schön in seiner Predigt auseinandergesetzt hat. Viel schlimmer als sie ist der nichtsnutzige Bösewicht, der sie soweit gebracht hat, und eine

Sünd' und Schand' ist es, daß ihn keine Strafe trifft. Oder vielleicht hat er sich schon den Hals gebrochen, und das wär' ihm recht. Niemand weiß ja, wo er steckt."

Das war richtig. Niemand in diesem Dorfe wußte es, wo Peter geblieben war. Aber ein Anderer sollte es bald erfahren, und das war der Paul. Dieser hatte während der ganzen Zeit als Knecht fleißig gearbeitet; im Frühjahr war sein Vater gestorben, und er hatte nun angefangen, das ererbte Bauerngut in seinem Heimatdorf selbst zu bewirtschaften. Eines Tages mußte er in Geschäften nach einer nahegelegenen Stadt. Er hatte dort bis zum Abend mit den Großhändlern zu tun gehabt und beschloß deshalb, die Nacht über in der Stadt zu bleiben und erst in der Frühe des anderen Morgens aufzubrechen. Am Abend aber besuchte er einen Cirkus, der gerade in der Stadt war und von dem er viel Rühmliches gehört hatte. Große Anschlagzettel sagten ihm, daß als Glanznummer „Pietro, genannt der europäische Herkules", auftreten würde und bereit sei, mit Jedermann aus dem Publikum zu ringen und demjenigen, der ihn werfen würde, tausend Mark zu zahlen.

Paul verfolgte die Vorführung der dressirten Pferde mit Aufmerksamkeit, aber am begierigsten erwartete er doch das Auftreten des Herkules; denn er schätzte die Kraftleistungen männlicher Muskeln nicht geringer als die Taten der Geisteshelden, von denen er so gern in seinen wenigen Mußestunden las.

Endlich erschien der Athlet, und Paul hätte beinahe einen lauten Ruf des Staunens ausgestoßen, als er ihn sah. Denn dieser Mann im grauen Trikot, der dort mit centnerschweren Eisenstangen und Kugeln hantirte, war ja Peter! Fast hätte er seinen Namen hinuntergerufen; aber er nahm sich zusammen und verfolgte die Vorführung mit fieberhafter Spannung. Ein vorwitziger Schlosser, der sich die tausend Mark verdienen wollte, wurde nach allen Regeln der Kunst geworfen, einem Schlächtermeister erging es nicht besser, und ein dreifacher Tusch der Musik und eine lobpreisende Rede des Cirkusdirektors verkündete einem verehrungswürdigen Publikum, daß Pietro der stärkste Mann der Welt sei. Ja, stark war Peter sicherlich, das sah auch Paul ein, viel stärker als früher. Die beständige Uebung hatte seine natürliche Veranlagung auf's Höchste entwickelt, und auch Paul hätte nicht gewagt, ihm jetzt gegenüberzutreten.

Als sich Paul das sagte, tauchte auch die Gestalt der Liese, an die er manchmal mit leisem Schmerz gedacht hatte, wieder vor ihm auf, und eine sonderbare Wehmut, die sich allmählich zur Angst steigerte, ergriff ihn. Was war aus ihr geworden? Er mußte es unbedingt wissen! So ging er nach der Vorstellung hinunter und bat um ein Wort mit dem Herkules Pietro. Aber der Direktor erklärte ihm kurz und bündig, daß das heut ganz unmöglich sei.

„Wo denken Sie hin, mein Herr! Solch ein Körper erfordert die

strengste Beobachtung einer regelmäßigen Lebensweise! Gleich nach der Vorstellung wird Herr Pietro kalt abgerieben, in wollene Decken gehüllt, dann ißt er, geht zehn Minuten im Zimmer hin und her, und dann legt er sich schlafen. Und davon giebt's keine Abweichung. Bedaure sehr, es ist ganz unmöglich, ihn heut zu sprechen. Kommen Sie, bitte, morgen Vormittag um zehn Uhr wieder, dann können Sie eine halbe Stunde mit ihm plaudern."

Paul entfernte sich dankend. Die Nacht verbrachte er sehr unruhig, und am anderen Morgen sagte er sich, daß es das Beste sei, er gehe nach dem alten Dorf und spreche mit der Liese selber. Eine unbestimmte Hoffnung, die ihn mit inniger Freude erfüllte, erwachte bei diesem Entschluß in ihm. Zu Hause angekommen, erledigte er die notwendigsten Arbeiten, gab seine Anweisungen und machte sich nach einigen Tagen nach dem Ort, den er beinahe ein Jahr nicht gesehen hatte, auf den Weg.

Bei seinem Eintritt in den wohlbekannten Hof sah er die Großmagd vor dem Stalle stehen, schritt fröhlich auf sie zu und sagte einfach: „Guten Tag!"

Beim Klang seiner Stimme wandte sie sich um und schlug erstaunt die Hände zusammen. „Seid Ihr es wirklich?" rief sie mehrere Male aus. Ihn beim Namen zu nennen, wie früher, wagte sie nicht, denn dazu sah er ihr doch in seiner neuen Kleidung zu stattlich aus.

„Jawohl, ich bin's, Anne. Wollt' mich mal wieder ein bischen hier umsehen."

„Ist schon recht! Aber doch nicht nach Arbeit?"

„Nein," lachte er. „Hab's Gott sei Dank nicht nötig. Bin jetzt mein eigener Herr geworden."

„Ach, das ist man schön. Ja, hier hat sich die Zeit über auch Manches geändert."

„Glaub's wohl. Und der Peter ist ja wohl auch weg?"

„Ja, den Schandbuben sind wir längst los. Und der Teufel wird ihn wohl schon beim Kragen haben."

„Was redet Ihr da?" fragte Paul ganz leise. „Und die Liese? Wie steht's mit ihr?"

„Um des Himmels willen, so wißt Ihr garnichts?"

„Was soll ich wissen?" stammelte er, erschrocken über ihre schmerzliche Miene.

„Die arme Liese! Gott hab' sie selig!"

„Was?" schrie er und faßte sie beim Arm.

Und mit finsterer Miene vernahm er von der Großmagd die traurige Geschichte der armen Verlassenen.

„Der Schuft! Der Schuft!" murmelte er, als sie geendet hatte. „Und ich hab' ihn erst letzt gesehen."

„Wie? Wo war es denn?"

„In der Stadt, im Cirkus."

„Na ja, hab's mir gleich gedacht, daß er noch unter die Faxenmacher gehen würde. Da wird er gewiß noch seinen Teil kriegen und elend umkommen, wie er's verdient. Aber Ihr seid ja ganz blaß geworden und seht so schrecklich aus? Ordentlich fürchten könnt' man sich vor Euch. Kann's mir denken, daß es Euch nahe geht; die Liese war ein schmuckes Ding und hätte zu Euch gepaßt wie keine Andere. Nun ruht sie dahinten ganz allein, und die Leute nennen den Teich den Totensee, und keiner wagt sich Abends hin. Sie sagen, es spukt da, und Einer will die Liese gesehen haben, wie sie am Wasser hin- und herschleicht und ihr kleines wimmerndes Kind in den Armen wiegt."

Paul holte tief Atem. „Ich dank' Euch, Anne. Wollte bloß etwas Näheres von der Sache hören. Nun kann ich ja wieder nach Hause."

„Wollt Ihr nicht erst noch ein wenig mit den alten Bekannten hier sprechen? Sie hatten Euch Alle gern."

„Nein, danke! Werde so wie so zu Haus gebraucht. Gott befohlen!"

Er ging scheinbar aus dem Dorf, schwenkte aber dann nach rechts und begab sich nach dem Teich. Ein kleines Hügelchen mit einem schwarzen Holzkreuz sagte ihm genug, und nun kam der Schmerz mit seiner ganzen Kraft über ihn. Er warf sich auf den Grabhügel, krallte die Finger in das Gras und stöhnte wie ein schwer Verwundeter. Plötzlich sprang er auf, reckte die Fäuste zum Himmel und brüllte wütend: „Rache, Rache! So wahr mir Gott helfe!" Er sah mehr einem wilden Tier, als einem Menschen ähnlich, und mit großen Schritten eilte er von dannen.

Zu Hause angekommen sprach er mit Niemandem ein Wort und schrieb eine Reihe Briefe. Nach einigen Tagen kamen die Antworten darauf. Er prüfte sie sorgfältig und verpachtete seinen Bauernhof an den Mann, der ihm der Passendste zu sein schien. Er ordnete seine Angelegenheiten, steckte eine größere Summe Geld zu sich und erklärte, daß es viele Monate dauern würde, ehe er wiederkomme, weil er die zur Landwirtschaft nötigen Wissenschaften eingehender studiren wolle, und begab sich nach der Hauptstadt. Nur das eine Ziel schwebte ihm unverrückbar vor Augen: an jenem Mörder, wie er ihn im Innern nannte, Rache zu nehmen. Aber es sollte offen und ehrlich geschehen, und er war sich bewußt, daß das langer und ernster Vorbereitung bedurfte. Er mußte seiner Sache ganz sicher sein, nicht eher wollte er den Kampf wagen.

Entschlossen und bedächtig ging er dabei zu Werke. Er mietete sich in einer Vorstadt eine kleine, ruhige Wohnung mit guter Badeeinrichtung, nahm sich zu seiner Bedienung einen tüchtigen, ehemaligen Offizierburschen, den er sorgfältig auswählte, und teilte sein Leben auf's Genauste ein. Er erinnerte sich der Worte des Cirkusdirektors von der strengen Beobachtung einer regelmäßigen Lebensweise und schaffte sich alle möglichen Bücher über

Athletik und verschiedene Apparate zur Muskelstärkung an. Alkohol und Tabak mied er gänzlich und, wie er es von den Athleten der frühesten griechischen Zeit gelesen hatte, anfänglich auch den Genuß von Fleisch. Nachdem er es einige Monate so getrieben hatte, trat er in den ersten Athletenklub der Stadt ein, um seine Kräfte besonders im Ringen mit starken Gegnern zu messen und sich die nötige Gewandtheit anzueignen. Da merkte er bald, daß ihm noch Manches fehle. Er war bisher bei seinen Uebungen, die er zu Hause besonders des Morgens betrieben hatte, viel zu hastig vorgegangen und gewöhnte sich jetzt an Ruhe und Langsamkeit. Auch hatte er gleich zu Beginn viel zu schwere Kugelstangen ausgewählt und fing nun an, die gewöhnlichen Bewegungen zum Stärken seiner Muskeln mit ganz leichten Hanteln vorzunehmen. Aber auch das, was er auf diese Weise erreichte, genügte ihm noch nicht. Da hörte er, daß sich einer der berühmtesten Preisringer zur Ruhe setzen wolle. Er trat mit ihm in Verbindung und gewann den Mann für schweres Geld, daß er sich mit seinem rationellen Training befassen wollte.

Ein ganz neues Leben begann für ihn. Die Stunden des Tages wurden genau eingeteilt, und seine Diät wurde auf's sorgsamste bestimmt. Der ernste Mann mit dem eisernen Willen, den er sich da hatte kommen lassen, war immer an seiner Seite und beobachtete streng die Innehaltung seiner festen Regeln, und ein Masseur von Ruf sorgte für fachkundige Durcharbeitung seines Körpers. Der Erfolg blieb nicht aus. Der von Natur herrliche Körper Pauls wurde wie der eines Gladiators. Jeder Muskel war hart und biegsam wie Stahl und völlig in seiner Gewalt, und die blitzschnelle Sicherheit seiner gewandten Bewegungen war staunenerregend. Neben seiner gewaltigen Kraft besaß er jetzt ein festes Auge, er verstand es, jede vom Gegner gegebene Blöße geschickt zu benutzen, alle erlaubten Griffe anzuwenden und den Anderen durch trügerische Stellungen und Wendungen zu ermüden und zu überlisten. Dabei waren alle seine Bewegungen gefällig und hielten sich dank der trefflichen Schulung immer in den Grenzen der Schönheit. So kam es, daß sich nach drei Vierteljahren in seinem Klub Keiner mehr mit ihm messen konnte und er dort unumstritten als der Erste unter den Ringern galt.

Seine Sportgenossen kannten ihn nur unter dem angenommenen Namen Pohlmann. Er hatte sich mit Absicht anders genannt, damit Peter, wenn er etwa einmal seinen Namen lesen sollte, nicht im Entferntesten an ihn erinnert werden sollte. Er selbst aber verfolgte den Aufenthalt Peters mit der Aufmerksamkeit eines Spürhundes in der „Artistenzeitung" und den „Blättern für Athletik". Er las von seinen Triumphen in Petersburg, Moskau, Budapest, Wien, von seinem großen Siege in München und dann endlich eines Tages auch die ersehnte Nachricht, daß Pietro, der europäische Herkules, der Besitzer der Weltmeisterschaft als Ringer, auch nach dem Cirkus der Hauptstadt kommen wolle. Seine Sicherheit schien jetzt noch

größer geworden zu sein, denn er setzte dreitausend Mark für den ihn besiegenden Gegner aus.

Vor einem Jahr hätte Paul bei dieser Kunde vor Aufregung und in Erwartung dessen, was nun bevorstand, gezittert; aber sein Wille und seine Nerven waren jetzt ebenso fest geworden wie sein Körper, und er zeigte nicht die Spur von Bewegung, als er seinem Trainer die Zeitungsmeldung hinschob, den Zeigefinger unter Pietros Namen hielt und bestimmt erklärte:

„Mit diesem werde ich also den Kampf aufnehmen."

Die Augen des Trainers leuchteten vor Freude auf. Nun war ja eine glänzende Gelegenheit geboten, die Vorzüge und die Bedeutung seiner Methode in ein helles Licht zu setzen. „Ich glaube mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß Sie die dreitausend Mark gewinnen werden," versicherte er.

„Sie müssen wissen," bemerkte Paul ruhig, „daß es mir nur um die Ehre zu tun ist. Siege ich, so sind die dreitausend Mark Ihr Eigentum."

Der Trainer verneigte sich. „Schönen Dank im Voraus! Wie ich lese, wird Pietro in acht Tagen hier sein. Ich würde Ihnen raten, daß Sie ihn einige Tage mit Anderen ringen lassen und sich dann erst" —

„Nein, nein," unterbrach ihn Paul rasch, „ich will ihm durchaus nicht gegenübertreten, wenn er vielleicht durch Kampf mit Anderen schon etwas ermüdet ist. Gleich der Erste will ich sein und seine ungeschwächte Kraft kennen lernen."

Der Trainer war einigermaßen verwundert über diesen großen Kampfeifer seines sonst so besonnenen Schülers. Aber er erklärte sich bereit, auch für diesen Schritt die volle Verantwortung zu übernehmen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in Sport- und Turnerkreisen der Hauptstadt die Kunde von dem baldigen Eintreffen des Herkules und von der Absicht des, den Meisten dem Namen nach bekannten Pohlmann, sich mit ihm zu messen und ihm die Weltmeisterschaft zu entreißen. Die Cirkusdirektion benutzte diese Gelegenheit, um eine ungeheure Reklame zu machen, und bis zum Tage der Schaustellung stiegen die Preise für den Eintritt, dank der geschäftlichen Findigkeit der Billethändler auf das Drei- und Vierfache ihres gewöhnlichen Wertes. Der Klub „Ajax", dem Paul angehörte, betrachtete es als eine Ehrenpflicht, daß seine Mitglieder vollzählig auf den ersten Plätzen zugegen waren, und mit der größten Spannung sah man dort dem Ausgang des Kampfes entgegen; denn ein Sieg Pohlmanns bedeutete für die Klubgenossen eine Ehre, die auf jeden Einzelnen zurückfiel, ebenso wie einst der Sieger in den olympischen Spielen den strahlenden Glanz seines Ruhmes allen Bürgern seiner Vaterstadt mitteilte.

Das Bild des Herkules Pietro erschien einige Tage vor seinem Auftreten in allen Schaufenstern, Tages- und Wochenblättern, und auch von Pohlmann hätte man gern ein Bild gebracht, aber er hatte sich während

der ganzen Zeit nicht photographiren lassen und weigerte sich hartnäckig, es zu tun, obwohl er von den Vertretern der Zeitungen darum bestürmt wurde. Auch ging er nicht auf den Vorschlag des Direktors ein, den Pietro vorher kennen zu lernen, und so blieb diesem der Gegner bis zum Abend des Ringkampfes völlig unbekannt.

Diese bescheidene Zurückhaltung umgab die Gestalt Pohlmanns mit dem Zauber des Geheimnißvollen und erhöhte den Reiz für das den Ausgang des Kampfes fieberhaft erwartende Publikum. Zahllose Wetten wurden eingegangen, und die Summen, die dabei in Betracht kamen, überstiegen den von der Direktion ausgesetzten Preis ganz bedeutend. Der Klub „Ajax" stiftete noch im letzten Augenblick für den Sieger eine kleine, äußerst wertvolle, massiv silberne Nachbildung der antiken Ringergruppe in Florenz.

Eine brausende Menschenmenge füllte den Cirkus bis auf den letzten Platz. Da sah man elegante Damen, Sportsleute, Maler und Bildhauer, unter denen besonders die hohe Gestalt des Schöpfers der bedeutendsten Denkmäler der Hauptstadt auffiel. Die grotesken Späße der Clowns, der Todessprung des Trapezkünstlers Raoul, die reizende Schulreiterin Miß Arabella, die acht vom Direktor selbst als ein Wunder der Dressur vorgeführten Schimmelhengste, — das Alles erweckte heut nur geringe Teilnahme. Von den Logen bis hinauf zu den vollgepfropften Galerien lagerte nur eine Erwartung, eine Neugierde: den Ausgang des Ringkampfes zu sehen.

Endlich kam der mit Unruhe herbeigesehnte Augenblick. Die Musik brach plötzlich ab, ein Hornruf erscholl, und Pietro trat langsam in die Arena, begrüßt von frenetischem Beifallklatschen der durch eine geschickt verteilte Claque angefeuerten Menge. Er war jetzt durch das selbstherrliche Leben, die sorgfältige Pflege und gute Nahrung ein wahrer Koloß geworden, in's Riesenmäßige ging die Fülle seines Leibes und der Umfang seiner gewaltigen Glieder. Breitbeinig schritt er bis in die Mitte des sandigen Raumes, verschränkte die Arme über der Brust, daß die Muskeln wie Halbkugeln hervortraten, und erwartete stolz und siegesbewußt das Auftreten des Gegners.

Ein zweiter Hornruf, und auf der entgegengesetzten Seite erschien Pohlmann. Er stutzte einen Augenblick, als er diese Tausende von erwartungsvollen Gesichtern, diese unzähligen auf ihn gerichteten Operngläser erblickte, dann aber trat er, angefeuert durch Zurufe seiner Klubgenossen, mit elastischen Schritten rasch auf Pietro zu und reichte ihm nach altem Kampfesbrauch die Hand. Er war noch etwas gewachsen und jetzt ein wenig größer als Pietro; aber seine ganze Erscheinung zeigte das herrlichste Ebenmaß. Die von den großen Blättern abgesandten Zeichner griffen eilig nach ihren Bleistiften, und eine Bewegung freudiger Ueberraschung ging besonders durch die Reihen der anwesenden Bildhauer. Einer von ihnen be-

merkte: „Seht doch diesen! Ist es nicht, als wenn man einen der homerischen Helden sähe, wie sie die Waffen ablegten und Kampfspiele zu Ehren des bestatteten Patroklus feierten?“ Und die Umsitzenden stimmten durch lebhaftes Kopfnicken seiner Ansicht bei.

Es waren drei Gänge von je fünfzehn Minuten mit fünf Minuten Pause angesetzt, das Orchester setzte kräftig ein, und der erste Gang begann. Bald erhitzten sich die Gemüter der Zuschauer, die erregte Menschenmasse glich dem vom Orkan aufgewühlten, tosenden Meere, und Zurufe der Freude und des Bedauerns, der Ueberraschung und des Schrecks wurden bei den kunstvollen Kraftleistungen der beiden Ringer laut. Mehrere Male gelang es der Riesenkraft Pietros, Pohlmann hochzuheben; aber dieser machte dann jedes Mal blitzschnell einen Ueberschlag über seinen Kopf weg und versuchte, ihn in gewaltigem Schwunge niederzureißen, damit er rückwärts zu Fall kommen sollte. Doch durch eine geschickte Wendung kam Pietro immer mit der Brust auf die Erde zu liegen, an die er wie angeschmiedet schien, so daß ihn Pohlmann nicht vom Platz bewegen konnte, wie sehr er sich auch abmühte. Hatte sich dann Pietro so einige Minuten geruht, so arbeitete er sich allmählich in die Höhe, und das Spiel begann von Neuem.

Paul hatte ursprünglich die Absicht gehabt, sich dem Peter garnicht zu erkennen zu geben. Nur besiegen wollte er ihn, ihm die Weltmeisterschaft entreißen, ihn überallhin verfolgen und so in seiner Existenz vernichten. — Aber langsam wuchs die Wut in ihm empor, die Gestalt des blonden Mädchens tauchte vor ihm auf. Das war wie eine Mahnung, und der Gedanke an ihr bejammernswertes Geschick, das durch die Schuld des Anderen herzlos veranlaßt war, machte ihn fast rasend. Als Peter wieder an der Erde lag und er sich keuchend zu ihm hinabbeugte, flüsterte er ihm in's Ohr: „Rache für die tote Liese! Ich bin Paul!“

Wie ein Schlag ging es durch Peters Körper. Eine entfernte Aehnlichkeit mit Jemandem, den er früher gekannt haben mußte, war ihm bei Pauls Erscheinen gleich aufgefallen, aber er hatte nicht im Geringsten an den Knecht, mit dem er einst auf demselben Bauernhof gearbeitet, gedacht und bei der ernsten Arbeit, die das ungeteilte Einsetzen seiner Persönlichkeit erforderte, auch keine Zeit gehabt, länger in seinem Gedächtniß nachzuforschen, wo er diesen Gegner schon gesehen habe. Jetzt aber hatte er die Gewißheit, wer das war. Und er wußte auch, daß dieser Mann als ein furchtbarer Rächer gekommen war. Er ahnte das Schicksal der Liese und fühlte, welchen Anteil er daran habe. Doch er war nicht der Mann, deshalb schwach zu werden. Mit einem Ruck war er auf beiden Beinen, um mit größerer Heftigkeit auf Paul einzudringen, als die Stimmen der Kampfrichter die beiden Kämpfer trennten. Fünfzehn Minuten waren verflossen, der erste Gang war beendet, und jeder wurde in eine Kabine geführt, um unter der Aufsicht eines Arztes und des Trainers von einem Masseur behandelt zu werden.

Eine zornige Erregung hatte sich Peters bemächtigt, daß es irgend Einer wagen wollte, ihn, den stärksten Mann der Welt, wegen einer früheren Tat zur Rechenschaft zu ziehen.

Diesmal erschien er nicht ruhig auf dem Kampfplatz wie bei seinem ersten Auftreten, er eilte dem Anderen fast im Lauf entgegen und begann sofort ungestüm zu ringen. Paul blieb kalt und fest. Er kannte jetzt seinen Gegner ganz genau, die Art seines Angriffs und seiner Verteidigung; die Grenzen seiner Kraft und Gewandtheit hatte er während der vorhergehenden Viertelstunde auf's Eingehendste studirt und war entschlossen, jetzt die Sache mit der höchsten Anspannung seiner Kraft und seiner Kunst zu Ende zu bringen, oder sich für ein von Gott verworfenes Werkzeug zu halten, das sich für immer vor den Augen der Menschen verbergen müsse. Und Peter merkte mit Entsetzen das Eine, woran er bisher noch gezweifelt hatte: daß Paul ihm an Kraft gleich, an Uebung und Kenntniß der Trics aber überlegen war. Gelegentliche kleine Ausschreitungen im Genuß, die er sich bisweilen in der Ruhezeit zwischen seinen Engagements gestattet hatte, hatten seinen Körper nicht so ausdauernd erhalten, als er hätte sein müssen, um diesem furchtbaren Gegner auf die Dauer gewachsen zu bleiben, und schon nach wenigen Minuten fühlte er, daß seine Kräfte, wenn auch unmerklich, nachließen. Paul empfand das sofort, und das herrliche Gefühl des gewissen Sieges durchströmte ihn mit froher, des Erfolges sichrer Zuversicht. Das Unterliegen Peters konnte nur noch die Frage einiger Minuten sein. Der Schweiß troff von ihren Leibern, rote Striemen und Druckflecke zeigten sich an allen Stellen ihrer Glieder. Mit der Anstrengung der Verzweiflung wehrte sich Peter; aber plötzlich kam das, was er mehr als den Tod fürchtete. Paul drückte ihn nach hinten, warf ihn auf den Rücken krachend nieder, daß der Boden erdröhnte, und preßte seine beiden Schultern gegen die Erde. Der europäische Herkules, der Weltmeister des Ringkampfes, war kunstgerecht besiegt.

Fast atemlos hatte das Publikum dem letzten Vorgang zugesehen. Alle waren aufgestanden, und nur vereinzelte Ausrufe: „Halten Sie sich, Pietro! — So war's recht! — Bravo, Pohlmann!“ waren hier und da einem aufgeregten Zuschauer entschlüpft. Jetzt aber brach der Beifall mit donnerartiger Gewalt los, Füße und Hände wurden stürmisch in Bewegung gesetzt, und „Hurra Pohlmann! Bravo! Bravo!“ brauste es aus Tausenden von Kehlen.

Da geschah etwas Unerwartetes, Unerhörtes. Eben hatte sich Paul gerade gerichtet, da sprang Peter mit einem dumpfen Fluch empor und versetzte ihm einen Faustschlag gegen die Schläfe, daß er zurücktaumelte. Ein ohrenzerreißendes Geschrei der Ueberraschung und des Entsetzens erfüllte den weiten Bau. Der Bildhauer, der sich schon vorher durch seine Bemerkung als Homerkenner gezeigt hatte, rief verwundert: „Was ist das? Soll aus dem Ringkampf ein Pankration werden?“ Und schreiend und winkend

eilten die Preisrichter herbei. Doch ehe sie es noch verhindern konnten hatte sich Peter mit verzerrtem Gesicht wie ein Rasender auf Paul gestürzt. Im Nu waren Beide in feste Umschlingung verknotet, und in wahnsinniger Wut senkte Peter den Kopf auf des Gegners linken Arm und vergrub dort seine scharfen Zähne wie ein gereiztes Raubtier. Paul fühlte den Schmerz. Aber er wußte nun auch, daß Peter zur endgültigen Abrechnung völlig in seine Hände gegeben sei, und mit eisernem Griff packte er den Kopf des Gegners bei der Stirn und bog das rote, blutige Gesicht zurück. Weiter, immer weiter. Es knackte, es krachte. Und langsam lösten sich die mächtigen Arme Peters von Pauls Körper, fielen schlaff herab, der Koloß wankte und sank hin, um nie wieder aufzustehen. Das Genick war ihm gebrochen.

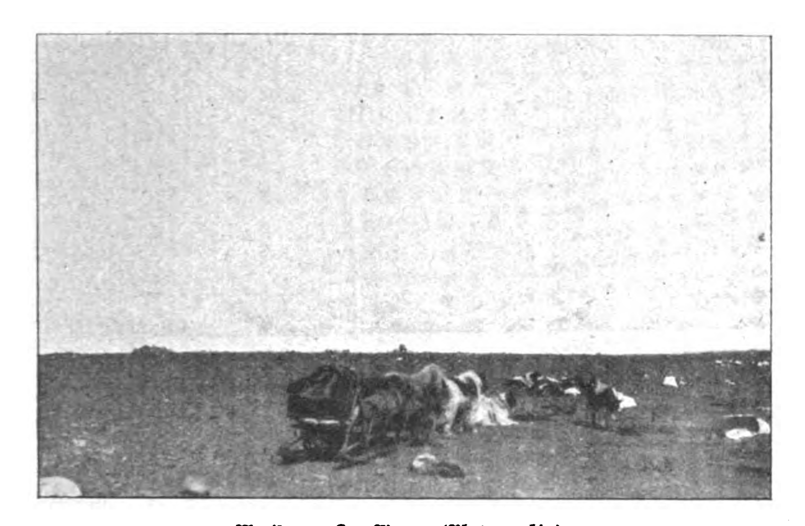
Das Geschrei der erregten Menge war zum Gebrüll geworden. Niemand wollte auf seinem Platz bleiben, und Alles strömte über die Bänke nach der Arena, die nur mit Mühe durch die Polizei freigehalten wurde.

Die Herren der Jury und des Klubs „Ajax" umdrängten Paul und boten sich ihm als Zeugen für die zu erwartende Untersuchung des Vorfalls an. Sie meinten, sie müßten seine etwaigen Gewissensbisse beruhigen und sprachen ihm voll Mitleid Trost zu.

„Keinerlei Schuld trifft Sie," hieß es. „Sie brauchen sich nicht den geringsten Vorwurf zu machen. Wir Alle haben es gesehen, daß Sie in Lebensgefahr waren und aus Notwehr so handeln mußten, wie Sie es getan haben."

Paul hörte sie ruhig an und nickte ihnen schweigend zu. Ihm war, als wenn ein Alp von ihm genommen wäre, ein erhabenes Gefühl der Genugtuung, der Gedanke an eine ewige Vergeltung beschäftigte ihn, und nachdenklich ließ er sich seinen Arm verbinden.





Abreise von Kap Adare. (Photographie.)
Aus: Das Festland am Südpol. Von Carsten Borchgrevink. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Illustrirte Bibliographie.

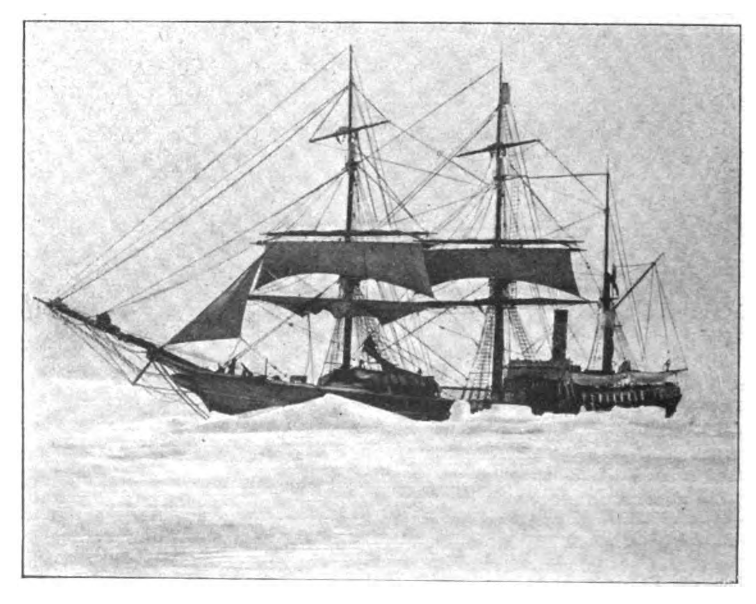
Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898–1900 von Carsten Borchgrevink. Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers illustrirt von Otto Sinding und E. Ditlevsen und mit Reproduktionen photographischer Originalaufnahmen. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Ueber den Entdecker des sechsten Erdteils, Antarktica, den kühnen Führer der, mit englischem Gelde ausgerüsteten, unter englischer Flagge segelnden, aber von einem Norweger geleiteten und zumeist mit Norwegern durchgeführten Nordpolarexpedition: über Carsten Borchgrevink, dessen Bild unser Heft schmückt, sowie über das Werk, in dem er die Geschichte seiner Expedition erzählt und die Ergebnisse seiner Forschungen niedergelegt hat, werden unsere Leser in dem Aufsatz von Bernhard Mann so gründlich unterrichtet, daß wir keine Veranlassung hätten, an dieser Stelle das Wort zu ergreifen, wenn nicht eine solche durch die Illustrationen geboten würde, die wir als Proben aus dem Werke bringen, dessen deutsche Ausgabe in demselben Verlage, wie diese Zeitschrift erscheint. Im Anschluß an diese Bilder mögen einige interessante Einzelheiten aus dem Werke, zur Erläuterung für jene und als Ergänzung zu dem Aufsatz von Bernhard Mann hier Platz finden. Carsten Borchgrevinks Expedition unterschied sich von den andern, die ungefähr zur gleichen Zeit in erfreulichem wissenschaftlichen Wettbewerb von verschiedenen Nationen ausgerüstet wurden, um dem so lange zu Gunsten seines nördlichen Bruders vernachlässigten Südpol zu Leibe zu rücken und das eisige Geheimniß der antarktischen Sphinx zu entschleiern, vor Allem dadurch, daß Borchgrevink eine Ueberwinterung in dem antarktischen Gebiete nicht zwischen den schirmenden Wänden des Schiffes, sondern auf dem Festlande, in Hütten in Aussicht nahm. Daß um den Südpol herum Festland liegen müsse, darüber bestand für ihn kein Zweifel. Schon die Theorie weist darauf hin; so viel mehr Land kannte man schon auf der nördlichen Halbkugel, daß man, um sich die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts der Erde zu erklären, mit Bestimmtheit darauf rechnen mußte, im äußersten Süden ein großes Land zu finden. Schon die Geographen des Altertums, Ptolemäos an der Spitze, nahmen

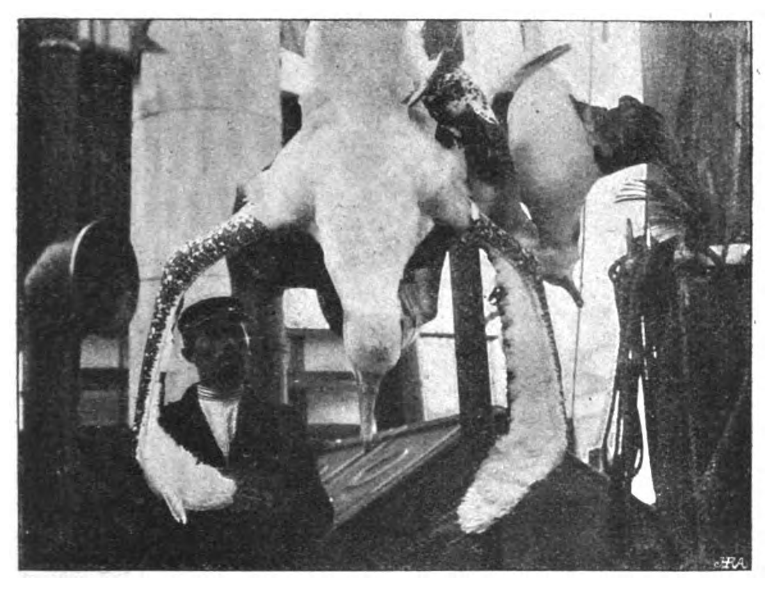
ein solches an und nannten es Terra australis. Diesen Namen hat inzwischen der fünfte Erdteil erhalten. Für den sechsten Erdteil mußte ein anderer Name gefunden werden: Borchgrevink hieß ihn Antarktica. Bereits im Jahre 1894 hat er als der Erste ihn betreten. Damals hatte er sich als einfacher Matrose auf einen norwegischen Walfischfänger anmustern lassen, dasselbe Schiff, das, aus „Kap Nord" in „Antarktik" umgetauft, später zu mehreren wissenschaftlichen Expeditionen benutzt und 1903 von der Nordenskiöldschen Expedition verloren wurde. Es gelang diesem Schiffe, das Packeis zu durchbrechen und bei Kap Adare das Südpolarland zu erreichen. —

Nicht unvorbereitet zog also demnach Borchgrevink im Jahre 1898 aus, nachdem es ihm nach Besiegung unendlicher Schwierigkeiten geglückt war, die Expedition zu Stande zu bringen, deren Durchführbarkeit in der von dem kühnen Forscher geplanten Weise stark angefochten wurde. Im August 1898 konnte er mit seinem trefflichen Schiffe, der „Southern Croß", die gefahrvolle Fahrt antreten. Das Fahrzeug war von Collin Archer in Laurvig, dem Erbauer der Fram entworfen und nicht speciell für die Expedition gebaut, sondern für den Robbenfang im nördlichen Eismeer bestimmt, wo es indeß nur einmal gewesen war. Das wackere Schiff hat aber das ihm geschenkte Vertrauen glänzend gerechtfertigt. Es erwies sich als guter Segler und widerstand siegreich den furchtbaren Eispressungen.

Am 30. December 1898 nach Passiren des 60. Breitengrades zeigte sich am Morgen Eisblink in der Luft; am nächsten Tage lief die „Southern Croß" unter 62° südl. Breite und 159° 25′ östl. Länge in das Packeis hinein, wobei die dumpfen Stöße der Eisblöcke gegen den starken Bug des Schiffes bis tief im Maschinenraum gehört und gefühlt wurden. Am Neujahrstag saß die „Southern Croß" fest im Eise, und man konnte die Hunde auf's Eis lassen, damit sie sich Bewegung machten, während die meisten Mitglieder und Mannschaften einen Ausflug auf Skis machten. Hierbei wäre Borchgrevink um ein Haar durch einen Sturz in eine Lücke verunglückt. Am 7. Januar wurde der Druck der Eismassen so stark, daß die Spanten der „Southern Croß" bedenklich knackten; am 22. wurde ihre Lage an den Balleny-Inseln, den Vorposten des Südpolarlandes, so gefährlich, daß Borchgrevink sich auf das Aeußerste vorbereitete. „Schlitten, Proviant, Alles wurde



Während der zunehmenden Eisschraubungen. (Photographie.)
Aus: Das Festland am Südpol. Von Carsten Borchgrevink. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.



Der große Albatros (Diomedea exulans). (Photographie.)
Aus: Das Festland am Südpol. Von Carsten Borchgrevink. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

zum Transport auf das Eis fertig gemacht. Jeder wußte, was er in dem Augenblick zu tun hatte, wenn der Befehl zum Verlassen des Schiffes gegeben wurde. Ruhig und gefaßt nahm Jeder seine Instruktionen entgegen, wäre aber das Schlimmste eingetroffen, so hätten wir wohl wenig Aussicht gehabt, das große südliche Polarland zu erreichen oder je die Küsten Australiens wiederzusehen. Kurz nachdem unsere Verhaltungsmaßregeln getroffen waren, krachten die Hölzer des Schiffes. Die „Southern Croß" stöhnte und wand sich, wurde in die Höhe gehoben und sank wieder zurück, zuerst war der Bug hoch in der Luft, dann stand das Achterende noch höher. Es wurde uns indessen bald klar: unser vorzüglich gebautes Schiff hob sich bei dem ungeheuren Druck, der auf seinen Rumpf wirkte" . . .

Am Abend des 17. Februar 1899 glückte es der „Southern Croß", in die Robertson-Bucht, die südwestlich von dem bis zu 1600 m emporsteigenden Kap Adare liegt, einzulaufen. Auf der niedrigen, triangulären Halbinsel, die sich westwärts vom Kap aus erstreckt, und die B. 1894 entdeckte, auf einem Lande, wo vorher kein Mensch gelebt, sollten nun die dazu auserlesenen neun Männer mit ihrem mutigen Führer ihr Hauptquartier aufschlagen. „Hier sollten wir unter Verhältnissen, die ein ungeöffnetes Buch für die Welt waren, leben oder sterben." Am 2. März, nachdem die Hunde und die letzten Proviantkisten an Land gekommen, überließ die „Southern Croß" die Pioniere der Wissenschaft ihrem Schicksal. Von der Wohnung, welche diese sich erbaut, geben unsere Bilder, die uns sowohl das Aeußere zeigen als auch einen Einblick in das traulich anmutende Innere gestatten, eine lebendige Vorstellung. Von hier aus wurden dann gefahrvolle, aber auch ergebnißreiche Schlittenfahrten unternommen. — Hochinteressant sind die Schilderungen, die Borchgrevink von dem Tierleben des Südpolargebiets, insbesondere von der Vogelwelt giebt. Es seien hier zwei besonders interessante Vertreter hervorgehoben: die Albatrosse und die Pinguine.

Den ersten Albatros (Diomedea exulans) sah Borchgrevink, als die „Southern Croß" den 27° 25′ südl. Breite erreicht hatte (5. Oktober 1898). Borchgrevink meint, daß der Albatros, der, ohne scheinbar seine gewaltigen 4 Meter-Schwingen zu rühren, blitzschnell durch die Lüfte schießt, seine Geschwindigkeit durch unbedeutende Verstellungen der Flügel erreicht, indem er geschickt seine Schwere benutzt, um, wenn er abwärts schießt, in die

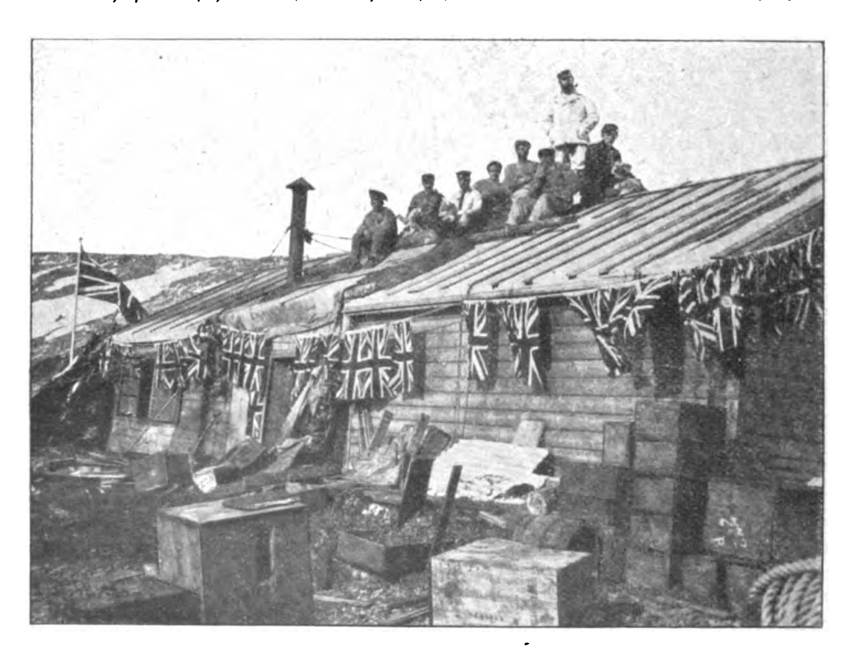
nötige Fahrt zu kommen. Dann erreicht er eine so große Schnelligkeit, daß er, wenn er sich mit der Hilfe des Windes wieder über die Wogenberge erhebt, selbst gegen einen starken Sturm vorwärts schießt. Den Wogenkamm hinauf, in's Wogental hinab geht die Fahrt auf den unbeweglich ausgestreckten Schwingen, nur wenige Zoll vom Wasserspiegel entfernt, aber auch ohne nur ein einziges Mal das Wasser mit den Spitzen der Flügel zu berühren. Der Albatros gehört zu der großen Familie der Sturmvögel — von denen auf der Reise der „Southern Croß" nicht weniger als 12 Arten beobachtet wurden —, jener eigenartigen Vögel, die auf dem Meere leben und sterben und nur zur Paar- und Brütezeit an's Land kommen.

Dieser Riese unter den Sturmvögeln, der zu den besten Fliegern gehört, sucht seine Beute unter den kleineren Tierwesen des Meeres. Aas verschmäht er gleichfalls nicht. — Die Tiere folgten oft Tage lang der „Southern Croß"; hin und wieder machten sie meilenweite Ausflüge vom Schiff, aber nur, um wieder zu ihm zurückzukehren, sie wußten nur zu gut, daß sie von Zeit zu Zeit Abfälle im Kielwasser fanden. Während man die eigentlichen Sturmvögel nördlich und südlich vom Aequator findet, ist das Geschlecht der Albatrosse hauptsächlich mit den südlichen Meeresstrichen verknüpft. Ihr eigentliches Heim ist südlich vom 30. Breitegrad S. — Unmöglich ist es nicht, daß sie manchmal auf ihren starken Schwingen um die Erde herumfliegen. Ihr Flug geht aber den Breitegraden entlang und fast niemals von Süden nach Norden.

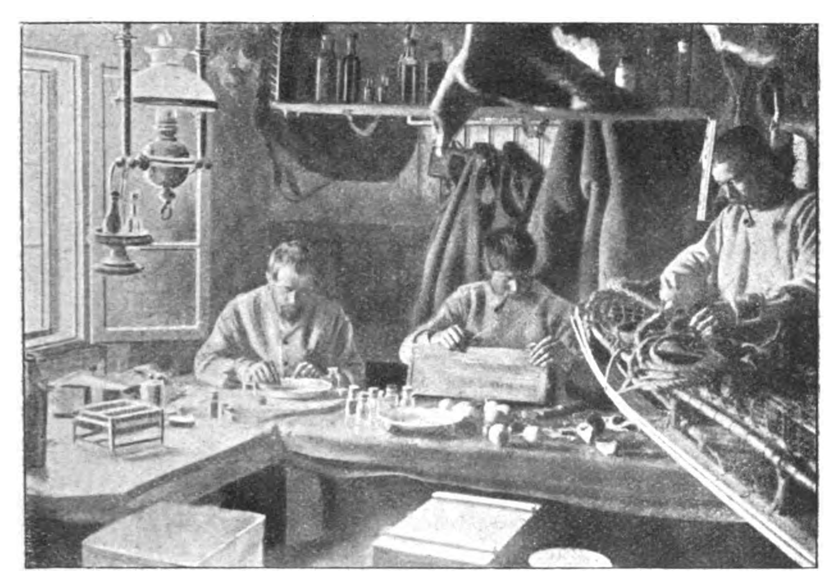
Von den Pinguinen liefert Borchgrevink folgende fesselnde und anschauliche Schilderung, die auch von dem Humor des Forschers eine Probe giebt.

„Der Frühling stand vor uns mit der Aussicht auf lichte Tage, Arbeit und Leben. Das Vogelvolk rückte heran. In unendlich langen Reihen kam es über den gefrorenen Ocean auf das Polarland zugewandert.

Als wir der Vögel vom Strande aus gewahr wurden, konnten wir nur die schwarzen Köpfe über dem Schnee auf dem weißen Hintergrunde sehen. Die ganze vordere Seite der Pinguine ist silberweiß, weiß wie der Schnee. Einer nach dem anderen gingen sie hintereinander her, und sahen wir sie von hinten, so erinnerten sie an eine Trauerprozession.



Das erste Haus auf dem Südpolarland. (Photographie.)
Aus: Das Festland am Südpol. Von Carsten Borchgrevink. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.



In der Hütte. — Vorbereitungen zur Schlittenexpedition. (Photographie.)
Aus: Das Festland am Südpol. Von Carsten Borchgrevink. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Die kurzen, rudimentären Flügel hielten sie, um das Gleichgewicht zu halten, wie Arme ausgestreckt. In ihrem Gang glichen sie den alten Matrosen, die, weil sie sich immer auf Deck bewegen, wie der Ocean rollen. Die Vögel treten mit dem ganzen Fuß auf, der dick und fleischig ist und ihnen das Aussehen giebt, als gingen sie in Galoschen.

Wir gingen hinaus und studirten ihre Reihen in höflichem Abstand. Sobald uns aber ein Pinguin in der Reihe entdeckte, verließ er den Weg und arbeitete sich, von seinen Kameraden gefolgt, vorsichtig in dem losen Schnee zu uns durch, indem er bei jedem Schritt seine Galoschen so hoch hob, daß wir sie über dem Schnee sehen konnten.

Als der Erste an uns herangekommen war, machte er Halt und wandte sich nach seinen Kameraden um. Da entstand dann sofort eine laute wissenschaftliche Auseinandersetzung. Sie hackten mit ihren Schnäbeln auf uns los, zogen an unseren Kleidern, untersuchten uns genau, und nachdem der erste Pinguin seine zoologische Ansicht über uns geäußert hatte, schritt er, von den anderen gefolgt, in einigem Abstand um uns herum, bis die Neugierde aller scheinbar befriedigt war. In der stolzen Ueberzeugung, daß sie eine neue Art von Pinguinen entdeckt hatten, setzten sie dann ihren Weg zu ihren alten Brutplätzen fort.

An manchen Stellen war das Packeis zusammengeschraubt. Große Eisblöcke schienen dem einwandernden Vogelvolk den Weg zu versperren. Die Pinguine ließen sich aber nicht beirren. Mit großer Vorsicht bestiegen sie die kleinen Eisberge und untersuchten sorgfältig den Abgrund zwischen dem Eisstück, auf dem sie standen, und dem nächsten, maßen den Abstand, hockten nieder und streckten sich mehrmals wieder aus, bis sie den Sprung wagten. Glückte dieser, so waren sie augenscheinlich außerordentlich stolz und betrachteten ihre eigene Tat mit großer Bewunderung. Sie drehten sich um, maßen scheinbar nochmals den Abstand zwischen den beiden Eisblöcken und machten sich mit doppelter Eile auf den Weg, als wollten sie die durch ihre Selbstbewunderung verlorene Zeit wieder einholen.

Und wie menschlich war ihr ganzes Gebahren! Es kam auch wohl vor, daß einem Pinguin der Sprung nicht gelang und daß er in die Tiefe stürzte. Dann wurde sein Platz in der Reihe augenblicklich von dem Nächsten ausgefüllt. Sie würdigten den Gefallenen nicht einmal eines Blickes, und dieser machte einen so beschämten, niedergeschlagenen

Eindruck und hielt sich, auch wenn er nicht zu Schaden gekommen war, lange von den Uebrigen entfernt, bis er auf Umwegen den Trupp wieder erreichte, zu dem er gehörte.

Sobald die Pinguine auf der Halbinsel bei Kap Adare angekommen waren, begannen sie ihre alten Nester einzurichten, die aus kleinen zu einem Ring zusammengelegten Steinen bestanden. Es gab sogleich viel zu tun. Die jungen Pinguine schienen am meisten beschäftigt zu sein. Sie hatten ihre Frauen zu wählen, passende Plätze für das Nest auszusuchen und kleine Steine zu sammeln.

Die Pinguine sind Monogamisten und halten ihren Ehekontrakt sehr hoch. Deshalb herrscht auch in der Hauptstadt des Polarlandes große Moralität. Doch nur auf dem erotischen Gebiet. Denn wenn ein Paar älterer Pinguine sich philosophischen Betrachtungen hingab und die Gedanken in die Ferne schweifen ließ, benutzte augenblicklich ein junger wachsamer Nachbar die Gelegenheit, um einen kleinen Stein aus dem Neste des andern zu stehlen, und die unschuldige Miene, mit der der Dieb ruhig nach seinem Nest zurückwanderte, um dieses weiter auszubauen, wirkte sehr komisch.

Die Pinguine sind eitle Vögel. Wenn einer einen Schmutzfleck auf seiner weißen Weste hat, so wird dies sofort von den anderen bemerkt, die sich dann um ihn schaaren und ihm scheinbar seine Nachlässigkeit vorwerfen. Der Unglückliche begiebt sich dann sofort an das erste beste offene Wasser und stürzt sich in voller Verzweiflung in die kalten Wogen, um sich in tadellos weißem Glanz wieder unter die anderen zu mischen."

Borchgrevink hat von seiner Reise eine Sammlung von über 1000 Photographien aus der **Terra incognita** des äußersten Südens mitgebracht. Eine reiche Auswahl davon ist nebst einigen nach Skizzen Borchgrevinks von E. Ditlevsen und Otto Sinding ausgeführten Zeichnungen sowie einigen farbigen Bildern seinem auch mit reichem Kartenmaterial ausgestatteten Werke einverleibt worden, dessen deutsche Ausgabe jetzt zu erscheinen beginnt und bis Weihnachten vollständig (im Umfang von 20 Lieferungen) vorliegen wird. Der Preis jeder Lieferung ist recht mäßig auf 60 Pfg. festgesetzt worden. Den Männern der Wissenschaft, wie den gebildeten Laien sei das bedeutende, wertvolle und fesselnde Werk auf's Wärmste empfohlen. —l—



Bibliographische Notizen.

Klassiker der Kunst in Gesammtausgaben. 1. Bd. Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Geb. M. 5.—. 2. Bd. Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Geb. M. 8.— Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Klassiker der Litteratur hat uns die Deutsche Verlags-Anstalt in überraschend billigen, handlichen und dabei gediegen ausgestatteten Volksausgaben zugänglich gemacht. Das Gleiche unternimmt sie jetzt in Bezug auf die Klassiker der Kunst, deren Reihe Raffael und Rembrandt eröffnen. Was bei diesen billigen Ausgaben im Gegensatz zu anderen kunstgeschichtlichen Monographien als das Wesentlichste hervorzuheben ist, das ist die Vollständigkeit des bildlichen

Materials, das bei einem Werke über Meister der bildenden Kunst doch die Hauptsache ist und bleiben muß. Die besten Beschreibungen, die eingehendsten kritisch-ästhetischen Würdigungen bedeutender Kunstschöpfungen dienen doch nur dazu, das Verlangen nach ihrer genießenden Betrachtung, ihrer Aufnahme durch das Auge um so lebhafter zu entfachen. Die Befriedigung dieses Verlangens, das mit der verflachenden Befriedigung einer leeren Bilderwut und Schaubegierde nicht zusammengeworfen werden darf, im ausgedehntesten Maße ist ein höchst verdienstvolles Unternehmen, von dem für die künstlerische Erziehung unseres Volkes Erfreuliches zu erwarten ist. Und nicht nur dem Laien, auch dem Fachmanne, dem Kunsthistoriker werden diese Ausgaben, die ihm das vollständige Material, die „gesammten Werke" eines Künstlers bequem vereint darbieten, als wohlfeiles Hilfsmittel willkommen sein. Denn was bis jetzt an Sammelausgaben einzelner Künstler existirte, war, wenn auch in der Reproduktion von hervorragender Qualität, doch durch die Höhe des Preises den Meisten unzugänglich und nur für wenige sehr reiche Kunstliebhaber und öffentliche Sammlungen erschwinglich. Dagegen kann man in der Ausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt den ganzen Raffael (202 Bilder) für 5.00 Mk., den Rembrandt (405 Bilder) in guten Phototypien für acht Mark, in vornehmer Ausstattung erwerben. Die biographischen Einleitungen, die durch genaue chronologische Anordnung und die sachlich notwendigen Angaben über Größe, Material und Standort der einzelnen Kunstwerke ergänzt werden, rühren von Adolf Rosenberg her. Für die folgenden Bände sind Tizian, Michelangelo, Dürer und M. v. Schwind in Aussicht genommen. —l—

Kulturbilder von den Gestaden des Mittelmeeres. Von Hannibal Graf zu Dohna (Delphicus). Leipzig, Georg Wigand.

Die in dem vorliegenden Buche enthaltenen Aufzeichnungen sind in den Jahren 1897—1902 zum größten Teil in der „Täglichen Rundschau" veröffentlicht worden und sollen jetzt gesammelt und geordnet, aber unverändert dem deutschen Leserkreise dargeboten werden. Der Verfasser nennt sie Federzeichnungen eines Dilettanten; sie bieten aber weit mehr, als man anfänglich vermutet, und lassen in dem Verfasser einen gründlichen Kenner auf dem betreffenden kulturgeschichtlichen Gebiete erkennen. Wie er im Besonderen hervorhebt, hat er sich Ferdinand Gregorovius zum Vorbilde genommen, in dessen Sinne er empfunden und geschrieben hat, auch des verstorbenen deutschen Generalkonsuls in Genua, Schneegans, gedenkt der Verfasser, dem er manche wertvolle Anregung bezgl. Siciliens verdankt.

Das Buch enthält drei Hauptkapitel: Korsikana (Juli 1895), Stabiana (Ostern 1898) und Siciliana (Januar bis März 1900). Die Kulturbilder sind nicht im Sinne eines Reisehandbuches gedacht und solchem Zwecke bestimmt; sie sollen vielmehr das zum Ausdruck bringen, was der Verfasser „mit leiblichem und geistigem Auge beim Vorbeiziehen an den Wahrzeichen gesehen hat, die die Jahrtausende an diesen ehrwürdigen Stätten zurückgelassen haben". — Im ersten Kapitel Korsikana schildert der Verfasser zunächst die Fahrt von Viareggio — einem bei Pisa gelegenen Seebade — nach Ajaccio auf Korsika. Einleitend bemerkt er, daß, „wer Italien in seiner vollen Erhabenheit genießen will, sich nicht vor einem Sommeraufenthalt scheuen solle; er wird dann erst die Flora des Südens in ihrer ganzen Pracht, die Farbentöne der Landschaft, den Zauber des Meeres und den unbeschreiblichen Glanz des Sternenhimmels auf sich wirken lassen dürfen." Weitere Schilderungen auf Korsika mit interessantem geschichtlichen Rückblick betreffen die Stadt Ajaccio, speciell das Geburtshaus Napoleons, ferner kleine Ausflüge nach den Sanguinaires und dem Golf von Valinco und schließlich die Durchquerung der Insel mit Abschluß in Bastia. — Im Kapitel Stabiana schildert der Verfasser den Aufenthalt in Castellamare di Stabia, wohin er sich von Capri aus über Sorrent begeben hatte. Unvergleichlich schön ist der Blick von Castellamare aus, und eine Fülle geschichtlicher Erinnerung erhöht den Zauber dieser paradiesischen Küsten. Ganz besonders aber bietet das letzte Kapitel Siciliana — der Besuch der Insel Sicilien — dem Verfasser reiche Gelegenheit, mit der Schilderung seiner Wanderungen auf Schritt und Tritt den Blick in die Vergangenheit schweifen zu lassen und Bilder aus der Geschichte längst vergangener Zeit vor dem geistigen Auge des Lesers in fesselnder Weise vorüberziehen zu lassen. — Das Buch gewährt eine recht interessante, anziehende Lektüre und sei hiermit bestens empfohlen. K.

Religion und Naturwissenschaft. Ein Vortrag von Kurd Laßwitz. Leipzig, Elischer Nachf. Mk. 0.60.

Wenn man für das Schwergewicht der herzerfreulichen Bedeutung einer Schrift rechnerisch verwendbare Maßeinheiten hätte,

die irgendwie im Vergleich zu der äußeren irdischen Maß- und Gewichtsbeschaffenheit zu bringen wären, wie wunderlich würde sich dann das Verhältniß der inneren Fülle und Gediegenheit dieser Leistung zu ihrem anspruchslosen Formate ausnehmen! Es ist das prächtig klare Glaubensbekenntniß einer harmonisch reifen Menschenseele, die sich durch all ihre Wissenschaft das Gefühl des Religiösen nicht verwirren läßt. Dabei handelt es sich namentlich um eine Auseinandersetzung mit Haeckels naturalistischem Monismus. Der berühmte Dichter und Philosoph stellt natürlich der wissenschaftlichen Forschung nicht das Recht in Abrede, unabhängig von den Glaubenswünschen und Ueberlieferungen zu verfahren; aber es darf sich allerdings nicht an die Resultate der gelehrten Untersuchung der Wahn anheften, die ganze Welt umschrieben zu haben. H. L.

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Von G. Witkowski. Aus Natur und Geisteswelt. 51. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner, 1904.

Der bekannte Leipziger Litteraturhistoriker Professor Dr. Georg Witkowski unternimmt es hier, die Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas, wohl sein Lieblingsgebiet, den Lesern mit Sachkenntniß und Ordnungsliebe zu schildern. Der Standpunkt der Beurteilung ist dem Bühnenwerk gegenüber nicht immer leicht zu gewinnen, und Witkowskis hie und da strenge Kritik mag zum Glück wohl einen milderen, minder hohen und darum doch vielleicht nicht weniger berechtigten Blick und Richterverstand neben sich aufkommen lassen; denn schließlich ist ja selbst dem denkbar höchsten Standpunkt am Ende auch nicht eine absolut centrale Stellung für ewig zugesichert, und die klare, ich möchte meinen: geradezu religiös erfaßte Relativität aller Dinge und Werte führt, wie ich hoffe, zum Geltenlassen auch des bescheidensten Lebens im Lichte der urgütigen Sonne, die alle Pflänzlein beleuchtet und erwärmt. H. L.

Das deutsche Volkslied. Von W. Bruinier. Aus Natur und Geisteswelt. 7. Bdch. Leipzig, B. G. Teubner, 1904.

Die „Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens“ ist ein dankenswertes Unternehmen des bekannten Teubner'schen Verlages. Das 7. Bändchen enthält eine Darstellung des deutschen Volksliedes und schildert sein Werden und Wachsen übersichtlich in fünf Abschnitten. Wenn sich auch für den Fachmann kaum etwas Neues darin finden dürfte, so soll dieser Umstand durchaus nicht als Tadel gelten. Für den Laien enthält das Werk einen reichen Schatz von Belehrung, in durchaus verständlicher Darstellung vorgetragen. Aber auch der Fachmann, z. B. als Lehrer des Deutschen in den oberen Gymnasialklassen, wird es im litteraturgeschichtlichen Unterrichte mit Nutzen verwenden und den Schülern empfehlen können. Für die Güte des Buches spricht am besten der Umstand, daß es bereits in zweiter Auflage vorliegt. H. Sch.

Jagdstreifzüge. Skizzen aus den nordwestlichen Prärien von Theodore Roosevelt. Einzig berechtigte Uebersetzung von Lise Landau. München, Albert Langen, 1904.

Es giebt eine Göttin in der antiken Mythologie, deren herbfrische Lieblichkeit noch heute den Malern als unerreichbares Ideal vorzuschweben scheint, und sie ist auch wohl niemals gestorben, die alte Zauberin Artemis-Diana, so lange die menschenbewohnte Erde sich seit ihrer Verehrung auch gedreht hat. Wie Bismarck sich Kraft und Frische aus dem Landleben und dem unmittelbaren Verkehre mit der Natur, den ja besonders auch das Jägerleben mit sich bringt, gern schöpfte, wie der Ohm Krüger im Süden Afrikas als Freund der Jagd sich leidenschaftlich hervortat, so scheint auch der große Politiker an der Spitze der Vereinigten Staaten die Verjüngungsquelle, die in solchem Dasein fließt, dankbar zu schätzen. Er zeigt sich dabei auch als ein Meister der Schilderung, und dergleichen Jägerschriftstellerei ist, wie man schon an Turgenjew und Maupassant erfuhr, etwas Köstliches. Das vorliegende Buch ist mit einem Bildniß des Präsidenten geschmückt, und die Uebersetzerin giebt ihrer vortrefflichen Leistung ein kleines Vorwort mit, in dem sie selbst den Verfasser glücklich charakterisirt. „Mit den Bergen und Flüssen der weiten Prärie ist er innig vertraut, mit ihren Tieren und Pflanzen, und mit fein empfindendem Sinn nimmt er die eigenartigen Stimmungen in sich auf, die das große Schweigen der Einsamkeit erzeugt.“ H. L.

Große Zeiten und andere Geschichten. Von Adolf Wilbrandt. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Die neue Sammlung von Erzählungen des in seiner stilvollendeten Eigenart so ungemein anziehenden und liebenswerten Dichters bringt der großen Gemeinde seiner Freunde und Verehrer wieder eine recht

liebe, schöne Gabe. Die Novelle, nach der die Sammlung den Namen trägt, „Große Zeiten“, hat den Krieg von 1870 zum historischen Hintergrunde. Trommelwirbel und Trompetenstöße unterbrechen zur rechten Zeit, wie in einer wohl durchdachten und mit kluger Kunst geschaffenen musikalischen Sinfonie, die weich und traulich instrumentirten Melodieführungen des Streichorchesters. Wilbrandt giebt die frisch belebenden Kräfte, die in den großen Zeiten besonders ihr Wesen treiben, zu spüren und zu erkennen. „Der Krieg ist ein Uebel, ein schreckliches! Ich bestreit' es nicht. Wer kann es bestreiten?“ — so beginnt er, aber der Dichter zeigt auch das Große und Tiefe, das sich in der Aufopferung des Einzelnen für das Allgemeine begeisternd gerade in solchen Tagen offenbaren kann.

Eine der schönsten Erzählungen, die Wilbrandt überhaupt geschrieben hat, scheint mir die dieser Sammlung angehörige traumhafte Novelle vom freien Kloster.

Ueber die vornehm reife Art der Erzählweise ist schon so viel Rühmliches gesagt worden, daß es überflüssig scheinen möchte, darauf zurückzukommen. Bei der Lektüre drängt sich dankbare Herzensfreude wieder und wieder auf. Es ist so schön, sich aus den Blättern eines solchen Buches liebliche und erschütternde Regungen, gleichsam Seelenarzenei aus der Hausapotheke des kundigen Poetenzauberers, beibringen zu lassen: Freude an der erhabenen Herrlichkeit der Natur in allen ihren Werken. H. L.

Novellen des Lyrikers. Von Hugo Salus. Berlin, Egon Fleischel u. Co.

„Gar leicht hat es der Lyriker — das Drama ist schon schwieriger,“ hat Paul Lindau einmal gesungen. Aber selbst die Eroberung der Novelle, der einfachen Prosa-Erzählung wird den rechten Lyriker mitunter vor eine Aufgabe stellen, deren Bewältigung ihm nicht gleich beim ersten Anlaufe voll glücken will. Wer gewohnt ist, als Singvogel im lyrischen Aether zu fliegen, wird nicht ohne Weiteres auf dem festen Boden der Prosa zu wandeln verstehen, wer rhythmisch beschwingt leicht dahinzutänzeln gewohnt ist, wird sich nicht ohne Mühe in ein geruhsames, langsames Schreiten finden. „Man ist nicht ungestraft zwanzig Jahre seines Lebens Lyriker! man skandirt nicht jahrein jahraus, jahraus jahrein seine Gefühle ohne traurige Folgen!“ bekennt Salus selbst, in der seinen ersten Prosaband eröffnenden „Novelle des Lyrikers“, welche die Nöte des als Erzähler debütirenden Verskünstlers mit geistreichem Humor darstellt. Man fühlt mitunter heraus, daß der von einer Stimmung ergriffene, von einem Eindruck angeregte, durch einen Vorgang zu einem sinnigen Gedanken geführte Erzähler einfach die Gelegenheit, ein hübsches Gedicht zu machen, umgangen und sich zur Prosa gezwungen hat. Dabei ist es denn nicht immer ohne einige Umständlichkeit, einige Ueberflüssigkeiten und lyrische Subjektivität abgegangen, wie in der Erzählung „Das Messerchen“, in welcher der Dichter plauderselig allzu weit ausholt. Aber hier wie auch anderswo, so z. B. in der von weicher Nachtstimmung erfüllten Novelle „Hände“, in der autobiographischen Skizze „Die Schwalbe“, versteht es Salus als echter Poet durch einen unscheinbaren Vorgang Gedanken- und Gefühlsreihen zu wecken, die uns bis zu den Rätseltiefen des Seelischen und den ernstesten Lebensfragen hinführen, an die der Dichter als echter Lyriker nur leise rührt, ohne uns gewaltsam in ihre aufregende Gegenwart zu versetzen. Von bestrickender Feinheit und Zartheit und dabei von einem leicht prickelnden Reiz, wie moussirender Champagner, ist „Das Register“, das in zwei, durch Mozarts „Don Juan“ wachgeküßte junge Mädchenseelen blicken läßt; bezaubernd in ihrer Sinnigkeit und Keuschheit die Plauderei „Wo kommen die kleinen Kinder her?“ die den Storch aus der Kinderstube zu verdrängen bestimmt ist, und ein frischer Humor, der in gesunder Freude am Natürlichen und einfach Menschlichen alles Gekünstelte und gesellschaftlich Geltende heiter verlacht, erquickt uns in der Studie „Seebad“, in welcher der Dichter seine eigene Bedeutung als Künstler launigem Scherze preisgiebt. Salus' bedeutendste Leistung als Erzähler scheint mir das prächtige Märchen „Der Becher der Mensane“ zu sein, mit der glänzenden Durchführung des sinnvollen Grundgedankens in einer von reichem, bewegtem Leben erfüllten Fabel, die zu dem Vorzuge runder Geschlossenheit, wirksamen Aufbaus, und packender Steigerung noch jenen Zauber besitzt, den den Werken der Erzählerkunst nur der Lyriker zu verleihen vermag. Wir dürfen nach solchem Wurf mit hohen Erwartungen den weiteren Prosaschöpfungen des Prager Poeten entgegensehen, dessen Persönlichkeit in ihrer echten Vornehmheit, sympathischen Liebenswürdigkeit und inneren Reinheit eine doppelt erfreuliche Erscheinung ist in einer Zeit, da selbst begabte Frauen — bei denen wir Männer anfragen müßten, was sich ziemt — wüste Dirnenlieder zu singen keine Scheu tragen.

O. W.

Die Priesterin. Ein Gedichtbuch von Felix Falk. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. Das Büchlein verrät die tastende, noch nicht fest zugreifende Hand eines jungen feinfühligen Poeten. „Stahlblau in grau dehnt sich der tote See von Regendünsten schwer ins träge Land: So ruht in mir verschwelt im Feuerbrand der Liebe still ein tiefes Seelenweh. Und stolz durchfurcht des Nebels Schleierkleid ein dunkles Schiff. — In schwarzen Säulen quillt der Schlote Rauch, und eine Pfeife schrillt . . . Grell schreit in mir mein graues Seelenleib." In dieser Silhouette giebt F. F. ein Bild seiner farbenreichen, schwermütigen, dichterischen Eigenart. Die Geliebte ist ihm „die Priesterin, die Vestalin, die seiner Göttin rote Gluten schürt". Aber diese Gluten erleuchten und erwärmen nicht, sie gleichen den Abendgluten, sie sind die Vorboten der Nacht. N.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Zusammengestellt von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Archaische Kulturen. Von K. Breysig. Zukunft XII. 28.
Blüthgen, Victor. Von K. T. Tielo. Neue Bahnen IV. 6.
Borchgrevink, Carsten. Von B. Mann. Nord und Süd. Juli 1904.
Briefe des Leutnant von Dalwigk aus den Jahren 1784–1807. Nord und Süd. Juli 1904.
Bücherkaufen, Das. Von H. Schmidkunz. Litt. Warte V. 6.
Demokratie, Industrielle. Von F. Imle. Zukunft XII. 23.
Essai, Der. Von A. von Gleichen-Russwurm. Litt. Echo 6, 11.
Frauenbewegung und ihre sociale Bedeutung, Die. Von H. Lange. Deutsche Monatsschrift 3, 6.
Frauenlyrik. Die deutsche F. der Gegenwart. Von H. Benzmann. Nord und Süd. Juli 1904.
Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zum Erwachen des deutschen Nationalbewusstseins. Von A. Weiss-Ulmenried. Neue Bahnen IV. 8.
Grillparzer und das deutsche Volkslied. Von E. K. Kümmel. Neue Bahnen IV. 5.
Imperialismus in England, Der. Von H. Plehn. Deutsche Monatsschrift 3, 6.
Kant, Immanuel als deutscher Pädagoge. Von H. Zimmer. Türmer VI. 6.
Kaserne, Psychologie der. Von K. Lindenberg. Zukunft XII. 22.
Kleist-Problem, Das. Von G. Minde-Pouet. Litt. Echo VI. 14.
Kritik und Rasse. Von L. Berg. Litt. Echo. VI. 14.
Kultur und Kunst. Von H. Muthesius. Deutsche Monatsschrift III. 7.
Kultur und Presse. Von P. Roland. Litt. Echo 6, 13.
Kunst und Moral. Von R. Eicken. Zeit 490/91.
Lebensprincip, Das. Von E. v. Hartmann. Deutschland 1904 20.
Liszt, Franz. Von Graf Zichy. Deutsche Revue 29, Mai.
Luther in Worms. Von A. Strindberg. Zukunft XII. 31.
Massenelend und Kulturentwicklung. Von F. Blomberger. Hochland 1. 6.
Menander im Lichte neuerer Funde. Von A. Körte. Deutsche Rundschau 30, 6.
Michelangelo und das Ende der Renaissance. Von M. Escherich. Monatsblätter für Litteratur VIII. 5.
Michelet und Deutschland. Von G. Monod. Deutche Revue 29, Mai.
Mirabeau und Lavater. Von A. Stern. Deutsche Rundschau 30, 6.
Mysticismus, Moderner. Von J. Froberger. Hochland 1, 6.
Mythologie und Völkerkunde. Von Th. Achelis. Deutschland 1904, 18.
Novelle, Von der modernen. Von A. Moeller-Bruck. Nord und Süd. Juli 1904.
Poesie der Dinge, Die. Von E. König. Zukunft XII. 22.
Preller, Friedrich. Von K. Storck. Türmer VI. 7.
Radium, Das. Von L. Graetz. Zukunft XII. 26.
Religion und Wahnsinn. Von C. M. Giessler. Deutsche Revue 29, Mai.
Runeberg, Johann Ludwig. Von W. Eigenbrodt. Türmer VI. 6.
Sanssouci und Weimar. Von F. Lienhard. Deutsche Monatsschrift 3, 6.
Schiller und der deutsche Idealismus. Von S. Rubinstein. Deutschland 1904, 20.
Schönheit und Sittlichkeit. Von G. Fuchs. Monatsblätter für Litteratur VIII. 5.
Secessionistenkunst. Von K. Scheffler. Zukunft XII. 31.
Socialpolitik in der Gesetzgebung der Kulturvölker, Die. Von G. Sydow. Türmer VI. 7.
Sonne, Die Physik der. Von A. Hagenbach. Deutsche Revue 29, Mai.
Spencer, Herbert. Von F. Tönnies. Deutsche Rundschau 1904 Heft 6.
Strafverfahren, Reform der. Von E. Sello. Zukunft XII. 29.
Thoreau in Deutschland. Von R. M. Meyer. Litt. Echo VI. 12.
Verhaeren, Emil. Von St. Zweig. Litt. Echo VI. 14.
Verlaine, Paul, als Mensch und Dichter. Von H. Wendel. Int. Litteraturber. XI. 7.
Whitmann, Walt. Von Th. Achelis. Gegenwart 65, 17.
Wolf, Hugo. Von H. Ritter. Neue Bahnen. IV. 5.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Albrecht, K., Die Insel Rügen. 7. Auflage. Mit 6 Karten. (Griebens Reiseführer. Band 65.) Berlin W., Albert Goldschmidt.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Vierter Jahrgang. Heft 2 und 3. München, Vereinigte Kunstanstalten, A. G.

Archiv für Stamm- und Wappenkunde. Monatsschrift. IV. Jahrgang. Mai 1904. Heft 11. Papiermühle b. Roda S.-A., Gebr. Vogt.

Barbey d'Aurevilly, J., Eine alte Geliebte. Deutsch von Hedda Moeller-Bruck. Erster Teil. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Berner, Franz, Die Geschichte eines Glücklichen. Von dem Verfasser von „Die Jungen von Holzgrün". Leipzig, Friedrich Schneider.

Bilz, F. E., Der Zukunftsstaat. Staatseinrichtung im Jahre 2000. Neue Weltanschauung. Leipzig, F. E. Bilz, Verlag.

Björnson, Björnstjerne. Gesammelte Erzählungen. 1. Band. Autorisirte Uebersetzung a. d. Norwegischen von Cläre Greverus Mjöen. München, Albert Langen. 1904.

Dammann, W., Der Harz. 29. Auflage. Mit 12 Karten. (Griebens Reiseführer. Band 2.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Das 1000jährige Reich Christi und seine Ankunft in diesem Jahrzehnt 1900 bis 1910. Eine katholische Prophezeiung. Cöln-L. Druck und Verlag von Benno Schmitz.

Daudet, Alphonse, Tartarin von Tarascon. Aus dem Französichen von Dr. C. G. Lohse. (Meyers Volksbücher No. 1385, 1386.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang III. Heft 8. München, Georg D. W. Callwey.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXVI. Jahrg. 9. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Dill, Lisbet, Oberleutnant Grote. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dresdner, Albert, Der Weg der Kunst. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.

Falckenberg, Dr. Rich., Gedächtnissrede auf Kant zur Feier der 100jährigen Wiederkehr des Todestages des Philosophen. Erlangen, Hof- und Univ.-Bh. von Junge & Sohn.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Siebzehnter Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erster Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Gotta'sche Buchh. Nachf.

Grillparzer, Franz, Libussa. Trauerspiel. (Meyers Volksbücher No. 1381. 1382.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Grundbuchordnung für das Deutsche Reich vom 24. März 1897. Von einem praktischen Juristen. (Meyers Volksbücher No. 1383.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Hartleben, Otto Erich, Logaubüchlein. 1. u. 2. Auflage. München, Albert Langen.

Henningsen, Agnes, Polens Töchter. Stuttgart, Axel Juncker.

Hoffnung, Julius, Bade-Orte, Heilquellen und Heilanstalten in Deutschland, Oesterreich-Ungarn u. d. Schweiz. 24. Auflage. Mit einer Karte von Deutschland. (Griebens Reiseführer. Band 17.) Berlin, W., Albert Goldschmidt.

Immanuel, Der russisch-japanische Krieg. 1. Heft. Mit 3 Kartenskizzen. Berlin, Richard Schröder.

Jooste (Pretoria), J. P., Aus der zweiten Heimat. Reisen und Eindrücke eines Buren in Deutschland. Berlin, Johanniterstrasse 6. Kommisions-Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunst-Anstalt.

Kalinowski, Walter Erdmann von, Der Krieg zwischen Russland und Japan. Berlin, Militärverlag der Liebel'schen Buchhandlung.

Kalthoff, A., Was wissen wir von Jesu? Eine Abrechnung mit Prof. D. Bousset in Göttingen. Schmargendorf-Berlin. Verlag „Renaissance" (Otto Lehmann).

Kirchbach, Wolfgang, Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen. 2. Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhandlung).

Lautensack, Heinrich, Medusa. Aus den Papieren eines Mönches. Stuttgart, Axel Juncker Verlag.

Liebmann, Otto, Immanuel Kant. Eine Gedächtnissrede. Strassburg, Karl J. Trübner. — Gedanken und Tatsachen. 2. Band. 4. Heft. Strassburg, Karl J. Trübner.

Linke, Karl Friedrich, Poesiestunden. Die deutsche Dichtung. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gust. Prior).

Lohmeyer, Julius, Künstlerfestspiele. (Meyers Volksbücher No. 1384.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Marienbad und der Nachbarkurort Königswart nebst Umgebungen. 13. Auflage. (Griebens Reiseführer. Band 42.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Marshall, Dr. W., Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben. 28., 29. 30., 31. und 32. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Mayer, Hans, Die neueren . . . Strahlungen. Mähr.-Ostrau, R. Papauschek.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Brief 2 und 3. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. — Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von John Westerblad und C. G. Morén. Brief 2 und 3. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Meyer, Dr. J. G., Die Kulturgeschichte im Lichte der Darwin'schen Lehre. (Heft 9, 10.) Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen.) Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.

Multatuli, Max Havelaar oder die Kaffeeversteigerung der Niederländischen Handelsgesellschaft. Aus dem Holländischen übersetzt von Paul Seliger. (Meyers Volksbücher No. 1375—1380.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Nahmer, Dr. Ernst von der. Vom Mittelmeer zum Pontus. Mit 20 Abbildungen und einer Karte. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1904.

Niemann, August, Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Roman. Berlin und Leipzig, W. Vobach & Co.

Nordsee-Bäder. Praktischer Wegweiser. Neue bearbeitete 11. Auflage. Mit fünf Karten. Griebens Reiseführer. Band 53. Berlin W., Albert Goldschmidt.

Ostsee-Bäder. Praktischer Wegweiser. Neue bearbeitete 11. Auflage. Mit elf Karten. Griebens Reiseführer. Band 55. Berlin W., Albert Goldschmidt.

Polenz, Wilhelm von, Erntezeit. Gedichte. Berlin, F. Fontane & Co.

Poritzky, J. E., Die da müde sind . . . / . München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Roland, Emil, Das Schicksalsbuch und andere Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Rouanet, Jean Pierre Barthélemy. Von Toulouse bis Beeskow. Berlin, F. Fontane u. Co.

Schillers sämmtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Vierter Band. Don Carlos. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard Weissenfels. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.,

Schirmeisen, Karl, Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten. Eine mythologisch-prähistorische Studie. Brünn, Carl Winiker.

Schlegel, B., Dresden und Sächsische Schweiz mit dem angrenzenden Böhmischen Mittelgebirge. (Griebens Reiseführer. Band 4.) Berlin W., Albert Goldschmidt.

Schwarzwald, Der. 13. Auflage. Mit 7 Karten. (Griebens Reiseführer. Band 36.) Berlin W., Albert Goldschmidt.

Stein der Weisen, Der. Illustrirte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 4. u. 5. Brief. 17. Jahrgang. 1904/05. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Tarnuzzer, Chr., Illustrirtes Bündner Oberland. (No. 256, 257, 258.) Europäische Wanderbilder. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der lateinischen Sprache von Gymnasial-Oberlehrer Dr. Chr. Roese. Brief 23—27 des Kurs. II. Leipzig, E. Haberland.

Vogeler, Ad., Die Sturmglocke. Trauerspiel in fünf Akten. 2. Auflage. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

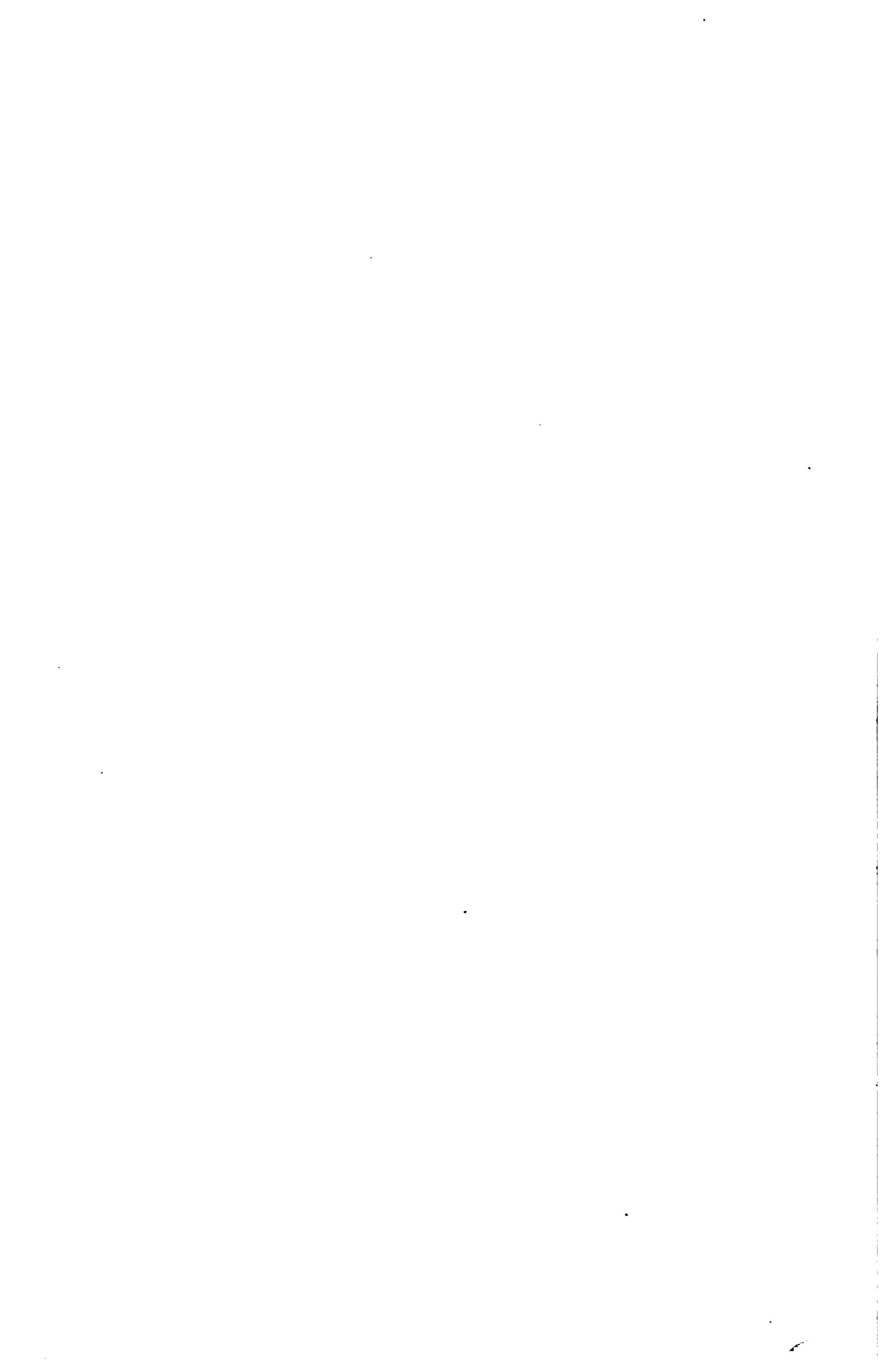
Walder, Albert, Sie müssen nicht. Ein offenes Wort aus der christlichen Gesellschaft. Zürich, Art. Institut. Orell Füssli. 1904.

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferung 56—58. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Wilde-Brevier, Carl Hagemann. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Wilde, Oskar, Das Bildniss des Mr. W. H. Lord Arthur Saviles Verbrechen. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Oskar Wilda in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Ricarda Ceconi - Huch

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

CX. Band. — August 1904. — Heft 329.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ricarda Huch.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Ricarda Ceconi-Huch

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

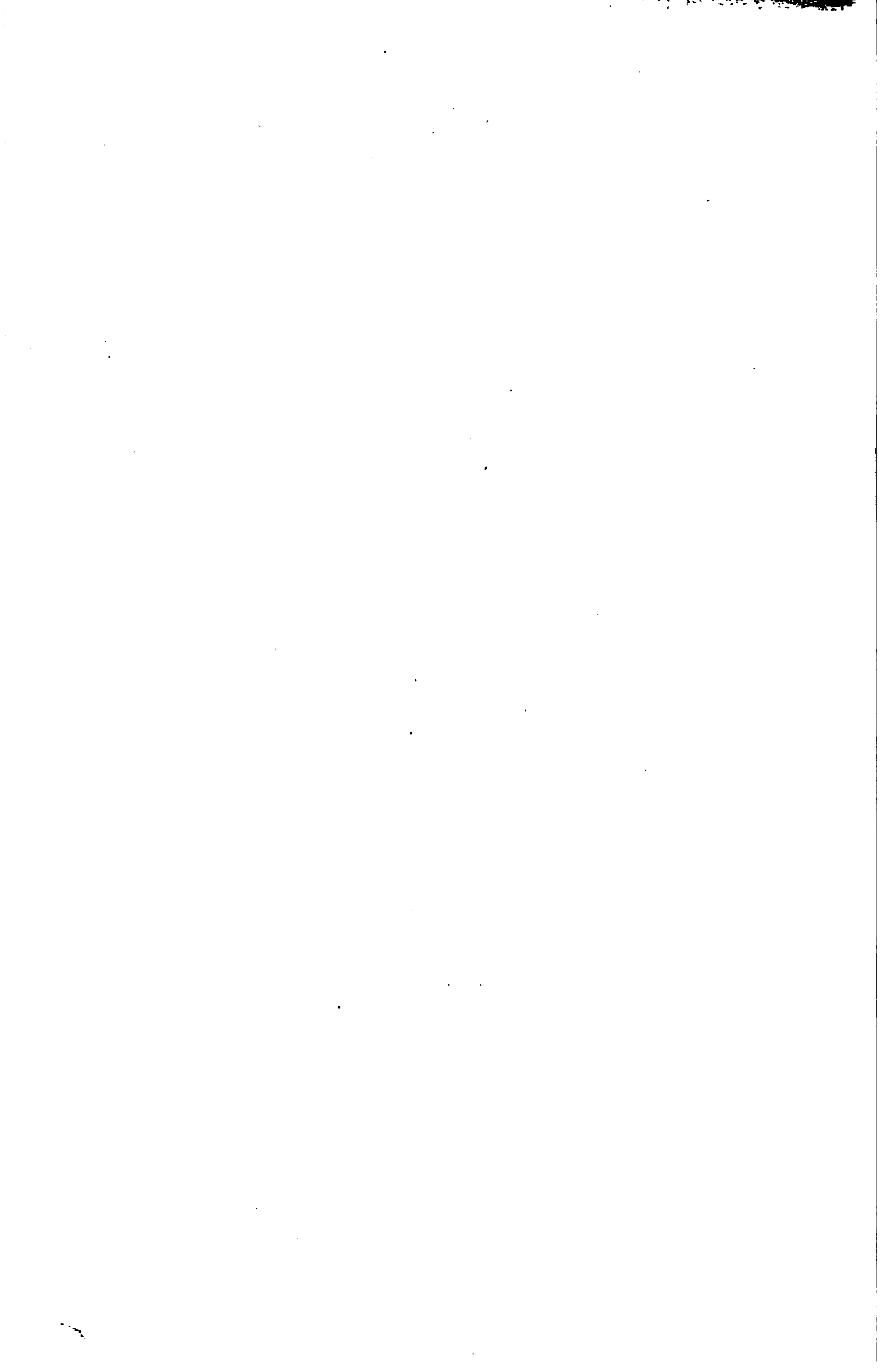
Paul Lindau.

CX. Band. — August 1904. — Heft 329.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ricarda Huch.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Sein erster Sieg.

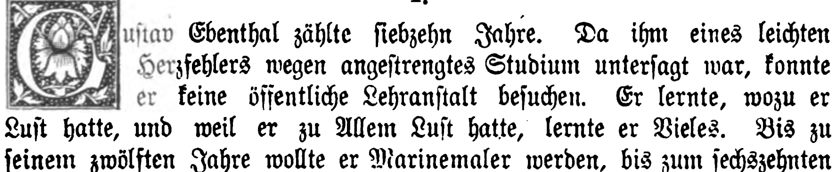
Novelle

von

Maria Stona.

— Schloß Strzebowitz (Oesterr.-Schlesien). —

I.



Gustav Ebenthal zählte siebzehn Jahre. Da ihm eines leichten Herzfehlers wegen angestrengtes Studium untersagt war, konnte er keine öffentliche Lehranstalt besuchen. Er lernte, wozu er Lust hatte, und weil er zu Allem Lust hatte, lernte er Vieles. Bis zu seinem zwölften Jahre wollte er Marinemaler werden, bis zum sechszehnten Klavierkünstler. Davon mußte er seiner Schwächlichkeit wegen abkommen. Nun entschloß er sich, es mit der Litteratur aufzunehmen.

Ein Gemisch von Kindlichkeit und Reife war ihm eigen. Wenn seine weichen, dunkelblonden Locken ihm zärtlich über die Stirn fielen, warf er sie mit der Geberde des Willens zurück. Sein Körper schien gebrechlich, sein Gang ehern. Er trat die Erde, als verachtete er sie. Sein Gesicht war krankhaft bleich; seine Augen blitzten von Gedanken. Die Stirn wölbte sich breit und hoch; das Kinn spitzte schmal sich zu. Daß er Lippen habe, hatte noch Niemand bemerkt. Sein Lachen war kurz, hervorgestoßen, schülerhaft, mit einem leichten Zug von Hochmut, seine Nase fein und schlank mit unbeweglichen Flügeln. Nur seine Hände vibrirten. Ihre Innenfläche durchfurchten kleine Linien.

Gustav hatte ein starkes Selbstbewußtsein und raste, wenn man ihn nicht ernst nehmen wollte, wenn die Verwandten seine tiefgründigen Gespräche, seinen Flug ins Hohe mit den Worten abschnitten: „Das verstehst Du nicht. Dazu bist Du zu jung." Als ob die Jahre über den Reichtum des Innern entscheiden würden! Als ob er ihnen Allen nicht um ein Menschenleben voraus wäre! Was wußten sie von ihm? Mehr als sie

hat er gegrübelt, geforscht und hinabgelauscht in die Urgründe alles Seins. Welche Heldentaten hat sein Geist vollführt, wie viele Welten zertrümmert und erbaut! Er setzte sich auseinander mit den Idealen der Menschheit. Er zerstörte das Princip der Monarchien, — für ihn gab es längst keine Könige mehr. Mit der Religion war er fertig. Alle Fesseln der Erde hatte er zerbrochen und dem Mond um die Ohren gehauen.

So spielten Katastrophen sich in ihm ab, und die bleiche Gesichtsfarbe mit den grünlichen Schatten war ihre Folge weit mehr noch als die Folge seines unregelmäßigen Herzschlags. Aber das ahnte Keiner. Keiner von Jenen, die er kannte, hatte je eine innere Katastrophe erlebt, den Zusammenbruch eines Glaubens, das Aufrichten eines neuen Gottes. Sie nahmen Alles hin, wie es war, die Formeln, die Traditionen, das ganze Leben als eine ererbte Gewohnheit.

Er verachtete die feige Bande und brannte doch vor Sehnsucht, sich vor ihr auszusprechen. Aber da war nicht Einer, der ihn hören wollte.

Er stürzte sich in Gesellschaften, um neue Menschen kennen zu lernen; er hatte einen gierigen Hunger nach Geist, nach den Ideen der Anderen, um die seinen an ihnen zu messen . . . Aber die mit ihm sprachen, hatten keine, und die welche hatten, sprachen nicht mit ihm. Für die Einen war er der Schwache, der Kränkliche, — für die Anderen der Junge, Unreife. Die Einen bemitleideten ihn; den Anderen war er unsympathisch. Wo er ernst, als Persönlichkeit genommen werden wollte, brachte man ihm bestenfalls eine lächelnde Teilnahme entgegen.

Das war sein Fluch, für krank gehalten zu werden. Und wie gesund fühlte er sich, gesünder als sie Alle, die mit dicken, von Behagen und Gedankenlosigkeit aufgefütterten Wangen um ihn saßen. Er hätte mit heißer Lust gegen ihre Dummheit zu Felde ziehen, sie niederschlagen mögen — und sie rieten ihm so freundlich ab, zu viel Thee zu trinken, und ermahnten ihn, Gemüse zu essen. Er sollte nur tun wie sie, dann würde er auch so dick und rund und rotbäckig werden wie sie.

Die Sehnsucht überkam ihn, mit großen Geistern zu sprechen, weil er fühlte, daß er sie voll verstehen konnte. Unter dem Vorwand, Autographen zu sammeln, besuchte er die berühmtesten Männer seiner nordischen Vaterstadt. Er hoffte heimlich, daß er sie interessiren werde, daß sie irgend ein bedeutendes Gespräch mit ihm anknüpfen würden. Allein die großen Geister hassen die fatalen Besuche aus dem Publikum. Der bleiche Knabe machte keinen Eindruck auf sie. Es fiel ihnen nicht ein, ihre unsterblichen Worte vor ihm auszuschütten.

Und Gustav verließ sie, auf's Neue enttäuscht.

Sein Vater, ein Bildhauer, verstand ihn garnicht, wie er meinte. Seine Brüder hatten nie so glühend empfunden wie er und begriffen ihn erst recht nicht. Aber sie liebten ihn wenigstens, und das beglückte ihn. Sein Vater liebte ihn wohl auch, allein das war zu selbstverständlich, als

daß es ihn im Besonderen hätte beglücken können. Es machte ihm gar keinen Eindruck.

Der Triumph seines Lebens war die Musik. Wenn er nicht durch seine Gedanken gereift wäre, so müßte er gereift sein an der Gewalt seines Genießens, an den Lichtströmen der Harmonien, die auf ihn niederbrannten.

Die Musik löste seine Seele auf in unzählbare Atome, deren jedes einzelne wie eine ganze Seele empfand. Sie multiplicirte sein Wesen.

In Fragen des Geistes dagegen raffte er sich zusammen; alle zerflatternden Atome strömten zueinander zurück; er koncentrirte sie zu einem einzigen Ball des Verstandes. Er verdichtete sie zu einer Keule, und mit ihr schlug er los gegen die Traditionen und Vorurteile — und blutete unter dem furchtbaren Druck, der gegen ihn selbst sich wandte bei dem ehernen Widerstand, dem er begegnete.

In der Musik war er der Nehmende, mit dem Geist wollte er geben. Durch sie genoß er; durch ihn wollte er schaffen. Was sie seinem Empfinden an Reichtum schenkte, das wandelte sich in ihm zu Gedanken.

Doch noch fand sich kein Ausgleich zwischen seinem Nehmen und seinem Geben. Er nahm eine Welt und gab dilettantenhaftes Stückwerk. Er schöpfte in einer Stunde Musik alle Reiche Walhallas auf — und er bosselte den ganzen Tag an einer Skizze oder ein paar Versen, die kaum gut genug wurden für das kleinste Provinzblatt. Den Gefühlen, die in ihm brodelten, vermochte er keine Gestaltung zu finden. Dennoch war ihm nicht bange. Sein Tag mußte kommen. Der Tag, da er die alte unzulängliche Form zertrümmerte und eine neue sich schuf in sicherem Siegesglanz.

Und er wartete und hoffte und verzweifelte indessen an der Nüchternheit des täglichen Lebens.

Wenn er des Abends aus einer Wagneroper heimkehrte, die Seele hingerissen, allem Irdischen abgewandt, unendliche Strahlenfernen durchmessend, — dann mußte er sich zum Abendbrot setzen, und Papa fing an, vernünftig mit ihm zu sprechen.

Das war ein Augenblick, in dem er am liebsten Alles hätte klein schlagen mögen, vor Allem die Köchin, die den Kalbsbraten brachte, und den Schuhmacher, der eine Rechnung abgegeben hatte, die alten Schränke und Tische, den ganzen spießbürgerlichen Hausrat rings um sich. In solchen Momenten wütete er gegen das Leben. Wollte er sich vor Papa aussprechen, dann entgegnete ihm Papa, er sei noch zu jung, um überhaupt eine eigene Ansicht zu haben, und schickte ihn zu Bett.

Wenn er dann ganz still im Dunkeln lag, liebkoste er einen Plan, der allmählich in ihm ausreifte und immer festere Form gewann. O er wollte ihnen eine Ueberraschung bereiten, den lieben Verwandten, daß sich ihnen die Haare sträuben würden vor Schrecken. Der Vater sollte Augen machen! Und erst der Pastor, der liebe scheinheilige Pastor mit der

frömmelnden Stimme. Und er jubelte, wenn er an ihrer Aller Verblüffung dachte. Im Herbst sollte die Bombe platzen, ja, im Herbst — im nächsten Herbst . . .

Aber es war noch so lange bis dahin! Und im Juli lockten die Festspiele in Bayreuth. Ach, diese Festspiele! Seit er denken konnte, sehnte er sich nach ihnen. Und seit er sich nach ihnen sehnte, hatte Papa noch jedesmal irgend einen Grund gefunden, der ihm den Besuch der Festspiele vereitelte. Diese lächerlichen Befürchtungen, sie könnten ihn zu sehr aufregen! Was schadet das ihm, das bischen musikalische Erregung. Er ist trotz seiner Heißblütigkeit gesünder als die Brüder alle. Die dürfen nach Bayreuth und verlangen sich's garnicht. Ach, wenn es ihm doch endlich erlaubt würde! Nicht einmal Geld brauchte Papa dazuzulegen. Hat er nicht im Winter Zeichenstunden gegeben und sich so viel erspart, als er zu der Reise nötig hätte? Einhundert Mark — baare, blanke einhundert Mark . . . das langte!

Und die schimmernden Goldstücke begannen einen Reigen vor ihm, der ihn hinübergaukelte in die ersehnte bayrische Ferne.

II.

Papa wollte es wieder nicht erlauben. Gustav brachte hundert Vernunftgründe vor; Papa keinen einzigen, aber er gab nicht nach. Dies eine Mal noch sollte er verzichten. Zur Belohnung durfte er dann die nächsten Festspiele in zwei Jahren besuchen. Gustav verzweifelte. Wie konnte er eine so lange Wartezeit überdauern!

Zum Trost wollte Papa ihn für einige Wochen auf ein Schloß nach Oesterreich schicken, zu Hilda. Mit Hilda korrespondirte Gustav seit einem Jahre. Er korrespondirte überhaupt viel mit Frauen und Mädchen, wenn ihre Individualität ihn interessirte. Natürlich schrieb er nur über abstrakte Dinge.

Hilda war ihm stets recht lieb gewesen, obgleich sie kaum älter war als er und ihm daher wie ein Kind erschien. Er lernte sie kennen, da sie eine Zeitlang bei seinem Vater Unterricht im Modelliren genommen hatte, kurze Zeit nach dem Tode ihres Vaters. Seither lebte sie mit ihrer Mutter bei ihrem Großvater.

Eigentlich kam es ihm wie eine unwürdige Herabsetzung vor, daß er in einem weltverlassenen Erdenwinkel in eine vergessene Provinz verbannt werden sollte, zu irgend welchen Bauern, — das waren ohne Zweifel die Menschen, die Hildas Umgebung bildeten.

Wenn es wenigstens einen Flügel dort gäbe, wollte er es sich eher gefallen lassen. Aber am Ende hatte die alte Burg gar kein neues Klavier — — — Er wußte nicht, wie er es dann trotz Hilda dort aushalten würde. —

Eines Sonntags Nachmittag erreichte er mit Mühe die abgelegene Station. Im Kursbuch kannte er sich nicht recht aus.

Hilda war nicht auf dem Bahnhof. Sie hatte einen Ausflug gemacht, so hieß es. Ihre Mutter holte ihn ab. Der Mutter war das sehr langweilig. Sie sah den blassen schmächtigen Knaben aussteigen und begrüßte ihn mit möglichster Herzlichkeit.

Den Koffer hatte er unterwegs verloren; es schien ein Wunder, daß er selbst angekommen war.

Sie schritten über eine staubige Dorfstraße dem Schlosse zu, das plump und schwerfällig zwischen grünen Bäumen sich erhob.

Vor den Fenstern glühten in dichten Büschen rote Geranienblüten. Der Eindruck des Kastells war nicht so bäuerlich ländlich, wie er es erwartet, aber auch lange nicht so herrschaftlich vornehm, wie der Papa es ihm geschildert hatte.

Ein kleines, etwa zehnjähriges Mädchen, das auch hier zu Gaste zu sein schien, führte ihn hinauf in sein Zimmer. Das verdroß ihn. Man machte gar so wenig Umstände mit ihm.

Während er den Mantel ablegte, blieb das kleine Ding da und schaute ihn an, neugierig, als wäre er ein seltenes Tier und stände in einer Menagerie.

Dann, als besänne sie sich auf etwas, lief sie zu einer Nische, zog den Vorhang bei Seite und rief in altklugem Ton: „Bitte, Herr Gustav, hier ist Ihr Waschtisch. Hier können Sie sich gleich die Hände waschen."

Das hätte er gern getan. Aber die Kleine hinderte ihn. Sie ging noch immer nicht; noch immer stand sie neugierig da und machte Miene, ihm zuzusehen, als wäre er ihr älterer Bruder. Jetzt langte sie gar nach dem Handtuch.

Da trat, ohne anzuklopfen, eine Stubenmaid herein. „Aber Else! wo bleibt Sie denn," rief sie ärgerlich. „Sie soll gleich zur Gnädigen kommen!" Und noch in der Tür sagte sie so laut, daß Gustav es hören mußte: „Das schickt sich doch garnicht, daß Sie hier sitzt!"

Nach einigen Minuten kam Gustav hinab. Das Zimmer, das er betrat, war düster. Grüne Weinranken hingen dicht über die Fenster nieder, eine dumpfe Luft herrschte in dem Raum wie in einem alten Keller. Er erwartete unwillkürlich, Tropfen an den Wänden schimmern zu sehen. Das erste, was er gewahrte, war ein großer Flügel. Gustav atmete erleichtert auf — Gott sei Dank!

Aus dem Nebenzimmer, in das eine rotbraune Sammttür, beschlagen mit gelben Nägeln, führte, trat ihm die Hausfrau entgegen.

Sie wies ihn an einen rotgedeckten Tisch.

„Trinken Sie Thee oder Kaffee?" fragte sie.

„Thee," sagte er einfach.

Sie schenkte ein und saß neben ihm, nahm von den Brötchen, die auf dem Tisch standen, und ermunterte ihn, auch davon zu essen. Ganz gewöhnliches, banales Zeug sprach sie.

„Sie sollten nicht so viel Thee trinken," meinte sie gütig, als er um die dritte Tasse bat, „Thee zehrt."

Sie war die 799., die ihm das riet. Und Alle rieten es ihm mit dem gleichen Wohlwollen. In ihm stieg der alte Groll gegen die Menschen auf.

Später gingen sie zusammen in den Garten. Frau Martha führte ihn direkt zu den Johannisbeeren, als wenn er ein Kind wäre, das man gleich naschen lassen müsse. Und so von obenhin fragte sie ihn, was er denn eigentlich werden wolle?

„Schriftsteller — vielleicht Dramatiker." Er sagte das so einfach, als ob er Schuhmacher oder Schlosser werden wollte. Sie maß ihn mit einem teilnehmenden Blick und fragte nicht weiter. Sie selbst war in ihren freien Stunden Schriftstellerin, wie es heute jede Dame von Bildung zu sein pflegt. Ihre Skizzen, Feuilletons und kleinen pädagogischen Studien wurden sogar von hervorragenden Blättern veröffentlicht. Aber das alles sagte sie ihm nicht. Er schien ihr zu unbedeutend, als daß sie mit ihm hätte davon sprechen mögen. Bald ließ sie ihn allein.

Er hatte etwas, das sie verdroß. Sie fühlte, er würde ihr mit der Zeit auf die Nerven gehen. Das Altkluge in ihm war ihr lästig, peinlich, — oder war es das Kränkliche?

„Sie sollten ein wenig Gemüse nehmen," mahnte sie beim Abendbrot, als er die Schüssel mit Spinat voll Verachtung zur Seite geschoben hatte. Er kam sich so kraftvoll vor, wenn er nur Fleisch aß. Und alle Tischgenossen fielen im Chore ein.

„Gemüse ist sehr nahrhaft," sagte eine alte Tante.

„Gemüse muß man essen. Gemüse giebt Kraft und Blut," — so sprachen Alle durcheinander. Sogar die kleine Else piepte eine Lehre.

„Ich esse nie Gemüse," erwiderte er kurz und sah auf seinen Teller.

„Ganz anders ausschauen möchten Sie, wenn Sie sich ordentlich nähren möchten!" Der Großvater konnte dem Knaben gegenüber diesen Ton sich erlauben.

Die letzte Spur von Gustavs Lippen verschwand, seine Zähne traten vor, — es war ungewiß, ob das Lächeln oder Fletschen bedeutete.

Am nächsten Tag kehrte Hilda von ihrem Ausflug zurück. Sie war von ganz erwachsenen Verehrern verwöhnt und dachte mit leichtem Gähnen an den verliebten Jüngling, der sie zu Hause erwartete. Sie begrüßten einander mehr kameradschaftlich als herzlich.

Als sie Gustav so elend sah, beschloß sie sogleich, ihm das Gemüse an- und den Thee abzugewöhnen, und da ihr das nicht gelang, erkannte sie, daß ihr Freund nicht in sie verliebt sei. Das freute sie, denn eigentlich

langweilten verliebte Leute sie stets. Doch schenkte sie Gustav trotzdem wenig Beachtung.

Ihre Mutter beachtete ihn gar nicht mehr, er war für sie im Hause untergegangen. So ward er der ideale Gast, der niemand zur Last fiel.

Nur die kleine Else folgte ihm den ganzen Tag. Sie war das Kind entfernter Stadtverwandten aus Preußisch-Schlesien, während der Ferienwochen auf's Land geschickt.

Niemand kümmerte sich um sie. Sie jedoch konnte nicht leben ohne Zärtlichkeit. Sie lief durch das Haus mit offenen Aermchen, die stets bereit waren, sich um Jemand zu schlingen, und da die großen Menschen nicht nach ihr fragten, überschüttete sie die kleinen Tiere mit ihrer Liebe. Zwei junge Kätzchen hatte sie bereits totgedrückt. Nun ließ sie alle Vierfüßler laufen und schmiegte sich an Gustav. Dem waren ihre elf Jahre ein Gräuel; für sie dagegen boten seine siebzehn eine geheimnißvolle Anziehung.

Des Morgens erwartete sie ihn beim Frühstück und wollte ihm Brötchen streichen. Wie eine Fliege umsummte sie ihn, wenn er im Garten las oder schrieb. Er erkannte nicht das zärtliche Element in der Fliege, nur das verdrießliche und scheuchte sie ärgerlich mit der Hand zurück. Da er sie aber immerhin mit mehr Freundlichkeit behandelte als ihre jungen Brüder zu Hause, war sie überzeugt, daß sie ihm angenehm sei.

„Der Gustav ist mir sehr gut,“ rühmte sie sich vor Frau Martha. „Glauben Sie mir, ich weiß, wie man ihn behandeln muß. Man muß nur liebevoll mit ihm sein. Geben Sie Acht, ich bringe ihn dazu, daß er keinen Thee trinkt und Gemüse ißt . . .!

Doch dazu brachte auch sie ihn nicht.

III.

Gustav beschäftigte sich den ganzen Tag mit sich selbst. Er sann, schrieb oder spielte Klavier in der gewölbten Stube. Die war des alten Herrn Wohnzimmer, und altväterisch standen die Möbel umher, seit Jahrzehnten an der gleichen Stelle. Den rechten Winkel zwischen Fenster und Tür füllte ein Ecktisch, der seit dreißig Jahren den Barometer trug und die Kartenpresse, links lasteten schwere Bücher auf einer braunen Tafel, Bücher, die kein Mensch mehr kannte und kein Mensch mehr ansah, so lange schon lagen sie dort, alle langweilend durch ihren nie verschobenen Anblick. Ein Sopha und drei gepolsterte Sessel gähnten um sie herum. Sie waren mit einst kirschrotem Sammt überzogen, der, jetzt bleich geworden, einen gelblichen Schimmer trug, wo das Licht auf ihm spielte.

Mitten im Zimmer unter dem Lusterhaken stand der eigentliche Familientisch, von einer zweiten roten Sammtgarnitur umgeben, auf der man nur saß, wenn Gäste zugegen waren.

Wo die Mauer die feuchtesten Flecke wies, verkümmerten Blattpflanzen

auf einem eisernen Blumentisch. Niemand sah sie je an, und doch würde es Jeder bemerkt haben, wenn sie gefehlt hätten, darum durften sie nie fehlen.

In den olivengrünen Wänden schwiegen uralte, geschnitzte Eichentüren, Kunstwerke der Gothik, und hohe in das Mauerwerk eingelassene Schränke.

Wie die gelblichweiße Decke einer Gruft spannte, weitete und neigte die Wölbung sich über das Gemach, durch dessen vergitterte Fenster kein volles Sonnenlicht drang.

An einer Längswand stand das Klavier.

Gustav hatte den buntgestickten Drehstuhl gegen einen der roten Sammtsessel mit Rückenlehne vertauscht, in dem er behaglicher saß.

So spielte er Stunden lang, den bleichen Kopf mit der breiten Stirn zurückgeworfen.

Als er eines Abends im Pianissimo der Mondscheinsonate schwelgte, stürzte Else herein, die Wacht am Rhein singend. Und sie ließ sich nicht stören.

„Ich schlag' Dich tot, wenn Du nicht aufhörst," schrie Gustav.

Darüber entzückt, fiel sie ihm um den Hals.

Seither saß sie oft ganz still in einer der verlorenen Nischen des Zimmers, wenn er spielte, und starrte nach ihm hin, mit großen, glanzvollen Augen, die seltsam alt aus dem mageren Gesichtchen hervorschauten. Einmal sang sie ihm Waldvögleins Lied aus Siegfried vor.

„Woher kennst Du das?" fragte er sie verwundert.

„Ich hab' es gehört von Papa."

„Und Du hast es Dir gemerkt?"

Sie nickte. Er schüttelte erstaunt den Kopf. Ein so gutes musikalisches Gedächtniß hatte Hilda nicht. Vergeblich versuchte er, sie mit den Motiven aus dem Ring der Nibelungen vertraut zu machen. Am nächsten Morgen schon hatte sie vergessen, was er sie des Abends mühsam gelehrt.

Ueberhaupt war Niemand musikalisch im Hause. Einzelne hörten ihm gern zu, aber ohne Musik zu verstehen. Die Meisten machten einen Bogen um das Zimmer, wenn er bei offenen Türen spielte. Er kam sich vor wie der Träger einer fremden Kultur mitten unter Barbaren.

Hilda fand eines Tages, daß er einen fesselnden Kopf habe, der sich vorzüglich zum Modellieren eignen würde, und fragte ihn, ob er ihr nicht sitzen wollte?

Die Aussicht war nicht sehr verlockend. Er erbat sich Bedenkzeit.

„Solang', bis ich die alte Bäuerin fertig hab' —" gestattete sie. — „Dann müssen Sie dran — da hilft nichts."

Jeder Gast mußte ihr sitzen.

Das Schloß trug reichliche Spuren ihrer Begabung. Die Dorfältesten

hatten, in Gyps gereinigt, dauernden Aufenthalt auf den Korridoren genommen.

Gustav hatte wiederholt zugesehen, wenn seine Freundin arbeitete, und die Modelle bedauert, die in lebensgefährlich erhöhter Stellung halbe Tage lang in eine leere Landschaft starren mußten.

Nur zu schnell war die Bäuerin vollendet. Nun nötigte Hilda Gustav auf den Marterthron und begann um ein eisernes Kreuz den Ton zu schlagen. Sie hatte die Aermel hochgestreift und trug eine lange graue Schürze. Ihre Hände tauchten mit äußerstem Wohlbehagen in eine schmutzige Lehmmasse.

„Sie haben nämlich wirklich einen feinen, interessanten Kopf," sagte sie dabei. „Massenhaft viel Haar und eine ganz dünne, spitze Nase. So was giebt's bei meinen Bauern nicht. — Ich freue mich schon auf Ihre Nasenflügel und auf Ihre Locken. Prachtvolle Studien werde ich an Ihnen machen."

Das versöhnte ihn ein wenig mit seiner trostlosen Stellung und dem Blick in's Oede.

„Wieviele Sitzungen werden denn nötig sein?" fragte er zaghaft.

„Das hängt ganz von Ihrer Aufführung ab. Wenn Sie brav sind, das heißt recht still und ruhig, sind wir in acht Tagen fertig — sonst dauert's natürlich viel länger —"

„Na, ich werde schon still sein. Lesen darf ich ja wohl —"

„Was Ihnen nicht einfällt! Das giebt's nicht. Sie müssen immer schön gradaus vor sich hinschauen."

Wieder nahm sie einen Klumpen Lehm und schlug ihn um das Kreuz. Schon erhob sich ein Torso.

„Daß Ihnen das nicht grauslich wird!" sagte er.

„Der höchste Genuß ist es mir," beteuerte sie.

Schweigend arbeitete sie weiter. Dann neigte sie sich vor und legte ihm den Zirkel an die Wange.

„Was tun Sie denn da?"

„Still halten — ich messe nur nach."

„Hören Sie, das ist ein schwaches Vergnügen. Das Ding ist ja voll Lehm . . ."

„Ton" — korrigierte sie.

„Lehm oder Ton — einerlei, jedenfalls ist es unangenehm."

„Seien Sie doch nicht so empfindlich," grollte sie. „Sie sind ärger als ein junges Mädchen."

Else störte die Weihe der Stunde. Ganz unvermutet stürzte sie in's Zimmer und zeigte mehrere Fasaneier, die sie in einer ehemals weißen Schürze trug.

„Sehen Sie nur, die hat man im Walde gefunden. Denken Sie an, es sind schon junge Tierchen drin — is nicht schad? Wie nur das

dumme Tier auf den Einfall gekommen ist, sie anzubrüten und dann wegzulaufen? 's hat ihr wohl zu lang gedauert!"

„Mach', daß Du fortkommst!" rief Gustav ärgerlich. „So unappetitliche Dinge trägt man doch nicht herum!"

„Was soll denn dabei häßlich sein?" fragte sie verwundert und zog beleidigt ab.

Doch kam sie nun öfter wieder und würzte die Stunden mit ihrem Geplauder.

Stets wollte sie irgend etwas wissen.

„Sagen Sie mal, Fräulein Hilda, Ihr alter Diener hat wohl früher die Speisen nicht so um den Tisch 'rumgetragen wie jetzt? Das tut er doch nur, weil andere Arbeiten ihm zu schwer sind, nicht wahr?" fragte sie einmal.

Hilda fand ihre Gegenwart überaus belebend.

„Nichts dankbarer, als so ein Kind zu Gast zu haben," sagte sie zu Gustav. „Es freut sich an Allem, schimpft über nichts, genirt Keinen, läßt sich überall herumschicken und bewahrt noch von seinem Ferienaufenthalt eine dankbare Erinnerung für's Leben."

Hilda schilderte Elses Ankunft und ihre ersten Worte: „Vier Kleider hab ich mit, denn Mama hat gesagt, ich müsse nett sein — und hier Mamas Schirm, und dort im Papier einen zweiten Hut, wenn wir ausfahren sollten. Aber in die gelben Schuh hab ich mir einen Oelfleck gemacht — das macht doch wohl nichts?"

Dann die erste Fahrt im Wagen.

„Darf ich mich zurücklehnen? O, wie schön ist das! In der Stadt muß man eine Menge Geld zahlen, wenn man ausfahren will. Wie Alles duftet — und die frische Luft! Und dort die Felder. — Sitzen Sie gern auf Heuhaufen? Ich bin schon mal auf einem gesessen. — Ach wie nett das Dorf ist — die weißen Häuschen! Hier riecht Kuhmilch! Aber das schadet nichts. Das soll sehr gesund sein . . ."

„Und ein guter Kern steckt in dem kleinen Ding," fuhr Hilda fort. „Großpapa hat ihr verboten, Schoten zu essen, — nun ging sie gestern mit dem Küchenmädel in's Schotenbeet und hat nicht eine für sich abgepflückt. — Denken Sie nur, Gustav, diese Selbstbeherrschung!"

„Ja, wären Sie, Hilda, deren nicht fähig? —"

„Sicherlich nicht . . ." lachte sie. „Stellen Sie nur einen Erwachsenen in's Schotenfeld, wenn er Schoten mag, — der fragt nicht lang danach, ob's der Großpapa verboten hat — der schnabulirt!"

Sie kamen sich Beide unendlich alt und überlegen vor, wenn sie so über das Kind sprachen.

IV.

Die Büste machte rasche Fortschritte, schon näherte sie sich dem toten Punkte, wie Hilda ihn nannte, von dem sie nicht weiter kam, der die Grenze ihres Könnens bedeutete.

Eines Nachmittags, als Hilda arbeitete und Gustav schweigend in die Landschaft blickte, der er nun schon einige Reize abgewonnen hatte, rief Else im Vorhaus mit gesuchter Reife: „Bitte, treten Sie nur weiter — Fräulein Hilda und Herr Gustav sind im Atelier . . .“

„Herr Gustav — wer ist denn das?“ fragte eine tiefe Stimme.

Hilda warf die Spachtel weg. „Doktor Berendt!“ rief sie erfreut.

Die Tür öffnete sich, und ein junger Mann von etwa dreißig Jahren trat ein. Sein Gesicht hatte etwas vom Schauspieler und viel vom Dichter. Es war ausdrucksvoll, bartlos, von Narben durchquert. Die Nase schien energisch herausgemeißelt, die tiefblauen Augen strahlten ein heiliges Feuer wieder.

Wie er so eintrat mit leicht vorgeneigtem Haupt, glich seine Haltung der des Mähers von Meunier.

„Herr Ebenthal — Doktor Berendt —“ stellte Hilda vor.

Berendt nickte kurz zu „Herrn Ebenthal“ hinüber, begrüßte Hilda und wandte sich ihrem Werke zu.

„Was arbeiten Sie?“

„Sie sehen —“ sagte sie lachend.

Nun blickte er gespannt näher. Er verzog keine Linie seines markanten Gesichtes und sagte nur ganz leise, als wäre es für Hilda allein bestimmt:

„Entsetzlich! — Sie haben erschreckend viel Talent . . .“

Und er musterte und verglich Gustav mit dem Lehmkopf.

„Erlauben Sie, Herr Ebenthal, daß ich Sie mit einer Rose schmücke,“ sagte Else mit der Förmlichkeit, die sie seit neuester Zeit liebte, weil sie sich in ihr ganz erwachsen vorkam.

Gustav interessirte sich mehr für Doktor Berendt, als für die Rose.

„War's nicht gut, daß ich den Herrn heraufgebracht habe?“ forschte sie leise. „Er fragte nach Fräulein Hilda, und da stellte ich mich ihm vor und sagte: Ich bin die Else Schmidt aus Görlitz und weiß, wo Fräulein Hilda ist, und kann Sie zu ihr führen. Da war er denn sehr froh . . .“

„Sie haben eine erschreckende Begabung,“ murmelte Doktor Berendt, als rängen sich die Worte nur schwer aus ihm los.

Hildas Augen leuchteten vor Vergnügen. Jetzt erst bemerkte sie, daß Doktor Berendt eine Mappe unter dem Arme trug. „Was bringen Sie?“ fragte sie neugierig.

„Ein paar Radirungen nach David Vinckboons — Sie kennen doch Vinckboons?“

Hilda verneinte.

„Wie kann man Vinckboons nicht kennen!“ entrüstete sich Doktor Berendt und vergaß, daß er selbst ihn erst ein paar Wochen kannte.

Hilda schämte sich sehr.

Doktor Berendt war Architekt in einer benachbarten Stadt. Er baute

seltsam verzierte Häuser und ging mit ungewöhnlicher Begeisterung allen Künsten nach. Seine Seele stand immer in Flammen. Der ideale Gegenstand seines Entzückens wechselte, aber sein Entzücken blieb stets das gleiche. Bald erhob er einen unbekannten Maler aus dem Schutt der Jahrhunderte, bald entdeckte er einen Dichter, dessen niemand sich entsann, oder einen Bildhauer, den Alle priesen. Er aber pries ihn dann um einer Eigenschaft willen, die noch kein Anderer an ihm entdeckt hatte. Nie sprudelte seine Frische sich müde. Nie kam er mit leeren Händen, stets brachte er Bücher oder Radirungen von jenen Meistern, für die er sich eben begeistert hatte. Jetzt breitete er die Mappe auf dem Tisch aus, nahm ein Blatt nach dem anderen zur Hand und rühmte die derbe frohe Kunst, den unvergleichlichen Geist des Niederländers.

Gustav neigte sein schmales bleiches Gesicht auch über die Blätter. „Ich finde, daß hier die Falten ganz steif gemalt sind," meinte er. Er tat sich viel zu Gute auf sein Verständniß für Malerei. Er wollte ja doch einmal Marinemaler werden.

Doktor Berendt maß ihn mit einem hoheitsvollen Blick.

„Wir hatten eine Zeit, junger Mann, da die Maler überhaupt nichts Anderes mehr malten — als Falten."

Aergerlich packte er seine Mappe zusammen. „Kommen Sie, Fräulein Hilda, wir wollen Ihre Mama aufsuchen." —

Nach dem Abendbrot saß man vor dem Hause. Die roten Geranienblüten leuchteten im Dunkel, der Mond zog hinter Wolken hervor und spiegelte sich im Wasser des Springbrunnens.

„Nun seh' ich ihn doppelt — dort oben so schön, still und klar, und hier ganz zitternd und verzerrt!" jubelte Else.

„So geht's vielen himmlischen Dingen," meinte Doktor Berendt, „wenn sie erst das Medium einer menschlichen Seele passiren."

„Was heißt das?" fragte Else neugierig.

„Das brauchst Du nicht zu wissen," sagte Frau Martha, gelangweilt von dem Kinde, mit einem begeisterten Blick auf Doktor Berendt. Welche wunderbaren Einfälle der Mann hatte.

In dieser Gesellschaft, in der Alles schwärmte, wollte Gustav nicht zurückstehen. Und da das Gespräch sich der Musik zuwandte, trat er mit Begeisterung für Wagner ein.

„Wie alt sind Sie?" fragte Doktor Berendt ihn herablassend.

„Ich werde im nächsten Winter achtzehn Jahre." Was hätte er dafür gegeben, wenn er um zehn Jahre älter gewesen wäre!

„Wie ich so jung war wie Sie, schwärmte ich auch für Wagner. Werden Sie erst älter, dann werden Sie verstehen, daß man Wagner überwinden muß. Man kann ihm nicht folgen, wie Nietzsche ihm nicht folgen konnte . . ." Und er begann Mozart zu preisen, seines tiefen Ernstes wegen.

Gustav kämpfte für seinen Genius. Dabei sprang er auf und blies seine Erregung in mächtigen Atemzügen von sich.

„Ach, das tut wohl, seine Waffen an denen eines Gegners zu messen!“ rief er zu Frau Martha.

Doktor Berendt wandte sich gleichmäßig Hilda zu. Er merkte garnicht, daß er einen Gegner hatte.

Nun stürmte Gustav an's Klavier. In der Götterdämmerung trat er für seinen Meister ein. Allmählich lockte sein Spiel Zuhörer herbei.

Das Zimmer war dunkel und empfing nur durch die geöffnete Tür einen hellen Lichtstreifen von der Lampe, die im Vorhaus brannte.

In diesen Lichtstreif warf Berendt sich auf's Sopha; bald hob er den scharfgeschnittenen Künstlerkopf empor, bald stützte er ihn schwer in die Hand.

Auf dem Lehnstuhl, der Tür gegenüber, saß der Großvater, mit halbem Blick die Vorübergehenden im Vorhaus musternd; tief in's Dunkle zog Frau Martha sich zurück, und recht weit von ihr lauschte Hilda.

Während rauschende Tonwellen den Raum durchfluteten, erklang plötzlich Kinderschluchzen aus einem Winkel.

Frau Martha erhob sich und schickte Else zu Bett.

V.

„Ach bitte, Frau Martha, seien Sie mir nicht böse, daß ich gestern Abend so weinen mußte!“ bat Else am nächsten Morgen, da sie später als gewöhnlich zum Frühstück in den Garten kam.

„Ja, weshalb warst Du denn so erregt?“

„Ach, ich habe mir so viel denken müssen, als Herr Gustav so wunderschön spielte! Erst fielen mir lauter Märchen ein und dann noch etwas — das will ich aber lieber gar nicht sagen —“

„So sag's doch! Was war es denn?“

„Ach, es ist gar zu traurig —“ Zwei schmale braune Aermchen preßten sich um Frau Marthas Hals. Leise löste sie die Fesseln und sah in's Antlitz des Kindes.

Das schmiegte jetzt den Kopf dicht an den ihren und flüsterte: „Wie es so dunkel im Zimmer war und ich durch das Fenster die Sterne sah, da schien es mir, daß sie alle sich senkten nnd niederschwebten über Gustav, bis er garnicht mehr zu sehen war — vor lauter Licht. Und da mußt' ich weinen — ach, Frau Martha, — er ist so schön — ist er nicht schön?“

„Ja — ja — gewiß. Aber nun geh' nur nnd spiele lustig im Garten. — Du bist ja ein ganz phantastisches Kind. Das ist sehr ungesund, sich solche Märchen einzubilden.“

„Ich habe auch die ganze Nacht nicht schlafen können und so wirr geträumt —“

„Wenn Du nur geträumt hast, — das beruhigt mich über Deine Schlaflosigkeit."

„Ach, Frau Martha, darf ich wohl ein paar Pflaumen für Gustav holen? Ich bring' sie ihm dann um elf Uhr, wenn er im Garten schreibt. Das hat er gern —"

„Ja — ja — geh' nur."

Bald darauf kam Gustav zum Frühstück. Frau Martha sah ihn prüfend an. Er war bleicher als sonst; das feine Geäder an den Schläfen trat stärker hervor, die Augen lagen in grünlichen Schatten. Er sah elender aus, als da er vor drei Wochen gekommen war.

Frau Martha fühlte die Verpflichtung, ihm ein paar Lehren zu geben.

„Sie gönnen sich zu wenig Ruhe — Sie sind viel zu tätig!" sagte sie mit leichtem Vorwurf.

„Ach — mir geht's vorzüglich. Ich schlafe wunderbar und fühle mich ganz gesund. Das Aussehen ist mir gleichgiltig."

„Aber Sie sind doch hier, um sich zu erholen; sie sollten spazieren gehen, im Grase liegen, träumen — statt dessen arbeiten Sie den ganzen Tag. Was schreiben Sie denn eigentlich fortwährend? Briefe?"

„Nein. — Eine kleine Geschichte."

Er dauerte sie. Offenbar quälte er sich mit irgend einer Skizze und kam nicht weiter. Vielleicht konnte sie ihm helfen. Freundinnen hatten ihr wiederholt Manuskripte zur Prüfung eingesendet. Sie vertrauten ihrem Urteil. „Wollen Sie mir Ihre Arbeit zu lesen geben?" fragte sie.

„Gern." Er sagte es ohne Ziererei.

Als sie später in ihr Zimmer trat, fand sie das Manuskript schon auf ihrem Schreibtisch. Doch um einen peinlichen Eindruck möglichst schnell zu vergessen, las sie es erst Abends, ehe sie zur Ruhe ging.

Nun tat ihr Gustav noch mehr leid. Es war gar so unbedeutend, was er schrieb. Erst gegen den Schluß erglänzte ein Wort, das sich dem Leser einprägte. Wie ein Goldkorn blitzte es auf im Staub einer endlos grauen Straße.

Sie dachte darüber nach, was sie ihm wohl am nächsten Tage sagen würde. Dann ging sie behutsam schlafen. Sein Zimmer stieß an das ihre, und nur eine Holztür und ein schwerer Teppich trennte sie von dem Knaben.

Am nächsten Morgen sah sie Gustav im Park sitzen, im Föhrenwäldchen. Dunkel und schattig war es da. Die Kiefern sahen tiefschwarz aus; das schien ganz eigen und gab ihnen viel Melancholie und Charakter und kam doch nur von dem Rauch und Ruß, der aus den Fabriken herüberwehte.

Gustav hockte vor dem beklexten Tintenzeug in seinem alten, weiten Arbeitsrock mit den viel zu langen Aermeln, der zum Herauswachsen berechnet war, — in den er aber nicht einmal hineinwuchs.

Frau Martha setzte sich zu ihm. Mit Spannung blickte er zu ihr auf.

Schon gestern Abend hatte sie diesen forschenden Blick auf ihrem Antlitz haften sehen, der jede Linie ihrer Züge studirte.

„Ich habe Ihre Erzählung gelesen,“ begann sie zögernd.

„Und wie finden Sie sie?“ fragte er freimütig, als wäre er der junge Goethe.

„Sie ist noch nicht ganz fertig, denke ich,“ erwiderte sie schonend. „Sie wollen im Anfang humoristisch sein, und ich glaube, Sie sind noch zu jung, um Humor zu haben. Der Humor ist eine gewisse Befreiung, die eine gewisse Reife voraussetzt. Ich möchte Ihnen raten, vor der Hand noch keinen Humor haben zu wollen, denn wenn man ihn sucht, läßt er sich nie finden.“

„Das stimmt,“ sagte Gustav ernsthaft.

„Die Erzählung hat aber am Schluß eine ganz gute Pointe, wie Sie den getragenen Kirchengesang schildern, der so müde herausquillt aus den Lippen, so glaubensmüde . . .“

Gustavs Wangen röteten sich.

„Das ist's ja eben! Die Heuchelei wollt' ich treffen — die Heuchelei all der Scheinheiligen. O, wenn Sie wüßten, wie ich sie hasse! Ich laufe des Sonntags oft nur in die Kirche, um mich am Anblick dieser Frömmler zu weiden, die nicht aus Ueberzeugung beten, sondern weil es sich so schickt. Wie viele sind innerlich längst losgelöst von der Kirche und gehen doch am Freitag zum Abendmahl ihrer Frau zu Liebe oder damit sie bemerkt werden. Mit scheinheiligen, würdevollen Gesichtern treten sie vor den Altar. Und wenn ich sie dann ziehen sehe, versöhnt mit Gott, all diese Betrüger und Lügner, dann könnt' ich sie erschlagen, so ein Ekel erfaßt mich vor ihnen —“

Frau Martha hörte ihm überrascht zu. Welche zornigen Gedanken hinter dieser bleichen Stirn wohnten! Er war aufgesprungen und ging erregt auf und nieder.

„Im Herzen sind sie längst keine Christen mehr, aber Keiner hat den Mut, für seinen Freisinn ehrlich einzustehen. Aus Feigheit halten sie am Christentum fest, oder um irgend welcher Vorteile willen, oder auch nur, um sich ein kirchliches Begräbniß zu sichern. Na, ich mag von der ganzen Bande nichts mehr wissen. Mein Plan ist ausgereift.“

„Was wollen Sie tun?“

„Ich trete aus der Kirche aus im Herbst. Ich erkläre mich konfessionslos. Ach — ich freue mich schon auf den Kampf mit den lieben Onkeln und Tanten, ich male mir schon mit Entzücken die Scene aus, wenn ich vor den Pastor treten werde: „Was wünschen Sie, mein liebes Kind?“ „Ich will aus dem Verband der Kirche scheiden, Herr Pfarrer . . . . .“ Das Entsetzen! Dann läßt er mir vier Wochen Bedenkzeit, und da werden sie Alle über mich herfallen, und ich lasse mich doch nicht davon abbringen, um nichts in der Welt, ich bleibe bei meiner Ueberzeugung.“

Seine Augen blitzten, als wäre ein kostbarer Krystall in ihnen zertrümmert, der funkle nun hervor in tausend Scherben. Wilde Kraft zitterte aus ihm.

„Was wird Ihr Vater zu diesem Plan sagen?“

„Ach Gott, erst wird er auch dagegen sein und schließlich nachgeben. Was bleibt ihm denn übrig? Ich mag mit all der Lüge und Schlappheit nichts mehr zu tun haben.“

„Wirklich — Sie imponiren mir beinahe!“ sagte Frau Martha.

Er atmete tief auf, wie von Stolz erfaßt.

Der Junge gäbe eine prächtige Figur für eine Novelle, sagte sie sich und beschloß, ihm von nun an mehr Beachtung zu schenken. Sie suchte schon lange Stoff zu einer größeren Arbeit.

VI.

An einem der nächsten Morgen fand Frau Martha neben ihrer Theeschale eine fremde Zeitung. Sie öffnete sie, während Gustav sie scharf beobachtete.

„Ah — ein Gedicht von Ihnen! — Ich wußte nicht, daß Sie auch Verse schreiben.“

„O ja — ich schreibe Verse! Und diese sind die ersten, die gedruckt worden sind. Seit acht Tagen habe ich das Blatt erwartet. Es erscheint in der Heimatstadt meines Vaters. Der Redakteur ist ein guter Freund von uns. Und mein Vater ist gerade jetzt dort zu Besuch! — Denken Sie nur, wie überrascht er sein wird, wenn er die Zeitung aufschlägt . . Wie wird er sich freuen!“ Sein Glück sprudelte über.

Den ganzen Tag trug er das Blatt weithin sichtbar in seiner Rocktasche.

Um ihm ein Vergnügen zu bereiten, verlangte Frau Martha es Nachmittags nochmals und las seine Verse vor. Hilda lobte sie, Else schrieb sie sich ab.

„Der Titel der Zeitung ist eigentlich auch sehr hübsch, nicht wahr?“ fragte Gustav. „Heimstädter Wochenzeitung!“ wie gut das klingt. Ich kann mich nur wahnsinnig ärgern über den Redakteur. Solche Leute haben manchmal gar keinen Feinsinn. Schneidet er mein Poem mitten durch und bringt es auf zwei Seiten. Darunter leidet die Totalwirkung ganz enorm. — Er hat auch ein zweites angenommen, aber nur zur Hälfte. Wahrscheinlich war es ihm zu lang. Ich will jetzt gleich sehen, daß ich die kleine Erzählung irgendwo unterbringe, die ich nach Ihren Ratschlägen geändert habe. Aber ich fürchte, es giebt zu wenig freisinnige Zeitungen in Deutschland. — Dann hab' ich noch eine Geschichte, die in Hamburg spielt, die will ich an die Hamburger Nachrichten schicken.“

Wie ein Taumel hatte es ihn erfaßt. Er ging nun oft in mächtiger Erregung in seiner Stube auf und ab und suchte die ersten Scenen zu

seinem ersten Drama. Inzwischen hörte er Frau Marthas Stimme, die im Nebenzimmer mit dem Stubenmädchen sprach. Aber das störte ihn nicht, im Gegenteil, das gab ihm Kraft. Ihm war es dann, als spräche sie ihm zu, als zanke sie mit ihm.

Oft grübelte er Stunden lang über ein paar Zeilen. Er konnte sich nicht genug tun an seltsamen Wortarabesken. Die Sprache erschien ihm dürr und dürftig, und er verzweifelte daran, die Fülle seines Empfindens je in ihre armseligen Formen gießen zu können. Wenn ein Bild ihm glückte, krampften sich seine Finger voll Freude in den Vorhang am Fenster und zerrten so heftig an ihm, daß sie ihn beinahe herabrissen.

Der Gedanke, daß Frau Martha lesen würde, was er schrieb, trieb ihn zu immer leidenschaftlicherem Suchen nach Schönheit.

Seine ganze Sehnsucht wandte sich ihr zu. Er wußte nicht, welche Farbe ihr Haar habe oder ihre Augen, aber er wußte, daß ihre Gedanken fest und klar waren und daß sie ihn durchblickte wie Glas.

Martha suchte Gustav nun häufiger auf und brachte die Gespräche auf seine Jugend. Es war nicht schwer, ihn zum Reden zu bringen. Er sah nicht den kalt prüfenden Blick Frau Marthas, die, während er sprach, schon einzelne Wendungen ihrer Novelle ersann, häufig auch verstohlen einen Einfall notirte, der ihr besonders gelungen schien.

Arglos enthüllte er seine Seele. Und sie betastete sie mit ihren Fingern, wie Hildas Zirkel sein Antlitz betastet hatte.

Der Zwiespalt im Herzen des Knaben ward ihr bald klar, die Ueberreife und die Unreife, die hier miteinander im Kampfe lagen, die Begabung, die im Wollen in's Ungeheuerliche wuchs und im Können ihre engste Begrenzung fand. Das war seine innere Tragödie, daß er maßlos empfand, korrekt dachte und stümperhaft producirte.

Frau Martha erkannte sie; wie der Anatom ging sie vor. Die verborgensten Fasern seiner Seele legte sie bloß und ließ sich daran nicht genügen — noch mit der Lupe prüfte sie ihre Form und Farbe.

Gustav war überglücklich, endlich einmal einen Geist gefunden zu haben, der ihn verstand, dem er, wie er meinte, seine ganze Wunderwelt offenbaren konnte. Das hatte er sich ja so lange schon gewünscht.

Frau Martha lächelte gütig, wenn er ihr mit überschwänglichen Worten dankte. Auch hörte sie jetzt oft seinem Klavierspiel zu. Die Gewalt seines Ausdrucks interessirte sie. Sie mühte sich, etwas von seinem Entzücken nachzuspüren, doch es war vergeblich. Die Musik tat ihr wohl wie der bald weiche, bald leidenschaftliche Ausdruck einer fremden Sprache, allein sie verstand nicht, was in ihr gesagt ward.

Mit Hilda mochte Gustav nun gar nichts mehr zu tun haben, sie erschien ihm völlig unbedeutend. Er war froh, daß an einem Morgen ihr Werk zusammengebrochen war. „Daran ist Ihr Haarschopf Schuld —" zürnte sie, „der hat das Uebergewicht gekriegt."

Else verdroß ihn geradezu.

Eines Tages geriet er heimlich in Zorn, als sie stürmisch Frau Martha umarmte. „Nicht so — Else!“ wehrte diese. „Du mußt leicht und zart küssen wie ein Rosenblatt — Siehst Du — so —“

„Ach, aber davon hat man nichts!“ rief Else unzufrieden. „Besonders bei Ihnen, Frau Martha, Sie haben so schöne weiche Lippen . .“

Gustav fühlte eine heiße Röte in der Stirn. Er konnte sich nicht enthalten, verweisend zu sagen: „Du lernst Französisch — weißt Du was „tais-toi —“ heißt?“

„Wird wohl heißen: halt den Schnabel!“ sagte Else resignirt und schmiegte den Kopf in Frau Marthas Schoß.

VII.

Es war der 15. August. Ein schwüler Tag folgte dem heißen Morgen. Im Klavierzimmer zeigten sich dunkle Flecken an den Wänden, im Stiegenhaus wuchsen weiße Schimmelblüten über der braunen Tapete, die die uralte Steinmauer verhüllte.

Nach langer Dürre brauchte der Großvater notwendig einen Regen; mit freudiger Zuversicht beobachtete er das Fallen des Barometers wie das Steigen der nassen Wasserzeichen.

„Heut kriegen wir ein Gewitter,“ sagte er beim Mittagessen und ließ es sich doppelt so gut munden.

Frau Martha fühlte sich ermattet, sie spürte die Gewitterschwüle in allen Nerven. In den letzten Tagen hatte sie eifrig an ihrer Novelle gearbeitet, die nun dem Ende zudrängte. Nur der Schluß machte ihr noch Sorgen, doch sie vertraute dem Zufall, der ihr irgend eine günstige Lösung bringen würde.

„Wenn ein Gewitter kommt, versammeln wir uns Alle im Klavierzimmer, weil es gewölbt ist,“ sagte Hilda zu Gustav. „Kommen Sie nur dann auch gleich hin.“

„Sind Sie denn so ängstlich —?“

„Furchtbar! Ich hatte eine dumme Kinderfrau, die mir Scheu und Angst vor allem Möglichen anerzogen hat. Die kann ich nun nicht los werden —“

„Ich habe keine Sorge um Dich,“ sagte Frau Martha. „Wenn einmal der rechte Mann kommt, wird er die Fehler der Kindsfrau wieder gut machen.“

„O jeh!“ sagte Hilda. „Bis dahin —“

Da fuhr ein dumpfes Dröhnen über den Himmel, daß die Scheiben erklirrten. Alle blickten zum Fenster. Noch standen die Bäume reglos, als hielten sie schauernd den Atem an. Mit einem Male erfaßte die

grünen Blätter eine helle Unruhe, rieselndes Rauschen ertönte, das Schieferdach der alten Fabrik glänzte auf, wie wenn eine Hand mit einem nassen Tuch darüber hingewischt hätte.

„Es regnet!“ rief der Großvater aufatmend.

Das Zimmer verdunkelte sich. Immer lauter klang das Rauschen und Brausen. Schon hörte man, wie im Schloßhof das Wasser die Dachrinnen überflutete und in plätschernden Bächen niederstürzte. Mit jäher Gewalt zauste der Sturm die Bäume, daß ihre Wipfel sich ächzend bogen; gelbe Blitze durchzuckten die grauen Wolken, und immer rascher und polternder folgte ihnen der Donner.

Die Tischgenossen standen längst im Klavierzimmer und schauten durch die vergitterten Fenster. Ueber die Wege ergossen sich Ströme, aus denen Milliarden Tropfen emporzusprühen schienen. Die Geranienblüten ballten sich glanzlos zusammen, die Rosen starben; nur die Enten im Hofe reckten erfreut die Flügel.

Da durchschnellte die Dunkelheit ein jäher Blitz, — ein erschütternder Donnerschlag schmetterte ihn zu Boden. Frau Martha fuhr zusammen.

„Jetzt hat's eingeschlagen, sagte der Großvater ruhig. Else schmiegte sich zitternd an Hilda.

Gustav sah Frau Martha an, die mit stiller Spannung hinausblickte.

Aus dem Stall liefen drei Mägde in kurzen Röcken mit bloßen Füßen und starrten in die Luft. Ein Mann kam eilig über den Hof und rief ihnen etwas zu. Sie hoben die Arme empor und sprangen in den Stall zurück. Bald stürzten aus allen Hoftüren Männer und Weiber; Rufe hallten herüber.

Großvater öffnete das Fenster und fragte: „Wo brennt's?“ Er kannte seine Leute. — Nur wenn es brannte, liefen sie so sinnlos durcheinander.

„Beim Martinek hat's eingeschlagen. Das Dach steht in Flammen.“

Schon sah man eine schwärzliche Rauchsäule aufsteigen. Das Gewitter war mit einem Male verstummt, als wäre es über seine Wirkung erschrocken.

Einzelne Männer mit blanken Helmen liefen dem Dorfe zu.

„Jetzt werden sie wieder den Schlüssel zur Feuerspritze verlegt haben,“ meinte der Großvater prophetisch. „Das ist immer so.“

„Können wir nicht helfen gehen?“ fragte Else.

„Hoffentlich macht das Feuer keinen großen Schaden. Wenn nur die Leute versichert wären,“ sagte Frau Martha.

Gustav stahl sich fort. Er wollte auf den Brandplatz eilen. Als er aus dem Haustor trat, in seinen langen Mantel gehüllt, sah er vom Bahnhof herauf über die Pfützen Doktor Berendt kommen, den häufigen Gast, dessen Anwesenheit ihn stets mit heimlichem Aerger erfüllte. Nun würde

seine Abwesenheit erst recht niemand bemerken, sagte sich Gustav und schritt rasch dem Dorfe zu.

Der Sturm war erloschen, kein Regentropfen fiel vom Himmel, nur von den Bäumen glitten unzählige Perlen nieder. Ueber die Dorfstraße rannten die Leute dem Ringplatz zu, von dem wüstes Lärmen herüberscholl.

Ein Bauernhaus stand in Flammen. Wie brennende Lunten flogen Strohfetzen seiner Bedachung in die Luft und senkten sich in Gärten und auf die Dächer der Nachbarhäuser nieder, aus denen Weiber schreiend dürftigen Hausrat hervorzogen, Betten, Schränke, Truhen und Kleider.

Männer eilten unter lauten Rufen durcheinander. Gustav verstand nicht die böhmischen Laute und fragte einen deutschen Bahnbeamten, der ruhig zusah, was sie bedeuteten.

„Die Leute können nicht in's Spritzenhaus hinein. Der Schlüssel sollte beim Gemeindevorsteher sein, aber der hat ihn nicht, auch nicht der Schullehrer. Die Einen wollen das Schloß sprengen, die Anderen sind dagegen."

Jetzt bildete sich eine dichte Gruppe auf der Straße; unter dumpfem Gemurmel schien sie sich um irgend einen Gegenstand zu drängen. Gustav näherte sich und sah ein altes Weib mit einem verzückten Zug im Antlitz in langen dürren Armen ein Bild hochheben.

„Hat sie das aus dem Hause gerettet?" fragte er den Deutschen, der sich ihm angeschlossen hatte.

„Ach nein! Das ist das Bild des heiligen Florian, das hält sie den Flammen entgegen, damit der Heilige das Feuer banne und lösche. Dazu spricht sie laute Gebete."

Jetzt zogen die Männer die Feuerspritze herbei und gingen in Verwirrung daran, die Schläuche ineinander zu schrauben.

Gustav erfaßte grenzenloses Mitleid mit ihrer Hilflosigkeit.

„Kommen Sie, wir wollen ihnen helfen," rief er dem Deutschen zu. Der aber schüttelte den Kopf und steckte die Hände in die Tasche.

„Wozu? Sie danken's uns doch nicht!"

Empört ließ Gustav ihn stehen und stürzte sich mit doppelter Kraft in die ihm völlig fremde Rettungsarbeit. Er zog Schrauben fest, legte Leitern an, klomm selbst auf einer empor und suchte mit eisernen Haken das Stroh herabzureißen, das die Flammen noch nicht erfaßt hatten.

Sein Mut wuchs mit der Gefahr. Ihm war, als durchpulste ihn tausendfaches Leben. Das Lärmen und Tosen, die Hilfeschreie der Weiber, die Glut der Flammen erwärmte ihn und erfüllte ihn mit einem neuen Rausch.

Jetzt schwang er sich von der obersten Sprosse der Leiter auf eine Mauer und schlug mit dem Beil in einen brennenden Balken, um ihn vom Gesimse loszutrennen. Vor dem weißen Qualm, der sich ihm aus der Tiefe entgegenwälzte, bog er den Kopf zurück. Da hörte er durch das Toben der

Menge deutlich seinen Namen „Gustav — Gustav!“ Er blickte auf die Straße hinab. Dort sah er Martha und Hilda mit angstvollen Gesichtern und neben ihnen Doktor Berendt, der unablässig seinen Namen rief. „Wollen Sie gleich hinabkommen! Sofort!“

Mit einem peinlichen Empfinden, fast mit Schamgefühl gehorchte er dem Ruf.

„Um Gottes willen — Gustav — ich bin in Todesangst um Sie! Was fällt Ihnen ein, sich solchen Gefahren auszusetzen!“ rief Frau Martha.

„Ich habe mich nach Ihnen heiser rufen müssen,“ sagte Doktor Berendt ärgerlich. „Bleiben Sie nur hübsch bei uns. Sie sind noch viel zu jung für Heldentaten!“

Gustav schnürte es die Kehle zu. Er brachte nichts heraus als: „Ich war nicht unvorsichtig.“

„Das zu beurteilen sind Sie in der allgemeinen Verwirrung garnicht fähig,“ entgegnete Doktor Berendt.

„Wie haben Sie mich erschreckt!“ Martha sah ihn vorwurfsvoll an. Sie ließ ihn nicht mehr von ihrer Seite. Was hätte er darum gegeben, vor ihren Augen irgend eine ungeheuerliche Tat vollführen zu können, ein Kind zu retten oder einen kranken Greis auf seinen Schultern aus den Flammen zu tragen. Statt dessen mußte er artig neben ihr stehen und die Erläuterungen Doktor Berendts hören.

„Welche glänzenden Lichteffekte das alte dürftige Haus bietet,“ rief dieser entzückt. „In seinem ganzen armseligen Leben war es nicht so schön wie in den Augenblicken seines Todes. Sehen Sie, wie prachtvoll sich die schweren durchglühten Balken vom grauen Himmel abheben, wie die Flammen noch gierig an ihnen hinzüngeln und doch schon müde werden und sich ganz still hinlegen und sterben. Und dort haben andere wieder ein Stück Stroh erfaßt, hei — wie das lustig emportollt in die Lüfte! — Ach, Flamme sein — Flamme sein — und so sich ausleben dürfen!“

„Auf einem alten Dorfdach — das wäre Ihr geringstes Vergnügen,“ meinte Hilda trocken.

Ein strafender Blick der Mutter traf sie.

Inzwischen drängte sich unter mystischem Gemurmel die Gruppe der Gläubigen mit dem Bild bald hierhin, bald dorthin, wo noch ein letztes Flämmchen züngelte, und ließ den Heiligen auf diese Weise zum Herrn des Feuers werden.

„Entzückend, dieser Volksglaube,“ sagte Doktor Berendt. „Giebt es etwas Wundervolleres als diese Einfalt unverdorbener Herzen?“

Als jede Gefahr beseitigt schien, wandten die Zuseher sich dem Heimweg zu.

Vor dem Schlosse stand der Großvater im braunen Radmantel, den lichten Burenhut auf dem Kopfe. „Nichts zu sehen bei so einem Brand im Dorfe, nicht wahr?“

„Eine Fülle neuer Eindrücke!“ rief Doktor Berendt, und seine blauen Dichteraugen flammten.

„Ich durft' nicht mitgehen,“ jammerte Else. „Großpapa hat's nicht geduldet . . . Und — jetzt regnet es wieder!“ Rasch öffnete sie den Schirm und hielt ihn, auf den Fußspitzen stehend, behutsam über den Großpapa.

„Ein niedliches Bild —“ sagte Gustav zu Martha.

„Ja — für die Gartenlaube!“ meinte Doktor Berendt kurz.

VIII.

Fünf Wochen waren seit Gustavs Ankunft verflossen. Frau Martha hatte ihre Novelle vollendet. Der Brand im Dorfe gab ihr eine glänzende Schlußkatastrophe. Nun kühlte ihr Interesse für Gustav sich ab, da sein Wesen ihr keine Rätsel mehr bot, und er versank wieder für sie in die unbedeutende Alltäglichkeit, aus der er eine Weile hervorgeschimmert war.

Bald sprach sie nur dann mit ihm, wenn niemand Anderer zugegen war. Kam ein Gast, so hörte sie auf, ihn zu bemerken.

Gustav litt unter ihrer Gleichgiltigkeit; er zerbrach sich den Kopf darüber, was sie wohl gegen ihn haben mochte, und ahnte nicht, daß sie nur einfach nichts mehr für ihn hatte.

Da erhielt er einen Brief seines Vaters, der ihn zurückrief. Als er beim Mittagtisch davon sprach, am nächsten Tage abzureisen, versuchte Niemand, ihn zurückzuhalten. Nur Elses Augen hefteten sich angstvoll wie in plötzlichem Schrecken auf sein Antlitz. Frau Martha fragte blos: „Also wirklich — morgen wollen Sie uns verlassen?“ Das klang höflich, aber kühl; die Anderen nahmen seine Reise wie etwas Selbstverständliches hin.

Als merkte Frau Martha seine verzweifelte Verstimmung, sprach sie ihn nach Tisch wieder einmal freundlich an und forderte ihn auf, sie in den Garten zu begleiten.

Ueber krause Wege schritten sie bis zu der alten Linde hin. Dort herrschte nicht mehr die glatte Ordnung wie vor dem Schlosse, eine grüne Wildniß wucherte üppig empor. Haselbüsche und Obstbäume drängten sich ineinander, Hopfen und Winde umgitterten das Beerengesträuch. Zwischen breitspurigen Nesseln lugte hier und dort eine braune Erdscholle hervor. Die schmalen Pfade bedeckte ein Mantel von grünen Gräsern.

Frau Martha pflückte Himbeeren und schob sie zwischen die Lippen.

„Warum essen Sie denn nicht auch, Gustav?“ fragte sie.

„Danke,“ sagte er, „ich liebe nicht Obst.“

„Was der Jüngling Alles ‚nicht liebt‘!“ dachte sie ärgerlich. Es steckte doch zuviel Unreifes in ihm. Wie der hellgrüne Apfel erschien er ihr, der krank vor ihr auf dem Baume hing, zum Greifen nahe. Je eher er herabfiel, um so besser — um so mehr Kraft ließ er den gesunden.

Sie erschrak vor dem kalten grausamen Gedanken. Freundlich reichte

sie Gustav einige Beeren, als wollte sie vor sich selbst gut machen, was sie soeben an ihm verschuldet. So versuchen Sie doch wenigstens . . ."

„Gnädigste Frau — findet man Sie endlich!" rief eine dunkle Männerstimme vom Rosenhügel herüber.

„Ach — Doktor Berendt! Famos, daß sie kommen . . . haben Sie Hilda schon gesehen?"

„Noch nicht — — man sagte mir, das Fräulein sei auch im Garten."

„Ich glaube, sie pflückt Epheu und allerlei Ranken für ihre Vasen. Sie sehen, ich bin praktischer — ich esse!"

„Da sind ja auch Sie, junger Mann," sagte Berendt, Gustav erst jetzt bemerkend. „Guten Tag."

„Guten Tag," erwiderte Gustav mit gleichem nickenden Neigen des Kopfes.

„Ich habe Ihnen heute Gravüren von einem jungen Spanier mitgebracht, gnädige Frau, — Sie werden staunen!"

„Haben Sie über Ihren Niederländer den Artikel schon geschrieben, den Sie mir neulich auseinandersetzten?"

„Noch nicht — aber er wird in den nächsten Tagen fertig."

„Sie sind wirklich unverbesserlich! Sie kommen nie über Ihre Vorsätze hinaus!"

„Darum verbrauche ich mich auch nicht wie die Anderen, gnädige Frau. Sehen Sie' die jungen Schriftsteller in meinen Jahren an — wie fertig die Alle sind. Ich habe noch nicht einmal angefangen — das ist mein ungeheurer Vorteil — begreifen Sie das doch nur! Ich nütze mich nicht ab. In mir sprudeln unerschöpfliche Kräfte . . ."

Sie schritten plaudernd der Wiese zu. Gustav hatten Beide vergessen.

Er blieb zurück und sah ihnen nach. Seine Oberlippe schob sich empor, ein zischender Laut entfuhr ihm. Er riß eine Himbeerranke aus dem Boden und schlug sausend mit ihr durch die Luft. Da wandte Frau Martha den Kopf und rief nach ihm.

„So kommen Sie doch mit uns!" In ihrem Auge lächelte noch das Lachen, das irgend eine Bemerkung Doktor Berendts hervorgerufen haben mochte.

Sie ließen sich auf einer Bank nieder. Vor ihnen breitete sich die Wiese, einen abfallenden Hügelrand bildend. Dichtes Gebüsch verbarg die Mauer, die den Garten abschloß, so daß der Blick ungehemmt hinglitt über den schimmernden Fluß in grüne Fernen. Die schmale Linie eines Eisenbahndammes durchquerte das Bild. Eben fuhr ein Zug vorbei, eine zierliche Kette, die sich mit feinem Rasseln in die Weite wand.

„Ein Gast hat mich einmal über die ländliche Einsamkeit hinweg trösten wollen, indem er mir sagte: „Gnädige haben doch so viel Zerstreuung durch die Eisenbahn, die hier vorüberfährt," erzählte Martha heiter.

„Es giebt unglaubliche Idioten," murmelte Berendt.

Eine Pause entstand.

„Nun lassen Sie uns ein bischen schweigen. Es ist so lächerlich, das Schweigen in Gesellschaft ewig vermeiden zu wollen, als ob es unhöflich wäre. Ich finde, wir zeichnen Jemand aus, wenn wir in seiner Gegenwart gleichsam ruhen. Wir lassen ihn teilnehmen an unseren Gedanken. Schweigen bedeutet nur bei primitiven Naturen Leere; bei intelligenten bedeutet es Ueberfülle."

So sprach sie nie, wenn sie mit ihm war, sagte sich Gustav. Die bloße Gegenwart Doktor Berendts gab ihr Einfälle. Ihn zeichnete sie nicht einmal durch ihr Schweigen aus.

Sprunghaft glitten ihre Gedanken von Einem zum Andern.

Sie wandte sich an Gustav. „Ich bin begierig, ob Sie im Herbst Ihren großen Plan ausführen werden.

„Welchen großen Plan haben Sie?" fragte Doktor Berendt und sah ihn mit leichter Geringschätzung an.

Nun kam der Augenblick, in dem er Doktor Berendt beweisen konnte, daß auch er ein Mann war, daß er als Mann dachte und fühlte und die Konsequenzen seines Denkens zog wie jeder Andere.

Fast wegwerfend, als handle es sich um etwas Bedeutungsloses, sagte er:

„Ich will aus der protestantischen Kirche austreten —"

„Und katholisch werden?"

„Nein, konfessionslos."

„Wirklich? Glauben Sie, daß dadurch die Pfeiler der Kirche in's Schwanken geraten werden?"

„Nein, aber wenn jeder Freisinnige so täte wie ich, dann würden sie in's Schwanken geraten."

„Und gesetzt, das träfe zu. Es gäbe mit einem Male eine Menge Konfessionsloser. Was würde damit erreicht? Die Konfessionslosigkeit ist nur eine neue Form für einen neuen Glauben. So wie es kein absolutes Nichts giebt, so giebt es auch keine absolute Konfessionslosigkeit."

Doktor Berendt unterbrach sich, selbst überrascht durch seinen Geist, dann fuhr er fort:

„Ihnen handelt es sich vermutlich um ganz etwas Anderes als um eine individuelle Aeußerung Ihrer Kraft. Sie wollen wahrscheinlich den Pastor ärgern und Ihre Verwandten. Sie freuen sich auf das Aufsehen, das die mutige Tat in der ganzen Stadt erregen wird. Wenn ich der Pfarrer wäre, und Sie kämen zu mir, würde ich Ihnen sagen: „Tun Sie, was Sie wollen, mein Junge, wenn es Ihre Ueberzeugung ist." Und Sie würden erschrocken sich plötzlich um alle Wirkung gebracht sehen —"

Gustavs Lippen bebten.

„Sie sind noch zu jung, lieber Freund. Mit siebzehn Jahren haben



Viele von uns diese weltbewegenden Gedanken im Kopfe und möchten allen Lügen die Kleider herabreißen. — Später erkennen sie, daß die Nacktheit noch gräßlicher wäre."

Gustav hätte ihm entgegenrufen mögen, daß Alles falsch und feig war, was er sagte, daß es die Bequemlichkeitstheorie jener sei, die nachgegeben haben. Doch in seiner heftigen Erbitterung fand er keine Worte. Wieder überkam ihn das Gefühl, daß die Sprache ihm nicht genügte, wenn sein heißestes, glühendstes Empfinden nach Ausdruck rang.

Und er blickte beschwörend auf Martha. Sie mußte etwas sagen, das ihn schützte, konnte ihn nicht preisgeben an den Andern. Sie allein wußte, wie ehrlich er es meinte, wie heilig ihm sein Entschluß war. Hatte sie ihn nicht ausgeholt über seine heimlichsten Gedanken und hatte er ihr nicht Alles gestanden, damals, als sie noch jedes Wort zu fesseln schien, das er sprach! Kein Zweifel, in der nächsten Sekunde würde sie für ihn eintreten.

Seine grünschillernden Augen bohrten sich in die ihren. Da stand sie auf und sagte gelangweilt: „Ach, lassen wir doch die abstrakten Gespräche. — Kommen Sie, Doktor Berendt, Sie sollen uns jetzt Ihren Spanier zeigen!"

Gustav war es, als hätte seine Seele einen Streich empfangen, nicht von Doktor Berendt, sondern von der Frau, die ihn verriet — an den Anderen verriet, der witziger und welterfahrener war als er. — Das also war das Weib —

Verächtlich kräuselten sich seine Lippen, stolz raffte er seine Kraft zusammen. Seine Augen maßen ihre Gestalt; er gewahrte zum ersten Mal, wie schön sie war, wie hoch und schlank ihr Wuchs, wie glänzend schwarz ihr Haar.

Nun folgte er ihr, da sie mit Berendt hinging. Nun fing sie an, ihn zu unterhalten. Er übte Kritik an jedem ihrer Worte. Er lächelte über sie, und doch hätte er sie an sich reißen mögen.

IX.

Das Abendbrot wurde heute vor dem Schloß eingenommen. So liebte es der Großvater. Er saß dann behaglich da und sah all die jungen Gesichter rings um sich deutlicher als im Zimmer, die Speisen farbenfrischer und hörte die Laute aus dem Meierhof herüberschallen.

Gustav kam später als alle Anderen. Sein Platz war neben Else.

„Ach — ist es nicht nett, daß wir immer zusammensitzen?" fragte sie ihn beglückt.

„Ob es nicht nett ist, daß wir zusammensitzen," wiederholte sie mit seitwärts gehobenem Kopfe und griff nach seiner Hand. Er beachtete sie nicht, er sah nur zu Martha hinüber, die aber blickte auf Doktor Berendt, der mit Hilda sprach.

Aufmerksamer denn je folgte Gustav jeder Bewegung Marthas. Wie klangvoll sie lachte, wie ihre Stimme sich hob und senkte! Ihre Hände waren weiß und leicht, und ihr Arm schien schwer. Wahrhaftig, es war unterhaltender, den Offenbarungen ihrer konkreten Form nachzuspüren, wie den Geheimnissen ihres abstrakten Wesens zu lauschen. Sie zählte mehr denn doppelt so viele Jahre als er, und doch fühlte er sich alt neben ihr. Wie unfertig und unreif schien sie in Allem, was sie sagte, dazu verdammt, nie zu reifen. Ihre Teilnahme wandte sich heute diesem, morgen jenem zu. Und Hilda würde werden wie sie, und Else wie Hilda. War das der bedeutungsvollste Zug am Weibe, daß es nie sich vollendete?

Nach Tisch stürmte er hinauf in sein Zimmer. Auf und ab schritt er durch die herabfallende Dunkelheit, den Kopf in die Linke gepreßt, den Ellbogen mit der rechten stützend. Nichts mehr wissen wollte er von der ganzen Gesellschaft dort unten. Ekel und Widerwillen schüttelten ihn vor ihrer Lüge. Ihm war, als hätte er sie Alle durchschaut und überwunden. Sie sprachen anders, als sie waren, sie rühmten ihre Verbrechen, um sie leichter begehen zu können. Ueberall trat ihm ihre Unzulänglichkeit entgegen. Zwei Menschen nur hoben sich mit reinen Zügen aus all der Halbheit empor: das Kind und der Greis.

Frau Martha hatte ihm die Augen über sein Leben geöffnet — o ja — aber auch über sie selbst und die Anderen alle. War er ihnen mehr gewesen, als ein Gegenstand für ihre kalten Studien? Er krankte an dem Zwiespalt, den er erkannte, — sie krankten an keinem Zwiespalt, weil ihnen die Erkenntniß ihrer Schwächen fehlte. Nicht besser als seine hausbackenen Verwandten waren diese Künstlerseelen, so satt, so zufrieden wie jene.

Ganz recht war es ihm, daß er morgen abreisen sollte. Was wollte er noch hier?

Müde setzte er sich an den Schreibtisch, der zwischen das Fenster und die Tür sich schob, die zu Frau Marthas Zimmer führte.

Seine Manuskripte warf er bei Seite. Frau Martha hatte sie korrigirt — nun ja, sie waren ja auch so nichtig und wertlos wie sie. Sonderbar — wie mit einem Male ihm Alles erbärmlich erschien, woran sein Glaube noch am gestrigen Tage gehangen hatte.

Kinderpossen waren seine Verse und Aufsätze, und Kinderpossen trieb Frau Martha mit ihm, als sie sie ernsthaft las. Nein, nein — er wollte nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Wenn er die Form für seine Kunst nicht fand — was lag daran? Nicht die Tat — das Gefühl macht den Künstler. Die Tat ist nur eine Folge der Empfindung, ihr räumlich und zeitlich beschränkter Ausdruck.

Ihm war, als sei er nun zur höchsten Erkenntniß emporgedrungen, und er überblickte sein Leben, als stände es vollendet vor ihm.

Wie heiß hatte er es sich ersehnt, mit Menschen zu verkehren, die den Künsten nahe standen. Nun war es ihm geglückt. Und was hatte er er-

reicht? Sie nützten ihn aus für ihre Zwecke und ließen ihn fallen. Wie arm erschien ihm ihre Kunst, die von fremdem Blute sich nährte, nicht Schöpferwonne im eigenen Geiste trug.

Und doch gab es ein Reich, das keiner irdischen Modelle bedurfte: — das Reich der Musik. In ihr verklärte sich Gefühl und Erlebniß zum Erhabenen, sie allein schöpfte ihre Gedanken aus der Unendlichkeit.

Und plötzlich quoll ein unsäglicher Schmerz in ihm auf. Ein Zittern durchlief ihn, Tränen stürzten aus seinen Augen. Seine Hände sanken schlaff auf die Tischplatte, und sein Haupt fiel auf die Arme.

Schmeichelnd neigten seine Locken sich über die Stirn, als wollten sie die heißen Lider kühlen. Doch mit der ihm eigenen Geberde des Willens warf er den Kopf zurück und erhob sich.

Da war es ihm, als hörte er im Nebenzimmer einen Stuhl rücken. Er horchte auf. Seine Gesichtsmuskeln spannten sich.

Er lehnte die Stirn gegen die Tür. Eine namenlose Sehnsucht erfaßte ihn, vor Frau Martha hinzustürzen und seine Tränen in ihren Schoß zu schütten. Er wußte ja nicht, weshalb er weinte. Es war so plötzlich über ihn gekommen. All seine Härte, sein Eigensinn, sein Selbstgefühl, sein Stolz war hingesunken vor diesem Weh, das ihm die Brust zerriß; er fühlte sich demütig werden, und seine Seele löste sich auf in ein einziges Wort: Martha!

Leise Schritte näherten sich der Tür. Er wich zurück.

Die Klinke wurde behutsam gerückt. Jetzt neigte sie sich — jetzt ging sie auf.

Entgeistert blickte er in den Türspalt, der sich bildete.

Martha stand vor ihm. „Gustav, was wollen Sie hier im finstern Zimmer? Warum sind Sie nicht bei uns geblieben? Mir schien es, daß ich Sie klagen hörte . . . Ich fürchtete schon, Sie wären nicht wohl.“

Sie faßte ihn an der Hand. „Ihre Hände sind eiskalt, Gustav, Sie zittern . . . Kommen Sie doch zu uns! Sie sollen sich zerstreuen! Und morgen lassen wir Sie noch gar nicht fort . . . hören Sie? Erst müssen Sie noch eine Menge Verse dichten und Ihr Drama fortsetzen . . . Ich will selbst an Papa schreiben, noch heute! Es ist ja gleichgiltig, ob Sie dort oder hier sind, da Sie ja keine Schule besuchen . . .“

Ein gellendes Gelächter entfuhr ihm.

Martha sah ihn erschrocken an, — was hatte er nur?

„Frau Martha!“ schrie er und sank vor ihr nieder und umklammerte ihre Kniee.

Erschrocken wich sie zurück. „Aber Gustav! Seien Sie nicht töricht, was haben Sie denn?“

Er vergrub sein schluchzendes Gesicht in ihren Kleidern.

Sie suchte sich ängstlich von ihm freizumachen.

„Sie sind ein Kind, Gustav, ein nervöses, überreiztes Kind.“

Das brachte ihn zur Besinnung. Er ermannte sich. Mit rasender Bitterkeit fühlte er's: stände jetzt Berendt an seiner Stelle, fände die Scene ein anderes Ende!

„So dürfen Sie mich nie mehr erschrecken," sagte Frau Martha, und er spürte, daß sie garnicht erschrocken, nur gelangweilt war, daß sie ihn heimlich fortwünschte und froh sein wird, wenn er endlich abreist.

Eine Weile stand sie noch, wie bei einem Kinde, als wartete sie, bis er sich ganz beruhigt. Sie legte ihm die Hand auf den Kopf und streichelte sein Haar.

„Also wieder vernünftig sein — ja? Hübsch brav und vernünftig, mein kluger Gustav!" Dann nickte sie und lächelte und ging.

Jetzt raste aller Schmerz in ihm auf, und eine wilde Scham erfaßte ihn, daß er sich so gedemütigt vor diesem Weibe, das ihn vielleicht schon morgen verspotten wird. Liebt er sie denn? Ach, er liebt sie ja nicht — er verlacht und verachtet sie ja innerlich — was war es, das ihn zu ihren Füßen hintrieb? —

Er griff sich an die Kehle, der ein heiserer Laut entfuhr. Wieder rang er ohnmächtig mit den harten, spröden Worten. Mit einem Male lauschte er vor sich hin — etwas Unerhörtes, Niegeahntes schien aus weiter Ferne zu nahen, — eine heilige Sprache, die auf Melodien schwebte —

— — — — — — — — — — — — — — —

Frau Martha schritt langsam durch den Korridor, die Treppe hinab. Ihre Hand streifte die Blumen und lehnte sich leicht an's Geländer. Der Knabe tat ihr mit einem Male unsagbar leid. Sie machte sich Vorwürfe, nicht ehrlich mit ihm gewesen zu sein, ihm nicht von allem Anfang an die Wärme einer Mutter entgegengebracht zu haben. So arm, so fremd hatte er neben ihnen gelebt — ihr kam die Besorgniß, ob sie ihn wohl recht verstanden. Welch ein rätselhafter Schmerz war da plötzlich aus ihm hervorgebrochen? Morgen wollte sie gütig, mit inniger Herzlichkeit zu ihm sprechen.

Sie trat vor das Haus. Der Abend war kühl und finster. Ein Windlicht brannte im weißen Gartenzelt, das unter hohen Bäumen stand. Einem Elfenheim glich es, wie hingehaucht in die Nacht.

In dem Zelte saß Hilda mit Doktor Berendt und plauderte. Martha ging nicht zu ihnen.

Sie sah zu dem bestirnten Himmel auf. Von dem blitzte und schimmerte es nieder wie aus tausend tränenüberfüllten Augen.

Da fiel ein matter Lichtschein durch ein Fenster und glitt über den Rasen hin und bettete sich wie eine weiche gelbe Decke über den Weg. Und gedämpft wie das Licht fluteten jetzt volle rauschende Akkorde in die Stille der Nacht.

„Na — jetzt spielt Gustav wieder seinen Wagner," sagte Berendt.

„Wollen wir hineingehen?" fragte Hilda.

„Nein — um Gottes willen — ich bitte Sie, bleiben wir hier. Der ganze Junge geht mir derartig auf die Nerven, daß ich ihn nicht mehr vertrage. Ein arroganter, eingebildeter Bub' ist das . . .“

Martha trat zurück. Die Worte taten ihr schmerzlich weh. Wie von einer heimlichen Kraft gezogen, schritt sie den Klängen entgegen.

Sie trat in's Vorhaus. Das war leer. Durch die geöffnete Tür blickte sie in's Zimmer.

Da saß Gustav und spielte. Die Klavierlampe überschüttete ihn mit weißem Licht. Eine wächserne Blässe lag über seinem Antlitz. Sein dunkelblondes Haar fiel zurück. Die Augen, halbgeschlossen, schienen in Fernen zu lauschen. Ein Lichtkranz zitterte von der gewölbten Decke, als wollte er sich niedersenken auf das Haupt des Spielers. Hinter ihm auf dem Tisch stand eine Kerze; in ihren Schein warf sich gierig eine rote Geranienblüte, die neben Nachtschatten und Astern aus einer Vase sich reckte. Aber die Blüte trank alles Licht, und ihre Schwestern ruhten im Dunkel.

Den Raum durchirrte eine Flut von Tönen wie klagende Seufzer, wie Sehnsucht, wie qualvoll geweinte Tränen. Und immer mächtiger schäumten die Wellen, als jagten sie alles Weh hervor, das in einem Herzen geblutet.

Allmählich brauste der Sturm der Schmerzen vorüber; wie in stiller Weihe glättete sich das Meer . . . Mit einem Male veränderte sich das Antlitz des Spielers, die Stirn hob sich, die Lippen formten sich zur Entschlossenheit. Die Augen blickten starr nach der Tür, als bannte sie eine Erscheinung — er sah Martha. Eine fremde Gewalt erwachte in ihm. Stärker, sicherer rauschten die Klänge, immer höher trug ein unsichtbarer Flügelschlag ihn empor. Eine junge Seele erhob sich über zertrümmerte Welten und spaltete in Sonnen ihre leuchtende Kraft.

Martha lauschte erschüttert. Die Ahnung von etwas Ungeheuerlichem überkam sie. Das war kein Kind mehr, das so sich offenbarte. Ein mannesstarker Geist, der den Jammer seines Lebens überblickte, fand aus Nebeln und Wirren diesen jauchzenden Sieg.

Plötzlich übergoß Purpurröte Gustavs Antlitz. „Martha! Martha!“ schrie er auf. Seine Hände fuhren empor und streiften im Sinken die Tasten. Ein schriller Wehruf zerriß die Luft.

Schwer und dumpf schlug seine Stirn gegen die Kante des Klaviers.

„Gustav — um Gottes willen — was ist Ihnen?“ Sie stürzte zu ihm hin und stützte ihn. Mit Entsetzen sah sie, wie sein Gesicht sich qualvoll veränderte.

„Gustav — lieber, lieber Gustav!“ rief sie verzweifelt und rieb seine Schläfen. Ihr heißer Atem wehte auf ihn nieder.

Seine Lippen regten sich, langsam öffnete er die erlöschenden Augen. Als er die Todesqual in Marthas Antlitz sah, blitzte Entzücken

über seine Züge. Mit wilder Gewalt griff er nach ihr und umschlang ihren Hals, als wollte er ihr Haupt an das seine niederbrechen. Da entquoll ein dunkler Schrei seinen Lippen. Seine Linke fuhr gegen die Brust und fiel kraftlos nieder. Den zarten Körper hob ein Krampf, der in ein Zittern sich verlor. Dann ebneten sich die Züge — er ward stille.

Wie eine Mutter bettete Martha sein Haupt an ihre Brust und sah mit schmerzzerrissenen Blicken auf ihn nieder. Jetzt verstand sie das leidenschaftliche Ringen seines jungen Herzens, seine heißen Qualen, seine seligen Wonnen, und sie fühlte, daß ein gütiges Geschick ihn abrief in dem reichsten Augenblick seines Lebens, da er zum ersten Mal zur Befreiung sich emporgerungen.

Eine heilige Ruhe trat auf sein Antlitz, so hell, als hätten ihn Sterne überschüttet mit ihrem Licht.





General Brialmont.

Von

W. Stavenhagen.

— Berlin. —

Am 21 Juli 1903 schloß 83jährig zu Saint-Josse-ten-Noode ein Mann für immer die Augen, der die höchsten Eigenschaften des Geistes und Herzens besaß, der belgische General Henri Alexis Brialmont. Es war eine sehr interessante, ja frappirende Persönlichkeit. Die größte militärische Autorität seines Landes, dabei ein echter Patriot und Freund seines geistvollen, geschäftsklugen Königs, hat er doch eine Bedeutung, die weit über die Grenzen des kleinen Belgiens hinausreicht und eine internationale und von bleibendem Wert für alle Völker und Zeiten ist. Brialmont war der größte Kriegsbaumeister der Neuzeit und einer der hervorragendsten Militäringenieure, die es überhaupt gegeben hat. Als solcher steht er am Wendepunkt zweier Jahrhunderte, und obwohl seine Hauptlebensarbeit sich im neunzehnten vollzogen, so wirkt seine bahnbrechende Tätigkeit auf dem Gebiet der Befestigungskunst doch in die Zukunft fort, so daß man sagen darf, er gehört beiden Zeiträumen und besonders der Gegenwart an. Aber er war auch ein ausgezeichneter, namentlich militärischer Schriftsteller, dann ein Journalist und Polemiker von großer Gewandtheit und besaß bedeutende staatsmännische und auch gute rednerische Gaben. Endlich nannte er eine umfassende allgemeine, besonders historische Bildung sein eigen. Noch anziehender wird dieser im Goethe'schen Sinne des Wortes wahrhaft gebildete Soldat auch für weitere Kreise, nicht zuletzt für uns Deutsche, durch eine Reihe rein menschlicher Züge, die ihn uns nahe bringen. Freimut und Offenheit, echt liberale Denkungsweise, die alles Muckertum und jede Heuchelei haßte, ein warmes, kameradschaftliches Herz für Jüngere und Nachstrebende und eine wirklich vornehme Gesinnung finden sich bei ihm

ebenso wie volles Verständniß für fremde Eigenart und besonders auch Hochschätzung deutscher Wissenschaft und Technik wie unserer Armee. Nie hat Brialmont einen krummen Rücken gemacht, er war von einer wahrhaft erfrischenden Unerschrockenheit, hatte sein ganzes Leben hindurch den Mut seiner Ueberzeugung gegen Jedermann, ohne zu fragen, ob es ihm Nutzen oder Schaden brächte, und kämpfte noch als Greis und bis zum letzten Atemzuge mit feurigem Jünglingsherzen für seine Grundsätze, für das, was er in wichtigen Lebensfragen seines Vaterlandes als richtig und gut erkannt hatte. So fehlten ihm natürlich auch nicht mächtige Gegner, besonders unter den Klerikalen in Belgien. Aber auch höfischen Einflüssen entzog er sich und hatte es einst entschieden im Interesse seiner Unabhängigkeit abgelehnt, Flügeladjutant seines königlichen Herrn und Freundes zu werden. Brialmont war ferner weit entfernt vom engherzigen und kleinlichen Kommißsoldaten. So sehr er den Wert des „soignez les détails, ils ne sont pas sans gloire!" für eine Armee zu schätzen wußte, so weit war doch sein Gesichtskreis und so großartig die Probleme, die ihn stets, schon als jungen Offizier beschäftigten, daß in seinem Wesen keine Spur vom Korporal und Bureaukraten zu finden war. Ein Denker und schöpferischer Geist, besonders in den tief in das Leben der Nationen und die verschiedensten Wissenschaften eingreifenden großen Fragen der Staaten- und Länderverteidigung, ein Weltmann und Gentleman, ließ er nie andere als Vorzüge des Geistes und Herzens gelten und fragte nicht nach dem Dienstgrade und Lebensalter dessen, dem er die Ehre seines geistigen Umganges gewährte. Vielmehr stellte er sich in überaus großer Herzensbescheidenheit dem Jüngeren ganz gleich, ließ ihn nie, wie es ihm ein Leichtes gewesen wäre, die Ueberlegenheit seines Wissens und seiner Erfahrung wie seines Weltrufes fühlen, gab sich nur als die Wahrheit suchender Gelehrter, der den jüngeren Kameraden blos als Bundesgenossen und Freund betrachtete, um mit ihm militärische und wissenschaftliche Dinge zu erörtern und ihn wie sich selbst anzuregen und zu fördern. Er wünschte andere Meinungen, duldete Widerspruch und nahm selbst ein etwas impulsives und freimütiges Wort nicht übel im Eifer des Gefechts. Das habe ich in mehrjährigem Schriftwechsel wie bei der einzigen Gelegenheit, wo ich das Glück hatte, ihn persönlich — ein Jahr vor seinem Tode — auf seinem selbst erbauten Château fort sur mer in dem kleinen belgischen Seebade Nieuport-Bains (bei Ostende) besuchen zu dürfen, in reichem Maße erfahren. Durch solches von dem herkömmlichen abweichendes Wesen gewann Brialmont sich noch weit mehr die Verehrung und Liebe, als durch seine glänzenden Leistungen und gediegenen Arbeiten. Man wäre für ihn durch's Feuer gegangen, und er — ein Herzenskenner — wußte das auch und freute sich, wenn er keinen bloßen Jasager vor sich hatte, dachte an sich selbst, der er nie ein solcher gewesen war. Er konnte recht scharfe, temperamentvolle Aeußerungen brauchen, besonders über die meetinguistes in Belgien, die ihm sein Antwerpen zerstören und

die Grundlagen der Landessicherheit, eine tüchtige Armee, erschüttern wollten. Er war stark im Haß wie in der Liebe!

Recht wechselvoll waren seine äußeren Lebensumstände. Er war am 25. Mai 1821 als Sohn des späteren Generals und Kriegsministers Laurent-Mallien Brialmont*) geboren, trat mit 18 Jahren, nämlich am 12. Jan. 1839, in die École militaire zu Brüssel. Nach Verlassen dieses Instituts am 27. September 1843 zum Unterleutnant im Geniekorps ernannt, besuchte er zunächst die École d'application, um seine erste theoretische Ausbildung als Ingenieuroffizier zu erhalten. Dann wurde er der Direction des fortifications zugeteilt und zum praktischen Fortifikationsdienst in die Festung Dieppe kommandirt, wo er am 8. April 1847 zum Genieleutnant befördert wurde. Durch seine Leistungen erregte er die Aufmerksamkeit des Kriegsministers General Chazal, der ihn zu seinem Sekretär machte. In dieser Stellung blieb er bis 1850. Wegen seines öffentlichen Widerstandes gegen das ultramontane Ministerium Thaux vorübergehend zur Disposition gestellt, wurde er schon 1855 wieder reaktivirt und als Hauptmann in den Generalstab versetzt. Als solcher veröffentlichte er, als die Frage der Befestigung Antwerpens dringend wurde, ohne Namensnennung 1856 einen Plan, den er der ursprünglichen Anordnung des Kriegsministeriums und dem Entwurfe des als Autorität geltenden Geniegenerals Lannoy entgegensetzte. Chazal kannte den Verfasser und legte, ohne ihn zu nennen, sein Projekt dem berühmten russischen General Todleben vor. Dieser empfahl die Annahme, und darauf wagte der Kriegsminister, einer besonderen Kommission den Brialmont'schen Befestigungsplan zur Prüfung zu unterbreiten. Der junge Kapitän hatte nicht nur das Glück, daß seine Arbeit gebilligt wurde, sondern auch die Ehre, sie 1860 unter seiner Leitung zur Ausführung zu bringen. Er machte aus dem Welthandelsplatz und Seehafen Antwerpen das Hauptbollwerk seines der natürlichen Grenzhindernisse entbehrenden, zwischen zwei Großmächten eingekeilten Landes. Hier soll sich das Schicksal des belgischen Staats im Kriegsfall entscheiden, indem alle Streitkräfte hier zur letzten Verteidigung vereinigt werden. Diese auch die Hauptstadt Brüssel deckende Centralstellung verlangte daher eine ganz besondere Verteidigungskraft, die ihr nicht nur durch ihre natürliche Lage weit rückwärts der bedrohten Grenzen sowie in unmittelbarer Nähe des Meeres, so daß sie nur durch Zuhilfenahme einer Kriegsflotte ganz einzuschließen wäre, sondern auch durch die Ausdehnung und die Stärke ihrer Werke innewohnen muß. Brialmont gab diesem Stützpunkt den Charakter einer großen Gürtelfestung — eine starke innere Umwallung mit vorgeschobenen Forts, durch ausgedehnte Ueberschwemmungsgebiete im Norden bis zur holländischen Grenze verstärkt. Das für Belgien Neue und Eigenartige des

*) Mitglied der Regierung von 1850 zusammen mit Rogier, Tesch, Frère-Orban, van Hooch u. s. w.

Entwurfs bestand vor Allem in dem völligen Bruch mit dem bis dahin üblichen französischen Bastionärsystem. Brialmont wandte sich vielmehr dem durch die Generale v. Aster und v. Brese in Preußen wieder verwendeten, schon von Albrecht Dürer und dem großen Könige benutzten, also echt deutschen Polygonalgrundriß zu — langen, unter flachen Winkeln zusammenstoßenden geraden Linien statt der durch Kurtinen verbundenen Bastione — und gab der so geformten inneren Umwallung riesige Hauptgraben-Kaponnieren zur Längsbestreichung der langen Verteidigungslinien. Vor diesen starken Wallring schob er einen doppelten Gürtel von lünettenförmigen Forts, um das Innere des Platzes gegen Beschießung zu sichern. 3000 Geschütze bildeten die Ausrüstung dieser gewaltigen Centralfestung, in der die erste Versammlung des belgischen Heeres stattfinden sollte. Schon am 8. Mai 1861 wurde ihr Erbauer zur Belohnung zum Major im Generalstab ernannt. Später dem Dépôt de la guerre zugeteilt, erhielt er am 11. December 1864 seine Beförderung zum Oberstleutnant, und 3½ Jahre später erfolgte die Uebertragung einer der wichtigsten Stellungen an ihn, nämlich des Direktors der militärischen Operationen im Kriegsministerium.

Die strategische Landesverteidigung wurde sein eigenstes Gebiet. Der auch litterarisch unermüdlich tätige, am 30. December 1868 zum Obersten beförderte Mann wurde wegen seiner großen wissenschaftlichen Verdienste zum Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt. Eine Reihe von taktischen, kriegsgeschichtlichen und politischen Werken — außer seinen rein fortifikatorischen Arbeiten — lag schon vor, so unter Anderem besonders die bedeutende „Histoire du duc de Wellington" in 3 Bänden (1856—57). Als der Krieg 1870/71 das Vertrauen in den Wert Antwerpens zu erschüttern drohte und der damalige Kriegsminister General Guillaume das Land durch eine gegen den überraschenden Einmarsch eines überlegenen Gegners sichernde Grenzbefestigung schützen wollte, erteilte er dem General-Genieinspekteur Leclerq den Befehl, die Verteidigung der Maaslinie hierfür zu studiren. Dieser wollte Namur mit Forts umgeben. Als dies Projekt ins Ministerium 1872 gelangte, wurde es von Brialmont, der damals directeur de la division du génie war und solche Befestigungsentwürfe zu prüfen hatte, verworfen, wie eine Maasverstärkung überhaupt, und zwar weil es an Verteidigungskräften fehlte. Am 25. März 1874 wurde der 53jährige zum Generalmajor befördert und zum directeur des fortifications dans la 1re circonscription militaire, der wichtigsten des Landes, ernannt und schon nach Jahresfrist Chef des belgischen Geniekorps und Generalinspekteur der Festungen. Am 26. März 1876 erlangte der in Europa hochangesehene Mann den höchsten Militärgrad Belgiens, den des Generalleutnants. Als 1880 das Deutsche Reich und Frankreich sehr eifrig ihr Befestigungssystem betrieben, entwarf Brialmont nun selbst eine fortifikatorische Sicherung der Maaslinie durch Anlage von strategischen Brücken-

köpfen bei Lüttich und Namur zur Sperrung der belgischen Grenze, Sicherung der Mobilmachung und des Aufmarsches des eigenen Heeres und Erleichterung des Uferwechsels für dieses. Indessen die Regierung verwarf seinen Vorschlag, den er auch litterarisch in einer Schrift über die Situation militaire de la Belgique vertreten hatte, namentlich war der Ministerpräsident Frère Orban sein Gegner. Zu dieser Zeit wünschte die rumänische Regierung seinen Rat wegen der Befestigung ihres Landes, und Brialmont leistete 1883 diesem Rufe ohne Erlaubniß seines Königs Folge. Diese Unbotmäßigkeit nutzten seine Gegner aus, und ihre Angriffe wie die Rücksicht auf Oesterreich-Ungarn, das in dieser Reise eine feindselige Kundgebung sah, führten zur Abberufung des Generals und zu seiner vorübergehenden Außerdienststellung. Doch bald nach seiner Rückkehr wurde der unentbehrliche Mann wieder reaktivirt und 1884 zum Commandant de la première circonscription militaire und Chef des Generalstabes ernannt. Den Rumänen hatte er inzwischen einen Plan zur Befestigung von Bukarest, das ähnlich wie Antwerpen einen Centralwaffenplatz bilden sollte, der 1884—96 auch mit einem Aufwand von 80 Millionen Franks bei 75 km Umfang des Fortsgürtels erbaut wurde, sowie zur Sperrung der Seretlinie gemacht, die später unter Benutzung auch von Ideen des deutschen Majors Schumann zur Ausführung gelangte. Auch Griechenland fertigte er bei dieser Gelegenheit auf Wunsch von Trikupis einen Landesverteidigungsentwurf. 1885 veranlaßte Brialmont in Bukarest das berühmte Vergleichsschießen zwischen einem deutschen und einem französischen Panzerturm, das mit dem für unsere Industrie bis heute sehr bedeutungsvoll gebliebenen Siege des erstgenannten endete. Aber auch im eigenen Vaterland trat er bald darauf, zunächst wieder litterarisch, mit großer Kühnheit für die namentlich auch den leitenden Kreisen unsympathische Panzerbefestigung der Maasstädte Lüttich und Namur ein, was ihm neue heftige Angriffe besonders Frère-Orbans und des Generals Ecneus zuzog. Nachdem aber der Prinz von Wales, der heutige König, bei seiner Durchreise durch Belgien auf die drohende Invasionsgefahr aufmerksam gemacht hatte, drang Brialmont durch und wurde zur Einreichung eines Entwurfes aufgefordert, den das Kabinet Bernaert der Kammer vorlegte. Die von den Abgeordneten bewilligten Kredite von 8 Millionen Franks wurden während der Bauausführung von 1887—91 in Folge der inzwischen durch die Fortschritte der Artillerie-Technik gerade in diesen Jahren nötig gewordenen erheblichen Verstärkungen, namentlich des Mehrbedarfs an Beton und Panzer, erheblich überschritten. Auch wurde von der Kammer die zur Verteidigung notwendige unerläßliche Vermehrung der belgischen Heereskräfte verweigert. Nach allen diesen Kämpfen nahm Brialmont, der längst die Altersgrenze überschritten hatte, am 7. Juni 1892 seinen Abschied und widmete sich zunächst als Deputirter Brüssels der politischen Tätigkeit. Geistvoll und energisch trat er namentlich für die allgemeine Wehrpflicht ein, drang aber nicht durch. Dann entfaltete er eine sehr bedeutende militärwissenschaftliche

und litterarische Tätigkeit, eine Reihe seiner hervorragendsten Werke verdanken wir seinem „Ruhestande"*). Ich muß es mir hier leider aus Raumgründen versagen, auf diese auch ein großes allgemeines, nicht nur fachmännisches Interesse verdienenden Arbeiten näher einzugehen, in denen er Grundsätze aufstellte, die ihre Verkörperung in den Landes-Verteidigungsanlagen aller Nationen, nicht zuletzt der deutschen, der er damit reichlich zurückgab, was er einst von ihr empfangen hatte, gefunden haben. Besonders seine „Régions fortifiées" fanden in General Colmar Frhr. v. der Goltz einen der hervorragendsten Anhänger. Auch ging Brialmont 1892 auf Wunsch des Sultans nach Konstantinopel und schlug eine Sicherung des Bosporus und der Dardanellen vor, die ihre teilweise Ausführung gefunden hat, während sein Entwurf von Konstantinopel an dem Widerstande Rußlands und fehlenden Geldmitteln scheiterte. Als 1897 sich das Gerücht hartnäckig behauptete, der Sultan wolle ernstlich an die Erbauung von Forts schreiten und habe Brialmont eingeladen, die Leitung zu übernehmen, bot ich ihm meine Dienste an. Er antwortete postwendend, daß eine solche Aufforderung nicht erfolgt sei, und fügte die liebenswürdigen Worte bei: „Il va sans dire que je tiendrai grandement compte de votre offre de service, si l'homme malade fait venir les seuls médecins qui puissent le sauver: de bons généraux et de bons ingénieurs, commandant à des soldats et à des ouvriers régulièrement payés." Auch Japans Küstenbefestigung beruht auf Brialmont'schen Ideen, ebenso hat er zuerst das Bündniß mit England angeraten. Ein sehr warmes Herz hatte der General auch für seine inaktiven Kameraden, für deren Aufbesserung der Pensionsbezüge er öffentlich durch Wort und Schrift eintrat, wofür ihm wiederholt ihr Dank ausgesprochen worden ist. Seine letzten Anstrengungen und litterarischen Arbeiten galten aber seinem Lebenswerke Antwerpen, dessen Geschick als Festung er durch Projekte, welche in Folge der Vergrößerung des Hafens seitens eines bürgerlichen Kriegsministers ohne Anhörung des Schöpfers dieses Landesbollwerkes veranlaßt wurden, gefährdet sah. Zwei Entwürfe hat er 1900 und 1902 bearbeitet und veröffentlicht, die nicht nur eine wesentliche Kosteneinschränkung gestatteten, sondern auch mit den Verteidigungskräften des Landes im Einklang standen und den größten Teil der für Belgien so notwendigen jetzigen Stadtbefestigung beibehielten. Bitter hat sich Brialmont in seinen Briefen beklagt, daß sein Rat in den Wind geschlagen wurde. Es ist ihm durch den Tod glücklicherweise erspart worden, die inzwischen verfügte Auflassung der inneren Umwallung und die Schaffung einer neuen, viel zu ausgedehnten Verteidigungslinie vor dem alten Fortsgürtel zu erleben. Denn was nützen solche

*) Ich habe die wichtigsten Arbeiten des Generals in meiner von ihm gütigst gestatteten Uebersetzung einer seiner Schriften im Vorwort aufgeführt. (Die Einrichtung ständiger verschanzter Lager. Berlin, Verlag von H. Peters.)

Riesenanlagen, wenn tatsächlich das belgische Heer sie nicht verteidigen kann, weder durch seine Stärke noch durch seinen leider immer mehr verfallenden militärischen Geist. Es wird durch die ultramontane Partei zur Miliz herabgedrückt, obwohl es ein ausgezeichnetes Material, namentlich im Offizierskorps, besitzt.

Ueber das Familienleben Brialmonts vermag ich nichts mitzuteilen. Als ich die Ehre hatte, in nähere Beziehungen zu ihm zu treten, war er Wittwer. Seine Gemahlin war Justa de Potter. Eine zahlreiche Verwandtschaft betrauert ihn zugleich mit seinen Verehrern und Freunden. Man hat ihn oft mit Vauban verglichen, doch meines Erachtens nicht zutreffend. Vaubans Schwerpunkt liegt nicht in seinen Festungsbauten, auch nicht in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, obwohl er viel geschrieben hat — aber nichts davon hat er veröffentlicht, und ein eigentliches Befestigungssystem hat er nie aufgestellt. Das haben erst Spätere oft nicht glücklich aus seinen theoretischen und praktischen Werken gefolgert. Seine Hauptbedeutung liegt vielmehr in der Belagerungskunst, vor Allem in der Entwickelung der Methodik des Festungsangriffs bei weit über 50 Belagerungen. Brialmont dagegen war es versagt, vor dem Feinde zu stehen, das Gebiet des eigentlichen Festungskrieges war ihm praktisch nicht vertraut, soviel er auch darüber nachgedacht und geschrieben hat, wenn auch ein ausschließliches Lehrbuch darüber von ihm nicht erschienen ist. Als ich ihn einst bat, uns ein solches zu schenken, lehnte er bescheiden ab aus Mangel au Erfahrung! Seine größte Bedeutung lag vielmehr darin, daß es ihm beschieden war, seine Theorien auf dem Gebiete der Befestigungskunst, wo sie einen Markstein bilden, zur Anerkennung zu bringen und in die Praxis zu übertragen. Freilich — die Feuerprobe haben sie noch nicht überstanden. Er war ein großer Konstrukteur und ein echter Mann der Wissenschaft. Dazu ein edler, vornehmer Charakter. Ehre seinem Andenken!





Talmud und Urchristentum.

Von

Bernard Fischer.

— Leipzig. —

Disposition.

Der Verfasser glaubt in „Talmud und Urchristentum" für seinen Artikel ein zeitgemäßes Thema gewählt zu haben, weil sie beide heutzutage ebenso viel und so eifrig besprochen, als wenig verstanden und einseitig aufgefaßt werden. Es soll diese meine Rüge durchaus nicht gegen unsere Zeit allein gerichtet sein, als hafte der Fehler an ihr allein, als wäre sie allein es, welche ihr Auge vor der Wahrheit verschließt und im Finstern herumtappt, um dasjenige nicht zu finden, was findenswert ist. Nein! So war's von jeher, und schon von Anbeginn an haben Sympathie und Antipathie, Voreingenommenheit und Mutwillen, Liebe und Haß hier ihr Urteil abgegeben, haben sich bekämpft und sind kämpfend Beute der Verirrung geworden: nichts als Parteilichkeit und verdrehte Wahrheit.

Und aus diesem ganzen Gewirre soll nun die Wahrheit ermittelt werden, aus dem Gewebe sich bekämpfender Elemente sollen wir den Faden, der zur Einsicht führt, suchen, sollen wir in dem in sich verschwommenen Bilde einen einheitlichen Gedanken finden! Und die Untersuchung wird eine desto schwierigere und die Entfaltung des Bildes eine desto verworrenere, je weniger es uns freisteht, die einzelnen Fäden zu verfolgen, je enger Raum und Rahmen sind, in welchen wir das große Kulturbild zu entrollen oder in den Rahmen eines einzigen Artikels zu fassen haben.

Wie nun der Maler, der Künstler mittels Tusche und Pinsel, den Entwurf seines Bildes, die sogenannte Skizze, dem gebotenen Raume gemäß zu entwerfen, der Baukünstler, der Architekt, nicht nur den Raum, sondern

auch die Umgebung und den Zweck des Baues zu berücksichtigen hat bei dem Entwurfe seines Bauplanes, ebenso hat der Schriftsteller, der Maler und Baukünstler mittels Wort und Rede, das Gerippe oder den Grundriß seines Gedankenbaues oder seines Wortgemäldes, die von ihm genannte Disposition, den Umständen gemäß zu entwerfen, mit Beachtung dessen, wo er baut und für wen er schafft. Ich bediene mich der Worte „bauen" und „schaffen". Denn wie beim Baue Steinchen auf Steinchen gelegt werden müssen, das eine das andere tragen muß, so läßt sich auch nur ein Gedankenbau aufführen, wenn der eine Gedanke aus dem anderen sich ergiebt, und wie bei der Schöpfung, bei dem Insdaseintreten von nie Dagewesenem, einer ganzen Welt und dem chaotischen Zustande, der Entwicklungsgang ein allmählicher sein muß, das Eine gleichsam als Grundlage für das Andere, etwa so Mitschöpfer des Anderen sein muß, ebenso muß beim Schaffen einer Gedankenwelt der im Leser wachgerufene Gedanke mittätig sein beim Schaffen des neuen Gedankens; es muß das Geschaffene zugleich Schöpfer sein und die Skizze, den Grundriß oder die Disposition mitkennen. So erlaube ich mir denn und glaube zur Verständlichung des Artikels dadurch beizutragen, wenn ich dem freundlichen Leser folgende meine Disposition vorlege:

I. Der Talmud seiner Wortbedeutung und seinem Inhalte nach als a) Midrasch, b) Mischna und c) G'mara, ein Zeitraum der Schriftsammlung von circa achthundert Jahren, vom zweiten Jahrhundert vor bis zum sechsten nach Christi Geburt. Was früher ist, gehört dem biblischen Kanon, der auf uns gekommenen Bibel, an, und was später geschrieben wurde und im gleichen Verhältnisse zum Talmud wie dieser zur Bibel steht, gehört zur rabbinischen Litteratur.
II. Die Qualen des Talmud, verursacht: a) durch die früheste Censur, b) durch päpstliche Bullen, c) durch Unwissenheit, Schreib- und Druckfehler und endlich d) durch Paradiesschläfer und Luxusgelehrte.
III. Die J'schiva und wie wir Talmud zu lesen haben.
IV. Das Urchristentum, der Talmud und das Neue Testament.

I.

Unter dem Worte Talmud, von dem Zeitworte lamad, lernen, verstehen wir das Erlernte, nämlich das Neuerlernte, im Gegensatze von Mikra, von dem Zeitwort kara, lesen, demjenigen, was bereits zu lesen ist, nämlich im biblischen Schrifttume.

Es war keine leichte Sache für Ezra, den Wiederhersteller des Reiches, das durch beinahe vier Jahrhunderte zerfallene Israel wieder zu vereinigen. Bekanntlich waren nämlich unter dem Könige Rehab'am, dem Sohn und Nachfolger Salomons, zehn Stämme von der David'schen Dynastie abgefallen und bildeten unter der Dynastie N'vath ein eigenes Reich mit der Hauptstadt Samaria. Kaum zwei Jahrhunderte nach dem Falle Samarias

und der Auflösung des Reiches durch den Assyrerkönig Salmanassar fiel auch das alte unter Königen aus dem David'schen Hause stehende Reich mit der Hauptstadt Jerusalem durch Nebukadnezar, den König Babylons. Als nun die beiden Siegerinnen, das Assyrische wie auch Babylonische Reich besiegt wurden durch den Perserkönig Cyrus, welcher neue Sieger huldvoll den jüdischen Exulanten die Heimat öffnete, ihnen ihr Reich Palästina wiedergab, war Ezra mit der Restaurirung des Gesammtreiches beschäftigt.

So sehr aber die Fremdherrschaft und der Aufenthalt in fremdem Lande geeignet waren, den Exulanten die Freiheit im eigenen Lande wert und kostbar zu machen, so bestanden sie doch beide darauf, das Zehnstämmenreich wie auch der Stamm Juda, daß die mosaische Lehre, wie sie in Abschrift sie besessen, als das gemeinsame Heiligtum die Grundlage des neu erstandenen Reiches bilde, und blieb dem Restaurator Ezra und der von ihm einberufenen großen Synode nichts übrig, als daß sie beide Abschriften zu einem gemeinschaftlichen Buche, dem auf uns gekommenen mosaischen Fünfbuch, verschmolzen. Daher rührt manche Wiederholung und auch nicht seltene Verschiedenheit in der Sprachfärbung. So beispielsweise enthalten die vier ersten Kapitel der Bibel die Schöpfungsgeschichte ganz ausführlich und etwas phantasievoll, während das fünfte Kapitel wieder von Neuem anfängt, die Entstehung der ersten Menschen und die weitere Entwickelung derselben im Kurzen und ganz nüchtern darlegt. Vergleichen wir aber diesen unseren Text mit der samaritanischen Bibel oder mit der Paraphrase des Onkelos in das Aramäische, wird der ganze Schöpfungsbericht sich besser lesen, sprachlich und verständlicher etymologisch sich vollkommen decken, weil eben jene vier Kapitel unseres Bibeltextes nur Uebersetzung aus der älteren in aramäischer Volkssprache abgefaßten Bibel sind, welche letztere bei ihrer Verschmelzung mit dem jüngeren in feinerer Urbanitätssprache, im Hebräischen, abgefaßten Fünfbuche in diese Sprache übertragen wurden. Ebenso stoßen wir auf zahlreiche Widersprüche, in welchen beide Geschichtsberichte, die beiden Bücher Samuels und die Chronik zu einander stehen, und welche Widersprüche auszugleichen die Kommentatoren sich nicht wenig mühen. Eine vergebliche Mühe, da doch beide Geschichtsbücher verschiedenen Reichen angehören, welche je nach ihrem politischen Bedürfniß und ihrer nationalen Ehre den Sachverhalt verschieden darstellen. Namentlich traf diese Schwierigkeit zur einheitlichen Verschmelzung den Pentateuch, das Fünfbuch Mosis, das nicht nur, als angeerbtes Heiligtum, beiden Reichen gleich heilig und daher unantastbar war, sondern auch, als Gesetzbuch, den verschiedenen Deutungen und Auslegungen Raum gab, welche Deutung und Auslegung der Eine dem Anderen zu octroyiren und durch Niederschreiben zu sanctioniren gesucht. Deshalb schließt die Synode den biblischen Kanon mit der Warnung vor jeder Skribelei, jeder Notirung und Aufzeichnung der eignen oder auch traditionellen Auslegung des mosaischen Gesetzes, welche Auslegung und Anwendung allein dem Richter anheimgestellt bleibt.

Wann also hat diese Warnung an Kraft verloren, und seit welcher Zeit fing man wieder an, Auslegungen und Deutungen zu notiren und niederzuschreiben; welches Alter können wir mutmaßlich zumuten dem an uns gekommenen Talmud?

Der mosaische Staat war ein Agrikulturstaat, ein Staat, der hauptsächlich auf die Landesproduktion und auf die Viehzucht hingewiesen ist, und wo der Handel nur im Inneren des Landes und als Tauschhandel besteht. Der erste König dieses Reiches war David. Seine früheste Jugend, die er als Hirtenknabe unter freiem Himmel, in der freien Natur zubrachte, flößte ihm Liebe zur Natur, Hochachtung und Verehrung gegen ihre Größe und majestätische Pracht ein und machte ihn zum großen, unerreichbaren Naturdichter, dem die stille Abgeschlossenheit in der Natur höher steht als der weite und geräuschvolle Menschenverkehr: seine harte Jugend machte ihn hart, und hart, unduldsam und mißtrauisch machten ihn seine weiteren Lebenserfahrungen, seine ganze kriegerische Laufbahn, die von so zahlreichen Gefahren und Nachstellungen bedroht war. Ganz anders waren Erziehung und Vorleben seines Sohnes und Thronfolgers Salomo. Seine frühesten Kinderjahre, die er in getäfelten Gemächern und hell beleuchteten Salons unter treuer Bewachung verlebte, die Zartheit und die Treue, welche in jenen Prunkgemächern aus jedem Gesicht ihm entgegenstrahlte, und die Sorgfalt weiter, welche bei jedem seiner Schritte den Königssohn bewachte, sie machten allesammt ihn zum vertrauensvollen Menschen, schufen in ihm ein offenes Herz für Kunst und menschliches Schaffen und öffneten das Land dem Menschenverkehr. Er ließ von Chyram, dem phönizischen Könige, sich Kunstwerke liefern für den Tempel und für seinen eigenen Palast, rief phönizische Arbeiter in's Land und bekundete seinen Duldungssinn gegen alle Fremden in dem Gebete, das er bei der Einweihung des Tempels hielt, daß, wie er betete, auch der Fremde hier Erhörung finden möge, der sein Herz an dieser Stätte vor Gott ausschüttet. Sogar nahm er eine Königstochter aus Aegypten in die Ehe, um politische Beziehungen mit jenem Lande anzubahnen, schickte Handelsschiffe aus, legte Städte an und eröffnete neue Wege für den Handel: änderte ganz das Regierungsprincip seines Vaters und wandelte so den früheren agrarischen Staat in einen Handelsstaat um, wozu wahrscheinlich auch der Zuwachs von Bevölkerung zwang.

Während aber im früheren Agrikulturstaate der Tauschhandel der vorherrschende war, wo in Boden- und Landesprodukten sogleich und baar bezahlt wurde, trat an Stelle der Produkte das Geld als Austauschmittel ein und statt der Baarzahlung der Kredit. Wer sollte aber in einem Staate kreditiren oder auf Kredit Waaren geben, wo der Pfandrichter nicht die Schwelle des Schuldners übertreten darf, Alles, was zur Bequemlichkeit desselben gehört, nicht abpfändbar ist, ja sogar mit dem Schaltjahr, das alle sieben Jahre eintrat, jede Schuldpflicht ganz und gar aufhört?

Diesem Uebelstande steuerte Hillel durch den Gesetzerlaß des Prosbol.

Derselbe, Hillel nämlich, war gegen Ende des zweiten und Anfang des ersten Jahrhunderts v. Ch. aus Babylon nach Palästina gekommen, wo er späterhin zu Jerusalem Synhedrial-Oberhaupt wurde. Als solcher verkündete er das Gesetz des Prosbol, darin bestehend, daß der Gläubiger seine Forderung bei Gericht anmeldete, das ihm eine Urkunde ausstellte, kraft deren ein Schuldenerlaß nicht weiter eintritt.

Wie durfte aber Hillel ein mosaisches Gesetz, ein Kardinal-Gesetz, wie es jenes des Schuldenerlasses ist, so ganz annulliren?

Im mosaischen Staate ist Privat-Grunderwerb nicht statthaft; Grund und Boden gehören dem Staate, an den sie im Jubeljahre, das alle fünfzig Jahre eintrat, zurückerstattet werden müssen, der wieder von Neuem damit belehnt. Dieser Passus war es, welcher dem Hillel zur Seite stand bei Edikt-Erteilung des Prosbol, dem die Bedingung zu Grunde gelegt war, daß der Schuldner einen, wenn noch so kleinen Grundbesitz habe, woher auch der Name des Ediktes Prosbol, was griechisch πρὸς βῶλον ist, für oder auf (πρός) eine Erdscholle, einen kleinen Grundbesitz (βῶλος). Denn in diesem Falle, daß nämlich ein Grundbesitz da ist, auf welchen die Schuld zurückgeführt werden kann, tritt der Staat als Schuldner ein, der selbst von dem Erlaßgesetze entbunden ist und gegen welchen auch das Erlaßgesetz keine Geltung hat.

Dadurch aber, durch dieses Umgehen des mosaischen Gesetzes, war Tor und Tür der Deutelei geöffnet zur Wort- und Rechtsverdrehung, zur Verschleppung des Gesetzes und Verzerrung der Wahrheit, weshalb das Synhedrial-Oberhaupt Hillel, welcher der Begründer jenes Prosbol-Gesetzes ist, auch Begründer der Logik im Talmud und der talmudischen Forschung ist, durch welche der freieren Deutelei eine Schranke gesetzt sein soll. Diese von Hillel aufgestellten sieben Lehr- und Deduktionssätze sind eigentlich der Aristotelischen Logik entnommen und sollen, wie etwa die Analogie und die gradatio a minori ad majus, die neue aufgestellte Lehre nur als logische, vernunftgemäße Folgerung der mosaischen Lehre zeigen. So beispielsweise — wir wählen dieses Beispiel, obschon die Gradatio hier etwas hinkend ist, weil scherzweise ein Talmudlehrer die Folgerung so macht und wir späterhin noch auf dieses Beispiel zurückkommen werden — gilt der orientalischen Anschauung, welche das Leben der Natur als Gottheit verehrt, und auf deren Trümmern sich auch der Mosaismus erhebt, der Kadaver eines Tieres und noch mehr der Leichnam eines Menschen als etwas Gottloses, als höchste Verunreinigung. Nun werden auch im mosaischen Fünfbuche mehrere Tiere und Insekten genannt, deren toter Körper verunreinigt und wodurch irdene Gefäße, in deren inneren Raum sie gekommen, für jeden weiteren Gebrauch verunreinigt sind. Die Schlange, obschon sie tötet und die höchste Verunreinigung herbeiführt, also alle Indicien hat, nach dem eigenen Tode als unrein zu gelten, ist aber nicht zwischen jenen Tieren und Insekten genannt; so

bringt die Folgerung mit sich, daß Tiere, welche weniger durch diese Indicien belastet sind, nach ihrem Absterben nicht verunreinigen.

Bei dem lebhaften Wechselverkehr, in welchem Kultur und Staatsbau mit den religiösen Anschauungen der Zeit und des Volkes stehen, ist es nicht übrig, ist es sogar streng geboten, daß, namentlich bei dem jüdischen Staate, der halb und halb noch theokratisch ist, dem religiösen Leben der Zeit eine Beachtung gewidmet werde.

Der Tempel zu Jerusalem stand noch, und der daselbst noch verrichtete Opferkult der Sühne und der gottesdienstlichen Pflicht galt den Bewohnern des ganzen Landes. Synagogen in größerem Stile, etwa wie unsere heutigen Synagogen oder die spätere Basilika zu Alexandrien, gab es im ganzen Lande nicht. Für den Privat-Gottesdienst genügte ein in jedem Hause angebrachtes Obergemach, eine sogenannte Alia in größerem oder kleinerem Umfange. Dieser Privatgottesdienst bestand in dem sogenannten Achtzehngebet, achtzehn Benediktionen, wo Gott um die Erfüllung der menschlichen verschiedenen Wünsche angerufen wird, und dem Glaubensbekenntnisse an das Dasein eines Gottes, das jeden Morgen und jeden Abend gesprochen wurde. Außerdem wurde an jedem Sabbat und zwar in größerer Versammlung, ein bestimmter Pentateuch-Abschnitt verlesen, dem auch, als Abschiedsgruß vom Gottesdienste, ein Abschnitt aus dem übrigen biblischen Kanon unter dem Namen Haphtora hinzugefügt wurde. Diese Haphtora, welche auch von Knaben unter dreizehn Jahren vorgetragen werden durfte, wurde als Thema benutzt für eine Auslegung, eine Exegese, die ebenfalls von einem minderjährigen Knaben vorgetragen werden durfte, für den hier Gelegenheit geboten war, sein Wissen und seine geistige Begabung zu zeigen, wie dies in den frühesten Vorträgen des Nazarenerknaben Jeschua, nachmals Christus, geschah.

Demnach wagte man es nicht, der heiligen Schrift selbst und ihren göttlichen Propheten solche Auslegungen unterzuschieben, sondern begnügte sich, dieselben in den zweiten Teil des Propheten Jesaja, in den Deutero- oder Pseudo-Jesaja hineinzulegen, welcher Teil nicht wirklich göttliche Inspiration, sondern bloß eine Nachahmung der durch jenen Propheten gegebenen Verheißungen ist zur Verherrlichung der Großtaten des Cyrus, welcher dem jüdischen Volke wieder die Freiheit gab und den Bau des Tempels zu Jerusalem wieder ermöglichte. Sieben dieser Kapitel werden an den sieben Sabbaten verlesen, welche zwischen der Zerstörung Jerusalems und den hohen Feiertagen liegen, und wurden die Auslegungen jener Pseudo-Weissagungen von Rab-Cahana unter dem Namen Pesikta gesammelt, welche Sammlung wir daher als ältesten Midrasch, wie die Schriftauslegung genannt wird, und als Anfang zur Talmud-Litteratur anzusehen haben.

Erst späterhin wagte man es, den biblischen Propheten derartige Auslegungen unterzuschieben, und es war nichts Geringeres, als die ersten vier Kapitel des Fünfbuches selbst, welche eine solche Auslegung

notwendig machten. „Erkläre mir doch der Herr die biblische Schöpfungsgeschichte.“ So redet ein Midrasch-Autor den anderen an, und dieser antwortet ihm: „Geh' doch zu N. N. hin, der sich auf allegorische Auslegung gut versteht.“ Denn die frühesten Talmudlehrer faßten den biblischen Schöpfungsbericht nicht wörtlich, sondern nur allegorisch auf, als Gottesgedanken, der nur in bildlicher Darstellung für den Menschen faßlich ist.

Es ist dies eine eigene Art des Spekulirens der Philosophie, wenn wir es so nennen wollen, welche an den Urgedanken alles Denkens, wie etwa die griechische Philosophie in ihren ersten Anfängen an den Urstoff alles materiell und körperlich Seienden, zu gelangen sucht. Beginnt doch das sichbewußte Naturleben, welches nach orientalisch-pantheïstischer Gottes- und Weltanschauung höchste Gottheit ist, mit Empfinden und Denken, so sind sie beide, alles Empfinden und alles Denken, nichts als Ausstrahlungen der Gottheit, und beginnt da nur der Mensch in Ebenbildlichkeit Gottes zu sein, wo er die Gottheit in sich ahnet, sie als etwas Sinnenwahrnehmbares in sich empfindet, sie denkt und so den Kreis schließt zwischen leb-, empfindungs- und gedankenlosem Gestein und dem Allleben, Allgedanken der Gottheit. Diese Art mystischer Spekulation — mystisch, weil sie von Nichtsichtbarem ausgeht — wird Gnostik genannt und ist, wie bereits flüchtig erwähnt, natürliche Konsequenz der pantheïstischen Weltanschauung, wie sie dem im Oriente heimischen Naturdienste zu Grunde liegt.

Anders ist und viel weiter geht die auf mosaisch-monotheïstischer Grundlage sich erbauende Gnostik, wie sie späterhin, durch Beimischung anderer Philosophen (namentlich des Pythagoreismus) sich zur Kabbala herausgebildet. Denn ist das in der orientalischen Gnostik als Gottheit, als einziges Lebensprincip und höchstes Denken Anerkannte an die sicht-, zähl- und greifbare Körperwelt gebunden, innerhalb welcher es belebend und als Urgedanke wirkt, giebt es für diese Gottheit also ein Da und Dort, wie sie jedem Körperwesen zukommen, eine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wie diese Zeitverschiedenheit unzertrennlich von der Ortsverschiedenheit ist, so ist der montheïstische Gott frei, steht außerhalb der Natur, die nur sein Odem, außerhalb der Körper, die nur das Gebilde seines Wortes sind, steht über allem menschlichen Denken, das nur ein Strahl seiner ewigen Weisheit ist: für diesen monotheïstischen Gott der Bibel giebt es also keine Verschiedenheit des Ortes, keine Verschiedenheit der Zeit, sondern dies Alles ist gegenwärtig in ihm. —

Lag doch die ganze Geschichte der ganzen Menschheit aufgerollt vor dem ersten Menschen, der nun hinschauen konnte in die unabsehbare Zukunft aller Zeiten, über alle Staaten und ihre politischen Ereignisse und ihren geistigen Auf- und Niedergang, oder, wie der gnostische Midrasch das bildlich darstellt: „Gott ließ den Adam sehen alle Geschlechter und ihre Führer, alle Geschlechter und seine Lehrer“; warum also sollte der göttlich inspirirte Seher dieses Alles nicht gesehen haben, warum sollte es bei so

reichlichem Geschichts- und Kulturstoffe ein einziges Wort, ein Pünktchen in der heiligen Schrift geben, das nicht auf eines dieser geschichtlichen Ereignisse, eine der folgereichen Geistesleistungen anspielte?

So mußte, fühlte sich auch berechtigt der Bibelausleger, der Midraschist, alles Mögliche, Alles, was ihm bedeutsam im politischen Leben, von Belang in der spekulativen Welt erschien, in die Bibel hineinzulegen und in den Rahmen göttlicher Vorhersehung und göttlicher Allvernunft hineinzubringen; und haben wir übrigens bei der Darlegung des Midrasch-Inhaltes und der Gnostik etwas länger verweilt, weil es ganz die Tendenz eines anderen, in griechischer Sprache abgefaßten Midrasch ist; der Schriften des Philo, welche als Grundlage des von uns zu behandelnden Urchristentumes zu gelten haben.

Die Vorträge waren öffentlich, und Jeder war willkommen, der einen solchen Vortrag zu halten sich berufen fühlte, ohne daß es einer Autorisation, eines besonderen Ornates oder sonst einer öffentlichen Stellung als Rabbi bedurfte. Daher die vielen Namen der Vortragenden im Midrasch, die öftere Wiederholung desselben Gedankens und die nicht seltenen Widersprüche daselbst, da Jeder seine eigene Meinung hatte und denselben Gedanken in verschiedenen Varianten da und dort in Anwendung bringt. Die Sprache des Midrasch ist die aramäische in ganz primitiver Form ohne jede Grammatik und jeden sprachlichen Abschliff. Ja sogar findet im Midrasch sich die nota accusativi „Jath“ noch als Nomen, was sie ursprünglich war. Der Abschluß des „großen Midrasch“, Midrasch-rabba genannt, weil er über das ganze Fünfbuch Mosis handelt, findet im dritten Jahrhundert statt, und mit ihm schließt auch die Periode der Midrasch-Lehrer, oder Agadisten, wie man sie sonst nennt, welche Periode wir auch als die erste in der Talmudlitteratur anzusehen haben.

An diese Periode reihet sich diejenige der Halacha, die ebenfalls das mosaische Fünfbuch zur Grundlage hat, mit dem Unterschiede nur, daß jener, der Midrasch, frei war, alles Beliebige, Politik, Geschichte, Philosophie hineintragen konnte in irgend einen beliebigen Bibelvers, während diese, die Halacha, ausschließlich das mosaische Gesetz behandelt, und dies auch nur nach festgestellten logischen Gesetzen, gleichsam den Entwickelungsgang (daher der Name Halacha) des einen oder des anderen Gesetzes verfolgt.

Als Ersten dieser Periode haben wir das Synhedrial-Mitglied Ismael ben Elisa anzusehen, welcher die im II. Buch Mosis enthaltenen Gesetze unter dem Namen Mechilta weiter entwickelt, und dies zwar auf Grund der sieben von Hillel I. aufgestellten logischen Satzungen, die er aber etwas erklärt und weiter bis auf die Zahl dreizehn (wahrscheinlich, um sie den dreizehn Eigenschaften göttlicher Gnade gleich zu machen) entwickelt. Die im III. Buche Mosis enthaltenen Gesetze entwickelt Juda ben Alaï in dem von ihm benannten Buche Siphre, während Simon ben Jochai die im IV. und V. Buche Mosis enthaltenen Gesetze berührt und weiter entwickelt unter dem

Namen Siphra. Doch waren alle diese Gesetze nicht bis in ihre letzten Konsequenzen entwickelt und fehlte es auch an systematischer Ordnung, da die mosaischen Lehren zerstreut im Fünfbuche sich finden. Dieser Arbeit unterzog sich Akiba ben Joseph, Kollege des Ismael im Synhedrion, ward aber an diesem seinem Vorhaben gehindert durch den Tod, den er im Aufstande des Bar-Kochba auf Befehl des Hadrian nebst seinen Kollegen und anderen Teilnehmern an dem Aufstande zu Bether erlitt. So war diese große, gesetzgebende Arbeit vorbehalten dem Patriarchen Juda I.

Sowohl das große Ansehen, welches dieser Patriarch in Rom genoß, das Vertrauen, dessen er sich von allen seinen Zeitgenossen erfreute, wie auch seine Gelehrsamkeit und der Reichtum, den er besaß, ermöglichten es ihm, zu Sepphoris eine eigene Lehranstalt zu unterhalten, woselbst die hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit die ihnen bekannten Ueberlieferungen zusammentrugen; und unter seiner Redaktion kam die Mischna zu Stande, welche fortan als die allein autorisirte und rechtsgiltige anerkannt wurde. Dieselbe gruppirt den zu behandelnden Stoff in sechs Ordnungen, von denen wieder jede mehrere Traktate enthält je nach dem Inhalte, über welchen der Traktat handelt. So umfaßt die erste Ordnung die Traktate, in welchen die Gesetze niedergelegt sind über die Gattungsverschiedenheit der Fruchtarten, über das Schaltjahr, in welchem der Landboden nicht bearbeitet werden darf, über die Baumfrüchte, deren Genuß innerhalb der ersten drei Jahre seit der Anpflanzung verboten ist. Diese für den Landbau und die Botanik höchst wichtige Ordnung Seraim ist mit dem Traktate über die Benediktionen eingeleitet, weil jeder Genuß, besonders aber derjenige der Landesprodukte ohne Benediktion dem Juden untersagt ist. Die zweite Ordnung behandelt die Fest- und die Feiertage, daher ihr Name Moëd. Da vor Allem das Gebot der Sabbathruhe hier zu regeln ist, diese aber nach Messung der entlegenen Ortschaften zu bestimmen ist, so finden wir in den beiden ersten Traktaten nicht Uninteressantes für die Meßkunst des Altertums. Ebenso Bedeutsames für die Astronomie des Altertums findet sich in dem Traktate Rosch-ha-Schana, woselbst die Regeln niedergelegt sind, nach welchen der Sonnen- und Mondeslauf zu berechnen ist, eine Vorarbeit für die erst später von dem Patriarchen Hillel II. besorgte Regelung und Berechnung des jüdischen Kalenders. Das Eherecht, an welches sich auch die Angelobungspflicht und das Recht der Enthaltsamkeit anschließt, bilden den Inhalt der dritten Ordnung, welche dementsprechend den Namen Naschim führt. Die vierte Ordnung ist Nesikin, welche über Strafproceßordnung, über Privat- und Strafrecht, über Eide und Eideszulässigkeit, überhaupt über Alles handelt, wodurch dem Anderen ein Schaden zugefügt wird, über dessen Vorhandensein der Civil- oder Strafrichter zu entscheiden hat. Da es Vieles giebt, das dem richterlichen Auge sich entziehet, mehr Billigkeit und ethisches Gesetz ist, wird in dieser Ordnung auch der Traktat Aboth aufgenommen, welcher rein ethischen In-

haltes ist. Die fünfte Ordnung behandelt den Opferkult und ist in Beschreibung des Tempelbaues von Interesse für die Architektonik jener Zeit. Der Name dieser Ordnung ist Kodaschim, d. h. die heiligen Opfer und das Heiligtum betreffend. Die sechste Ordnung des Mischna ist endlich Taharoth, die Reinigung betreffend, sanitäre Merkmale für Krankheitserscheinungen und Vorschriften über das Verhalten während derselben, und auf welche Weise sie zu vermeiden oder eingetretenen Falles zu heilen sind. Es ist dies eine Ordnung, die nie für die Medicin des Altertums ihre Bedeutung verlieren wird.

Rabbi Juda I., auch der Fromme, der Gerechte genannt, verdient die Epitheta vollständig. Er geht nämlich jedem Parteikampfe vorsichtig aus dem Wege, und wir finden in seiner Mischna nicht die geringste Andeutung von Christus, zumal er nur die Halacha sammelte, die Frage wegen Christus aber mehr Parteisache und philosophische Frage war, als daß sie eine Erörterung hier verdiente. Den Häusern Hillels und demjenigen Schamais, resp. deren Schulen, die in größter Opposition gegen einander stehen, sowie auch den Trägern aller oppositionellen Meinung läßt er gleiches Recht angedeihen, indem er sie nennt, sonst aber die Entscheidung der Zukunft oder der Meinung Anderer überläßt. Ebenso vorsichtig war er bei der Aufnahme einer angeblich überlieferten Lehre, deren Echtheit ihm zweifelhaft oder belanglos erschien. Doch sollten auch diese nicht für die Nachwelt ganz verloren gehen und wurden von dessen Schülern Chijja und Oschija als Supplemente (Tosephta), und außerhalb der Schule Gelehrtes (Boraitha) gesammelt.

Die Sprache der Mischna und ihrer Supplemente ist die neu-hebräische, die sich vor der alt-hebräischen durch einen bedeutenden Wortreichtum auszeichnet. Denn abgesehen davon, daß die erweiterte Wissenschaft, wie es namentlich durch die Botanik und die Meßkunst war, wie auch die Erweiterung der staatlichen und gesellschaftlichen Beziehungen einer Spracherweiterung bedürfen, welchen Bedürfnissen das Neu-hebräisch durch Heranziehung und Hebraisirung stammverwandter arabischer Worte genügt; abgesehen davon, erweitert sie die alte Sprache durch neue Verbalstämme, indem sie die formativen Buchstaben der alten Nomina als Radikalbuchstaben behandelt und die Sprache namentlich durch Bildung abstrakter Nomina bereichert, woran der alte Hebräismus völligen Mangel leidet.

Die Schlußredaktion des Mischna, die, wie bis allhier das mosaische Fünfbuch, als normalgiltiger Gesetz-Codex jederzeit angesehen wurde und bis auf das heutige Judentum angesehen wird, fällt um das Jahr 189 n. Chr, und heißen die Träger der in der Mischna angeführten Meinungen Thanaim, vom Singular Thana, was Lehrer bedeutet, sowie auch der Redakteur derselben Rabbi, Meister par excellence genannt ist.

Diesem Zeitalter der Thanaim, das wir als die zweite Periode in der Talmud-Litteratur anzusehen haben, schließt sich die dritte und letzte Periode an, diejenige der Erklärer, oder wie sie talmudisch zu nennen

sind, der Amoraim, deren Aufgabe es ist, die Mischna zu erklären und die scheinbaren Widersprüche in ihr aufzuheben, die Echtheit ihrer Supplemente, der Boraita und der Tosephta, zu prüfen und auf Grund der in allen dreien als richtig befundenen Satzungen neue Thesen aufzustellen. Wie sie selbst nur als Erklärer, so wird die Sammlung ihres geistigen Schaffens auch nur als Gemara: d. h. Vollendung, nämlich der Mischna, angesehen; und giebt es zweierlei Gemaras: die eine, welche in Palästina entstand, um das Jahr 400, die andere, im babylonischen Reiche hergestellte, die hundert Jahre später durch Ravina und Rav-Jose um das Jahr 500 zur Schlußredaktion kommt.

In diesen beiden Gemaras giebt sich der Unterschied deutlich zu erkennen zwischen dem in Freiheit herangebildeten und dem Geiste, der in Knechtung und Druck stöhnt, welcher Unterschied, wenn wir uns eines Bildes aus dem Alltagsleben bedienen dürfen, derjenige ist, wie zwischen faulem, nassem Holze im verrußten, luftlosen, und zwischen gesundem, trockenem Holze im reinen, rußfreien Ofen; träge, nur spärlich einen wärmenden Lichtglanz sendend, liegt jenes da und glimmt traurig fort, während dieses, wohltuende Wärme ausstrahlend, lichterloh fortbrennt und fortflackert, den Beschauer mit sich in freudige Lichtregionen heranziehend. So der Unterschied zwischen diesen beiden Gemaras. „Wie konnte Speise noch meinem Gaumen behagen, wenn im Schnabel der Raben ich sehe die zerfleischten Stücke meiner Adler," so läßt der gefeierte lyrische Sänger Jehuda ha-Levi das trauernde Zion sprechen. Oder ist es nicht der schwarze, krächzende Adler Hadrian, „dessen Knochen zermalmt werden mögen" — ohne diesen Wunsch nennt ihn der Midrasch nicht — ist es nicht dieser Tyrann auf dem römischen Kaiserthrone, der den Adlerflug des Geistes durch Edikte zu hemmen sucht und eines martervollen Todes hinrichten läßt jene, die diesem Geistesfluge folgten, den Rabbi Akiba, Rabbi Ismael und noch Andere, welche für ihre Freiheit und die Freiheit ihres Glaubens kämpften. Noch lagen verödet die Trümmer da der zweitgrößten Landesstadt, des von jenem Wüterich zerstörten Bether, noch lag trauernd vor Augen des palästinischen Volkes das von Titus zerstörte Heiligtum, rauchten die Flammen noch, die er in das Heiligtum trug, noch immer und für immer lag trauernd und verödet das Land vor den Augen seiner Bewohner, beraubt seines herrlichen Baumwuchses, seiner stolzen Cedern, die der Feind zu Bollwerken und Schleudermaschinen gegen die heilige Stadt gebraucht. Und wie erst, wenn das eigene Kind den Dolch gegen das Mutterherz zückt, wenn das Christentum dem Judentume, aus dessen Schoß es hervorgegangen, den Vernichtungskampf schwört! — Sollte in solch ein Herz sich noch ein freudiger Gedanke schleichen, und könnte in solch einem gedrückten Gemüte sich ein Gedanke noch freudig erheben?

Naß von der Mutterträne und angekränkelt von verbissenem Groll, glimmt daher der Geist in der palästinischen Gemara fort, nur das berührend,

was am nächsten ihm liegt, nur über das berichtend, worüber zu berichten ihm noch die Freiheit vergönnt ist: über die Mischna. Ja, sich noch sprachlich zu erheben gebricht es ihr an Mut; und in vulgärem Aramäisch, untermischt mit griechischen und lateinischen Wörtern, schleicht träge hin der Redefluß.

Anders der in der babylonischen Gemara auflodernde Geist des Gedankens. Die babylonischen Juden fühlten wohl mit den unter römischem Joche schmachtenden Brüdern Palästinas, sahen aber nicht das Elend und führten ein freies Leben unter der Herrschaft aus parthischen Häusern, namentlich unter der Regierung Saburs II. Ueberall erhoben sich Schulen, und überall ward dem Worte völlige Freiheit, dem Geiste eine unumschränkte Herrschaft über alle Gebiete des Wissens gewährt. Auch in der Sprache giebt der freie Geist sich zu erkennen. Denn so wie die Exulanten auf fremdem Boden sich heimisch bewegen, bewegt auch die Sprache sich frei und formt nicht nur arabische und hebräische, sondern auch Wörter fremden Stammes, namentlich Pehlvi und Zend, ganz so, als wären sie aramäischem Sprachboden entstammt. Aber kaum hatte auch diese Gemara der Feder sich entwunden und hatte sie die Schwelle ihrer Heimat verlassen, als sie schon ihre Feinde hatte, als sie schon das Loos ihres umherirrenden Volkes traf.

II.

Die erste Qual erfuhr der Talmud, unter welchem Namen gewöhnlich die babylonische Gemara gemeint ist, durch die Censur. Juden und Christen taten hier ihr Mögliches, um Alles zu vernichten, was für die Uranfänge des Christentums von Bedeuten ist; diese indem sie Alles vernichteten, was wie eine Blasphemie Christi aussah, jene indem sie wieder dasjenige strichen, was zu dessen Lob sprach; und einem glücklichen Zufall nur dankt es die Geschichte, daß doch noch einige Reste entsprechender Notizen uns erhalten sind: dem Zufalle, daß beide Censoren nichts verstanden haben.

Die Qualen, welche der unglückliche Talmud durch päpstliche Bullen erlitten hat, wie oft er auf heiligen Befehl verbrannt worden ist, nachdem er wieder mit schwerem jüdischem Gelde gedruckt worden war, brauchen im Allgemeinen ebensowenig angeführt zu werden, als es des Raumes zu viel bedürfte, diese Bullen einzeln herzuzählen. Nur darf der Fürsten und der Landesväter nicht vergessen werden, welche, je nachdem sie Laune hatten, fromm zu sein, und je nachdem sie Geld brauchten, bei dem Zerstörungswerke mittätig waren.

Nicht viel weniger, als von diesen seinen Feinden, hatte der Talmud Qualen auszustehen von seinen Freunden. Denn je mehr er von jenen gequält wurde und je öfter er aus der Asche neu erstanden ist, desto heiliger wurde er von diesen gehalten und desto göttlich-unverirrbarer schien ihnen dessen Inhalt, so daß sie in jedem Worte desselben etwas für die Seligkeit

behelfbares, eine göttliche Verheißung erblickten, was aber durchaus nicht der Fall ist. Der Talmud ist ein hochschätzbares Werk, die einzige und umfangreichste Encyklopädie, die wir aus dem Altertume und über das Altertum erhalten haben. Derselbe ging von der richtigen Schreib- und Lehrmethode aus, dem Lehrer nicht zu viel Gelehrsamkeit aufzubürden und dem Schüler keine zu große Gewalt anzutun, wenn er gerade nicht disponirt ist. So wirft er hier und da einen Witz hin, wo wir den tiefsten Ernst erwarten, und frischt den erschlafften Geist des Schülers mit irgend einer Erzählung oder sagenhaften Geschichte auf, und wenn es auch eine Erzählung aus der Kinderstube, eine indische Jagdgeschichte ist. Und wie müht sich die fromme Welt ab, in dieser Erzählung eine Moral zu erblicken und den Zusammenhang herauszufinden, der zwischen dieser und der abgebrochenen Disputation besteht, und welch' ein Aufwand von Geist und Wissen wird von Vielen nicht gemacht, um den bekannten Erzählungen des „Rabba Enkel des Chana" im Traktat Baba-Bathra irgend eine Moral, eine Philosophie oder wenigstens irgend eine religiöse Satzung abzugewinnen, während dieselben doch nichts Weiteres sind, als indische Jagdgeschichten, wie sie in der in's Englische übersetzten „ersten Reise des Sindbads" und in El-Kaswinas Schilderung der Tiere des Wassers zu lesen sind, und wie sie in der Tat im Talmud von dem indischen Proselyten Schmuel vorgelogen werden, (denn die indischen Jäger logen ganz so wie unsere deutschen Jäger). Ist eben mißverstanden zu sein nicht ebenfalls eine Qual?

Eine weitere Qual hatte der T. zu bestehen, gemeinsam mit allen seinen Leidensgenossen, mit allen anderen Büchern: die Qual der Druck- und Schreibfehler. Doch litt er hier weit mehr als sonst alle Bücher. Denn abgesehen davon, daß viel im T. herumgewirtschaftet wurde, wurde er auch von Vielen gelesen, weil man ihn für ein rein religiöses Buch hielt, und haben Viele sich daselbst zur Emendation berufen gefühlt, die es in der Tat nicht waren, und hat endlich die Schrift zu vielen Irrtümern geführt. In früherer Zeit nämlich bediente man sich in Palästina der samaritanischen Schriftzeichen, einer deutlichen, verlässigen Schrift, wie wir sie heute noch in der samaritanischen Bibel finden. Im sechsten Jahrhundert jedoch brachten die aus dem babylonischen Exil heimkehrenden Juden die bei uns noch heute im Gebrauche stehende sog. Quadratschrift mit sich, welche deshalb im T. als „assyrische Schrift" bezeichnet ist, weil damals Assyrien und Babylon vereinigt waren, und weil dieselbe auch wirklich eine Art der altassyrischen Keilschrift ist, aus welcher sie entstanden. Dieselbe ist wohl etwas deutlicher und verlässiger als die sog. Keilschrift, bedarf aber einer großen Aufmerksamkeit beim Schreiben wie auch beim Lesen, weil viele Buchstaben in ihr einander ganz ähnlich und nur durch kleine Nüancirung unterschiedlich von einander sind. Hier ein Beispiel, dessen ich mich aber nur darum bediene, weil es in die talmudische Jurisdiktion hinüberschlägt, über die etwas zu erfahren gewiß Wunsch des freundlichen Lesers ist:

Die talm. Jurisdiktion ist civilrechtlich und in ihren Theorien ebenso streng, als sie — ausgehend von dem humanen Grundsatze, es sei besser, zehn Schuldige freizusprechen, als Einen unschuldig zu verurteilen — in der Praxis des Strafrechtes milde ist. Wenn Einer, bespielsweise, nur mit dem sechsten Teile sich überteuert fühlt, hat er das Recht, den Kauf rückgängig zu machen. Unsere heutige Noblesse, zu welcher man gewöhnlich auch die sog. Sportmänner zählt, die beim Rennen auf Pferde wetten, sind nach talm. Rechte gar nicht eideszulässig, weil der Gelderwerb hier kein solider ist. Das beneficia non obtruduntur des römischen Rechtes ist nach talm. Theorie nur darum anzuerkennen, weil, wie im T. der Fall angeführt ist, das „Aufdrängen der Wohltat oft zum Nachteile desjenigen ist, dem wir die Wohltat aufdrängen". Bei der Praxis des Strafrichters aber wird sehr milde verfahren, und zwei Talmudlehrer rühmen sich mit den Worten: „Wenn wir im Synhedrion (im peinlichen Gerichtshofe) gewesen wären, wäre nie ein Mensch zum Tode verurteilt worden," denn sie würden, wie dort weiter erklärt wird, so streng beim Zeugenverhör gewesen sein, hätten die Fragen so verfänglich an die Zeugen gestellt, daß diese sich entweder widersprochen hätten oder ganz und gar von der Zeugenschaft zurückgetreten wären. Ebenso rühmt sich ein Anderer mit den Worten: Ich mache mich anheischig, das nach mosaischer Vorschrift unreine Insekt (den Gauner oder welchen Spitzbuben immer, trotz der gegen ihn vorliegenden Beweise) als rein zu erklären (in meiner Verteidigung seine Unschuld zu beweisen) und dies aus Koph-Waw (Name hebräischer Buchstaben) Gründen.

Bekanntlich wurden in frühester Zeit, wie es noch bis auf unsere Zeit im hebräischen Alphabet üblich ist, die Buchstaben als Zahlzeichen gebraucht, wobei der hebr. Buchstabe Koph für 100 und Waw für 6 gebraucht sind: also aus „106 Gründen". Dieser Ausspruch will einem zweiten Talmudlehrer nicht einleuchten; woher so viele Beweise, und warum gerade 106? Darüber wird er von einem Dritten belehrt: der den Ausspruch getan hat, will die Buchstaben nicht als Zahlzeichen, sondern als logische Zeichen gebraucht wissen für „Kal-W'chomer", will sagen, er könne für den Angeklagten Beweise der Rechtfertigung aufführen, die ganz unumstößlich, ja, so selbstredend für den Angeklagten sind, wie etwa der logische Schluß „a minori ad majus". Um den Zweifler aber von der Richtigkeit des Ausspruches zu überzeugen, führt der Erklärer sofort auch die Verteidigung, beziehungsweise den logischen Schluß an, und zwar ganz in der Weise, wie wir oben (S. 180) das Beispiel für diesen Schluß gegeben haben.

Nun ist aber der Buchstabe Waw in der Quadratschrift ganz ähnlich dem Schluß-Nun, von dem er sich nur durch Länge unterscheidet, indem das Waw den Seitenstrich etwas kürzer hat als das Nun, welches als Zahlzeichen gleich 50 ist. Daß aber die gerade Linie bei einem Buchstaben etwas länger als erforderlich gezogen wird, ist ein nicht weniger verzeihlicher als häufiger lapsus calami, und so wurde aus 106 (Koph-Waw) 150 (Koph-

Nun), so daß der Talmudlehrer, welcher jenen Ausspruch getan, die Qual hat, Unverständliches gesprochen zu haben und die Kommentatoren durch Hunderte von Jahren sich abquälen, jenen Ausspruch verständlich, so zu sagen aus 1, aus dem einen logischen Schluß des Erklärers, 150 zu machen.

Als vierte Talmudqual nannten wir die Paradiesschläfer. Eine sonderbare Bezeichnung, als wäre ich je im Paradies gewesen und hätte die Herren Schläfer gesehen oder von dort her sie schnarchen gehört. Doch bitte ich, den Ausdruck nicht so streng und wörtlich zu nehmen; dem, der den Talmud bespricht, dürfte es wohl gestattet sein, in talmudischer Bildersprache zu sprechen.

„Was hast Du dort gesehen?" so wird im T. Einer, der, gestorben, in den Himmel gekommen war und wieder herunterkam, gefragt. „Eine ganz verkehrte Welt," so lautete die Antwort des Befragten, „habe ich dort gesehen; diejenigen, die hienieden oben standen, stehen dort unten, und die hier unten standen, stehen dort obenan." Daß Keiner noch aus jener Welt zurückgekommen und in dieser Erzählung nur angespielt ist auf das unrichtige Urteil der Menschen und die Verkehrtheit dieser Welt, das ist selbstverständlich. Ob es aber wirklich eine jenseitige Lichtwelt giebt, wo die Täuschung aufhört — wer vermöchte dies zu bestimmen. Wo wir aber wie immer in das Ungewisse zu greifen genötigt sind, ist es doch besser, in das ungewiß Angenehme, als in das gewiß Unangenehme zu greifen. Schläft sich's doch sanfter und ruhiger ein bei Engelschören, als bei dem Gekrache eines einstürzenden Himmels und einer berstenden Erde; bei den poetischen Klängen einer warmen Poesie, beim Glauben, als beim Unglauben, jener kalten Prosa, die uns höchstens ein Lebensbild vorliest aus irgend einem Kriminalroman, aus einer Mord- und Räubergeschichte, deren Inhalt uns gar nicht zu ruhigem Schlafe kommen läßt. — Also — ich schäme mich nicht, es zu gestehen — ich glaube, ich will glauben.

Und wie schön malt der Glaube mir da die Zukunft vor! Wenn ich in des Paradieses Lenzgefilden mir einen Cherub ansatteln oder zwei Vollblut-Seraphim vor den Landauer anspannen lasse, mich reitend oder fahrend nach dem Styx-Hafen begebe, mir die neuen Einwanderer anzusehen, ob ich vielleicht Bekannte oder gar einen Freund unter ihnen treffe. Hier sehe ich Einen, an dessen Leichenkondukt sechs schwarz drapirte Pferde mit schwarzem Federbusche ernsten Ganges zogen und neben denen zahlreiche Palmenträger mit dem officiellen Trauergesicht salbungsvoll einherschritten, wie er schnurstracks auf das Paradies losgeht — denn vor einer kurzen Weile noch hatte der Seelsorger ihm eingeredet, er sei ein ordentlicher Mensch, ja sogar ein gottesfürchtiger, gottgefälliger Mann. — Von Weitem jedoch wird ihm schon bedeutet, daß er daneben zu gehen hat. (Denn nach dem vom T. uns erhaltenen Situationsplane vom Jenseits liegt die Hölle knapp an dem Paradiese, nur *einen* Schritt weit entfernt.) Ein Anderer, dessen Brust voll besät ist mit Orden und Ordensbändern, wünscht Herrn Petrus

zu sprechen. Er überreicht ihm ein Billet, und Petrus liest: „An Se. infernale Majestät bestens empfohlen von N. N. ꝛc." Worauf der heil. Petrus sagt: „Entschuldigen, Excellenz haben sich geirrt, Adressat wohnt daneben." Unterdessen hatte sich ein Bäuerlein eingeschlichen. Es hat kurze Kniehosen an und hält den Hut zerdrückt unter dem Arm. „Was wünscht Er?" fragt Petrus. „Na, heiliger Herr Petrus," stammelt der so Befragte mit zitternden Lippen. „Hat Er Legitimation bei sich?" Nach langem, ängstlichen Suchen findet der neue Ankömmling im zerknitterten Hute ein Zettelchen, das er Herrn Petrus hinreicht. „Raphael," ruft dieser den Erzengel herein, „führe den Herrn hinein, setze ihn auf Nr. 5. Raphael," ruft er weiter dem mit dem Fremden sich entfernenden Paradiesdiener nach, „führe ihn erst zum Schuhmacher, daß er für ihn ein Paar Stiefeln mache, laß ihm auch die Beinkleider flicken, damit er doch etwas anständig aussehe."

Unterdessen war eine Visitenkarte auf Petrus' Schreibtisch gelegt worden, und eine in Seide und Sammet gehüllte Dame rauschte hervor. P. liest die Visitenkarte. „Entschuldigen Frau Geheimrat, ich mußte erst den armen Schlucker expediren. Wünschen meine Gnädige eines Ihrer Stubenmädchen, Ihre Köchin oder Ihren Hausdiener zu sprechen?" „Wie das?" ruft die so Befragte in gedehntem und zornigem Tone aus. „Ihre Gnaden haben ja viele derartige Bekannte hier, und ich glaubte, daß Sie Eine derselben zu sprechen wünschen." „Das meine Bekannte?" ruft sie in beleidigtem, zornigen Tone aus, „und dahin soll ich kommen?" fragt sie ironisch weiter. „Ich danke schön, adieu." Im Weggehen aber wendet sie sich um: „Wo bekommt man hier ordentliches Logis?" „Daneben," lautet Petrus' Antwort.

„Kollega! Dort scheinen Eure Leute zu kommen." Der vom h. P. so angerufene Vater Abraham setzt die Brille auf, guckt hin, kratzt sich, brummt sich etwas in den Bart uud geht an den Schalter. Und wirklich waren es jüdische Theologen, Rabbiner und Prediger, alle aus Deutschland kommend, welche, im Vorgefühle, was ihrer dort harrt, sich hier zusammentrafen, um in größerer Masse sich gegenseitig behilflich zu sein. So wirft man sich in heiligen Staat, schreitet salbungsvoll in Reihe und Glied vor V. A., dem man große Komplimente macht, legt mit bescheiden scheinendem Stolze Doktor-Diplome, Rabbinats- und Gemeinde-Zeugnisse hin und tut ganz so, als gehöre man zum Paradiespersonale, dessen Eintritt in das Paradies doch etwas so Selbstverständliches ist. In seiner bekannten Sanftmut und Liebenswürdigkeit aber meint V. A., es wäre doch geratener, die Herren begäben sich nebenan, wo sie viele Landsleute und viele Kollegen treffen, allenfalls aber wärmere Anerkennung finden würden als hier. Die Herren räuspern sich wohl etwas, bringen das und jenes vor; aber V. A. meint, sie mögen es dort nur versuchen und werde man, sollte es ihnen dort nicht gefallen, schon weiteren Rat finden. (Er weiß wohl, daß man sie dort nicht mehr herausläßt.)

Froh, diese Leute los zu sein, wird V. A. schon wieder von einem

anderen Deutschen bekomplimentirt, der sich ihm als Talmudist vorstellt, denn er habe, wie er hinzufügt, Tag und Nacht über dem T. gesessen. Letzteres läßt sich wohl hören; und, um mit einem Talmudisten aus dieser Welt, namentlich aus Deutschland, sich zu unterhalten, fängt er an, über etwas Talmudisches mit ihm zu disputiren, erhält aber derartige Antworten, daß er vor Lachen kaum reden kann und dem deutschen Talmudkenner nur durch Zeichen den Eintritt gewährt. Er sitzt jetzt dort im Paradiese, weiß nicht, was um ihn vorgeht, und schläft, wie er hier, über dem T. sitzend, geschlafen, ohne zu wissen, was er von ihm und dieser von ihm will.

Mit diesem Talmudschläfer zugleich war auch ein Landsmann von ihm, der „Luxus-Fromme", angekommen. Derselbe wußte gar nichts vom Talmud, hatte im Leben kaum einen solchen gesehen, wollte aber dennoch als großer Talmudist gelten, was er auch bei seinen Landsleuten vollkommen erreichte, indem er übermäßig fromm tat. Also kaum ehrlich fromm, nur scheinheilig! Was fängt man mit diesem an? — Und doch ließ ihn V. A. hinein; denn er dachte sich, „für Deutschland ist das gut," — unwillkürlich aber entfuhren ihm die tiefbetrübten Worte: „Armer Talmud, wenn das Deine Gelehrten sein sollen!"

(Schluß folgt.)





Die Frauen los! Der Frauen Los. Das Frauenlos.

Von

Hermann Frank.

— Breslau. —

Wenn dereinst der Ruf „Die Frauen los!“ allgemein, die Emancipation also einmal durchgeführt sein sollte, so würde auch die Behauptung hinfällig werden, daß das Frauenlos, also die begriffliche Bestimmung des Loses, das den Menschen weiblichen Geschlechts als solchen zukäme, mit dem zusammenfiele, was faktisch und in seiner historischen Entwickelung sich bisher als der Frauen Los herausgebildet hat.

Die Frage, die uns hier beschäftigt, geht in letzter Linie zurück auf einen Unterschied, den die Natur dem Menschen auferlegt hat, dem der Geschlechter. Wir sind also in der Lage, scheint es, unsere Gedanken auf ein festes, allgemein bekanntes und unbestrittenes Axiom gründen zu dürfen; und es reizt wahrlich zum Denken, wo und wie und mit welchem Rechte man angefangen, trotz dieses Gegensatzes eine Gleichheit zu fordern und als Programm unserer Tage aufzustellen.

Nachdem dies aber überhaupt einmal geschehen, und nachdem die Tatsache, daß es eine Frauenfrage giebt, anerkannt ist, hat das Bestreben, Klarheit zu schaffen, eine umfangreiche Litteratur*) gezeitigt. Ansehnliche Tagesblätter widmen den Neuerscheinungen auf diesem Gebiete ständige Rubriken, eigene Vereine, größere**) Kongresse beleuchten die brennende

*) Im Folgenden werden beschränkte Hinweise auf Parallelgedanken dem eingehenderen Leser den Weg zum Material weisen. Eine Erschöpfung und Kompilation desselben liegt hier außer unserer Absicht.

**) Der erste namhafte in Chicago zur Ausstellung, der letzte hat soeben in Berlin stattgefunden.

Frage immer auf's Neue; die so geschaffene Organisation krystallisirt aus dem Nebel der Meinungen immer festere Punkte und erörtert die Vorschläge zur Verwirklichung ausgesprochener Wünsche.

Bei dieser Sachlage dürfen wir uns hier die Aufgabe stellen, keinerlei unerhörte oder sensationelle Neuheiten vorzutragen oder eine leidenschaftliche Stellungnahme zum Ausdruck bringen zu wollen, sondern die Masse des Bekannten, das Chaos der Meinungen auf einen Faden zu reihen und den geneigten Leser zur Mithilfe bei dieser Denkarbeit aufzufordern.

Und dabei bieten sich zwei Gesichtspunkte dar, der ästhetische oder romantische und der social-ethische oder realistische; und diese Gesichtspunkte gruppiren sich geschichtlich in den Zeitraum von Anbeginn bis zur Aufrollung der Frauenfrage gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einerseits und die kurze seither verflossene Zeit andererseits. Ohne vorläufig einen direkten Zusammenhang behaupten zu wollen, fällt dabei von selber ein Parallelismus in's Auge: mit der gesammten Kulturgeschichte vor und nach Aufblühen der modernen Naturwissenschaften. Mit denselben Mitteln des Denkens ausgerüstet und dieselbe Natur vor Augen wie wir selber, ist gleichwohl die ganze frühere Kulturgeschichte von der neuzeitlichen Entwickelung durch eine Kluft geschieden, ohne daß doch diese Kulturgeschichte aufgehört hätte, in einzelnen Punkten (Griechen, Römer, Orientalen) für uns heute noch ein Muster, ein Gegenstand der Bewunderung zu sein. Es kommt nicht darauf an, Schlagwörter für den unsagbaren Unterschied, für die rapide Entwickelungsfähigkeit der neuzeitlichen Bildung gegen die früheren Kulturstufen zu finden. Wir können indessen versuchen, das Verhältniß beider so zu charakterisieren, daß wir sagen, die eine sei nicht auf die andre gepfropft, organisch auf ihr weiter gewachsen, sondern beide Kulturen stünden zum Teil neben einander.

I. Teil.

Ein ähnliches Verhältniß waltet zwischen beiden Epochen der Frauenfrage ob, deren erstere wir als die ästhetische oder romantische bezeichneten. Fassen wir gerade den Punkt in's Auge, in welchem sich die Menschen nicht als Menschen, sondern bewußter und beabsichtigter Weise als Geschlechter entgegentreten, so fordert geradewegs zur Komik heraus, die Aeußerungen tiefster Unterwürfigkeit männlicherseits je in Wort und Tat mit den Anklagen zusammenzustellen, welche je ein weibliches Wesen der Männerwelt über verkürzte Frauenrechte entgegengeschleudert hat. Nicht nur das Liebeslied aller Zeiten und Völker hat eine erstaunliche Aehnlichkeit, sondern auch die Macht, welche tatsächlich geschichtliche Frauen in allen Fragen des öffentlichen Lebens ausgeübt haben; eine Macht, die sich bis zu den Stufen der stolzesten Throne erstreckte, hat so unstreitig von den ältesten Zeiten bis heut bestanden, daß die Schwäche des starken Geschlechts darin eine unleugbare Tatsache ist. Hat das schwache Geschlecht sich wirklich über Unter-

drückung zu beklagen, so liegt demgegenüber der doppelte Gedanke nahe, daß erstens die Frauenwelt durch eigene Nachlässigkeit und Verschuldung ihre Macht aus den Händen gegeben hat, und daß zweitens die Männer im Bewußtsein ihrer Schwäche rechtliche Garantien künstlich geschaffen haben, um einem tatsächlich überall zu fürchtenden Uebergewicht die Wage zu halten*).

Allein aktuelle Fragen finden mit Erörterung ihrer historischen Verschuldung keineswegs ihren Abschluß; und wenn bei manchen Völkern unleugbar die Frau zum Haustier erniedrigt wird**), so geht nicht an, mit dem Vorwurf gegen vergangene Geschlechter solche Verhältnisse wie eine gerechte Strafe auf sich beruhen zu lassen. Ebenso unerfreulich berühren Zustände, wie die im alten Griechenland und — bis auf unsere Tage — in Japan, wo neben der ehrbaren, aber mißachteten und ungebildeten Hausfrauenwelt eine höher begabte und besser erzogene Klasse weiblicher Wesen sich über die engen Sitten hinwegsetzt und in einen freien Verkehr mit der Männerwelt tritt. Analogien bietet nicht nur das Großstadtleben moderner, besonders romanischer Völker, sondern mehr oder weniger das gesammte Kulturleben: überall hindurch gehen die Gegensätze eines weiblichen Philisteriums und Martyriums gegen eine freiere und luftigere Weiblichkeit; die Männerwelt findet daran ein größeres Gefallen, dem zu Liebe fast immer eine größere Opferwilligkeit (besonders Geldopfer) zu finden ist. Die Gerechtigkeit fordert, solche Verhältnisse nicht einem Mangel seitens der Frauenwelt zur Last zu legen, sondern eher dem Mannsvolk vorzuwerfen, daß seine Gefährtinnen so geraten, wie sie der Geschmack des Mannes wünscht und erzieht.

Statt also das Bestehende mit Hegel als das Vernünftige und als Konsequenzen der Aufgabe gewisser Rechte sowie eines natürlichen Uebergewichtes aufzufassen, welches die Natur den weiblichen Reizen zur Unterwerfung des Mannes ursprünglich verliehen hat, erringt vielmehr die moderne Frauenwelt sich allmählich das Eingeständniß, daß faktisch eine Ungleichheit und eine ungerechte Verteilung der Rechte und Pflichten zwischen den Geschlechtern Platz gegriffen hat. Daß solche Sachlage eine Aenderung erfahre, dazu fängt das männliche Geschlecht selbst an, seine Mithilfe eintreten zu lassen***).

---

*) Der Philosoph E. v. Hartmann hat z. B. diesem Gedanken (Vermischte Aufsätze) in seinen Untersuchungen über politische Rechte der Frauen Ausdruck gegeben.

**) Im Balkan konnte der Reisende den Anblick erleben, daß Rind und Frau gemeinschaftlich vor den Pflug gespannt wurden. — Es ist bekannt, bei wie vielen Naturvölkern die Frau fast die ganzen Kosten des Haushaltes trägt, während die Männer in der Hängematte ruhen. Im ganzen Orient wird die Frau eine Stufe niedriger geschätzt als der Mann — Herabsetzung der Frau beim religiösen Kult ist noch heut das Erbteil aller Semiten.

***) Vgl. Bebel, Die Frau und der Socialismus. — In Australien und Amerika sind stellenweis auch bereits politische Rechte an die Frauen verliehen.

Von dieser Seite des eingestandenen Unrechts angesehen, tritt immer auf's Neue die verwunderte Frage an uns heran, wie denn das schöne Verhältniß, welches das Liebeslied aller Zeiten und Völker so rührend und lieblich besingt, je eine solche Trübung hat erfahren können? Kann ein Wesen aus bloßem Machtbedürfniß eine derartige von der Natur gesetzte liebenswürdige Bundesgenossenschaft entsprechend differenzirter Wesen so in eine Karikatur verwandeln?

Wenn nirgend anders, so im Gebiete der Kunst, der Rettung von der Wirklichkeit müßte das Tiefere zum Ausdruck kommen. Wir haben hierbei nun nicht nur den unbestimmten Ausdruck der vereinzelten poetischen Liebesempfindung im Auge, also die Liebeslyrik, sondern die Schöpfungen poetischer Figuren, welche dem berührten Verhältniß Dauer und Ausdruck verleihen. Hierunter werden wir vor Allem die Göttinnen des Polytheismus begreifen. Daß Schönheit und Grazie, Liebe und Ehe, keusches und stolzes Versagen in weibliche Gottheiten eingehüllt erscheinen, liegt uns Stammverwandten der feinbeanlagten Hellenen nahe genug. Wie aber der Verstand und die lichte siegende Klarheit des Wissens, einer Göttin, der Athene, geweiht ist, dies müssen wir als eine Anticipation der befreiten Weiblichkeit ansprechen.

In kleinen Verhältnissen und im Getriebe der Naturvölker*) sehen wir das Weib vielfach als treue Mitarbeiterin neben dem Manne stehen; auf dem Acker und der Wiese, im Garten und Hain, auf Fluß und See zeigt uns Poesie und Wirklichkeit: die Hirtin, Gärtnerin, Fischerin, Schifferin. Jagd und Krieg aber, die Mut und Kraft erfordern, sind dem Männergeschlecht vorbehalten. Doch auch da überrascht uns die dichtende griechische Volksseele mit der Schöpfung der Jägerin Artemis; und Homer zeigt uns Athene als Siegerin über den Kriegsgott Ares. Es gewährt einen pikanten Reiz, die alten Griechen und ihre Nachfolger auf diesem Gebiete weiterzuverfolgen. Die Amazonen sind das höchste Sinnbild des vermenschlichten Bienenstaates geworden. Das emancipirte Herz schwelgt in Rache! Das Männervolk ist nun auch einmal nur zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse herbeigeholt, um alsbann wieder bei Seite geschafft zu werden.

Die Homeriden zeigen uns Achill im Kampf mit der schönen Penthesilea. Und Tasso (Jerusalemme liberata) läßt in ähnlicher Weise den wackern Tancred mit der schönen Sarazenin kämpfen.

Die Jungfrau von Orleans führt uns in's Historische ein, und gewiß wäre ihr Auftreten einer Zeit, die den Begriff Frauenemancipation noch nicht erfunden hatte, viel unverständlicher gewesen, wenn nicht der Marienkultus dem ganzen christlichen Abendland schon lieb und vertraut gewesen wäre. Wie der Marienkult entstanden, dies ist merkwürdig genug! —

*) Besonders altaischer und turko-tatarischer Abkunft.

wahrlich weder die asketische Richtung im Urchristentum, noch die Stellung der Frau im Orient, der Wiege und Heimat des Christentums, leisten der Sache Vorschub! Und auf den Muhamedaner wirkt noch heut gerade dieses Kapitel des ihm antipathischen Christentums wie das rote Tuch auf den Stier.

Das berührt sich hart mit dem Frauenideal, welches nach dem Zeitalter der Kreuzzüge im minnesingenden Deutschland Einzug hielt in die Ritterburgen; und in veredelter Gestalt taucht die Weiblichkeit in der Renaissance hervor, uns Deutschen vertraut durch die lieblichen Leonoren in Goethes Torquato Tasso. — Gedenken wir hier noch der germanischen Velleda, wir meinen den Typus der altdeutschen Frau als Seherin und Prophetin, der das altehrwürdige Institut der römischen Vestalinnen würdig zur Seite tritt, und vergegenwärtigen wir uns die Semiramisfiguren seit den ältesten Zeiten bis zu den markigen Erscheinungen einer Elisabeth von England, einer Maria Theresia von Oesterreich und einer Katharina II. auf dem russischen Thron —, so können wir im Hinblick auf dies Alles uns nicht verhehlen:

mag auch, im schlimmsten Falle, bewußter Egoismus der Frau alle Rechte im öffentlichen Leben genommen haben; mag die Aufgabe der Frau als Naturwesen sie scheinbar zur Schwäche, zur Schutzsuchenden prädisponirt haben: aber niemals in der Natur und Geschichte ist die Frau verhindert gewesen, zum Vollmenschen, zur machtvollen Persönlichkeit sich auszuwachsen!

Und doch eine Frauenfrage?

Und doch erhebt sich in der Neuzeit lauter und lauter der Ruf: „Die Frauen los!“ Ja, sagen die Streitenden, Ausnahmen hat es immer gegeben; Ausnahmen bestätigen die Regel: aber die absichtliche Hinunterdrückung der Frau unter die allgemeinen Menschen- (leider: Mannes-) Rechte bekämpfen wir eben. Und die Gegner behaupten, eben mit dieser Beschränkung auf die Ausnahmen unter den Weibern ist dem Allgemeinen wohl genug geschehen. Eine Charakteristik der Frau, nach der Meinung dieser Gegner, läßt ihre kleine Figur, ihren nervenreicheren Körper, ihre geringere Disposition zur Muskelausbildung das physische Abbild sein entsprechender geistiger Eigenschaften und Mängel: vor Allem eines durch keine Erziehung zu überwindenden Abscheus vor allem abstrakten Denken. Während der Mann sich durch ein angeborenes Talent für das Allgemeine lenken läßt und dem logischen Allgemeinsatz den Specialfall unerbittlich, bis zur Pedanterie, bis zur Härte und Grausamkeit unterwirft, läßt sich die Frau stets durch den ersten Eindruck, durch den Specialfall leiten, beobachtet daher feiner, entscheidet häufig aus Instinkt richtiger als der Mann mit seinem logischen Apparat: aber sie täuscht sich auch leichter durch äußeren Schein, ist wankelmütig, launisch, richtet in der Politik den Unfug der Günstlingswirtschaft ein, und nicht der Mann allein — die Frauenwelt selbst rebellirt gegen

solches Willkürregiment und sehnt sich schließlich in Haus und Staat nach der kräftigen logischen Männerfaust*). Auch dem enragirtesten Anhänger moderner Emancipationsideen dürfte es immer noch schwer fallen, sich im Zustande völliger Gleichberechtigung ein Fräulein Richter im Schwurgericht, eine Frau General im Kriegsrat, eine Präsidentin eines Reichstages, eine Predigerin auf der Kanzel u. a. m. auch nur vorzustellen.

Aber es ist nicht von Nöten, die einzelnen, einst im Vorstadium der Frauenfrage bis zum Ueberflusse erörterten Streitpunkte und Argumente hier zu wiederholen, es genügt, die Sache dahin zu rekapituliren: In der Frauenfrage mag man sich auf eine Mittellinie bezüglich der Abstellung offenbarer Einschränkungen geeinigt haben, das Princip aber ist dieses: mit den von der Natur gegebenen unverrückbaren Unterschieden der Geschlechter ein Minderkönnen auf Seiten der Frau verknüpft zu denken, das daher beim besten Willen nicht verrückt noch verändert werden könne. Die „Weiblichkeit" also sollte erhalten bleiben.

Allein hiermit hängen einige Nebenerwägungen zusammen, die wir nicht übergehen können. Da der Frau ein natürlicher Beruf zugewiesen wurde, der sie mindestens zeitweise zur Unterbrechung im Beruf (wenn sie, dem Manne gleich, einen solchen hätte) zwingen würde, und ihr natürliche Funktionen zukommen, bei denen eine Vertretung durch Andere unmöglich ist, so würde sie ja mit Uebernahme der Männergeschäfte eine doppelte Last tragen, dann also selbst, wenn sie dem Manne gleiche Kraft hätte, zu schwach sein**). Ferner sind die natürlichen Funktionen so eng mit der Frage nach den Qualitäten der künftigen Generation, deren Mütter sie sein sollen, verknüpft, daß künftig ein Schaden entstehen würde, selbst wenn man zugäbe, daß gegenwärtig die Frauen zu dieser Mehrleistung ebenso geschickt wären, wie der Mann zu seiner Leistung. Das heißt also, wenn die Frauen zweierlei leisten könnten, nämlich ihren natürlichen und kulturellen Beruf, der Mann aber nur Eins, wie ist es dann eine Ungerechtigkeit, daß die Frau angeblich durch egoistische Machinationen der Männerwelt abgehalten wurde, beide Berufe auf einmal zu erfüllen?

Und daran schließen sich zwei andere Folgerungen. Die Männer sind zur Zeit die Träger des politischen Lebens. Sollen sie durch die Heißsporne unter den Kämpferinnen für Frauenrecht gezwungen werden, rechtlich und gesetzlich die Gesammtheit der Frauen zu zwingen, sich zur Ausübung eines Doppelberufes vorzubereiten? Denn auf einen Zwang käme es doch hinaus! Wenn die Männer für sich ein Programm der Ausbildung, der

*) Unter den Frauencharakteristiken sei an die von Schopenhauer und Nietzsche vor Allem erinnert. Trotz der scherzhaften Tendenz zeigen die betreffenden Abschnitte des „lachenden Philosophen" C. J. Weber viel gute Beobachtung; und trotz der uns unmodern gewordenen Hegel'schen Manier erfreut sich die Frauencharakteristik in den psychologischen Briefen von Erdmann noch immer zahlreicher Leser.

**) Ellen Key, Mißbrauchte Frauenkraft.

Schule, des Wissens, der Examina, der politischen Rechte aufstellen, so entsteht für den Einzelnen doch nicht nur eine Erlaubniß, daran teilzunehmen, sondern ein Zwang, der bereits mit dem Schulzwang beginnt und durch die Forderung eines bestimmten Wissens zur Ableistung der Wehrpflicht, sowie durch den äußeren Zwang des Berufes festgesetzt wird. Dergleichen mannigfache Einrichtungen und Veranstaltungen würden dann also auch einen gewissen Zwang für das weibliche Geschlecht in sich einschließen.

Die andere sich anschließende Folgerung aber ist die, wenn wirklich in der festen Fügung logischen Zwanges das Weib von Natur schwächer beanlagt ist, als der Mann; wenn all die geistigen Folgerungen daraus wahr sind, das Gemütsleben Teil der Frau, das Verstandsleben Schicksal des Mannes ist — haben wir, haben die Frauen Veranlassung, sich darum zu härmen, sich zu beklagen, bedauern? Sehr seltsam! Ist der Mann um das Plus jenes vorwiegenden Verstandeslebens glücklicher? Im Gegenteil. Er lebt am Nordpol, das Weib in den Tropen. Er ist in steter Gefahr, zu erstarren, zu erfrieren, zu gerinnen, das Weib in steter Gefahr, zu verweichlichen, zu verwässern, sich aufzulösen.

Es ist wohl bis heute noch denkbar und den faktischen Verhältnissen etwa entsprechend, daß ein Teil der Frauen selber die Freiheit nicht wünscht, zu der man sie zwingen soll, und daß die scheinbaren Vorzüge der männlichen Seelenkonstruktion gar keine Vorzüge sind, sondern eine dira necessitas, eine schwielige Hand der Seele, die Hornhaut der Logik, deren harter Druck die Nüancen des Seelenlebens, die Nähnadeln feinster Empfindung nicht mehr anfassen kann. Lebe nur Einer längere Zeit in einer Männerkolonie, sei es auf dem Schiffe, sei es in exotischer Garnison, sei es bei einsamer Männerarbeit in der Wildniß oder auf hohen Bergen — er wird es erfahren und voll verstehen.

Zum Schluß gestatten wir uns, dem geneigten Leser einen skeptischen Einwand zu machen, der meistens übersehen wird, da wir uns die Arbeit nirgend gern durch die trübselige Erwägung verleiden wollen, daß die Arbeit garnicht nütze, daß unser Wissen Stückwerk sei. Wie, wenn die Geschlechter immer einander ein irrationaler Rest blieben? und sich überhaupt nie gänzlich verstehen könnten? Versuche nur Jemand, das eigene Ich als Vorstellung seiner selbst klar aufzunehmen! Was ist dann das Ich? Wir fassen es jedes Mal als Gegenwart, als Erfahrungswesen, kennen uns als Summe unserer verschiedenen Erscheinungsformen in allen möglichen Situationen. Aber Tod und Geburt? Wo kommen wir her? Wo gehen wir hin? nun sollen wir gar ein anderes Ich in uns aufnehmen! noch dazu ein solches weibliches Ich, das von einem männlichen Ich durch eine unsagbar andere Konstruktion getrennt ist, von der wir nur die plumpesten oberflächlichsten Außenseiten kennen, die aber doch unendliche seelische Bezüge hat. Unendlich! Wann hörten wir z. B. auf, das Interesse für die unendlichen Variationen eines guten Romanes zu haben? Und doch ist

etwas daran immer dasselbe. Vergessen wir doch auch nicht, daß ein Geist fraglos allerersten Ranges, Goethe, im Beobachten der weiblichen Seele ein unerschöpfliches Thema des Studirens gefunden hat. Auch die ablehnendsten Männerseelen wie Schopenhauer, Nietzsche, Kant haben ihrer Theorie entgegen in ihrem Leben der Beziehungen zu edlen Frauen nicht ermangelt. In der uneigennützigen Begeisterung wiederum der Frauenwelt für große, wenn auch ablehnende Größen hat der Geist sich selbst ein schönes Denkmal gesetzt, auf geweihtem Boden, dem Friedhof, jenseits geschlechtlicher Grenzen gelegen!

Also könnte es wohl sein, daß es bei Aeußerungen zur Frauenfrage ewig an dem unparteiischen Richter fehlt. Die Frauen spotten der Männer, diese der Frauen. Sie hassen und lieben sich. Sie opfern sich verliebt und beklagen sich unverliebt; hier über männlichen Egoismus, dort über weibliche Laune. Und das Ganze läuft doch nur hinaus auf zwei bekannte Theaterpossen, eine: „O diese Männer", die andere: „O diese Weiber."

II. Theil.

Romantisch verdient die ganze eben beleuchtete Seite der in Rede stehenden Frage genannt zu werden. Ergebnißlos ist von beiden Seiten trotz aller Ereiferung herumgestritten worden. Das emancipirte Weib blieb eine glänzende Ausnahme, denn nur hervorragende Gaben und ein hoher Geist verliehen ihr den Freibrief, die erbittertste Feindschaft aber erwuchs diesen Ausnahmen so wie Allen, die sich gleiche Rechte herausnehmen wollten — auf Seiten des weiblichen Geschlechtes selber. Und romantisch blieb die Sache in der Diskussion und öffentlichen Meinung wegen der eigentümlichen poetischen Unwirklichkeit, wie einleuchtend auch manche der für die Sache ins Feld geführen Gründe sein mochten. Ihre Widerlegung aber erfuhren sie nach berühmten Mustern. Bei einem glänzenden eleatischen Vortrag über die Idealität des Raumes und die Unwirklichkeit der Bewegung*) ging der anwesende Diogenes schweigend auf und nieder. Genau so haben verliebte Mädchenseelen je durch Knüpfung eines Seelenbündnisses die zornigen Tiraden ihrer minder glücklichen Schwestern schweigend widerlegt. Und klassisch ist Lessings Parabel von der Wette zwischen Here und Aphrodite. Iris sollte alsbald einige Muster emancipirten (so dürfen wir die Sache wohl mit einem entsprechenden modernen Ausdruck nennen) weiblichen Stolzes herbeibringen. Beschämt erschien Iris wieder vor der Götterkönigin: „Ich habe drei untadelige Jungfrauen gefunden, aber leider hat sie bereits Pluto als Dienerinnen für den Hades geworben." Here hatte ihre Wette verloren.

---

*) Die bekannten Sophismen, anknüpfend an die Betrachtung des fliegenden Pfeiles, der immerdar doch nur in einer Lage sein könne, und von dem sich garnicht einsehen lasse, wie er je eine Lage verlassen und durch einen nicht angebbaren Zwischenraum in eine andere komme.

Durch welchen glücklichen oder unglücklichen Zufall ist nun die Frauenfrage auf einmal in ein so anderes Fahrwasser gekommen, daß sie hiermit den Nebel der Romantik zerteilt und einen scharfen Schnitt zwischen der Vergangenheit und der Zukunft ausgeführt hat?

Gründe sind es leider nicht, mit denen sich so schön für und wider streiten ließ! Im Gegenteil, mit abgewandtem Blick oder den Kopf gleich dem Vogel Strauß im tiefsten Busch versenkt, steht die Neuzeit da. Eigentlich weil man sich scheut, die Kluft zwischen dem heut Tatsache Werdenden und der rechtlichen sowie sittlichen Beurteilung desselben einzugestehen. Die Steine beginnen zu schreien, und die Sperlinge erzählen die Geheimnisse auf den Dächern; aber die Menschen schweigen. Man möchte reden oder fliehen, aber wie in einem bösen Traum bleibt man gebannt.

Ist Kunst und besonders Litteratur der befreiende Aufschrei der nach dem Ideale ringenden armen Seele, so sollten wir uns zuvörderst einmal die Frage vorlegen, warum wohl die moderne Bühne und der heutige Roman an der legalen Entwickelung erotischer Dinge alles Interesse verloren hat. Die Generation, die sich an sauberen Walter Scott'schen Romanen erfreute, ist wohl ziemlich ausgestorben! Nun hat ja von jeher für die Feinschmecker und ergrauten Kämpen in pugnis Veneris eine schlüpfrige Litteratur für Nahrung gesorgt, die seitens der Kirche einst, und später polizeilich einigermaßen in Schranken gehalten wurde. Und als sich jetzt Stimmen erhoben und nach polizeilichen Maßregeln schrieen, welche die moderne Kunst, mit gleichen Mitteln wie früher die Pornographie auf eine lichtscheue Existenz einschränken sollten, da haben wir doch in der Neuzeit erlebt, wie eine erbitterte Opposition sich eine Berechtigung der neuen Richtung erkämpfte. Die Tatsachen geben dem Recht! Und bei der Schnellebigkeit der Neuzeit werden die meisten meiner Leser sich des Wandels bewußt sein. Welche Scenen spielen sich auf den Brettern der Bühne heut vor einem gebildeten und ernsthaften Publikum ab! Und worüber die Theaterbesucher der Metropolen längst zur Tagesordnung übergegangen sind, das kämpft sich auf den Provinzialbühnen allmählich durch. Es ist höchst lehrreich, den Kampf, ob ein „modernes“ Stück auf einer kleinen Bühne aufgeführt werden darf, ob nicht, in den maßgebenden Kreisen kleiner Städte zu beobachten.

Und der Roman: eine ganze Reihe zeitgenössischer Dichter bei fast allen unseren Kulturvölkern behandeln sittliche Konflikte, die es früher sicher auch gegeben, ohne daß sie im gleichen Maße der Darstellung willkommen waren. Da ist die Konsequenz schwer abzulehnen, daß, was früher sittlich gerichtet, heut Problem geworden ist. Hat die künstlerische Darstellung illegaler Beziehungen aufgehört, zur Pornographie zu gehören, so ist nur zweierlei möglich: daß wir entweder unseren sittlichen Bankerott zugeben oder aber unseren früheren Maßstab der Sittlichkeit aufgeben. Vielleicht ist letzteres bereits geschehen. Aus der Tatsache der neueren ganz ernsthaft gemeinten Kunstrichtung dürfte es eigentlich zu folgern sein.

Hoffentlich fühlt sich der geneigte Leser nicht zu der Frage gedrängt, was diese Litteraturfragen mit der Emancipation, also der vor Allem wirtschaftlichen Selbstständigkeitsmachung der Frau zu tun haben, indem man ihr mannsgleiche Rechte bezüglich eigener Vertretung und Ergreifung eines Lebensberufes zubillige.

Verfolgen wir jedenfalls auf's Neue diese Frage, um einen Zusammenhang zu finden, und erinnern uns vor Allem, daß das äußere Erkennungszeichen in der modernen, von der früheren scharf abgegrenzten Frauenfrage die socialistische Seite ist*) und daß auf männlicher Seite diese Frage ihre leidenschaftlichen Vertreter unter den Socialdemokraten gefunden hat**).

Ganz unabhängig von der Stellungnahme für und gegen die Frage ist jedenfalls der neuen Behandlung der Emancipation der Vorteil größerer Zielbewußtheit eigen. Der zunehmende Fabrikbetrieb nämlich führte, wie wir uns erinnern, die Frau nicht als Ausnahme, sondern massenweise aus dem Wohnhause hinaus***) und in den äußeren Beruf hinein. Da die Dienstleistung bei der Arbeitsmaschine (die Triebmaschine wird natürlich von Sachverständigen geleitet) Intelligenz und Kraft durchschnittlich entbehrlich macht, waren auch Kinderhände nicht minder als Frauenhände verwendbar. Was aus einer Häuslichkeit unter solchen Umständen wird und mit welchen Verbrecherqualitäten die künftige Generation dabei aufwächst, das sehen wir ja. Aber vom Standpunkt der Industrie wäre dies ganz gleichgiltig gewesen, da auch eine degenerirte Bevölkerung zu den kleinen mechanischen Bedienungen vieler Maschinen noch ausreicht. Allein der Umstand, daß die Arbeiterbevölkerung durch die geringere Löhnung der Frauen- und Kinderarbeit sich selbst Konkurrenz machte, stachelte diese Klasse zum Nachdenken, zur Disciplinirung, zur Selbsthilfe auf. Ein gleiches Verhältniß hatte schon längst in ländlichen Verhältnissen stattgefunden. Nur mit dem Unterschied, daß hier, soweit nicht Maschinen eingeführt sind, in der Tat durchschnittlich Kraft und Verständniß, mithin höhere Kraft und einteilendes Verständniß (praktische Ausnützung der Wetterverhältnisse) gesucht und höher bezahlt wird; zweitens daß hier die anderen Verhältnisse der Arbeit, ihre Art, ihr Ort, ihre Zustimmung zur Lebenshaltung†), das Aufwachsen der Arbeiter in Licht und Luft, ihre gesündere und freiere Lebensweise und erblich bessere und blutreichere Konstitution den Vergleich mit städtischer Arbeit und Fabrik-

---

*) E. Gnauck-Kühne, Die sociale Lage der Frau. Dr. Th. Ziegler, Die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. S. 568.

**) Bebel, Die Frau und der Socialismus.

***) Havelok Ellis, Mann und Weib (Einleitung).

†) Die geringere geistige Ausbildung koncentrirt die geistigen Interessen auf den Landbau. Kaum Genesene sehnen sich nach der Arbeit, weil sie in Gesellschaft sein wollen, Sonntags sieht man die Landleute ihren Spaziergang auf's Feld machen. — Bei der Predigt schlafen die Leute eben wegen ihres Aufmerkens ein, das sie ebenso anstrengt wie geistige Arbeiter eine körperliche Anstrengung.

bevölkerung nicht aushalten; mindestens der Bewegung in langsamerem Tempo folgen.

Jedenfalls war der neue Gesichtspunkt geeignet, die Frauenfrage in ein breiteres Fahrwasser zu leiten und von der Arbeiterfrauenfrage wurde die gesammte Frauenfrage mit aufgerollt. Dabei zeigte das jüngste Geschwisterpaar unter den Wissenschaften: Nationalökonomie und Statistik, was wir dem so angestaunten Aufschwung der Naturwissenschaften und dem imposanten Fortschritt von Industrie und Handel mit verdanken. Indem wir aus Rücksicht auf die uns hier gesteckten Grenzen die Ergänzung übersprungener Zwischenglieder in diesen sattsam in allen Schichten erörterten und in Stichworten niedergelegten Fragen dem geneigten Leser überlassen, sei hier nur das Wesentlichste hervorgehoben.

Die beregten Arbeiterverhältnisse zogen, was nicht immer richtig gewürdigt wird, ihre nächsten Kreise in Mitleidenschaft; die früher satte und fette Bourgeoisie wurde durchaus im Konkurrenzrennen einbegriffen, ohne sich durch Streiks helfen zu können. Das Leben war im Ganzen teurer geworden, und die Luxusbedürfnisse (oder wenigstens Ansprüche an einen höheren Komfort) in gleichem Maße wie die Anforderungen an Können und Wissen des Kandidaten eines jeden Lebensberufes gewachsen. Dieser vervielfachte Aufschlag machte gerade im gebildeten Mittelstande den Aufwand der Begründung eines eigenen Herdes größer. Ganz abgesehen von Anständen in Folge schlechter Angewohnheiten eines ledigen Lebens, wuchs die Heiratsscheu aus praktischen und verständigen Erwägungen. Auch bei den endlich doch geschlossenen Ehen treten diese erst recht unliebsam hervor. Doch das Alles wäre für verliebte Seelen kein unbedingtes Hinderniß gewesen, wenn nicht auch die solidesten Grundsätze, die besten auf Entfaltung der weiblichen Tätigkeit im Hause gerichteten Vorsätze illusorisch geworden wären. Gegen früher wurde nämlich ein großer Teil der Hausarbeit den Hausfrauen durch die Industrie abgenommen*). Der wirtschaftliche Wert der Frau also sank rapid, ohne ihre Schuld. Frau und Hausstand nahmen daher, je weiter nach oben, desto mehr den Charakter eines Luxusartikels an. Das zeigte sich am besten, wenn wir die Vorbildung, das Können und Schaffen einer unmodernen Tochter gebildeter Eltern in der Ehe beobachten. Wir sprachen bis hierher nur von den vernünftigen und berechtigten Erwägungen der Besseren und sahen darin die Gründe der Verminderung der Ehen. Aber wie Viele schrecken die Gewohnheiten der bequem ausgebildeten Garçonexistenzen der Großstadt ab, obgleich sie ganz gut in der Lage wären, einen Hausstand zu begründen. Indeß andererseits für wie viele Verliebte und Verlobte existiren Bedenken nicht! Und wie viele besser unterbliebene Ehen illustriren jene Misere, der selbst treueste Neigung auf die Länge der Zei nicht standhält.

*) E. von der Decken, „Die gebildete Frau und die neue Zeit", 1897.

Dieser geminderten Möglichkeit der Erfüllung natürlicher Bedürfnisse, ja Pflichten, steht aber dieselbe natürliche Beschaffenheit des Menschen zur Seite, die er von jeher, unabhängig von kulturellen Zuständen, stets hatte. Dazu kommt, daß Natur stets auf Ueberproduktion ausgeht und verschwendet, um besser unter dem Vielen wählen zu können. Der Elendeste wie der Beste, ja die minder behaglich lebenden untersten Schichten, der Robuste wie der Epileptiker und Tuberkelmann, sie Alle werden gleichmäßig von der Natur herangezogen, um zur nächsten Generation beizusteuern. Kultur kennt Dressur, aber schwerlich eine Minderung dieser Triebkräfte*) verglichen mit jüngeren und robusteren Zeitaltern. Bindet nun Sitte, Herkommen und bürgerliche Gesellschaft die Legalität an eine äußere Form, die von juristischen, vermögensrechtlichen, ökonomischen und socialen Folgen begleitet ist, und ist jene Form aus weder moralischen noch unmoralischen, sondern rein äußeren Gründen für eine immer kleiner werdende Anzahl erfüllbar, so folgt mathematisch daraus, daß die treibenden Naturkräfte ihren früheren Umfang nicht mehr in der bürgerlich legalen Form ausüben. Je konstanter und sogar zunehmender diese Faktoren auf unser bürgerliches Leben wirken, desto mehr bürgern sich üble Anschauungen, verwerfliche Sitten, ein gewisser Komment ein. Daß dies ganz allgemein die Tendenz unseres Großstadtlebens ist, fällt zu leugnen wohl Niemandem mehr ein. Man kann daher im Hinblick auf die in ganzen Klassen herrschenden sittlichen Anschauungen der Großstadt sagen, daß es eine doppelte Sittlichkeit gäbe, eine officielle und eine defacto**)-Sittlichkeit; die erstere für die, welche anders können, die letztere für die, welche nicht anders können; m. a. W. gewisse weniger bemittelte Mittelklassen der Großstadt brauchen, scheint es, keine Rücksichten zu nehmen, und das Gefühl für Illegalität ist bei ihnen ganz abgestumpft; der gebildete Mittelstand hingegen ist noch wie früher an Erfüllung gewisser legaler Formen gebunden und muß alles außerhalb dieser Grenze Liegende verwerfen und vermeiden. Was aber hindert, daß die beiden Kategorien in einander übergreifen, und daß die Einen verführt werden, sich Freiheiten herauszunehmen, die sich die andere Kategorie auch gestattet? Da aber ein Naturgesetz, das wir nicht ändern können, die Folgen solchen Tuns bei den Geschlechtern verschieden gestaltet hat, so folgt daraus, daß sich in der Kategorie der durch Rücksichten Gebundenen der männliche Teil Freiheiten nehmen kann, welche der andere Teil entweder nicht hat oder durch gewisse an's Verbrechen streifende Manipulationen erkaufen muß.

Die Folgen sind im Ganzen: entweder eine völlige Konfusion aller sittlichen Begriffe, oder eine abscheuliche Heuchelei, oder ein noch bedenklicherer

*) Man vergleiche den höchst beachtenswerten Aufsatz „Sexuales Ober- und Unterbewußtsein“ von Chr. v. Ehrenfels in der „politisch-anthropologischen Revue“, II. Jahrgang Nr. 6.

**) Wir entlehnen diesen Ausdruck von der juristischen Bezeichnung der Halbuntertanen deutscher Nation im Türkenlande.

Zweifel*), ob die alten Maßstäbe der Moral bei unveränderten Naturbedingungen in der nicht mehr zureichenden legalen Form aufrecht erhalten werden dürfen.

Es wird, um einen allgemeinen Kompaß der Moral zu finden, am besten sein, die eine oder andere Regel, die man etwa aufstellen zu müssen glaubt, sich in möglichster Ausdehnung vorzustellen und alle denkbaren Konsequenzen zu ziehen. Wird man z. B. behaupten, die Erfüllung natürlicher Funktionen sei ein Recht, so wäre eine Abweichung davon zu verlangen Unrecht. Werde die Erfüllung aber an eine nur der Minderzahl zugängliche Formalität gebunden, so sei die Unsittlichkeit keine absolute, sondern eine relative, falle also wieder fort, so wie man sich entschlösse, das Erforderniß jener Formalität fortzuräumen. Gerade wie Apfel essen an sich kein Unrecht, wohl aber zum Unrecht wird, wenn irgend welche bestimmten Aepfel, wie die am Erkenntnißbaume im Paradies, verboten werden; und gerade wie das Grüßen eines leeren Hutes kein Gebot und keinen Sinn involvire, trotzdem aber die Unterlassung strafbar werde, wenn Geßlers Hut auf einer Stange und sein Scherge dabei postirt wäre. Das Gleiche könnte man hier sagen und die Ehe frei geben. Da müßten wir zur Probe den Kompaß hernehmen und z. B. uns ausmalen, wie dem Einzelnen, ja wie den Eltern und Voreltern des Einzelnen, seinen Schwestern, Brüdern, Söhnen und Enkeln dergleichen anstünde?!

Die Antwort mag verschieden ausfallen, aber gewiß giebt es noch eine stattliche Zahl von solchen, die sich selbst unfraglich die gleichen Rücksichten auferlegen, die in der eigenen Familie vordem gewaltet haben.

Aber so wie diese Frage von einem, wenn auch kleineren Kreise derartig beantwortet und festgelegt ist, so stehen sogleich die tatsächlichen Verhältnisse von heute sofort in ganz erschreckender Riesengröße wieder vor uns. Hält also auch eine Minderzahl, — es wird durchschnittlich eine Auswahl aus der Zahl der Besitzenden sein, — an der alten Sitte fest, so hat sich doch insofern die Beurteilung geändert, als das Tun der Mehrzahl nicht mit demselben Maßstabe gemessen werden kann; denn unmöglich darf man ein junges Individuum, welches sich nicht in der Lage legaler Befriedigung befindet, vermutlich auch nie befinden wird, verurteilen, wenn es sich nach dem Tun und Treiben seines Milieu richtet.

Nach dem Vorausgeschickten wird sich nunmehr die Frauenfrage, wenigstens die mitteleuropäische, in einem klareren Licht zeigen. Sie begann, wie wir sehen, mit der Arbeiterfrauenfrage und wurde als eine allgemeine Frauen- und zwar Existenzfrage auf's Programm der Tagesfragen gesetzt.

*) Darüber existirt schon eine ganze Litteratur. Mit dem Versuche wissenschaftlicher Lösung beschäftigt sich vielfach die politisch-anthropologische Revue", z. B. „Zuchtwahl und Monogamie", Jahrgang I, Nr. 9. Von Romanen nennen wir: Wassermann, „Geschichte der Renata Fuchs"; Wolzogen, „Das dritte Geschlecht". Tolstois Werke streifen mehr oder weniger diese Fragen.

Ihre Prämissen lassen sich kurz in folgenden Sätzen ausdrücken:

1. Die Aussicht der Eheversorgung ist in steter Abnahme, jedenfalls so, daß eine beträchtliche Anzahl Frauen „sitzen bleibt";
2. Die Ansprüche an's Leben haben sich gesteigert, der ökonomische Wert der häuslichen Frauenarbeit aber vermindert; daher
3. Die Frau, gleichviel ob verheiratet oder als unverheiratet irgend einem Familienverbande angehörend oder alleinstehend, die Pflicht hat, ihren ökonomischen Wert zu steigern.
4. Die Hindernisse, die sie findet, während sie nur das Haus verläßt, die Vorurteile, die ihrem selbstständigen Eintreten in den Beruf entgegentreten, müssen fallen.
5. Die Frau, die derartig als Mensch in die freie Konkurrenz eintritt, muß dem Manne gleiche Rechte auch gesetzlich erhalten.
6. Die bemittelte Frau, die in der Häuslichkeit also nicht mehr einen ökonomischen Wert vorstellt, muß, selbst wenn sie sich den Luxus, ohne solchen zu leben, leisten kann, ihre Tätigkeit außerhalb des Hauses verwerten.
7. Die ad 5 geschaffene Freiheit macht eine Menge weiblich zu besetzender Verwaltungsstellen erforderlich*). Das Monopol männlicher Besetzung aller öffentlichen Aemter muß, soweit sich deren Wirksamkeit auf Frauen**) erstreckt, beschränkt werden.

Einiges sei zur Erläuterung hinzugefügt. Die sociale Frauenfrage zeichnet sich gegen das romantische Emancipationsthema vor Allem durch einen auf Selbsterkenntniß gegründeten Heroismus aus. Da die Frau das als Hausgenossin des Mannes nicht mehr leistet wie früher und die höhere Tochter mit etwas Mal-, Klavier-, Sprach- und Litteraturkenntniß dem modernen Manne in minder bemittelten Kreisen nichts mehr nützt, ein teures Spielzeug geworden ist, so sind alle Utopien freier Liebe à la Lucinde-Schlegel mit Recht gestrichen. Die moderne Frau soll arbeiten und stehen lernen. Sie soll ihre Existenz selber begründen lernen. All das Gefasele über Verlorengehen der Grazie und Weiblichkeit, die Besorgniß über das Aufkommen eines burschikosen dritten Geschlechts***), alles dieses törichte Rettenwollen gleicht dem Gebahren des kopflosen Angstmeiers, der aus dem brennenden Hause das Damenbrett und den Morgenpantoffel rettet†).

Giebt's überhaupt in der Weltgeschichte Sinn und Verstand und Gerechtigkeit, so dürfen wir dem heroischen, amazonenhaften Entschlusse der modernen Frauenfrage das Prognostikon stellen, daß die Töchter dieser Uebergangsmütter wieder einmal geeignete Heiratskandidatinnen werden

---

*) Lippmann, Die Frau im Kommunaldienst.

**) Man veranschauliche sich dies z. B. an dem Gerichtsverfahren und Strafverbüßung der Maslowa in Tolstois „Auferstehung".

***) Eine präcise Erklärung in Wolzogens gleichnamigem Roman, 91.—100. Tausend Seite 92.

†) Ueber den Begriff der Weiblichkeit „Tägliche Rundschau", December 1893.

können. Das Geschlecht der hysterischen Jungfrauen und strümpfestrickenden Gnadenbrottanten wird aufhören: ernste Arbeit wird in der Uebergangszeit die üppigen Gedanken einer müßigen nichtsnutzigen Existenz und die verächtliche Männerjagd in Saisonbädern, Ballsalons, Eisbahn etc. nützlich unterbrechen.

Unter dem vielen Für und Wider der Erörterung der Frauenfrage in Vereinen und Tageslitteratur steht ein Punkt obenan: das weibliche Geschlecht sei von Natur kleiner, schwächer, ohne Talent für Abstraktion und Logik*) geschaffen, und die Natur habe damit ihre weisen Zwecke verfolgt. Aus dem Mangel an Abstraktion sei herzuleiten, daß die Frau in Welt- und Kulturgeschichte nie mit hervorragender Initiative, nie mit Neuschöpfungen vorgetreten sei. Es fehle an erstklassigen Bildhauerinnen, Malerinnen, Architektinnen, Komponistinnen u. s. w., obgleich den Frauen Modelliren, Malen, Zeichnen, Musiciren u. s. w. nie verschlossen gewesen sei. Und trotz ihres feinen Geschmackes seien Köche und Damenschneider den Köchinnen und Modistinnen über. Es ist vielleicht kein Scherz, zu behaupten: wenn der Mann (falls dies denkbar) bei sonst gleicher seelischer Beschaffenheit die physische Möglichkeit des Kindergebärens hätte, er dies doch nicht tun würde, weil dazu ein gewisser Mangel an Logik und an Abstraktion nötig sei. Die Verfechter der Fraueninferiorität haben wirkungsvoll auf die bisherigen Proben der Frauenarbeit in selbstständigen wissenschaftlichen Berufen hingewiesen. Die Männer der Wissenschaft und Staatsleitung sind bisher immer noch die größten Gegner geblieben. Manches mag daran nicht unbegründet sein, aber der Beweis aus der Praxis ist wohl nur ein halber. Wir können nicht wissen, was die Nachkommen einer anders gearteten Weiblichkeit leisten werden. Und daß diese Probe gemacht wird, dies wird sich nicht aufhalten lassen; mag durch Selektion ein Bruchteil der modernen Frauen bei der Emancipation zu Grunde gehen, aber die besseren Exemplare werden bleiben.

Daß vor Allem eine ganz andere körperliche Erziehung eintreten muß, sollten wir von den Spartanerinnen lernen. Uebrigens machte einer von den Alten die merkwürdige Bemerkung, daß gegen Erwartung die Grazie der Spartanerinnen trotz der jungenhaften Paläſtra nicht leide. Warum die Mädchen hocken, während die Knaben balgen, und warum das weibliche Geschlecht sich durch einen Kleiderpanzer am gehörigen Essen und Verdauen hindert, dies sind nur Nebensachen unter den Beispielen künftig wegfallender Bedenklichkeiten**). Wichtiger wird mancher andere Punkt der künftigen Frauenerziehung sein!

---

*) Erdmann a. a. O. geht so weit, allgemeine Sätze und Urteile im Munde einer Frau fremdartig, gewissermaßen unnatürlich zu finden. — Der sarkastische Herder pflegte in solchem Falle die Frauen seiner Umgebung mit der Frage zu ärgern, wo sie diesen Ausspruch gelesen hätten. — Die Frau könne nur memoriren, nicht studiren.

**) Adams-Lehmann: „Vorbereitung der Frau zur Lebensarbeit."

Nun läßt sich aber nicht übersehen: eine Sache bleibt bei der Uebergangsperiode dunkel, bei der man sich fast jenes Schlusses eines Lessing'schen Epigrammes erinnern möchte: „Mach's wie Dein Vater, Baff, heirate nicht!“ Dies scheint fast auf jene Uebergangsheroinen und Emancipationsepigonen anwendbar.

Leider betrifft dies jenes Kapitel, bei welchem wir oben von der Vogel-Strauß-Politik der Neuzeit sprachen. Auch wurde eigens darauf verwiesen daß eine Minorität der alten Sittlichkeit treubleibe, dadurch also die Majorität der freien Grundsätze trotz ihrer Majorität sich nicht zu einem aufhebenden Gesetze eigne, denn Gesetze müssen allgemein sein. Es folgt aus dieser Sachlage, daß eine Erörterung dieses heiklen Themas nicht oder etwa noch nicht an der Zeit sei**). Trotzdem hat ein sehr ernsthafter Frauenkongreß seinen „Altona-Paragraphen“***) beraten. Man erwäge aber, daß man der Natur kein X für ein U machen kann und es der Natur völlig einerlei ist, ob sie ihre Zwecke mit oder ohne Sanktion einer menschlichen Satzung erreichen wird. Wir kommen hier aber noch auf einen Punkt zu sprechen, der auch der schärfsten Logik einen irrationalen, nicht auflösbaren, weil elementaren Rest lassen wird. Das Exempel selber aber ist ziemlich einfach: denken wir uns ein Taciteisches Zeitalter von lauter Dorfgemeinden, so wird ähnlich wie noch heut auf dem Lande ein monogamisches Verlöbniß die Regel bilden und die öffentliche Meinung der Dorfgenossenschaft die Abweichung von dieser Regel schwer ahnden. Und das kann sie sich leisten, denn diese Sorte Sittlichkeit deckt sich ziemlich mit der Natur: jetzt durchmessen wir den Zeitraum bis zu unserem modernen Großstadtleben und lassen uns von der Sittenpoliei statistische Daten geben. Da kommen wir auf gewisse Zahlen, die eine Proportion zwischen der Städtebewohnerziffer und der Prostitution ergiebt. Ob wir von Karthago, Rom, Alexandrien, Byzanz, Smyrna oder den süddeutschen Handelsstädten aus der Zeit der Städteblüte reden — das Verhältniß ist immer ziemlich gleich, sowie die Großstadt beginnt. Wir können also sagen, daß — allen Bemühungen der inneren Mission, der Vaterlandsfrauenvereine und ähnlichen wohlgemeinten Bemühungen zum Trotz — jene Zahlen ungefähr konstant bleiben. Es findet also ein Vorgang statt, wie wenn die alte Stadt Athen jährlich einen Tribut von so und so vielen Jungfrauen und Jünglingen dem Minotaurus zum Opfer bringen müßte.

Der irrationale Rest nun ist der, daß diese Zahl wohl da ist, aber kein Einzelner verpflichtet ist, ihr sich zuzuzählen. Wenn die Volkshygiene und Sittenpolizei also mit dieser Zahl rechnet, so verpflichtet sie Niemanden

---

**) So offenherzige Aussprachen wie der citirte Artikel „Sexuales Ober- und Unterbewußtsein“ können vor der Hand nur als Symptome gelten.

***) Bekanntlich mußte der Frauenkongreß in Hamburg einen Punkt seiner Tagesordnung im nahen Altona erledigen.

zur Unsittlichkeit. Aber sie kann die Unverbesserlichen zwingen, sich gewissen Regeln zu unterwerfen, sich zum Minotaurus zu scheeren! Mit gleichem Rechte werden Menschenfreunde und religiöse Vereine sich die Pflicht nicht verkümmern lassen dürfen, sich an diesen je Einzelnen, das sittliche Objekt zu wenden. Glückt es, um so besser! Aber die Zahlen der großstädtischen Statistik werden sich weder durch drakonische Maßregeln noch durch Moralpredigten ändern. Die Natur sieht lächelnd und mit verschränkten Armen dem Spiel zu, gleich einem Götterbild der Aphrodite, der die Einen als der Göttlichen, die Anderen als der Pandemos Weihrauch opfern; und wer Mutter Natur es nicht zu Dank macht, den streicht sie aus, aus der Reihe der Geschlechter! So die Natur! Ist ein Volk degenerirt, so läßt sie es aussterben.

Brauchen wir also auch um die Fortexistenz des Menschengeschlechts uns den Kopf der Natur nicht zu zerbrechen; aber wir sind ephemere Menschen und gehören je einem Volk an, dessen sittlicher Marasmus uns nicht so gleichgiltig ist, wie der internationalen Natur: dem Genius des Menschengeschlechts.

Aus der Amphibolie des sittlichen Gefühls, in dem wir den Altonaparagraphen weder ändern können noch ignoriren, kommen wir objektiv nicht hinaus. Die einzige Rettung, eine Art Notbehelf ist die Zurückziehung auf's Subjekt! Es ist frei, es ist nicht verpflichtet, sich auf's Schiff des Minotaurus zu begeben. Hat es dies aber getan, dann ziehe man die Schiffsbrücke fort, dann sei es geopfert für Athen. Dann fahre es zur Toteninsel und werde von Rhadamanthys gerichtet!

Schluß.

Hier ist noch ein Mißverständniß abzuwenden, eine Begriffsunterschiebung, die zu falschen Schlüssen Veranlassung giebt. Die sittliche Entrüstung nämlich, welche die einzige bei uns gesetzlich sanktionirte Form mit der Sittlichkeit schlechthin identificirt, alles aber davon Abweichende an sich als Gegensatz ansieht und gleichzeitig verwirft, hat ein sehr leichtes Spiel, indem sie ihre Argumente aus dem bekannten, in allen Zeitaltern etwa sich gleichbleibenden großstädtischen Lasterleben herholt. Diese etwa verwilderte Mischform aus polygamen und polyandrischen, rein auf Gelderwerb angelegten krebsartigen Auswüchsen der Großstadtluft wird mit einer oft nicht beabsichtigten Verwirrung eigentlich gemeint, während es sich hier um moderne, durchaus monogame Formen des Zusammenlebens handelt, das oft nur aus pekuniärem Unvermögen, einen Hausstand feierlich und mit vielen Kosten zu beginnen, von der äußeren Sanktion absieht und diese in der Regel in dem Augenblick, wo die nötigen Mittel vorhanden, nachholt. Mancher Geistliche, besonders in ländlichen Verhältnissen, hat sich sagen müssen: „Gott sieht das Herz an!" und hat ein Auge zugedrückt, weil solche Unregelmäßigkeit der polygamen Zügellosigkeit schließlich vorzuziehen ist. Es

fehlt auch nicht an großen Vorbildern, wo in einem viel schlimmeren Fall einer kleinen Sünderin verziehen wurde, weil sie soviel geliebt habe. Im Effekt ist zunächst einmal auch der Fall der Wiederverheiratung nach Scheidung, ja selbst nach dem Tode eines der Gatten davon nicht weit entfernt. Aber auf der anderen Seite schließt auch, wie jeder Menschenkenner gern zugiebt, eine legale Form nicht aus, daß es trotzdem unsittlicher zugeht, als bei einem freien Verhältniß.

Bei Licht besehen ist die Vielheit der Einzelfälle und die Würdigung der näheren Umstände eine derartig mannigfaltige, daß sich durch ein Schema, auf derlei gesetzliche Formulirungen wir leider immer angewiesen sind, die Sache nicht erschöpfen, nicht klassificiren, nicht rubriciren läßt. Umgekehrt, wollte man statt der Sanktionirung und Legalisirung einer bestimmten Form diese ganz fallen lassen und den vertragschließenden Teilen ganz freistellen, durch ihr Verhalten ihr Verhältniß so sittlich oder unsittlich zu gestalten, wie es sich schon vorher mit Belassung jener Form, d. h. in den Ehen herausstellt, so sollte wiederum die supponirte freie Form nicht für allen Unfug verantwortlich gemacht werden, den die Einzelnen beginnen würden. Aber das Widerstreben in der öffentlichen Meinung bis in die heutigen Tage, freie Verhältnisse zu sanktioniren, wird auch nicht durch solche Erwägungen allein bestimmt. Nein, gewiß! glücklich und sittlich (im höheren, inneren Sinn) oder unglücklich und unsittlich würde man unter monogamen Formen eines freieren neuen oder strengeren bisherigen sexuellen Systems sein können. Aber zu besorgen ist vielmehr dieses: sind die Formen freier und gleichsam Privatsache, so würde auch deren Auflösung müheloser sein. Bei allen weniger zuverlässigen Elementen muß Staat und Gesellschaft allerdings Bedenken tragen, daß eine Preisgebung der Form eine heillose Verwirrung bezüglich der Vermögensseite, des Personenstandes, der Kindererziehung u. s. w. mit sich bringt. Staat und Gesellschaft können daher weniger auf eine innere höhere Sittlichkeit als auf eine äußere feste Erkennbarmachung der einzelnen bürgerlichen Haushalte sehen.

Und hier kommt noch eine Erwägung hinzu, die sich nicht einmal auf die durch niedere Instinkte geleitete Menge, sondern auf die bessere Gesellschaft bezieht. Jugendliches Alter, leidenschaftliche Uebereilung, späteres Hervortreten hindernder, störender Umstände würden auch bei anfänglich reinen Absichten und scheinbarer Neigung auf eine Zerrüttung des Systems freien Zusammenlebens hinführen. Mit anderen Worten: in einer nicht geringen Zahl von Fällen wird die wohltätige Macht der Gewohnheit manches befestigen und in's rechte Geleis bringen, wo bei freiem Zusammenleben alsbald Bruch und Trennung eintreten würde.

Schließlich führt auch eine weise Selbsterkenntniß und vorsichtige Erwägung menschlicher Schwäche auf das Kapitel der verschleierten Motive: vergessen wir doch nicht: die Frage der sittlichen Selbstbestimmung ist seit Anbeginn des Menschengeschlechts eine offene und bestrittene, obgleich die

Bejahung ein ideales Bedürfniß zu sein scheint, das nie aussterben will. Aber immerhin könnte die Proklamirung freier Verhältnisse auch den besten unter den Zeitgenossen unliebsame Ueberraschungen bringen. Was Mancher im Stillen denkt und wünscht, ist daher nicht immer geeignet, mit Geräusch zur öffentlichen Erörterung gestellt zu werden. Es fragt sich, ob der persönliche Mut ausreichend und heilsam ist, mit der Verkündigung einer neuen sexuellen Sittlichkeit sich hämischen, persönlichen und vielleicht nicht unbegründeten Angriffen auszusetzen.

Fassen wir das Ganze der modernen Frauenfrage zusammen, so lassen auch die größten und gerechtfertigtsten Rücksichten auf das Bestehende und die wohlerwogenen Gründe gegen eine Freigebung der Sitten uns in Ansehung der furchtbaren Schädigung der öffentlichen Moral, die Durchseuchung des Volkes, die Verlotterung des öffentlichen Großstadtlebens nicht mehr ruhen. Das Zusammenbestehen einer Sittlichkeit bei einer Minorität mit einer leichteren Lebensauffassung bei einer Majorität gleicht doch wahrlich dem Unding einer partiellen Gütergemeinschaft. Die Vermischung hat etwas ungemein Peinliches. Wenn die ehrbare Frau, Dame, Mädchen in der Großstadt aus Furcht vor berechtigten Verwechselungen allein kaum die Schwelle des Hauses überschreiten kann; wenn in Litteratur, Bühne und Schaustellungen der bildenden Kunst die Einen über Verherrlichung der Unsitten zetern und die Anderen über Verkümmerung der Freiheit in Kunst und Wissenschaft schreien; wenn ein anständiges Zusammenleben mit allem hergebrachten Aufwand den Meisten ein unerschwinglicher Luxus geworden ist, und die Missionsbrüder keinen anderen Rat haben, als dann auf natürliche Rechte zu verzichten, weil alles andere Unrecht sei; wenn die oberen Stände sich das so auslegen, daß sich diese Sittlichkeit allerdings auf ihre Frauen beziehe, aber die Töchter des Volkes bis zum heiratsfähigen Alter der jeunesse dorée als Versuchskaninchen gut genug sind, allenfalls mit Geld abgefunden werden; wenn in den Kreisen junger Leute wohlhabender Stände solche Anschauungen Mode und die verschwindende Minorität der Tugendbolde unter ihnen Gespött werden; wenn bei diesem System eine gräuliche, auch die soliden Familien erblich verwüstende Seuche Jahr für Jahr stärker um sich greift; wenn die bessere Frauenwelt, noch zu stolz, zu anständig, um gleiche Freiheiten für sich zu beanspruchen, bei ihrer Verkümmerung natürlicher Anforderungen männersüchtig, hysterisch und bleichsüchtig dahergeht, in der Rolle guter Tanten sich nicht mehr alimentiren kann und von den Männern volle Rechte und Berufskonkurrenz erbettelt: ja, in aller Welt! wie lange wollen dann die Leute in solchen Verhältnissen weiterleben?!

Was soll nun geschehen?

Ein Skrutinium der Sitten hat es nie gegeben; Rechtsinstitute können diskutirt, votirt, geschaffen werden, beleben sich aber nur, wenn sie auf Volksanschauung wurzeln. Gute Gesetze greifen nicht vor, sondern geben

dem bereits Bestehenden Form. Die Tatsachen eilen voraus, die Form folgt. Aber Tatsachen erkennen ist Sache des publicistischen Taktes, selten des Studiums oder der Theorie. Auch Erfahrung hilft nicht direkt dahin, denn der Einzelne mit seiner Einzelerfahrung hängt wohl mit dem Milieu zusammen, aber präjudicirt es nicht; der Kreis seiner beobachtenden Erfahrung ist zu klein und verführt sehr leicht vermöge der einzigen für diesen Fall von der Logik dargebotenen Schlußform, der per inductionem nach dem Schema: was in vielen, einigen, einzelnen Fällen meiner Erfahrung vorkommt, wird wohl in allen ebenso sein.

Ob Fälle einer neuen Form der Sittlichkeit Verirrungen oder die Vorboten einer erdrückenden Majorität sind, kann aus diesem Grunde nicht unmittelbar erkannt werden. Genug, wenn möglichst viele Einzelne, statt blind dem Hergebrachten zu folgen, auf's Neue für sich selber eine genaue Prüfung eintreten lassen. Sind sie sicher, sich gehörig in's Klare gekommen zu sein, sind sie gewiß, nicht im Wahne beschönigter Leidenschaften zu handeln, dann mögen sie auch als „Persönlichkeiten", „Eigene" auftreten. Der Nutzen und die Gefahren fallen ziemlich zusammen mit den Erwägungen über etwaige Umwertung aller früheren Werte, welche unsere Zeit nach Nietzsche oft angestellt hat und wahrscheinlich Veranlassung haben wird noch öfter anzustellen.





Das Ewig-Weibliche als erziehlicher und schöpferischer Faktor in Goethes Leben und Dichten.

Von

Jakob Dober.

— Mainz. —

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan."
(Goethes Faust.)

Es giebt wohl in der ganzen Geschichte der Menschheit keine harmonischer entwickelte Natur, kein gottbegnadeteres Genie als Goethe, dem schon an der Wiege die Musen und Grazien gelächelt, den Glück und Ruhm sein ganzes Leben hindurch mit den verschwenderischsten Gaben ihres Füllhorns überschüttet. Wenn wir uns nun fragen, welchem gütigen Geschick, welchem günstigen Einfluß dieser unvergleichliche Dichter und Denker seine glückliche Entfaltung und seltene Vollendung aller geistigen und psychischen Anlagen besonders zu verdanken hatte, so gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir sie vor allem der Einwirkung reiner und edler Weiblichkeit zuschreiben, die vielleicht in keines Erdenkindes Leben mächtiger eingegriffen hat, als in das Goethes. Von seiner frühesten Kindheit an bis in sein höchstes Greisenalter umschwebte und leitete ihn dieser Engel als Führerin seines Lebens und Dichtens, „zog ihn das Ewig-Weibliche hinan". Wir verstehen nämlich darunter alle die von Natur in einem edlen und reinen Weibe schlummernden glänzenden Eigenschaften, die des Mannes rauheren Sinn sänftigen, bilden, zu allem Wahren, Guten und Schönen begeistern, zur Gottheit hinanziehen und in seinem Herzen das heilige Feuer beglückender und sittlich läuternder Liebe entzünden.*)

Welch prächtige Frau hatte ihm der Himmel gleich beim Eintritt ins Leben in seiner vortrefflichen Mutter beschert, dem Vorbilde schönster Ver-

*) In Goethes Faust ist unter dem Ewig-Weiblichen wohl die madonnenhaft verkörperte göttliche Liebe und Barmherzigkeit zu verstehen.

wirklichung der Daseinsfreude. Spricht sie doch von ihrem heiteren, auch anderen Fröhlichkeit erweckenden Temperamente wie folgt:

„Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, — suche keine Dornen, — hasche die kleinen Freuden, — sind die Türen niedrig, so bücke ich mich, — kann ich den Stein aus dem Wege räumen, so tue ich's, ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum, und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut, und der Schlußstein ist der Glaube an Gott! Der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich, — ich weiß, daß es mir und den Meinen gut geht und daß die Blätter nicht einmal verwelken, geschweige der Stamm.“ In einem Briefe an Fritz von Stein schreibt sie:

„Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters: daher tue ich Alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rat des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten, ist alles Andere wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“

Die Ursache ihrer allgemeinen Beliebtheit findet sie selbst in ihrer gleichmäßigen Herzlichkeit und Freundlichkeit, in ihrer wahrhaft menschlichen Duldsamkeit. So äußert sie sich über sich selbst wie folgt:

„Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist; ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, bemoralisire Niemanden, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.“

So war ihre Erscheinung einem verklärenden Engel zu vergleichen. Durfte sie doch von sich selbst und dem Zauber ihrer Anwesenheit sagen:

„Sowie ich in einen Zirkel komme, wird Alles heiter und froh, weil ich erzähle. Noch eins gehört dazu, ich mache immer ein freundliches Gesicht, das vergnügt die Leute und kostet kein Geld, sagte der selige Merck.“

Welch beneidenswertes Naturell! Und wie konnte sie erzählen! Wie wußte sie die aufgeregte Phantasie des aufgeweckten Knaben zu erregen! Wie reizend schilderte sie dies später auf Befragen der neugierigen Bettina Brentano, wenn sie sich sein Bild in die Erinnerung ruft. Wenn sie ihm dann Luft, Feuer, Erde und Wasser unter schönen Prinzessinnen und alles, was in der Natur vorging, unter lebendigen Gestalten vorstellte, da saß er atemlos lauschend vor ihr da und verschlang sie mit seinen großen schwarzen Augen, ja, sie vermeinte sein aufgeregt klopfendes Herz unter der Halskrause schlagen zu hören. Wie schwoll da, wenn das Schicksal irgend eines Lieblings

nicht recht nach seinem Sinne ging, die Zornesader an seiner Stirn, und manchmal verbiß er die Tränen. Mitunter unterbrach er hastig die Erzählerin, etwa mit den Worten:

„Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt.“

Wahrhaft auf die Folter konnte dann die Mutter seine lebhafte Einbildungskraft spannen, wenn sie in der Erzählung Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob. Dann rückte er sich in seinem Sinne die Lösung der Fabel zurecht, und wenn hierauf seine Mutter sagte: „Du hast's geraten, so ist's gekommen!“ — wie war er dann Feuer und Flamme, wie leuchteten seine Augen, wie klopfte ihm das Herz! Um seiner Phantasie entgegenzukommen, verband sich die liebende Mutter mit der noch zärtlicheren Großmutter, welcher der Knabe immer den nach seiner Kombination fortgesponnenen Faden der Erzählung anvertraute, und dann wußte die liebenswürdige Märchenerzählerin schon im voraus, wie sie am besten die Wünsche ihres „Hätschelhans“ — so nannte sie ihren Sohn — befriedigen konnte.

So hat denn der Dichter in dem bekannten Verse treffend seine Eltern charakterisirt, den ernsten, strengen Vater und den süßen Plaudermund der Mutter:

„Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.“

Da wir hier auch der Großmutter gedacht haben, so wollen wir nicht hervorzuheben vergessen, wie ungemein befruchtend auf des Knaben Phantasie ihr Geschenk eines Puppentheaters zu Weihnachten 1753 wirkte, als das aufgeweckte Kind erst 4 Jahre zählte. Welche Freude alt und jung an dieser Unterhaltung hatte und wie sie das schlummernde Dichtertalent des kleinen Wolfgang damit weckte, das hat er selbst sehr interessant in seinem Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ geschildert.

Gegen die väterliche Strenge und Pedanterie, unter der ja auch die empfindlichere und mehr zur Verdrossenheit neigende Schwester Goethes, Cornelie, zu leiden hatte, war die Mutter mit ihrer Herzensgüte und liebevollen Nachsicht der ausgleichende und versöhnliche Engel bei mancher unerquicklichen Familienscene, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der Dichter in seinem Epos: „Hermann und Dorothea“ mit der verständigen Hausfrau des etwas polternden Löwenwirtes in dankbarer Gesinnung das anmutende Bild seiner eigenen geliebten Mutter gezeichnet hat. Mit welcher Innigkeit und Pietät hat er namentlich die vertrauliche Aussprache von Mutter und Sohn in der rührenden Scene unter dem Birnbaume ausgestattet! Ebenso erkennen wir unschwer ihr Ebenbild in Elisabeth, der trefflichen Gattin Götz v. Berlichingens.

Dort findet sich ja auch der goldene Spruch: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden.“

Ein recht inniges Verhältniß bestand auch zwischen Bruder und Schwester. Nicht nur, daß er sie ritterlich gegen des Vaters Härte in Schutz nahm, — ihrem feinfühligen und echt weiblichen Urteil hatte er auch manchen Wink und Fingerzeig bei seinen ersten dichterischen Versuchen zu danken. Mit ihr unterhielt er später als Student in Leipzig einen regen Briefwechsel, wenn er auch in ihren Ratschlägen den väterlichen Einfluß merkte.

Was er noch weiter von seiner Mutter erbte, und was wir sicherlich nicht als einen Mangel an Mut, sondern als ein angeborenes ästhetisches Gefühl auslegen dürfen, war auch die ängstliche Vermeidung unangenehmer und häßlicher Bilder und Scenen. Sehr bezeichnend ist die Art, wie einmal Frau Aja, — diesen Beinamen hatte nämlich Frau Rat Goethe nach ihrem Vorbilde, der Mutter der vier Haymonskinder, — eine tumultuarisch ausartende Unterhaltung in ihrem Wohnzimmer plötzlich zum Schweigen brachte. Einer der Freunde ihres Sohnes, Fritz v. Stolberg schrie nämlich immer die Schlagwörter von „Tyrannenmord“ und „Tyrannenblut“ heraus, da holte Goethes Mutter ein paar Flaschen alten Burgunders aus dem Keller und setzte sie mit den Worten auf den Tisch: „Hier ist das einzige und wahre Tyrannenblut, das in meinem Hause zu vergießen ich gestatte.“

Diese vortreffliche seelengute Frau, die noch auf ihrem Todesbette bis ins Einzelnste die Bewirtung der Leidtragenden und des Gesindes bei dem damals noch üblichen Leichenschmause in ihrem Hause anordnete, war also die Mutter unseres Goethe —, ihr besonders verdankt er seine heitere, lebenslustige und anmutend gesunde Natur.

Unter dieser treuen, liebevollen Obhut wuchs der hochveranlagte und selbst liebebedürftige Knabe heran, bis in sein empfängliches Herz als weiter bildender Faktor der Himmelsstrahl der ersten Liebe hineinleuchtete und sein Dasein mit jenem unsagbaren Zauber verklärte, der bis ins höchste Greisenalter den Dichter mit seligen Erinnerungen begleitete und ihn zur reizenden Darstellung des schlichten Bürgersmädchens **Gretchen**, zur anmutigsten Verkörperung des deutschen Volksliedes begeisterte. Wie anheimelnd wird es uns zu Mute, wenn wir die mit der wärmsten Empfindung des Jünglings im Greisenalter des Dichters geschriebene Erzählung von seiner ersten Begegnung mit diesem Naturkinde in seiner Selbstbiographie: „**Wahrheit und Dichtung**“ lesen. Mit welcher Allgewalt der Sympathie ergreift uns diese bezaubernde Erscheinung in Goethes „**Faust!**“ Von welch veredelndem und erziehlichem Einfluß aber diese erste reine Jugendliebe auf den damals in lockere Gesellschaft und auf Abwege geratenen Knaben gewesen, das erzählt uns Goethe selbst mit seltener Innigkeit in seinen Memoiren. Schon frühe hatte sich nämlich bei unserem Dichter das Talent des Reimens geregt, und seine jugendliche Umgebung hatte diese Gabe ausgenutzt, um

junge Verliebte ihrer Bekanntschaft mit derartigen Versen zu mystificiren. Als nun einmal unser privilegirter Gelegenheitsdichter mit einem solchen Elaborat, — es war die angebliche Antwort eines Mädchens, das er selbst im Auftrag eines Verliebten angesungen hatte, — zu seinem Freunde, der das ganze Intriguenspiel angesponnen hatte, ins Zimmer trat, fand er Gretchen am Spinnrad sitzend vor, was ihn umsomehr in die freudigste Erregung versetzte, als gerade ihr ganzes Wesen ihm bei der Abfassung seines Gedichtes vorgeschwebt hatte. Ja die Vorstellung, Gretchen könne ihm selbst auf seine Liebesverse in derselben Tonart antworten, hatte ihn allein zu diesem Gedichte inspirirt. Deshalb las er auch im Beisein des geliebten Mädchens die gewissermaßen Gretchen in den Mund gelegten Worte nicht ohne Befangenheit und mit zitternder Stimme vor. Ihrer schlichten Häuslichkeit und bürgerlich einfachen Umgebung waren auch die Verse angepaßt, darum stimmten sie nicht so recht zu den Verhältnissen der betreffenden Dame, der das Gedicht in den Mund gelegt war, und der auftraggebende Freund wünschte einige bezügliche Abänderungen. Allein es wollte damit unserem jugendlichen Gelegenheitsdichter nicht recht glücken. Ungeduldig rief er deshalb aus: „Es will nicht gehen!“ — „Desto besser,“ sagte nun Gretchen, die mit einer gewissen Unruhe und mit einem leichten Anflug von Röte auf ihren Wangen dem Vorlesen des Gedichtes zugehört hatte, „ich wünschte, es ginge gar nicht. Sie sollten sich mit solchen Händeln nicht befassen.“ Damit stand sie vom Spinnrocken auf, und zu dem jungen Goethe herantretend, hielt sie ihm mit viel Verstand und in aller Freundlichkeit eine tüchtige Strafpredigt, daß er sich, wenn es auch den Anschein eines Scherzes habe, nicht zu solchem Namensmißbrauch als Werkzeug hergeben solle. Dann las sie das fragliche Gedicht mit holdem Anstand halblaut vor sich hin und sagte: „Das ist recht hübsch, nur schade, daß es nicht zu einem besseren, zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist.“ Entzückt rief unser jugendlicher Liebhaber aus: „Das wäre freilich sehr wünschenswert; wie glücklich müßte der sein, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte!“ Gretchen gab die Möglichkeit zu. Da drang der beglückte Verehrer dieses naiven Kindes in sie, das Blatt ihm zu Liebe zu unterschreiben, und lächelnd tat sie es nach kurzem Besinnen. Beseligt sprang nun der belohnte Dichter auf und wollte sie umarmen, doch sie wehrte seine stürmische Liebkosung mit den Worten ab: „Nicht küssen ... aber lieben, wenn's möglich ist.“ Hierauf steckte Wolfgang das Blatt ein und rief aus: „Niemand soll das Gedicht jetzt erhalten und die Sache ist abgetan. Sie haben mich gerettet!“ — „Dann vollenden Sie die Rettung und enteilen Sie, ehe die andern kommen,“ drang Gretchen in ihn. Doch es ward unserem beglückten Dichter schwer, sich von dem holden Engel zu trennen, sie aber schob ihn, ihm die Hände liebevoll drückend, mit feuchten Blicken sachte zur Türe hinaus.

So hatte die erste Liebe sittlich veredelnd auf den auf Irrwegen wandelnden Knaben eingewirkt, und es ging ihm, wie er selbst sagt, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen auf. Das Bild des geliebten Mädchens bewahrte ihn vor den Gemeinheiten und Rohheiten, von denen die Gesellschaft, mit der er damals verkehrte, keineswegs frei war.

Wie sehr aber auch anderseits Goethe sich bemühte, die Bildung seines geliebten Mädchens zu fördern, dazu hatte er besonders bei der Anwohnung der Krönungsfeierlichkeiten Kaiser Josefs II. Gelegenheit. Wie stolz war er, das naive unwissende Kind aus dem Volke in all die Bedeutung und den Sinn der Wahl- und Krönungsceremonien einzuweihen, und suchte ihr, zumal er ja jünger war, mit seinem höheren Wissen zu imponiren. Bekanntlich hat der Dichter in seinem Faust sein damals noch knabenhaftes Wesen zu dem eines gereiften, in allen Gebieten des Wissens erfahrenen Mannes gesteigert, an dem das ungebildete Gretchen bewundernd wie an einem Halbgotte hinaufsieht, vor dessen allgewaltiger Beredsamkeit sie verstummt und dann beschämt vor sich hinspricht:

„Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann,
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen Ja.
Bin doch ein arm' unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't."

Aber hierin liegt ja gerade das Geheimniß der Liebe, das ist ja der unbeschreibliche Reiz, der den ernsten und gelehrten Mann an das unwissende Mädchen fesselt, der unsagbare Zauber eines unberührten und darum unentweihten Gefäßes, das aber fähig und empfänglich ist durch das Medium der Liebe eine unendliche Fülle von Gedanken und Bildungsstoffen aufzunehmen. Von jeher hat das Verhältniß eines Lehrers zur geliebten Schülerin eines der zartesten und innigsten Bande gewoben, und von jeher hat es den Bildner am meisten entzückt, das von seinem Geiste gebildete Wesen gewissermaßen von sich selbst zurückzuempfangen. Wir nennen hier nur ein berühmtes Beispiel: „Abälard und Heloïse".

Und hat Goethe später nicht selbst an der Geliebten und Frau, an Christiane Vulpius, in deren Armen er seine formvollendeten römischen Elegien gedichtet, hinwiederum den Bildner in Kunst und Wissenschaft gemacht?

Leider erfuhr der erste Liebestraum Goethes ein jähes Ende. Nachdem er noch einmal die reinste und höchste Seligkeit gekostet, daß sie in kindlicher Naivetät, von Müdigkeit über all das Gesehene und Gehörte während des Krönungsfestes übermannt, mit ihrem Köpfchen an seine Schulter gelehnt, an seinem Herzen eingeschlummert war, — nachdem er als einzige Gunstbezeugung bei der Trennung von all den gemeinsam genossenen Herrlichkeiten der glanzvollen Feier einen Kuß von ihren Lippen auf seine Stirn gehaucht empfangen hatte, — zerfloß der schöne Traum in

eine bittere, seine persönliche Eitelkeit verletzende Nachempfindung. Bekanntlich ward sein und Gretchens Name in eine Untersuchung gegen einen jungen Mann ihrer Bekanntschaft wegen Urkundenfälschung verwickelt, und wenn auch ihre Unschuld erwiesen ward, so verwundete doch eine abgegebene Erklärung Gretchens seine Eigenliebe dermaßen, daß er seine jugendliche Leidenschaft zu ihr gewaltsam mit allen Wurzeln ausriß und sie nie wiedersehen wollte, obwohl ihr der Untersuchungsrichter das ehrendste Zeugniß ausgestellt hatte.

Was war denn dies nur für eine sein Selbstgefühl so sehr kränkende Aeußerung? Was antwortete sie denn, als sie bezüglich ihres Verhältnisses zu dem damals vierzehnjährigen Knaben Goethe ausgefragt wurde?

„Ich kann es nicht leugnen,“ — gestand sie freimütig, — „daß ich ihn oft und gern gesehen habe, aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut beraten, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an mutwilligen Streichen teilzunehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.“

Das also war die rührend naive Aussage Gretchens, die aber der junge Goethe, der sich damals schon ein Mann dünkte, gewaltig übel nahm. Er — und noch ein Kind! Ihre Erwiderung seiner Liebe nur schwesterlich, — ja ihre ganze Stellung als Beraterin schon mehr mütterlich. Das war für sein Selbstgefühl zuviel. Mit aller Gewalt suchte er nun, ihr Bild sich zu verleiden, doch es gelang ihm nicht. Wenn er sie auch nie wieder sah, auf Wegen und auf Stegen bis in sein höchstes Alter begleitete ihn ihr unverwischlicher Zauber.

Als 16jähriger Jüngling bezog Goethe die Universität zu Leipzig (1765), um nach seines Vaters Wunsch Jurisprudenz zu studiren, und sog in vollen Zügen die akademische Freiheit ein. Recht treffend schildert er, wie ihm zu Mute war, in folgenden Versen:

„So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich Freiheit atmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.“

Daneben freilich war er von großem Wissensdurst erfüllt, — wenn auch weniger, sich juristische Kenntnisse zu erwerben, als vielmehr in Kunst und Litteratur. Wohl sein eigenes Konterfei malt er in jenem schüchternen, noch unerfahrenen Schüler in seinem Faust, dem nachher Mephisto so diabolischen Rat erteilt. Er nähert sich ihm mit den Worten:

„Ich wünschte, recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen, —
Die Wissenschaft und die Natur.“

Und nun kommt aus Mephistos Munde jene köstliche Satire auf die Gelehrtenpedanterie und staubtrockene Büchergelehrsamkeit, sodaß es beim Anhören dieser öden und toten Definitionen dem Schüler von alledem so dumm wird, als ginge ihm ein Mühlrad im Kopfe herum. Desto mehr lechzte der „Schüler" Goethe nach den saftigen Früchten des Lebens, sodaß ihm zur Fastenzeit die frischen Kräpfel, die der Bäcker am Thomaskirchhof backte, besser schmeckten, als die pflichtgemäß vorgeschriebenen juristischen Kollegien des Professors Böhme. Besser verstand es dessen Frau, ihren erziehlichen und bildenden Einfluß auf den noch etwas ungeleckten jungen Bären geltend zu machen, denn der Studiosus Goethe erregte in dem „Klein Paris", wie der Dichter in seinem Faust sehr treffend das von französischem Geschmack beherrschte Leipzig nennt, mit seiner altfränkischen Tracht, seinen burschikosen Manieren und seinem ausgeprägten Frankfurter Dialekt viel Anstoß. Da bewährte sich denn die Wahrheit jener goldenen Worte, die der Dichter, wohl unter dem Banne der ästhetisch so fein gebildeten Frau von Stein, in seinem „Tasso" der Prinzessin in den Mund legt:

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht,
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts;
Und wirst Du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Seinen Kunstgeschmack entwickelte besonders der Aesthetiker Oeser und dessen hochgebildete Tochter Friederike, mit der auch noch später der junge Goethe einen vertrauten Briefwesel unterhielt. Seine poetische Ader aber öffnete wiederum die Liebe, die Liebe zu dem anmutigen Wirtstöchterlein, wo er zu speisen pflegte, zu Käthchen Schönkopf. Zwar hat er sie mit seinen eifersüchtigen Launen viel geplagt, und seine ersten dichterischen Versuche waren auch noch ganz vom französischen Geschmack der damaligen Zeit beherrscht, aber immerhin verrät sein anmutiges Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" schon die Klaue des Löwen, der in ihm erwachte. Der Verdruß, daß seine Launen und unbegründeten Eifersüchteleien das gepeinigte Mädchen schließlich in die Arme eines zuverlässigeren Werbers trieben, stürzte ihn in wilde Ausschweifungen, die ihm einen bedenklichen Blutsturz zuzogen, sodaß er, körperlich elend, in die Heimat zurückkehren mußte. Hier gesellte sich zu dem physischen Leiden noch das psychische, die Reue, die Selbstvorwürfe, die Anklage seines Vaters über seine verfehlten Studien und seinen vereitelten Lebenszweck.

Da war es wiederum nächst der besorgten Pflege von Mutter und Schwester ein tröstender und heilender weiblicher Engel, der an seinem

Krankenbette stand, die fromme und sanfte Herrnhuterin Susanne Katharina von Klettenberg, die seinem Geiste Trost und seiner verzweifelnden Seele die langentbehrte religiöse Nahrung spendete. Sie lehrte ihn dies Leben nur als einen Uebergang zu einem schöneren und reineren nach dem Tode und alle irdischen Leiden nur als gottgesandte Prüfungen anzusehen. Den Dank, den er diesem aufrichtenden Friedensengel schuldete, hat der Dichter später in seinem Roman „Wilhelm Meister" in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ausgesprochen. Noch lange wirkte ihr sänftigender und sittlich veredelnder Einfluß in Goethes Leben und religiöser Weltanschauung nach.

Kaum genesen, bezog Goethe (1770) die Universität Straßburg, seine Studien fortzusetzen. Hier, wo ihm eine noch unverfälschte Natur in reizvoller Umgebung, noch echt deutsche, unverwälschte Sitte und Art, — wo ihm der Münster die edelste Entfaltung wahrer deutscher Kunst in dem vollendetsten Ideale der Gotik, die Schönheit reinbewahrter Eigenart in laut vernehmlichen Worten predigten, — wo ihm Herder den unversieglichen Born nationaler Poesie in den trauten heimischen Klängen des Volksliedes entdeckte und auf den größten Dramatiker Shakespeare als Vorbild hinwies, — hier sproßte ihm auch in der tiefen und innigen Liebe zu einer ländlichen Schönheit, zu einem reizenden Naturkinde ein wunderherrlicher Liederfrühling auf. Wie ein lauterer, durch blumige Wiesen sprudelnder Quell, in dessen krystallhellem Gewässer sich die Sonne und das Himmelsblau, sowie des Mondes sanfter Schein und der Sterne Glanzgewimmel spiegeln, so brach ihm aus der jubelnden Brust ein prächtiger Liederstrom hervor. Die Lieder Goethens an Friederike sind unübertroffene Perlen deutscher Lyrik.

Von allen Herzenserlebnissen aus Goethes Jugendgeschichte mutet uns keines so sehr an, als das liebliche Idyll in Sesenheim, das der Dichter noch nach vierzig Jahren in seiner Selbstbiographie mit einer Wärme und Innigkeit schildert, daß man sich der Rührung nicht erwehren kann. Als Friederikens Gestalt in der Türe des anheimelnden Pfarrhauses erschien, in das ihn sein Straßburger Freund Weyland eingeführt hatte, — „da ging", nach seinen eigenen Worten, „fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf". Und nun beschreibt er ihre kleidsame Tracht, die auffallend an seine Schilderung Dorotheens in seinem bekannten Epos erinnert, wie folgt:

„Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige

Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Wie der Dichter in einem damals entstandenen Liede sagt:

„Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht."

Ein neues Leben ging jetzt unserem Dichter auf, in neuem Glanze strahlte ihm die Natur, und wie einem Vogel im Lenze schmetterten ihm nur so die Lieder aus der Brust, denen schon bei ihrem Entstehen die Melodie mitgegeben zu sein schien. Kein Wunder, wenn sie Komponisten der verschiedensten Begabung begeisterten, sie in harmonische Töne zu setzen. Wohl keiner ist so tief in das Verständniß Goethe'scher Lyrik eingedrungen wie Beethoven, der dem Dichter auch in Karlsbad persönlich näher trat. Von ihm ist das jauchzende Mailied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!" vertont worden; ferner das reizend tändelnde Liedchen, das Goethe der Geliebten „Mit einem gemalten Bande" übersandte und das Gutzkow in seinem „Königsleutnant" fälschlich in die Gretchenzeit verlegt. Wie Schmetterlinge oder Libellen umgaukeln uns die Worte: „Kleine Blumen, kleine Blätter".

In mehr als einer Hinsicht entwickelte diese innige Herzensneigung in Goethe die in ihm schlummernde Eigenart. Die anmutigste Verkörperung der Natur und deutschen Volksseele lehrte ihn eine wunderbare Anschaulichkeit der Sprache und Bilder, wie sie unter anderem in dem plastischen Gedichte „Willkommen und Abschied" zu Tage tritt. Man höre nur den Anfang:

„Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war getan, fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Mut:
In meinen Adern welches Feuer,
In meinem Herzen welche Glut!".

Ganz im Geiste des Volksliedes empfunden und wohl durch Herders Anregung entstanden ist das herzige, von Schubert so ansprechend komponirte „Haideröslein", dessen schlichte und in seiner Wahrheit so packende

Worte so recht auf das tragische Ende von Goethes Liebe zu Friederiken paßt. Hieraus aber den Schluß ziehen zu wollen, als sei Goethe ein „Lilienknicker" gewesen, wäre sicherlich verfehlt, und die Verdächtigungen der Reinheit Friederikens, wie sie namentlich Froitzheim versucht, sind u. a. von H. Düntzer („Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit") überzeugend zurückgewiesen worden.

Und klingt das reizende Lied vom „Veilchen", das sich im Tode noch freut, wenigstens von der Geliebten zertreten zu werden, nicht an Friederikens Trost im Leide, die Geliebte eines Goethe gewesen zu sein, nach dessen Verlust sie keinem anderen mehr gefallen, geschweige angehören will?! —

Auch dieses Lied hat eine Reihe ansprechender Kompositionen erfahren, darunter die von Mozart die bekannteste ist.

Aber es sind nicht nur die schönsten Perlen der Lyrik und herrlichsten Balladen, die Goethes Liebe zu Friederiken entquollen sind, es sind auch zwei seiner besten Dramen, in denen er, wie es ihm denn Bedürfniß war, sich durch eine Art Seelenbeichte von einer Herzenslast zu erleichtern, sich selbst schwer anklagt und straft. Weislingens Untreue und sein Tod im „Götz v. Berlichingen" spiegeln Goethes eigene Schuld und verdiente Sühne wegen seiner Verlassung Friederikens ab. Nicht minder schildert er sich selbst in Clavigo, ein Drama, das er einem Wunsche eines Frankfurter Mädchens, der Anna Sibylla Münch gemäß, mit der ihn gesellig Zufall oder Geschick gewissermaßen vermählte, in unglaublicher kurzer Zeit vollendete, als ihn seine Partnerin nach der Lektüre von Beaumarchais' Memoiren so zu sagen an seiner Autorenehre angriff, indem sie meinte, daß ihm diesen Stoff zu dramatisiren nicht schwer fallen könne. Schwerlich aber wird es Friederiken in ihrem Leid ein Trost oder eine Art Genugtuung gewesen sein, wie Goethe meinte, wenn sie las, wie Weislingen wegen seiner schnöden Untreue gegen Maria vergiftet ward. Die Nachwirkung von Friederikens unverwischlichem Bilde ist übrigens auch in der Zeichnung Gretchens in Goethes Faust, wobei einige Züge der Sesenheimer Pfarrerstochter mit verwandt worden, deutlich erkennbar. Namentlich das schnippische Wesen, dann das Tändeln in der Schmuckscene und endlich die in der Phantasie bis zum Verbrechen gesteigerte Tragik in der Kerkerscene sind sicherlich an Friederikens Schicksal angesponnene Fäden.*)

Da wir hier vom ersten epochemachenden Drama Goethes reden, vom Götz von Berlichingen, dem er eigentlich seine Berühmtheit verdankte, so dürfte es sicherlich unsere Leser interessiren, welche weibliche Figur unserem Dichter bei der Zeichnung seiner dämonischen Adelheid zu Modell gesessen.

Obwohl man hier an eine flüchtige Bekanntschaft Goethes aus der Straßburger Zeit mit einer pikanten Schönheit anknüpfen will, an deren Namen noch der Adelheids v. Walldorf erinnern soll, so ist es doch mehr

---

*) Dieser Ansicht neigt auch neuerdings Bielschowsky (Goethes Leben II) zu.

als wahrscheinlich, daß ihm hier seine Phantasie bei seinem begeisterten Studium Shakespeares eine aus Macbeth und Kleopatra zusammengeflossene verführerische Sirene geschaffen hat, in die er sich schließlich selbst verliebte. Denn ohne Zweifel wollte er in diesem mit unwiderstehlichen Reizen ausgestatteten Weibe die verderbliche Macht der Sinnlichkeit mit grauenerregenden Zügen schildern, die schließlich in dem liebeswahnsinnigen Knappen Franz sogar einen Mörder zeitigt.

Das Weh, das an Goethes Herzen wegen seines schnöden Verlassens Friederikens nagte, suchte der Dichter durch poetische Beichten und Selbstanklagen mancherlei Art zu mildern, wozu ihn auch wiederum Grazien und Musen begeisterten, die er in einem anregenden Darmstädter Freundeskreise kennen lernte. Die bedeutendste davon war ohne Zweifel Herders Braut, Karoline Flachsland, die in dem zarten Seelenbunde den sinnigen Namen Psyche führte. Ihr widmete er den durch eine Inschrift an dem Herrgottsberge bei Darmstadt verewigten „Felsweihegesang“.

Wegen seiner beliebten Wanderungen durch Wald und Feld, bei Sonnenschein und Regen, bei Tag und Nacht führte er bei seinen Freunden den Beinamen „Der Wanderer“, und wir besitzen mehrere in dieser Zeit entstandene Lieder, in denen der Dichter sein Leid in wilden z. T. mit Wind und Wetter harmonirenden Tönen der Natur und dem in ihr waltenden ewigen Schöpfungsgeiste widmete. Allmählich kam sein Geist wieder zur Beruhigung, bis eine neue mächtige Leidenschaft sein Innerstes vom tiefsten Grund aufwühlte.

Dies war seine hoffnungslose Liebe zu Charlotte Buff in Wetzlar, der Braut eines anderen, in deren gesundem und echtdeutschem Gemüt keine kränkelnde Unzufriedenheit mit ihrem Loose aufkommen konnte. Aber was ihm diese edle Seele und zugleich die Beschäftigung mit feinbesaiteten und verständnißinnigen Propheten der Natur einflößten, gehört zum Wunderbarsten und Empfindsamsten, was je über Leben und Weben in der Schöpfung, über die zartesten und geheimsten Regungen des Menschen gedichtet worden ist. Denn wenn auch, abgesehen von den eingestreuten, dem schwermütigen schottischen Barden Ossian nachempfundenen Poesien, „Werthers Leiden“, gewissermaßen Goethes damaliges Tagebuch, in Prosa geschrieben ist, — sein Inhalt ist die lauterste Poesie, das hohe Lied der reinsten, melodischsten Herzenslyrik, ein wunderbares Mosaik von Liedern, reizenden Idyllen, epischen Rhapsodien und in seiner dramatischen Steigerung die erschütterndste Tragödie. Wo findet man, Jean Paul abgerechnet, ein so feinfühliges Eindringen ins Innerste der Natur, ein so wesensverwandtes Horchen und Verstehen am Pulsschlag der Erde, ein Leben und Weben im Atmen und Keimen der Schöpfung, ein solches Sprießen, Blühen und Welken in der Brust, harmonisirend mit dem Wandel in der Natur im Lenze, Sommer und Herbst! Und dazu der liebevolle Kinder- und warmblütige Menschenfreund und dann die trauten, anheimelnden

Bilder echt deutscher Familiengemütlichkeit, wie sie ja auch Kaulbachs Kunst verewigt. Wer könnte sich dem Zauber einer Lotte, wie sie im Ballkleid den Kindern Brot schneidet, entziehen?

Aber auch in Werthers Leiden flossen dem Dichter, ähnlich wie bei der Gestaltung Gretchens, zwei Mädchenbilder in eins zusammen. Denn kaum war die Wunde wegen der Unerreichbarkeit Lottens in seinem Herzen vernarbt, so befand sich Goethe der schönen schwarzäugigen Maximiliane Laroche gegenüber, die an den geistig ungleichartigen, zudem viel älteren Wittwer, den Kaufmann Brentano in Frankfurt, verheiratet war und ihr ideal veranlagtes Wesen zwischen Häringstonnen und Käsgerüchen verbringen mußte, und der der schöngeistige junge Hausfreund Goethe eine für die eheliche Zufriedenheit bedenkliche Unterhaltung bot, in einer ähnlichen, ja noch viel gefährlicheren Situation. Eine prächtige Scene, wie vor ihr Goethe seine Künste im Eislauf zeigt, hat bekanntlich Kaulbach verewigt. Und es sind wohl nicht nur die dunklen Augen der pikanten Brünette, die die blauäugige Blondine Lotte in den Hintergrund drängten, sondern wohl auch ihr warmblütigeres Temperament und andererseits das trockene langweilige Aeußere ihres vielleicht nicht ohne Grund eifersüchtigen Ehemannes, die dem anfänglich harmlosen und vertrauensseligen Umgang dieser drei nach Goethes Schilderung in Werther in seltener Freundschaft mit einander verkehrenden Menschen zum Schlusse eine Beimischung einer die Harmonie verwischenden Färbung gaben. Nicht ohne Grund waren darum Lotte sowohl als auch ihr Ehemann Kestner dem Dichter über die Entstellung ihrer Bilder und ihres idealen Zusammenlebens ernstlich gram, als sie nachmals „Werthers Leiden“ lasen.

Ein neuer Liederfrühling sproßte in Goethes Innerem auf, als er Lili, die Tochter des reichen und vornehmen Banquiers Schönemann zu Frankfurt bei einer Soirée kennen lernte und sich nachmals mit ihr, wenn auch nicht öffentlich, so doch förmlich verlobte. Stimmten auch die äußeren Verhältnisse des feinen Salonlebens, in die der etwas ungezwungen sich bewegende Dichter eingeführt wurde, wenig zu den altbürgerlichen Gewohnheiten und Anschauungen des Patrizierhauses Goethe, so hielten doch die beiden jungen Leute trotz aller hemmenden Strömungen von hüben und von drüben eine Zeit lang innig zusammen, und Lili wäre ihrem Verlobten zu Liebe, dessen imponirende Persönlichkeit auch auf ihr empfängliches Gemüt ihren Zauberbann ausübte, der unerquicklichen, unharmonischen Umgebung gewaltsam entflohen, um ihr Geschick vertrauensvoll ganz an das des Geliebten zu ketten. Goethe aber war edel und Mann genug, seine Gewalt über Lili nicht zu mißbrauchen. Dies erzählte Lili später selbst voll Anerkennung, und auch hier bewahrheitete sich Goethes Dichterwort in seinem Epos „Hermann und Dorothea“: „Wahre Liebe vollendet sogleich den Jüngling zum Manne“.

Wie sehr die Liebe zu dem holdseligen Geschöpfe ganz sein Denken

und Träumen ausfüllte, davon geben viele gefühlswarme, innige und leidenschaftliche Gedichte beredtes Zeugniß. Wir nennen hier besonders „Neue Liebe, neues Leben", das durch Beethoven eine sehr ansprechende feurige Komposition erfahren.

Wie sehr ihn auch das moderne Gesellschaftsleben, der lästige Schwarm von Anbetern und Verehrern des geliebten Mädchens anödete, malen verschiedene Gefühlsergüsse, u. a. in Goethes Gedicht: „An Belinden" die Verse in dem letztgenannten Gedichte:

„Warum ziehst Du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht? . . .

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst,
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?" —

Wie sehr er aber auch seine Liebe als ein unwürdiges Joch, als eine Art unmännlichen Sklavendienstes empfindet, von dem er sich zu befreien wünscht, beweisen z. B. folgende Verse in dem Gedichte: „Neue Liebe, neues Leben":

„ . . . Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest.
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränd'rung, ach wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!"

Ferner namentlich die köstliche Parabel: „Lilis Park", worin er sich selbst unter all den gefügigen Geschöpfen seiner Herrin als einen gefesselten Bären einführt; doch die letzten Worte beweisen, daß er nicht gewillt ist, die Knechtschaft um jeden Preis zu ertragen, fast droht er die Ketten zu zerreißen. Und er tut's, wenn auch mit blutendem Herzen. Ergreifend ist seine Schilderung, wie er am letzten Abend vor seiner Trennung von Frankfurt noch einmal im Dunkel der Nacht, in seinen Mantel gehüllt, um's Haus der Geliebten schleicht, um ungesehen oder unerkannt wenigstens noch einen Schatten der teuren Gestalt zu erspähen. Da hörte er, — wie bebte ihm dabei das Herz! — wie sie zum Klavier sein eigenes Lied: „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich" sang, und es kam ihm vor, als wenn sie es ausdrucksvoller sänge, als je. Zitternd vor innerer Aufregung legte er sein Ohr vor das Gitter des Fensters so nahe wie möglich, lauschte mit Entzücken und süßer Wehmut und bemerkte dann an ihrem Schatten, daß sie aufgestanden war und, wahrscheinlich auch heftig bewegt, im Zimmer auf und ab ging. Kaum konnte er sich da zurückhalten, allein die Würfel seines Geschickes waren bereits gefallen.

Auf der Flucht vor sich selbst, um nach Italien zu reisen, holte ihn der Kurier seines neuen fürstlichen Freundes, des Großherzogs von Weimar, in Heidelberg, im Hause einer mütterlichen Freundin, ein, um ihn dauernd an seinen Hof zu ziehen. Für diesen entscheidenden Moment gelten die Worte, die er seinem Egmont in den Mund gelegt: „Kind, Kind, nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam?"

Eine, wenn auch minderwertige dramatische Schöpfung Goethes, die in die Zeit von des Dichters Liebe zu Lili fällt, ist Stella, zu deren Portrait nicht nur, sondern auch zu deren Seelengüte ohne Zweifel die liebliche Frankfurter Bankierstochter zu Modell gesessen. Außerdem erkennen wir in diesem Stück auch einen Nachklang aus dem Sesenheimer Pfarrhausidyll. Wie wir einerseits Scenen aus dem Theater- und dem Landleben bei dem Onkel Lilis abgespiegelt sehen und bei Stellas Entschluß, mit Fernando zu entfliehen, an Lilis Bereitwilligkeit erinnert werden, mit Goethe nach Amerika zu gehen, so sehen wir in Cäciliens Wesen dieselbe Herzensgüte und Großheit der Gesinnung wie bei Friederiken, wenn auch in engeren Grenzen. Ihre edelmütige Entsagung und ihr selbstloser Verzicht auf den geistig höherstehenden Fernando, dem sie nur eine redliche Hausfrau sein zu können glaubte, mochte wohl im Munde Friederikens gedacht sein, wenn auch die Figur älter und gereifter, ja als verheiratete Frau geschildert ist. Vielleicht flossen hier Züge von Johanna Fahlmer, der Tante seines Freundes Fritz Jakobi, mit hinein, die diesen auch in Resignation liebte.

Wenn nun auch Goethe in Fernando sein eigenes Portrait gemalt hat, dem er sogar seine braunen Locken und schwarzen Augen lieh, so hat doch sonst der in Sinnlichkeit hin- und herschwankende, weibersüchtige Held der Stella nichts von des Dichters männlichem Charakter, der seiner Leidenschaften Herr wird. Für einen Fernando, der Verrat an der Geliebten und an zwei Frauen, sowie an seinen eigenen Kindern ausübt, die er rücksichtslos unter fremden Leuten zurückläßt, kann man nur Verachtung übrig haben, und man kann es nicht begreifen, daß zwei so tief angelegte Naturen wie Cäcilie und Stella an einem solchen Schwächling, den auch nicht das geringste edle Streben beseelt, in Liebe hangen. Daß die Erinnerung an Lili ihn bei Abfassung dieses Stückes beherrschte, geht auch aus den Widmungsversen hervor, mit denen Goethe die Absendung des Dramas an die gewesene Braut begleitete. Sie lauten wie folgt:

„Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets Dein Bild mir nah.
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!

Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht."

Der Entstehung, wenn auch nicht der Vollendung nach, fällt ferner in die Zeit von Goethes Liebe zu Lili sein Drama Egmont, in dem, wie in keinem anderen Werke des Dichters, so das dämonische Moment vorwaltet, worunter wohl eine dunkel wirkende Gewalt zu verstehen ist, die in des Helden Leben und Taten als treibender und zu Erfolgen führender, aber auch ins Unheil stürzender Faktor anzusehen ist. So war es Goethe zu Mute, als er sich in das neue leidenschaftliche Verhältniß zu Lili verstrickte, aus dem ihn nicht die Flucht, sondern nur die Selbstbefreiung in der Dichtung rettete. Das Gegenbild des sorglos dahinlebenden und in seiner allzu großen Vertrauensseligkeit blindlings in sein Verderben stürzenden Egmont, den bekanntlich Goethe, entgegen der geschichtlichen Wahrheit als tändelnden Schmetterling und jugendlichen Liebhaber darstellt, während er ein treuer Gatte und ernstlich besorgter Familienvater war, — ist das heitere und naive Bürgersmädchen Clärchen, für das ein direktes Modell aus Goethes Leben zu suchen, ein eitles Bemühen gewisser Stöberer in des Dichters Liebschaften bis jetzt geblieben ist. Bekanntlich legt ihr Goethe das von Beethoven so stimmungsvoll komponirte Liedchen „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein" in den Mund. —

Im Jahre 1775 erfolgt Goethes Eintritt in Weimar, wo er nur vorübergehend zu weilen gedachte; doch aus dem Besuch sollte ein lebenslänglicher Aufenthalt werden.

Auch am dortigen Hofe war außer geistig anregendem Verkehr mit hochgebildeten Männern, zu denen die Dichter Wieland und Musäus, später auch Herder und Schiller gehörten, besonders der weibliche Einfluß ein fördernder und treibender Faktor zur weiteren Entwickelung von Goethes Geistesleben. Da war es vor allem die hochsinnige Fürstin Anna Amalie, die Mutter des regierenden Herzogs Karl August, die die verhältnißmäßig kleine Residenz zum geistigen Mittelpunkte Deutschlands machte und die schon vor Goethe Wieland als „eins der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit" pries. Sie war eine Nichte Friedrichs d. Gr. uud dessen leibhaftiges Ebenbild. Schon im 19. Jahre Wittwe und Mutter zweier Prinzen, übernahm sie in der kritischen Zeit der Nachwehen des siebenjährigen Krieges die Regierung und führte das Scepter mit kluger und sicherer Hand. Besonders ward sie eine Beschützerin und Pflegerin deutscher Litteratur und Kunst. Ueberzeugt von dem hervorragend bildenden Einflusse eines guten Theaters, von der dadurch ausgehenden Hebung des Geschmackes und der Sitten des Volkes, zog sie mit beträchtlichen Opfern gute Schauspielergesellschaften, wie die Koch'sche und später Seyler'sche Truppe, an ihren Hof.

Es geschah dies also keineswegs nur zur Unterhaltung der Vornehmen und Reichen, sondern wesentlich zur Bildung des Volkes, so daß es auch Leuten der niederen Klassen, ja Jedermann dreimal wöchentlich unentgeltlich zugänglich war. Leider zerstörte ein Schloßbrand diese Freistätte der Kunst, und die an die Stelle tretende Liebhaberbühne, die auch ihren Schauplatz öfters wechselte, konnte nur einem kleineren Kreise „die Genüsse Thaliens" vermitteln, wie Goethe schildert:

„In engen Hütten und im reichen Saal
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb der hohen Nacht."

Aber auch die edle sanfte Herzogin Luise, die Gattin Karl Augusts leuchtete Goethen an diesem heiteren Musensitz wie ein milder Stern, und ihre Hoheit in den trüben Tagen napoleonischer Tyrannei bildet einen Glanzpunkt in der Geschichte. „Das ist eine Frau," sagte der übermütige Korse von ihr, „die auch unsere Kanonen nicht haben in Furcht setzen können." Daß ihr echt weiblicher, feinfühliger Sinn bei der Zeichnung der engelreinen Fürstin Leonore im Goethes Tasso mitgewirkt, ist mehr als wahrscheinlich.

Doch den größten Einfluß auf die reiche und harmonische Entfaltung von Goethes glänzenden Geisteseigenschaften übte ohne Zweifel Frau v. Stein, die Gattin des Weimarer Oberstallmeisters, aus; sie ward in des Wortes edelster und vollster Bedeutung des Dichters Muse. Keine jugendlich frische Erscheinung, keine in üppiger Formenschönheit entfaltete Rose, obwohl ihr Bild, als es Goethe zuerst auf einem Portrait erblickte, ihn wunderbar anzog und fesselte, — sie war bereits Mutter von sieben Kindern und sieben Jahre älter als unser Dichter, und die Spuren herber Schicksale und geistiger Vereinsamung, eines disharmonischen ehelichen Lebens waren auf ihrem zarten, ja leidenden Antlitz zu schauen. Und doch faßte Goethe eine tiefe, ja leidenschaftliche Liebe zu ihr. Ihr feinästhetischer Sinn, die Hoheit ihrer echtweiblichen Gefühle übten auf den noch in wilder Gährung brodelnden Geist Goethes eine unwiderstehliche Zauberkraft aus, zumal sie das erste weibliche Wesen war, das ihn voll und ganz verstand. Wie sehr dies unser Dichter dankbar empfand, hat er in den warm empfundenen Versen ausgeströmt:

„Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf."

Kein Zweifel, daß bei der hoheitsvollen Gestalt Iphigeniens, der Priesterin der Wahrheit und weiblichen Reinheit, dem Ideale edelster und vollster Menschlichkeit, dem Dichter diese seltene Frau vorgeschwebt. Wer dächte nicht unwillkürlich beim Lesen, wie dieses göttergleiche Weib in der griechischen Sage dem von den Furien gejagten und in Wahnsinn zerrütteten Geiste des Muttermörders Orest Heilung und Erlösung brachte, an die Beruhigung und Sänftigung des noch in wildem Sturm und Drang herumirrenden Sinnes des jugendlich brausenden und schäumenden Dichtergenies? Ja die Harmonie ihrer Seelen erscheint ihm selbst wie eine mysteriöse Präexistenz, sodaß er dafür folgende Laute stammelte:

„Sag', wie band das Schicksal uns so rein genau?"
Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!"

Bekanntlich dachte man zur damaligen Zeit über den Verkehr eines jungen Mannes mit einer verheirateten Frau nicht so streng und engherzig, wie heutzutage, aber doch war die Intimität dieses Verhältnisses Gegenstand genug des Klatsches und der Glossen. Glücklicherweise war der Herr Oberstallmeister v. Stein keineswegs zur Eifersucht aufgelegt, ja es schien, daß er den Umgang Goethes mit seiner Frau, der ihren etwas vergrämten Sinn wunderbar belebte, nicht ungern sah. Nahm ihm doch auch dieser in seinen Augen „sonderbare Schwärmer" sogar einen Teil der Sorge seiner Kindererziehung ab.

Zur richtigen Erkenntniß dieses seltsamen Seelenbundes fehlen uns leider die Antworten Frau v. Steins auf die z. T. recht leidenschaftlichen Ergüsse Goethes, denn sie ließ sich beim Bruch ihres Verhältnisses ihre Briefe von Goethe zurückgeben und vernichtete sie, wie es scheint, völlig. Nur einen einzigen glaubt man in dem kleinen Lustspiel Goethes: „Die Geschwister" verewigt; er lautet wie folgt:

„Die Welt wird mir wieder lieb, ich hätte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr."

Ist dieser Brief auch nicht nachweislich eine buchstäbliche Verwertung, so stimmt er doch auffallend mit dem Timbre ihrer damaligen Stimmung.

Schreibt doch noch, wie Bielschowsky in seiner Biographie Goethes mitteilt, der Dichter am 25. März 1776 folgenden Brief an die geliebte Frau:

„Hinter Naumburg ging mir die Sonne entgegen auf! Liebe Frau, ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung . . . die Sonne, so golden blickend als je. — Nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen. — Nein, es ist der Born, der nie versiegt. Das Feuer, das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht! Beste Frau, auch in Dir nicht, die Du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe Dich verlassen."

Wie sehr Frau v. Stein gegen die Erwiderung von Goethes leidenschaftlicher Liebe ankämpfte, beweist der Vers, den sie einmal auf die Rückseite eines seiner Briefe schrieb. Er lautet:

„Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen!
Vernicht' es Himmel Du,
Wenn mich's je könnt' anklagen" —

Wie sehr hinwiederum Goethe erschüttert war von der Abweisung seiner stürmischen Liebeswerbung und wie er diese selbst beurteilt, geht aus einem vorwurfsvollen Brief hervor, der wie eine Entrüstung über falsche Auslegung seiner leidenschaftlichen Gefühle klingt, nämlich:

„Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer zu meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig, als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin — — — und das Alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst. Sie wissen nicht, was Sie tun. Die Hand des einsam Verschlossenen, der die Stimme der Liebe nicht hört, drückt hart, wo sie aufliegt" (24. Mai 1776).

Sehr bezeichnend für die Gestaltung dieses eigenartigen Verhältnisses sind auch die Worte, die er einmal wie „ein sich härmender Büßer" ausruft:

„Sie kommen mir eine Zeit her vor, wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens daß sein scheidender, tränenvoller Blick den ihrigen noch einmal wieder wünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr über'm Haupte schwebt."

Wie Bielschowsky in seiner oben citirten Goethe-Biographie meint, muß er die überwallenden Gefühle zurückpressen, vom vertraulichen „Du" zum gemessenen „Sie" zurückkehren und seine Liebe zur milden Freundschaft herabstimmen.

Doch so milde mögen wohl die Gefühle zwischen Beiden nicht geblieben sein, und einen gewissen Widerspruch enthalten Bielschowskys eigene Worte:

„Wir sehen Frau von Stein in ihrem Entschlusse beharren, ihre Beziehungen zu Goethe nicht über die Freundschaftslinie hinauswachsen zu lassen. Aber auch der Fels vermag der ewig ihn umrauschenden Flut nicht zu widerstehen. Der tägliche Umgang mit dem herrlichen Mann, das uneingeschränkte Vertrauen, das er ihr schenkte, seine selbstlose Hingebung, die tausend großen und kleinen Aufmerksamkeiten, seine rührende Liebe zu den Kindern und endlich der Glanz seines Geistes mußte ihn allmählich der Frau v. Stein ganz und gar zu eigen machen, und es bedurfte nur erregter

Momente, um ihm zu verraten, daß das, was Frau v. Stein für ihn fühle, mehr als Freundschaft sei. Solche Momente kamen im Jahre 1780, und freudvoll vertraut er den Bäumen (die er z. T. selbst um sein neu erworbenes Gartenhaus, aus dem der Herzog ihm zu Liebe seinen Sekretär Bertuch vertrieben, gepflanzt hatte), sein Glück," wie folgt:

„Sag' ich's Euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt?

Ach, Ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt . . .

Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag."

Zur besseren Beleuchtung der Innigkeit des Liebesbundes wollen wir hier noch eine Strophe des Gedichtes „Der Becher" hersetzen, das, einer Randbemerkung zu einem Briefe Goethes an Frau v. Stein nach, auch in diese Zeit fällt. Ein dazu gehöriges Oktavblättchen, das ein Citat dieses Gedichtes bringt, trägt das Datum: „den 22. Sept. 81. G." Das in des griechischen daseinsfrohen Lyrikers Anakreon Weise abgefaßte Gedicht illustrirt die sinnige Idee, daß Amor einem weinseligen Zecher für seinen wohlgeschnitzten Lieblingsbecher, aus dem er mit Behagen und Gier den süßen Trank schlürft, etwas Anderes bietet mit folgenden Worten:

„Freund, ich kenn' ein schöneres Gefäße,
Wert, die ganze Seele drein zu senken;
Was gelobst Du, wenn ich Dir es gönne,
Es mit anderm Nektar Dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten,
Da er, Lida*), Dich mit sanfter Neigung
Mir, dem bange Sehnenden, geeignet!

Wenn ich Deinen lieben Leib umfasse
Und von Deinen einzig treuen Lippen
Lang bewahrter Liebe Balsam koste,
Selig sprech' ich dann zu meinem Geiste:

„Nein, ein solch Gefäß hat außer Amorn
Nie ein Gott gebildet und besessen!
Solche Formen treibet ein Vulkanus
Mit den sinnbegabten feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyaeus

---

*) Lida ist Pseudonym für Lotte.

Durch die ältsten, klügsten seiner Frauen
Ausgesuchte Trauben keltern lassen,
Selbst geheimnißvoller Gärung vorstehn:
Solchen Trank verschafft ihm keine Sorgfalt."

Wir dächten, dieses Gedicht bedarf keines Kommentars. Das Glück seiner endlichen Erhörung atmen aber auch die Worte, die er der Geliebten im Frühjahr 1781 in einem Briefe stammelt:

„Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein. Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu! Ich kann nicht mehr „Sie" schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht „Du" sagen konnte."

Eine Reihe glühender Gedichte, worin er die Geliebte, wie wir in dem obigen: „Der Becher" gesehen, Lida nennt, legen beredte Zeugniß von der Innigkeit dieses Verhältnisses ab, nicht minder seine Worte, deren Inhalt sich zur verehrungsvollsten, fast inbrünstigen Andachtspoesie steigert, wie z. B. die folgenden Ergüsse:

„Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln, so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld teilhaftig zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk und mache mich recht gut," — und:

„Deine Liebe ist mir, wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf. Ja, wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend, über unserem Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen."

Die geliebte Frau wird ihm nicht nur zur notwendigen Beichtigerin, der er vertrauensvoll und trostbedürftig sein Innerstes anvertraut, sie wird ihm begeisternde Muse, ja zur Gottheit der Wahrheit und Reinheit, mit der seine höchsten Ideale von Schönheit und Poesie zur vollendetsten Harmonie zusammenfließen. Kein Gedicht zeigt dies treuer, wie das scheinbar religiöse Humanitätsepos: „Die Geheimnisse", dessen formenglatte Einleitungsstanzen später als „Zueignung" an die Spitze seiner Werke gestellt wurden. Schreibt er doch selbst am 11. August 1784 darüber an Frau von Stein:

„Du wirst Dir daraus nehmen, was für Dich ist. Es war mir gar angenehm, Dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich Dich habe," und 12 Tage später:

„Ich liebe das Gedicht deshalb so sehr, weil ich unter tausend Formen

darin von Dir, von meiner Liebe zu Dir sprechen kann, ohne daß es Jemand außer Dir versteht."

In der Tat strahlt uns aus der „Zueignung" wie eine begeisternde Muse, wie eine Göttin oder Madonna das Bild der Geliebten entgegen, wie sie Kaulbach als verklärte Lichtgestalt hingezaubert und wie sie Goethen „Frieden, Klarheit und der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" verleiht.

Die erhabensten Schöpfungen Goethes, wie sein Tasso und seine Iphigenie, sind ganz von dem Geiste dieser hoheitsvollen Frau durchtränkt. Aber er machte sie auch zur Genossin all seiner Studien, mochte er nun Spinozas Ethik, die er seinem Prometheus einhauchte, oder Buffons Epochen der Natur zu ergründen suchen, — ihr demonstrirte er seine Kegelschnitte und mikroskopischen Präparate, mit ihr drang er in den Knochenbau und in die Geheimnisse des Pflanzenlebens ein, verfolgte er die Gestirne auf ihren Bahnen, zerlegte er die Erdkruste und entblättert ihr die Geistesentwickelung alter und neuer Völker. Täglich verkehrt er persönlich und brieflich mit ihr, wird der zweite Vater ihrer Kinder und speciell der Erzieher ihres Sohnes Fritz.

So bekam er nach Bielschowsky den Vorgeschmack des edelsten ehelichen Glücks, daß er eine Trennung von der geliebten Frau für undenkbar hielt und bitterlich weint, wenn er an die Möglichkeit eines Verlustes denkt. —

Zum richtigen Verständniß dieser „Seelenehe", wie sie Bielschowsky nennt, und deren Reinheit geschäftiger Klatsch, wenn er Anhaltepunkte dazu gefunden hätte, sicherlich angetastet hätte, sei hier das Urteil Schillers angefügt, das er, als er während Goethes Abwesenheit in Italien nach Weimar kam, unter dem Eindruck des damaligen Geredes und nach eigner Anschauung fällte.

Er nennt Charlotte v. Stein die beste unter den Frauen Weimars, „eine wahrhaftig eigene, interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, (anders urteilten 1775 die Grafen Stolberg), aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über 1000 Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll."

Und doch so sehr er wie der von Schiller in der bekannten Ballade besungene Polykrates die Götter beschwört und den von ihnen empfangenen Ring in's Wasser werfen will, auf die Dauer war das Verhältniß unhaltbar, war der Bruch unvermeidlich. Eine so jugendlich sinnliche und kraftstrotzende Natur, wie die Goethes, konnte eine solche Geistesehe nicht vollauf befriedigen und ausfüllen. Erkannte das doch schon auch Frau von

Stein und sprach es aus, daß in Goethe zwei Seelen wohnten, eine geistige und sinnliche, und doch scheint der Dichter dem geliebten Wesen bis zu seiner Reise nach Italien ganz und ungeteilt angehört zu haben. Wenigstens läßt sich ein treuloses Abirren zu einem anderen weiblichen Geschöpfe, etwa zu der pikanten Erscheinung der hochbegabten Schauspielerin Corona Schröter, von der ja Goethe schon als Leipziger Student entzückt war und die ihre Berufung an die Weimarer Hofbühne nur seiner Empfehlung zu danken hatte, nicht erweisen. Vielmehr ist es nach den neuesten Veröffentlichungen des Goethe-Archivs über allen Zweifel klar, daß diese Künstlerin in einem sehr innigen Liebesverhältniß zu dem Baron v. Einsiedel stand. Ich selbst habe 1891 die darauf bezüglichen Briefe an Ort und Stelle gelesen, und es ist nicht anzunehmen, daß diese immerhin edel veranlagte Seele ihre Gefühle an mehrere verteilt habe.

Wollte man aus den ersten tollen Jahren, die Goethe unter Hetzjagden, Maskenscherzen, Eisfahrten und Liebeln (— sie nannten es zu Weimar „miseln" —) mit dem noch jugendlich ausgelassenen Herzog verbrachte, den Schluß ziehen, als ob der Dichter seine Stellung als Minister und Vertrauter Karl Augusts nicht würdig ausgefüllt hätte, so würde man ihm schwer Unrecht tun. Er ging keiner, ihm z. T. fernliegenden und unbequemen Verpflichtung, wie Rekrutenaushebungen, Armenpflege, Straßenverbesserung u. dergl. aus dem Wege.

Freilich packen ihn oft der Unmut und die Ungeduld, wenn geschäftliche Anforderungen ihn in seinen poetischen Träumen störten und prosaisch unterbrachen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er diese ihm zugemutete Doppelnatur des Poeten und Staatsmanns wenigstens in der Dichtung trennte, daß er daraus seinen ideal schwärmenden Tasso und praktischen Weltmann Antonio schuf, die anfangs in einem unversöhnlichen Widerstreit auf einander prallen. Ja, mitunter überkam es ihn mit unwiderstehlicher Macht, diesem aufreibenden und ihn seinem wahren Beruf als Dichter entfremdenden Hofleben gewaltsam zu entrinnen und sich an den Busen der reinen unverfälschten Natur zu flüchten. So trat er mitten im Winter zwei Reisen in den Harz und in die Schweiz an, genügte dem Drange, all die teuren Menschen, die sein Herz geliebt und noch liebte, und die durch sie geweihten Erinnerungsstätten zu besuchen, die lieben Seinen in der Heimat, die früheren Geliebten, über deren Schicksal er sich beruhigen wollte, wie Friederike und Lili, und kehrte dann einigermaßen beruhigt, aber nur, um sich desto einsamer zu fühlen, in sein Weimar zurück. „Einsam wird es dem Menschen zu Mute," — so dachte er damals, — „der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will."

Das treue Weib, das er so sehr liebte, durfte und konnte ihm ja vor der Welt nicht angehören. Durch eine Verordnung, die er selbst im Interesse größerer Sparsamkeit im Hofleben gemacht, wonach ferner die

Kavaliere von der herzoglichen Tafel ausgeschlossen waren, demnach der Oberstallmeister v. Stein wieder mehr in den Schoß seiner Familie zurückkehrte, hatte er sich selbst den trauten Verkehr mit der geliebten Frau eingeschränkt. Den Geschmack an tollen und ausgelassenen Lustbarkeiten hatte er mit den reiferen und ernsteren Jahren verloren und den platten Späßen, die er so drastisch in seinem „Auerbachs Keller“ schildert, schaut er wie Faust mit souveräner Verachtung zu. Er wird auffallend schweigsam und in sich gekehrt. In dieser Zeit entstand sein wehmütig resignirtes Lied: „An den Mond“, das auch ein äußeres trauriges Ereigniß in Weimar zur Reife gezeitigt haben soll. Eines Tages fand man die Leiche eines Frl. v. Laßberg, die sich aus unglücklicher Liebe in der Ilm (Jan. 1778) ertränkt hatte, und in ihrer Tasche „Werthers Leiden“. Dieser Vorfall erschütterte Goethes Gemüt auf's Tiefste. Alles, was sein damals unverstandenes Innere bewegte, wehmütig süße Rückerinnerung genossener Lust, herben Schmerz gegenwärtiger Vereinsamung, das alles hauchte er in unnachahmlich melodischem und weichem Rhythmus in dieses Lied.

(Schluß folgt.)





Meine zoologischen Freundschaften.

Plauderei.

Von

Anna Behnisch-Kappstein.

— Berlin. —

Auf zweierlei Art pflegt der arbeitende Mensch seine Erholung zu suchen, — in der Zerstreuung und in der Sammlung. Das Temperament wird die Wahl entscheiden. Zerstreuung findet man bei den Menschen, Sammlung in Natur und Kunst. Für viele Stimmungen sehnt man sich aber nach einer Mischung von Einsamkeit und Anregung, von Ernst und Frohsinn, nach jenem gesunden Humor, der mit einem Auge weint und mit dem anderen lacht. Bei den Menschen ist er selten, zumal bei den Großstädtern; denn sie sind im Durchschnitt alle überhastet, überlastet, sensationsbedürftig. Auch die Natur, soweit man damit den Eindruck einer menschlichen Eigenart meint, besitzt ihn nicht; Natureindrücke schwingen fast immer auf dem Unterton einer leisen Melancholie. Wo ich ihn aber finde — unvermittelter als in der Kunst, — das ist in der Tierwelt. Darum liebe ich unseren „Zoo". Nicht die Lästerallee und die Plätze um die Musikpavillons, überhaupt nicht die lauten Nachmittagsstunden. Aber dem frühen Morgen, dem verträumten Mittag und dem geheimnißvollen Abend hab' ich im Sommer wie im Winter immer neue Reize abgelauscht. Ein Naturidyll im Weltstadtlärm, breitet sich der Zoologische Garten mit seinen alten Bäumen, seinen stillen Weihern und lauschigen Plätzchen an dem eleganten Kurfürstendamm, und in diesem abgeschlossenen Frieden trifft man auf unzählige einzelne Idyllen des Tierlebens und drollige Episoden, über denen man alle verfolgenden Arbeitsgedanken vergißt. Das ist Ursprünglichkeit —' und darum Erholung von aller Verbildung der Kultur. Lieben und Hassen, Suchen und Meiden — alle Eigenschaften des Menschen finden wir bei den Tieren in der Anlage vor. Der Optimist

wird daran erkennen, „wie herrlich weit wir es gebracht haben" in der Verfeinerung und Veredelung der Naturtriebe; der Pessimist wird als erquickende Echtheit genießen, was bei den Menschen durch die übertünchende Verlogenheit nur noch unedler gemacht wird, und in seinem Urteil werden die heiligen Affen von Benares, mit denen der ungalante Schopenhauer das weibliche Geschlecht verglichen hat, auch heute trotz der klingenden Worte der Frauenbewegung vielleicht besser fortkommen als — — Aber gewöhnen wir uns die Kulturerrungenschaft der Höflichkeit auch bei den Tieren nicht ab . . .

Natürlich muß man ein regelmäßiger Gast des Gartens sein, um mit seinen Bewohnern auf vertrauten Fuß — gegebenen Falls auf vertraute Flosse — zu gelangen.

Da steckt im alten Bärenzwinger eine Vierfüßlergruppe, vor der man selten Besucher antrifft, weil Alles zu den königlichen Tieren des großen Raubtierhauses eilt. Es sind drei malayische Halsbandbären von der Größe mittlerer Hunde und von unwiderstehlicher Komik — allerdings nur für den, der nicht mit leeren Händen kommt. Wer sich jedoch mit den Knochen seines Sonntagsbratens, Gänsebraten ist bei den exotischen Herrschaften am beliebtesten, einfindet, kann zum Zeugen der ungenirtesten Familienscenen werden. Denn erst mit dem Duft knuspriger Fleischreste kommt Leben in die Bude. Aus den dunklen Tiefen der strohgepolsterten Höhle im Hintergrunde reckt sich ein viereckiger brauner Kopf mit einem gelbgrauen Gassenjungengesicht und dem charakteristischen hellen Halsbandstreifen unterm Kinn. — „Silberstein", der bedächtigste der drei Genossen, wittert gute Dinge. Schon aber wird vorn über den Gitterstäben des Käfigs eine schwielige glatte Fußsohle mit Ritzen und Narben und ansehnlichen Krallen sichtbar, ein zottiges Bein folgt, und von der eisernen durchbrochenen Bedachung ihres Asyls turnt „Peter", der gewissenloseste der Verbrecherbande, blitzgeschwind herab, erhebt ein entsetzliches Gebrüll, faucht den erschrockenen Kameraden an, daß der fünf Schritt zurückweicht, und faßt unter erbärmlichen Jammertönen aufrecht auf den Hinterbeinen stehend vor dem menschlichen Besuch Posto. Mittlerweile ist die, wie der Wärter behauptet, tadellos „fromme" „Mumie" herangeschlichen, und der Bruderzwist ist fertig. Wir verteilen mit möglichster Gerechtigkeit unsere Schätze, Peter balancirt wie ein Fiedelmann den leckeren Brustknochen der Gans zwischen den Vordertatzen. Doch sowie einer der Anderen die erste magere Rippe erwischt, geht Peter zum Angriff über. Alle drei brüllen, heulen, quieken mit vereinten Kräften, sodaß die Beamten ängstlich zusammenlaufen; blauer Dampf geht aus den fletschenden Rachen, eine regelrechte Boxerei entsteht, bei der die sanfte Mumie gewöhnlich in's Wasserbassin plumpst. Dann ist Peter zufrieden, und mit gefüllten Tatzen und gefüllterem Rachen klettert er, immer noch jämmerlich mievsend, auf seinen Lieblingsplatz in der Höhe zurück. Silberstein, der von den Dreien das kläglichste Gesicht zu machen und mit seinen trüben Augen

und tapsigen Bewegungen den Menschen vorzuspiegeln versteht, er sei blind, hat inzwischen sehr scharfsichtig alle abgefallenen Leckerbissen in seine Höhle zusammengetragen und giebt sich jetzt völlig uninteressirt. Mumie ist pudelnaß wieder zum Vorschein gekommen, schüttelt sich, daß es stäubt wie bei einer Fontäne und erhält als Schmerzensgeld noch eine Hand voll Wallnüsse. Die knackt er mit den Zähnen auf, legt sich der Länge nach auf den Rücken und sortirt in aller Behaglichkeit auf seinem wohlgemästeten graugelben Bäuchlein Schalen und Kerne mit geschickten — man kann beinahe sagen — Fingern. Als wir Miene machen uns zu verziehen, heben die entsetzlichen Töne noch einmal wie ein Danksalut an. Wenn wir aber das nächste Mal vorbeikommen und die schönen Namen, die uns der Wärter anvertraute, „Mumie, Peter und Silberstein" in den Käfig rufen, treten die drei schweren Jungen unverzüglich der Reihe nach an; es müßte denn sein, Peter habe sich vorher so frech betragen, daß sein Pfleger ihm mit der Eisenstange das Fell gegerbt — denn gelindere Mittel verfangen nicht — und ihn für eine Weile isolirt hat. Neuerdings ist dem Dreigespann gefährliche Konkurrenz erwachsen in drei ganz jungen, überaus drolligen Bärchen, die aus der Türkei hierher gestiftet wurden und die das Publikum mit plumper Grazie anzulocken wissen.

Die nächste Station wird beim Ziegen- und Schafhaus gemacht. Unser Freund Isidor wartet schon. Nicht nur ein aufgeregtes Meckern meldet sich; auch das steife Bocksbein wird zur Begrüßung freundschaftlich durchs Gitter gereicht, so hoch, daß es gelegentlich einem vorüberlaufenden Kinde einen Nasenstüber versetzt. Isidor mit seinem schönen kaffeebraunen Rock, seinen langen Baumelohren und dem unverkennbar semitischen Profil gilt für das gefräßigste Tier des Gartens. Erstens ist es beständig bereit, milde Gaben entgegenzunehmen und, wenn sie nicht schnell zu seiner Verfügung stehen, mit sehr energischen Püffen, die besagtes Bein an müßige Gaffer verteilt, sich in Erinnerung zu bringen, sodann huldigt er dem Grundsatz, daß man einem geschenkten Gaul nicht in's Maul sieht. Es ist ihm Alles gleichermaßen willkommen: Gemüseabfälle und steinharte Brotkrusten, Pfefferkuchen und Wurstpellen, Rosenblätter und Käserinden. Der Ziegenwärter jedoch versichert, er habe ihn schon Packpapier und Gummischuhe vertilgen sehen. Leider ist auch Isidor sehr unkollegialisch veranlagt und bearbeitet mit seinen langen Beinen durch's Gitter sogar die benachbarten Reviere, wenn sich dort die schwächeren Stammesgenossen zur Fütterung drängen. Glücklicherweise kann er die kleinen zarten Ziegenlämmer, die es nebenan zu allen Jahreszeiten giebt, nicht erreichen. Er selber lebt in Einzelhaft.

Im nachbarlichen kleinen Raubtierhaus befinden sich eine ganze Reihe schätzenswerter Persönlichkeiten. Meine erste Liebe gilt Hänschen, dem indischen Zwergotter, der eigentlich einen weiblichen Namen tragen müßte, denn die kleine Person ist in ihrem ganzen zierlichen und koketten Gebahren

so durchaus Fräulein, daß ich entgegen der naturgeschichtlichen Benamsung nur von einer „sie“ sprechen kann. Hänschen ist immer liebenswürdig, ob sie nun zur Sommerszeit draußen ihren luftigen Käfig neben dem Seelöwen bewohnt, oder während der kalten Monate im geheizten Raum neben den Hyänen und Schakalen kampirt. Man sollte dem niedlichen Tierchen angenehmere Hausgenossen wünschen. Jede Bewegung des feingegliederten, flinken Körpers ist graziös. Neugierig späht das kluge Augenpaar über dem entwickelten Schnurrbart dem Beschauer entgegen. Zu Fremden verhält sich Hänschen echt ladylike ziemlich reservirt; gute Bekannte begrüßt sie mit einem ganz feinen hellen Pfeifton; es klingt, als piepte irgendwo ein Kanarienvogel, Und dann schießt sie an's Gitter, setzt sich aufrecht mit unsagbarer Eleganz davor hin und streckt die beweglichen Händchen — man gestatte mir den charakteristischen Ausdruck — bittend durch das Drahtgeflecht, legt sie zusammen, als wollte sie sie falten, dreht und wendet das Köpfchen, und reicht man ihr einen Finger, so streichelt sie ihn mit ihren feuchten Schwimmhautpfötchen so lieb, daß man garnicht anders kann, als ihr eine Delikatesse zustecken. Sie hat einen gebildeten Geschmack; Biskuit und Cakes schätzt sie vor Allem, Weintrauben und süße Kirschen, auch schöne rote Braunschweiger Wurst verachtet sie nicht, wenn sie weich und locker ist. Dabei nimmt der kleine Vielfraß täglich 2 Pfund Fische zu sich. Und wie sie ihr Menu verzehrt! Immer den Fisch oder den Kuchen, den sie zuvor in's Wasser taucht, säuberlich zwischen den Händen, und dann knacks, knacks, beißt sie davon ab; kein Bröckchen fällt zu Boden, man könnte sie an eine table d'hôte setzen.

Ihr Stammverwandter, der Riesenotter, ist weniger manierlich. Im Sommer, wenn er auf dem Rasen an der Kette liegt, macht er sich durch sein markerschütterndes Geschrei allen Spaziergängern bemerklich; im Winter ist er zufriedener, denn da teilt er die Gesellschaft eines täppischen großen jungen Hundes, mit dem er herumtollen kann. Seine Tagesration beschränkt sich auf 6—7 Pfund Fische; wo er aber dem Spielgefährten einen Knochen abjagen kann, ist er zur Stelle. Er ist ein ungefüges und ungebärdiges Tier und reißt sich im Uebermut manchmal tiefe Fleischwunden an seinen Gitterstäben. Uebrigens bewohnt er im Winter zwei Gemächer, ein Speise- und ein Schlafzimmer, zwischen dem der Aufseher die Tür gesperrt hält: trotzdem gelingt es ihm oft, sich hindurchzumogeln und seine Fische heimlich im Bettstroh zu verbuddeln. Das setzt dann ein paar Stunden Isolirzelle. Sonst steht er zu seinem Wärter in gutem Verhältniß, läßt mit sich spielen und weiß auch das Publikum höchst rührend anzubetteln mit seinen unförmigen Patschen.

Den Ottern gegenüber hausen die Kanalarbeiter, die Dachse. Wer es noch nicht weiß, dem kündigen sie sich durch ihren schrillen seltsamen Hustenton an. Auch sie gehören zu den feindlichen Brüdern, und gewöhnlich triumphirt das Recht des Stärksten. Doch kennt man ihre Gewohnheiten erst, so

gelingt es auch dem von der Natur Zurückgesetzten, sich an den Liebesspenden zu beteiligen. Einer der Burschen versteht es nämlich meisterhaft, mit seinen langen haarigen Armen durch's Gitter hindurch die davor befindliche Wasserrinne von allen zufällig hineingeratenen Semmelkrumen und Fleischstücken zu säubern. Korrigirt man jenen Zufall ein wenig, so gewinnt der minder talentvolle Bruder inzwischen Zeit, sein Teil ungestört zu verspeisen; der andere aber wird zu noch raffinirteren Leistungen angespornt. An der Querstange in halber Höhe des Gitters kauert er sich demütig zu einem Häufchen Unglück zusammen und hält den hübschgeformten rosaroten Rachen mit den scharfen Nagezähnen weit geöffnet hin wie ein Kirchendiener den Klingelbeutel. Die Dachse gehören gleich den Halsbandbären zu den Schmerzenskindern ihrer Pfleger dank ihrer unheilbaren Zerstörungswut, der nichts heilig ist und die sich sogar an den außerhalb des Käfigs angebrachten blechernen Namensschildern vergreift.

Auch der kleine Nasenbär, der an der wärmsten Stelle des Hauses untergebracht ist, rechnet sich zu meinen guten Freunden, und vergesse ich ihn einmal, so bringt er sich durch Rumoren in Erinnerung, hängt sich am Gitter auf, steckt den Rüssel durch und beansprucht den ihm zugedachten Schinkenrest. Es ist aber garnicht so einfach, diesen in seinen winzigen Rachen zu befördern, der von dem langen Rüssel ganz verdeckt ist. Inzwischen werden schon die Füchse aufmerksam. Nun besagt zwar eine Tafel am Hause „Füttern und Necken verboten"; nachdem ich aber beobachtet habe, daß Meister Reineke sich noch immer einer kräftigen Gesundheit erfreut, darf ich Herrn Direktor Heck auch das Geständniß machen, daß ich ihm schon manches Mal zu bedeutenden Ersparnissen an seinem Aufwand für Futterkosten verholfen habe, indem ich dem gemütlichen Rotfuchs und den niedlichen Silberfüchsen die feistesten Wurstzipfel zusteckte. Der Wärter darf natürlich nicht zusehen.

Leid tun mir die Hasen und Kaninchen, die recht unglücklich in einem erneuerungsbedürftigen Hause unterhalb der einheimischen Raubvögel und zwischen den Mardern und Iltissen einquartiert sind. Sie sitzen immer so verschüchtert da, als empfänden sie mit feinem Instinkt die unheimliche Nähe ihrer Feinde.

Auch den Hunden gönnte man gern etwas mehr Spielraum für ihre Beweglichkeit.

Am besten haben's die Hirsche und Rehe auf den weiten Plätzen vor ihren geschmackvollen Häusern. Mit großen edlen Hunden, mit Löwen und Tigern und mit stolzen Pferden zusammen gehören sie zu den wenigen Tiergattungen, die in dem entweder an Kraft oder an Klugheit überlegenen Menschen nichts von humoristischen Gefühlen auslösen. Aber sie haben noch ein Besonderes. Hunde und Pferde werden uns zu Kameraden, die wilden Raubtiere flößen Furcht oder Bewunderung ein — die gefangenen zwar ebensosehr Mitleid! denn schon allein ästhetisch ist es eine Pein, die zur

Freiheit geborene herrliche Kraft und Würde in dieser kläglichen Abhängigkeit zu sehen, die sich bis zur Feigheit erniedrigt, wenn der Aufseher einmal mit einer Eisenstange droht. Vor dem Hirschpark wird uns die Poesie des Waldes lebendig. Wenn ich Hirsche oder Rehe in ihrer schlanken scheuen Anmut, mit den großen, stillen, ewig fragenden Augen erblicke, überkommt mich immer etwas wie Märchenstimmung. Keinen Augenblick würde ich mich wundern, wenn sich im Tannendunkel plötzlich so ein braunes Reh in eine verzauberte Prinzessin verwandelte. Eigentlich warte ich immer darauf; denn ich möchte gerne hinter das Geheimniß kommen, das hinter jenen wundervollen, armen, gehetzten Geschöpfen steckt, die den Menschen ruhelos fliehen und doch mit ihren guten Augen die Liebe des Menschen zu suchen scheinen. Sind die Elfen und Nymphen, die der Sage nach in der Wälder unerforschlichen Gründen wohnten, zu flüchtigen Rehen verwandelt worden, als menschlicher Vorwitz in den Frieden der Natur eindrang? Im Zoo freilich sind Rehe und Hirsche längst zu Haustieren geworden. Doch auch noch in ihrer Zutraulichkeit liegt etwas Rührendes, als litten sie unter der Grenze ihrer Stummheit, wenn sie von dem Fremden das Futter annehmen und ihm zum Dank mit der schmalen Zunge die Hand lecken. Ich ging einmal im Frühling in tiefer Dämmerung ganz einsam durch den Garten. Die meisten Tiere waren schon zur Ruhe, nur die Hunde bellten noch in der Ferne, aus den Flugkäfigen der Wasservögel drang ein verschlafenes Schreien, und zwei Hindinnen standen verträumt in ihrer Umfriedung. Leise rief ich sie an. Da kamen sie an's Gitter geschlüpft, bogen den stolzen Hals vor, rieben den weich bewachsenen Kopf an meinem Arm, und in den braunen, blanken, beredten Augen fing sich der letzte Schein des Abendlichts. Aber es gehörte die Stimmung dieser weichen, warmen Schattenstunde dazu, um die Sprache dieser Augen zu verstehen. Doch wenn ich je empfunden habe, daß das Tier eine Seele hat, eine große, gebundene, trauervolle Sehnsucht nach deren Erlösung, so war es nie unmittelbarer als in diesen Minuten. Das Bibelwort vom ängstlichen Harren der Kreatur ging mir ergreifend auf.

Aehnliche Stimmungen habe ich vor den Antilopen und Gazellen, besonders bei den Vögeln erlebt. Von meiner kleiner Freundin, der lieblichen tunesischen Gazelle mit den flotten Ringelhörnern, dem weißfleckigen, gelbbraun gezeichneten Fell und den klugen Augen hat mich leider neuerdings ein engmaschiges Gitter getrennt. Nun kann ich ihr nicht mehr die lustige Eigensinnsfalte über dem feuchten schwarzen Näschen wegkitzeln, die sich bildete, sowie die erwarteten Semmelkrumen nicht unverzüglich bereitgehalten wurden, und die munteren Sprünge der eleganten Beinchen lassen sich nur noch von Weitem bewundern.

Dafür komme ich beim Geflügelhause auf meine Rechnung. Mit einer Handvoll Erbsen locke ich die ganze Taubenschar an's Gitter, sodaß sie aus der Hand pickt. Das ist dann ein Flügelschwirren und Rauschen um mich

her wie bei Aschenbrödel, dem die Tauben die Linsen verlesen halfen. Am hübschesten ist es bei den ganz weißen. Ordentlich licht wird die Luft von den vielen schneeigen, weiten Schwingen. Auch der alte Wärter, der leider den Dienst quittirt hat, hatte seine helle Freude daran. Dieser kleine Mann mit dem langen graublonden Bart und dem merkwürdig runzeligen, allzeit freundlichen Rübezahlgesicht war ein Original. Man mußte ihn beobachten, wie er mit seinen Pfleglingen umging, — keine Mutter kann ihr Baby sorgsamer behüten und inniger lieben. Voll Zärtlichkeit glänzten seine Augen auf, wenn er nach seinen Kücken gefragt wurde. Gewissenhaft, als handle es sich um sein eigen Fleisch und Blut, berichtete er von ihrem Wachstum und Gedeihen. Auf jedes einzelne, das er der ungünstigen Witterung zum Trotz durchgebracht hate, schaute er mit gerührtem Vaterstolz. Wie er sie aber auch behandelte, wie er ihnen die sonnigsten Wohnplätze suchte, an kühlen Tagen die Zeit für ihre Spaziergänge abmaß und ihnen die Mahlzeiten mischte! Wie er mit der Hühnermama Unterhaltung machte und den Kleinen Vernunft predigte! Hatte eins über Nacht die Eierschalen durchpickt, so sah man ihm die Aufregung über das freudige Ereigniß schon von Weitem an. Die winzigen, hilflosen Wesen, die noch künstlicher Wärme bedürfen, packte er in ein Bettchen, das er ihnen aus der Wolle des Moschusochsen zurechtgemacht hatte. Ein äußerst reizvolles Bild ist es, wenn bei strengem Frost die Insassen des Tauben- und Hühnerhauses Mittags nur auf eine Stunde in die Sonne gelassen werden, wenn die Schiebetüren der einzelnen Gelasse sich der Reihe nach öffnen und das Völkchen entweder luftgierig, übereinanderpurzelnd herausstürmt und sofort ein erregtes Flattern, Picken und Krähen beginnt oder erst bedächtig einen Kundschafter ausschickt und dann ebenso gravitätisch wie nachlässig truppweise folgt.

Zu den Wasservögeln habe ich noch keine rechten Beziehungen gefunden. Einzig zu einem halben Dutzend Möwen stehe ich in einem gewissen — allerdings lediglich materiellen Verhältniß, und das Entgegenkommen ging entschieden von ihrer Seite aus. Ihr Terrainnachbar war nämlich ein allerliebstes Reh — das zu meiner Betrübniß gestorben ist —. Wenn ich dem Brot zuwarf, geschah es oft, daß ein Stückchen über die Grenze fiel, ohne daß ich darauf achtete. Erst als die verirrten Bissen ausblieben, wurde ich durch eigentümlich schrille Pfiffe aufmerksam. Die weißen und grauen Möwen, die sich nebenan in einer Ecke zusammendrängten, stießen sie aus, indem sie mich mit unverschämter Herausforderung ansahen. Als ich ihnen aber nun direkte Zuwendungen machte, traf ich auf soviel Unverträglichkeit, Ueberlistung und Gewalttätigkeit, daß ich näheren Umgang mit ihnen nicht eben für rühmlich erachten kann, und nur die beiden zerbissenen Stiefkinder der Familie, die stets den Kürzeren ziehen, bewegen mich noch manchmal zu neuer Mildtätigkeit.

Die großen Wassertiere besitzen eine gutartigere Natur. Die beiden Kegelrobben habe ich schon Minnedienst treiben sehen, zumal wenn vom

nahen Musikpavillon sentimentale Weisen erklangen. Die Robbentiere sind bekanntlich musikalisch veranlagt. Auch Jenny und Dicker, die Seehunde, leben im Einvernehmen, und Leo, der stattliche Seelöwe, hegt in Ermangelung eigener Familie für seinen Wärter die dankbarsten Gefühle, denen er Ausdruck verleiht, indem er ihm herzhaft die Flosse reicht und auf sein Kommando die Steintreppe zu ihm heraufwatschelt. Dieser Moment gehört zu den amüsantesten eines Zoobesuchs. Alle zwei Tage langen $2^1/_2$ Centner Fische aus Geestemünde im Garten an, von denen Leo allein 25 Pfund zu sich nimmt, während die Seehunde es auf je 14 pro Tag bringen. Der Seelöwe ist ein Langschläfer. Am grünen Sommermorgen, wenn es längst trillert in den Bäumen, liegt er am Rande seines Wasserbassins noch in guter Ruhe und schnarcht. Sowie sich menschliche Schritte seiner Behausung nähern, giebt er zum Zeichen höchster Ungnade ein brummig-winselndes Geheul von sich, bis die Tritte verklingen, legt sich auf die andere Seite und schläft weiter. Dann kommt ein Taubenschwarm und will ihn wecken. Ein poetischeres Bild läßt sich kaum denken. Erst setzen sich die schönen weißen Vögel auf die Gitterstange und gurren. Wenn ihnen die Beschaulichkeit zu langweilig wird, fliegen sie auf den Rand des Bassins und nippen unmittelbar neben dem alten Onkel Seelöwen von seinem Wasser. Er blinzelt mit den Augen und macht sie wieder zu. Immer näher wagen sich die Tauben, bis sie dicht neben seinem Kopf und Schwanz herumspazieren und seine nasse Haut streifen, sobald sie mit den Flügeln schlagen. Er rührt sich nicht. Endlich schwirren auch die Spatzen an, fangen ihr Koncert an, die Tauben lachen dazwischen, die schwarzröckigen Amseln pfeifen ihr hellstes Morgenlied. Onkel Leo läßt sich nicht eher stören, als bis der Wärter mit dem ersten Frühstück auf der Bildfläche erscheint.

An Regentagen unterhalte ich mich im Nagetierhause. Da sind vornehme Kreise versammelt und in einer Sonderabteilung des Hauses die allerhöchste Aristokratie; leider hat sich auch das Parvenutum eingeschlichen. Denn das Faultier, das sein ganzes Leben verschläft, und die protzigen und widerborstigen Igel sind keine ebenbürtige Gesellschaft für den interessanten Flughund und die zarten Zwergaffen, die wie exotische Blumen im Glashaus kultivirt werden. Die chokoladenbraunen Pincheäffchen mit dem bemerkenswerten weißen Kopfputz, die kaum die Größe einer jungen Katze erreichen, schauen höchst indignirt von ihren Baumästen auf das Treiben, und das wunderhübsche goldgelbe Löwenäffchen hat sich die plebejischen Manieren bereits angewöhnt. Denn sowie der gute alte Wärter ihm die verschiedenen Näpfchen voll Reis, Milch, Eigelb, Datteln und Aepfeln in's Gemach schiebt, ist es das Erste, daß das Kerlchen die Näpfe umkippt und den Inhalt verschüttet. Das wiederholt sich, so oft sie ihm auch erneuert werden.

Um so artiger benehmen sich die Eichkätzchen. Flink, zierlich und

empfänglich für Süßigkeiten sind sie alle; doch ich habe bevorzugte Günstlinge unter ihnen. Die beiden Extreme ihrer Rasse: die Zwerg- und die Rieseneichkatzen. Die ersteren sind wahre Wunderwerke der Natur an Feinheit und Lebendigkeit, kaum größer als eine gutgenährte Maus mit Zähnchen wie Stecknadelknöpfe, und dennoch beißen sie ganz kräftig zu, wenn man ihnen den Finger überläßt. Das rotbraune Rieseneichhorn mit dem gelben weichen Bauch, den spitzen Oehrchen und dem langen, dunklen Schwanz ist rücksichtsvoller. Es lebt mit zwei Brüdern in Freundschaft mit einem weißen Maki, der die Wohnung teilt. Der ist auch ein drolliger Geselle. Seine runden gelben Augen können abwechselnd unglaublich dumm und geradezu raffinirt blicken; also irgendwie spielt er Komödie. Friert ihn, so wärmt er sich zusammengekauert an dem dicken Pelz der Eichhörnchen und revanchirt sich, indem er an ihnen Wäscherdienste besorgt. Jene verkriechen sich mit Vorliebe im Heu und balgen sich damit herum wie Jungens mit ihren Kopfkissen.

Für die Affen habe ich nicht viel übrig, vielleicht weil sie am wenigsten naiv sind. Am meisten interessirt mich noch „Fräulein Dora", an der der Pfleger glänzende Erziehungsresultate zu verzeichnen hat. Allabendlich holt er den — ich glaube dreijährigen — Chimpansen in sein Privatkabinet, und dort producirt sich die junge Dame. Ein Kleidchen wird ihr angezogen, ein Strohhut aufgesetzt und ein Täschchen umgehängt; eine Kravatte tut sie sich selber um, und bittet dann den Nächststehenden mit beredten Bewegungen, den Knoten zu schlingen, dann trinkt sie aus einem Tassenkopf ihre Milch, benutzt dabei eine Serviette, drückt allen Besuchern verständnißvoll die Hand und spielt mit kleinen Menschenmädchen Ball und Haschen. Den Wärter liebt sie zärtlich, legt ihm die Arme um den Hals und streichelt ihm die Backen. An warmen Sonnentagen darf sie mit einem Gespielen in's Freie und schießt dann wie ein Wirbelwind in den Baumkronen herum.

Man wird mir zugeben, daß ich einen ausgedehnten Verkehrskreis, viele Verpflichtungen und keinen Mangel an Abwechselung habe. Ich bedaure nur, daß das Besuchsverhältniß ein einseitiges bleiben muß, da der Direktor seinen Schutzbefohlenen wahrscheinlich nicht gestatten dürfte, sich gelegentlich in meinem Salon zum jour fixe zusammenzufinden.

Eine Erfahrung indessen habe ich gemacht: mit meinen Tierfreundschaften bin ich besser gefahren als mit den Menschenfreundschaften. Uneigennützig mögen sie beide nicht sein, aber treuer sind die Tiere.





Ricarda Huch.

Von

August Friedrich Krause.

— Breslau. —

Wir wissen, daß die Romantik nicht tot ist; wenn sich auch das neunzehnte Jahrhundert „von denen, die seine Geburtshelfer und Taufpaten waren, undankbar und verkennend abgewandt hat“, so ist doch unleugbar ein Aufleben romantischer Ideen, ein Aufflammen romantischer Gefühle ringsum mitten in einer Zeit der Ernüchterung und Philisterei. Und wir nennen gern und mit Recht die neue Epoche der Geistesgeschichte in Dankbarkeit und Anerkennung: Neuromantik. „Spät erklingt, was früh erklang.“ Huldigend neigt das Jahrhundertende sich dem Jahrhundertanfang.

Um das Ewachen des romantischen Geistes in der modernen Zeit zu beweisen, brauchen wir nicht bloß daran zu erinnern, daß Märchendramen und Märchenopern auf der Bühne wieder ihr Glück machen, daß Neuauflagen der alten Romantiker ungewöhnliches Interesse entgegengebracht wird, daß die Litteraturkritik sich in interessanten Untersuchungen über Wesen und Wert der romantischen Epoche ergeht. Das sind schließlich nur äußerliche Symptome der großen Evolution, die sich langsam, aber sicher vollzieht und in der modernen Kunst Darstellung gewinnt. Kunst ist Widerspiegelung der Zeitseele, Kunstphänomene sind Zeitphänomene, und wir haben darum kein Recht, anzunehmen, daß der Aestheticismus der Stefan George und Hofmannstal, daß der Mysticismus Maeterlincks Nachempfindung ist. Handelte es sich nur um Einzelne, so könnte es vielleicht sein, aber das moderne Empfinden offenbart in der ganzen Kunst so sehr romantische Natur, daß wir gezwungen werden, zu glauben, romantische Ideen werden bewußt ergriffen, um bewußt weiter entwickelt zu werden, Ewigkeitszielen zu. Alte

Sehnsucht ist erwacht und lebt sich aus, und alte Worte werden wieder neu. Muten die Worte aus dem „Athenäum“: „Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß“, nicht an, als ständen sie im Zarathustra? Oder: „Jeder gute Mensch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch sein, sich bilden, sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten.“ Oder Schleiermachers und Friedrich Schlegels Worte über Liebe und Ehe: „Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das Kleinste mißbrauchen, denn die wird ihr zartes Gemüt verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingiebt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter werden zu können.“ „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen.“

Wenn sich eine romantische Dichterin unserer Tage, Ricarda Huch, kritisch darstellend mit der „Blütezeit“, mit der „Ausbreitung und dem Verfall der Romantik“ beschäftigt*), so geschieht es aber wohl kaum, um Parallelen aufzuzeigen zwischen Jahrhundertanfang und Jahrhundertende, sondern um auf dem Grunde sicherer Erkenntniß, gewonnen aus der liebevoll verstehenden Erforschung verwandter Vergangenheiten, weiterzubauen in die Zukunft empor. Nicht ein Lebendigmachen alter Ideen mag ihr am Herzen gelegen, vielmehr das Streben sie geleitet haben, sie zu sicherer Aneignung, zu weiterem Ausbau, zu tieferer Durchdringung ihrer Zeit darzubieten. Denn sie weiß die Wahrheit des Novalis'schen Wortes: „Fortschreitende, immer mehr sich vergrößernde Evolutionen sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuch erreichen, oder bei einem abermaligen. Vergänglich ist nichts, was die Geschichte einmal ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reicherer Gestalt erneut wieder hervor.“ Selbst Romantikerin steht sie doch schon auf höherer Warte, als ihre geistigen Ahnen und sieht in Weiten, die deren Blick noch verschleiert waren.

Es ist natürlich, wenn wir das Schaffen der Dichterin Ricarda Huch verstehen wollen, müssen wir ihre Weltanschauung, wie sie sich in ihren wissenschaftlichen Arbeiten dokumentirt, zu begreifen suchen. Klare Einblicke gewährt uns das Kapitel „Apollo und Dionysos“ ihres Buches über die „Blütezeit der Romantik“. „Kein Kampf,“ sagt Ricarda Huch, „ist im Innern der Tiere, wo der blinde Instinkt noch unangezweifelt herrscht; abgesehen von gewissen Haustieren, in denen unter dem Einflusse der Menschen die ersten Keime des Selbstbewußtseins sich entfalten mögen. Auch bei den

*) Ricarda Huch: „Blütezeit der Romantik.“ Zweite Auflage 1901. „Ausbreitung und Verfall der Romantik“ 1902. Verlag von H. Haessel in Leipzig.

kulturlosen Völkern kann die schwache Stimme der Einsicht noch nichts ausrichten gegen die ungebändigte Wildheit des Instinkts. Der reine Mensch des goldenen Zeitalters hat nie gelebt; eine optische Täuschung der menschlichen Phantasie versetzte ihn, wie den persönlichen, bewußten Gott, die beide am Ende der Geschichte stehen, an ihren Anfang. Allerdings lebten die Griechen, wie wenn uns ein Vorbild gesetzt sein sollte, nach dem wir strebend uns zu richten hätten; hier herrscht eine innere Uebereinstimmung, wie die zwischen Oedipus und Antigone; die kindliche Führerin schmiegt sich in vertraulichem Gehorsam an den blinden, weiseren Vater. Das Christentum war die erste Auflehnung gegen die Tyrannis des Triebes. Das Bersten der Erde und das Zerreißen des Vorhanges im Tempel waren die ersten Vorzeichen der beginnenden Seelenschlacht im Menschen." Unsere Zeit ist leicht geneigt, die Natur um ihre Sicherheit und Unschuld zu beneiden und zu bedauern, daß der kindliche Frohsinn, die Unbefangenheit, Kraft und Bestimmtheit wilder Völkerschaften durch die Berührung mit der Kultur in Angst und Unsicherheit verwandelt wird. Ricarda Huch aber meint, daß wir kein Recht hätten, den Urzustand als etwas Vorzüglicheres zu preisen, die Tiere könnten nicht lachen, und an den vollen, schweren, gesenkten Lippen, an einer beständigen, unwillkürlichen Schwermut des Auges erkenne man den Sklavenmenschen; auch die griechischen Götter- und Heldengestalten hätten bei aller ihrer Pracht eine stolze, verhaltene Schwermut in den Zügen. Die Fröhlichkeit des Naturmenschen sei keine andere als die des Kindes, die jeden Augenblick grundlos in die äußerste Trübseligkeit umschlagen könne; nur der künstlich durch Berauschungsmittel herbeigeführte Rausch gebe ihm Flügel, die der Geist ihm nicht geben könne. Nur Bewußtsein verleiht echte, dauernde Heiterkeit.

Die Seelenschlacht, deren Sieg es ist, dem Menschen das Bewußtsein zu geben, begann mit der Erkenntniß, daß er in seinem Innern einen Dämon berge, den er nicht kenne, eine blinde Seele, ein Unterbewußtsein, das mit ihm verwachsen ist wie mit einem Zwillingsleibe. Er wußte sich Eins und doch Zwei, was Einen wohl krank und wahnsinnig machen kann. Aber „durch die beständige, wenn auch feindselige Berührung mit dem Unterbewußtsein wuchs das Bewußtsein mächtig, dem Antäus gleich, dem aus der mütterlichen Erde die Kraft einströmt." „Auf einer inneren Zweiheit beruht die Möglichkeit des Selbstbewußtseins überhaupt. Je deutlicher sich jene ausprägt, desto schärfer kann auch dieses werden. Ricarda Huch nennt die Wesenshälften im Menschen, die sich analog den Hälften der Menschheit positiv und negativ, zu einander verhalten, männlich und weiblich und erblickt in dem Erkennen das weibliche Princip, wie denn auch Eva es war, die den verhängnißvollen Apfel der Erkenntniß pflückte. Aus dieser Ansicht resultirt ihre Stellung zur modernen Frauenfrage.

Als Vorkämpferin der geistigen Befreiung ihres Geschlechts fühlt sie sich ganz im Gegensatz zu Schiller, in dem sie, wie weiter unten noch dar-

getan werden soll, den Vertreter des männlichen Princips erblickt, der das Weib auf ein weises Schalten im häuslichen Kreise beschränken will. Sie macht sich Schleiermachers Gebot aus seinem „Katechismus der Vernunft für edle Frauen“ zu eigen: „Laß Dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre!“ Der Ansicht freilich, daß das erkennende Princip in der Frau sich darstelle, scheint, so giebt sie selbst zu, zu widersprechen, daß eine große Menge Frauen, sogar die Mehrzahl, eher das entgegengesetzte Princip vertreten. Diese vergegenwärtigen aber den Urtypus, in dem die Geschlechter noch unvermischt beieinander waren und den man nicht androgyn nennen könne, da er nicht männlich und weiblich ist, sondern weder das Eine noch das Andere, ein chaotisches Neutrum. Obgleich nun viele Frauen noch den Urtypus in seiner schwerfälligen mütterlichen Trägheit darstellen, so wird doch in neuerer Zeit die Differenzirung des Männlichen und Weiblichen immer schärfer, und es bildet sich der rein weibliche Typus heraus. Der Mann, das positive, tätige, schöpferische Princip, eilt voran, und die Frau folgt ihm nach, zwar langsam, aber sie vertritt das höhere, wenn auch ohne ihn ohnmächtige Princip. Für diese Anschauung findet Ricarda Huch in dem Ideenschatz der Romantiker reiche Bestätigung, und es ist nur natürlich, daß sie, die selbst auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft den Wettbewerb mit dem Manne aufgenommen hat, freudig Worte ausgräbt und vor uns hinstellt, die ihre Meinung bestätigen. Die Frau, sagt sie, ist die Potenzirung des Mannes, ist der romantisirte Mann, das heißt der bewußtwerdende, und findet diesen Sinn von Novalis bestätigt: „Die Holzkohle und der Diamant sind ein Stoff — und doch wie verschieden! Sollte es nicht mit Mann und Weib derselbe Fall sein? Wir sind Tonerde und die Frauen sind Weltaugen und Saphire, die ebenfalls aus Tonerde bestehen. Das Beiwesen des Mannes ist das Hauptwesen der Frau. Ungeheure Verstellungsgabe, Vererbungsgabe der Weiber überhaupt. Ihr feiner Bemerkungsgeist. Alle Weiber haben das, was Schlegel an der schönen Seele tadelt. Sie sind vollendeter als wir. Freier, aber gewöhnlich sind wir besser. Sie erkennen besser als wir, ihre Natur scheint unsere Kraft, unsere Natur ihre Kunst zu sein. Sie sind geborene Künstlerinnen.“ Nicht die Frau erkennt darum Ricarda Huch als Vertreterin des Unbewußten an, als die sie von den Männern gerne hingestellt werde; die weibliche Neugier, Eitelkeit, Gefallsucht, Frühreife, Schlauheit, Bosheit, Bewußtheit beweisen ihr, daß in dem weiblichen Princip die Erkenntnißstufe anzuerkennen ist.

Und dennoch, meint sie, stehe alles dies und das Goethesche Wort, daß das Ewig-Weibliche uns hinanziehe, nicht, oder doch nur scheinbar im Widerspruch mit dem Mythos, daß das Weib den Sündenfall veranlaßt habe. Die Erkenntniß verstrickte zwar nach der biblischen Darstellung das bisher verantwortungsfreie Geschöpf zunächst in Schuld, aber sie war zugleich auch der erste Aufgang zur Höhe, auf der der Geist frei von der

Natur und ihr gleich ist. Wie das männliche Princip durch das weibliche überwunden wird, so wird auch das weibliche durch das mannweibliche, die höchste Stufe der Menschlichkeit überwunden werden.

Es ist ganz in ihrem Sinne, wenn Friedrich Schlegel eifert: „Was ist häßlicher als überladene Weiblichkeit; was ist ekelhafter als übertriebene Männlichkeit?" oder wenn er verlangt, daß man den Charakter des Geschlechtes keineswegs noch mehr übertreiben solle, sondern vielmehr durch starke Gegengewichte zu mildern suchen müsse, und anführt, daß Plato und die Stoiker die Bestimmung des männlichen und weiblichen Geschlechts in der Unterordnung unter die höhere Menschlichkeit gesehen hätten.

Es bringt der Huch die Romantiker so nahe, weil sie einsahen, „daß die Erkenntniß, die die Einheit der Natur zerstörte, dennoch ihr Heil und das Mittel zu einer Wiedervereinigung auf höherer Stufe" ist. „Die meisten Romantiker waren weiblicher Art, Dämmerungsmenschen, aber sie strebten nach Harmonie. Selbst oft einseitig, ließen sie doch nie die Einheit und Ganzheit aus den Augen.

Sie kennt drei Stufen der Menschheit: „Der unbewußte Mensch wird sich seines instinktiven Lebens nur dadurch bewußt, daß er wirkt; in ungestörter Stille reifen seine Gefühle heran, bis sie auf einmal als Handlungen an's Licht treten. Dem bewußten Menschen, der seine Gefühle im Lichte zersetzt, fehlt leider oft die Formel, sie wieder ganz und lebendig zu machen, so daß man sagen kann: der unbewußte Mensch hat die Gefühle, aber kennt sie nicht, der bewußte Mensch kennt sie zwar, aber hat sie nicht, der harmonische Zukunftsmensch hat und kennt sie."

Die drei Stufen findet Ricarda Huch typisch dargestellt in Schiller, den Romantikern und Goethe. In dem ersteren erkennt sie die reine Männlichkeit verkörpert, die ihn zum Beherrscher der Form und zum Meister des Dramas machte. „Unvergleichlich verstand es Schiller, seinen Dramen einen Körper zu geben, aber die Kehrseite ist: auch die Menschen, die er schafft, sind nur Körper, die sich bewegen, handeln und gestikuliren, lachen und weinen; wir sehen ihre Seelen nicht, aus denen all dies wirbelnde Leben herausquillt, hören die Sphärenmusik nicht, die den großen Reigen des Weltalls innerlich begleitet." Das macht: er ist der unbewußte Mensch, dem sich alle Gefühle, die in der unbewußten Seele sich ansammeln, umsetzen in Tat, in Produktion. Ueberaus bezeichnend dafür ist, daß kein starkes Naturgefühl in seinen Werken überströmt, auch nicht im Tell, soviel darin auch von Bergen und Matten gesprochen wird. Die Natur kam überhaupt nicht zu einem bewußten, geistigen Leben in ihm; durch und durch männlich, wie er war, ging ihm die Empfänglichkeit ab, ihre Kraft anzusaugen und in sich aufzulösen, vielmehr ging jeder ihrer Reize bei ihm sogleich in Produktionstrieb über, der rastlos bildend und gestaltend den dürftigen Gehalt, der sich niemals ansammeln konnte, verbrauchte." Diese Festlegung des Schillerschen Wesens giebt der Huch Ge-

legenheit zur geistvollen Erklärung der Tatsache, daß der moderne Mensch sich immer mehr ihm entfremdet und keine Befriedigung findet an dem pantomimischen Schauspiel seiner Figuren. „Das Innere zu suchen bei jeder Erscheinung, das ist ja gerade das Eigentümliche des modernen Menschen, dessen immer heller werdendes Innenbewußtsein alles Aeußerliche im Geistigen zerlegt.“ In der Jugend, ja, wo wir selbst zum Bewußtsein unseres Innenlebens noch nicht erwacht sind, übt die starke Männlichkeit Schillers, die in seinem Schwunge und Pathos und in seiner Aktivität zum Ausdruck kommt, bedeutende Wirkungen aus; mit dem Augenblicke aber, in dem wir grübelnd uns in uns selbst zu versenken anfangen und danach die Seele aller Dinge zu erkennen suchen, beginnt unsere Loslösung von ihm und die Hinneigung zu Goethe. Darum auch wohl gelang Schiller nicht ein weiblicher Frauentypus; wie abstrakte Wesen wandeln seine Frauen und Mädchen durch seine Dramen. „Wie anders Goethe! dessen Faust, Werther, Meister, Egmont so stark mit weiblichen Elementen durchsetzte Charaktere sind; der ein Clärchen, eine Dorothea geschaffen hat, in denen süßester weiblicher Liebreiz sich mit männlicher Kraft zu einem so herrlichen Ganzen vereinigt. Der selbst mit unermeßlicher Empfänglichkeit jeden Anreiz des Lebens in sich auffog, sammelte und bildete, so daß man seine hervorbringende Kraft nur richtig schätzt, wenn man sie an der Masse mißt, die sie gestaltete, nicht wenn man sie mit Schiller vergleicht, der so ungleich weniger Stoff zu bewältigen hatte. Hier war ein vollendeter Mensch, der die Armut des einseitigen Geschlechts in sich selber ergänzte.“ Goethes Naivetät und Harmonie ist nur ihrer Erscheinung nach mit der Antike vergleichbar, „in ihrem Wesen war sie die wiedergewonnene, die zweite, in der zwei anfänglich widerstrebende Hälften zu einem befriedigten Ganzen verschmolzen sind. Darum war Goethe das Ideal der Romantiker, in ihm fanden sie die Androgyne, das Mannweib verkörpert, das die schönste und vollkommenste Form ist, in der der Mensch sich darstellen kann.

Man hat der Dichterin*) Ricarda Huch, der ich mich jetzt zuwenden möchte, nachgerühmt, daß sie einen Goethe'schen Zug in ihrem geistigen Antlitz trage. Sie ist ganz Romantikerin, wenn nichts in ihren Dichtungen diese Tatsache bewiese, so gewiß würde es erhärtet durch das tiefdringende Verständniß, das sie dieser Epoche der Geistesgeschichte entgegenbringt; aber ihr Mühen hebt sie über ihre Ahnen empor, sie ist bestrebt, das Weibliche in

*) Die dichterischen Werke Ricarda Huchs sind folgende: „Evoë“, dramatisches Spiel in fünf Aufzügen. „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“, Roman; beide erschienen bei Cotta in Stuttgart. „Der Mondreigen von Schlaraffis“, Erzählung; „Teufeleien“, Erzählungen; „Haduwig im Kreuzgang“, Erzählung; „Fra Celeste“, Erzählungen; „Gedichte“; alle bei H. Haessel in Leipzig erschienen. Bei Eugen Diederichs erschienen: „Aus der Triumphgasse“, Lebensskizzen. „Dornröschen“, ein Märchenspiel. Im Inselverlag zu Leipzig: „Vita somnium breve“, Roman. In der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart: „Von den Königen und der Krone“, Roman.

ihrer Natur, das Romantische in sich zu überwinden und Goethe nachzueifern, ein harmonischer Mensch, eine Androgyne zu werden, in der sich die Harmonie und Kraft des Unbewußten mit der Fülle, Tiefe und Vielseitigkeit des Bewußten vereinigt, die, weil sie weiß, nicht auf Handeln und Schaffen verzichten muß. Das prägt ihren Werken den goethe'schen Aehnlichkeitszug auf. Ich möchte damit — es sei, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich gesagt — sie selbstverständlich Goethe nicht gleich stellen; dazu fehlt ihr zu sehr die innere Geschlossenheit, die heitere, olympische Ruhe, die Universalität des Genies . . . das Streben ist es, das sie dem Großen verwandt macht, und das uns Alle ihm verwandt machen sollte. Es ist etwas Männliches, eine Kraft und Bestimmtheit in ihrem Wesen, das den Beginn der Ueberwindung des Weiblichen in ihr anzuzeigen scheint; noch freilich ist es nicht der beherrschende Zug in ihrer geistigen Physiognomie, der ihr charakteristischen Ausdruck verleiht, aber er ist da und wird sich verstärken, wenn sie auch nie die olympische Größe ihres Ideals erreichen wird.

Ricarda Huch bezeichnet als Charakteristikum des Weiblichen das Vermögen der Empfänglichkeit, den unersättlichen Durst, die Außenwelt in sich einzusaugen, zu einem Teil des Innenlebens zu machen. Und wahrlich, das ist ihr eigen. Mit offenen Augen nicht nur, auch mit offenem Herzen geht sie durch die Welt und bemächtigt sich Alles dessen, was in den Bereich ihrer Sinne und damit in den Bereich ihres Gefühls kommt. Ihr Durst ist unstillbar, und sie möchte den Kelch des Lebens nie von den Lippen setzen. An Conrad Ferdinand Meyers „Genug ist nicht genug!" anklingend, ruft der Prinz in ihrem Märchenspiel: „Dornröschen": „Ewig ist nicht genug!" und eines ihrer schönsten Gedichte ist „Unersättlich" überschrieben:

Ganz mit Frühling und Sonnenstrahl,
Klang und duftendem Blütengenuß
Mein verlangendes Herz einmal
Füll mir, seliger Ueberfluß!

Gieb mir ewiger Jugend Glanz,
Gieb mir ewigen Lebens Kraft,
Gieb im flüchtigen Stundentanz
Ewig wirkende Leidenschaft!

Aus dem Meere des Wissens laß'
Satt mich trinken im tiefen Zug!
Gieb von Liebe und gieb von Haß
Meiner Seele einmal genug!

Gieb, daß Tau der Erfüllung mir
In die Schale des Herzens fließt,
Bis sie, selber verschwendend, ihr
Ueberschäumendes Glück genießt.

Wie Dornröschen in ihrem Spiel fragt sie: „Warum ist die Welt so schön und so schnell vorbei das Leben?" Und sie kann und mag es nicht fassen:

„Nein, nein, nein, nein!
Kommen sollte ja ein Frühling,
Wo der Sturm auf dunkler Wolke
Durch die kahlen Wälder jubelt,
Und mich weckt' er nicht im Grabe?
Wo die Tulpe flammenaugig
Aus dem grünen Rasen lachte,
Und ich säh's nicht? Säh' es nicht!
Meine Augen wären Stein,
Lichtlos, schlaflos, immer offen
Starrten sie aus meinem Grabe!
Wenn ein Fuß hinüberhuschte,
Könnt' ich keine Wimper zucken?" (Aus: „Dornröschen".)

Alle Lebensfülle will sie „in sich fassen und die Blicke wandern lassen weit in Luft und Welt hinein"! (Jacobowski.) An dem Klange der Glocken, der die Luft überlade, will sie sich satt trinken . . . „denn nimmer hör' ich das tiefe Geläute, das mich geleitet zu der Gruft." Die Seele will sie in Frohsinn ertränken . . . „denn dort in den unterirdischen Hallen wird nicht das köstliche Lachen erschallen, wo Schweigen thront auf dem Herrscherſitz"! Und:

„Was blüht und duftet, das stellt in die Schale,
Des Flieders bläuliche Trauben brecht ab!
Der ganze Frühling mit einem Male,
Ein Riesenstrauß soll mein Aug' entzücken,
Denn nimmer werd' ich einst schauen und pflücken
Die Rosen auf meinem Grab!" („Lebensfülle".)

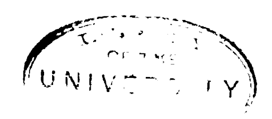
Als einziger Wunsch weiß sie, wenn drei Wünsche ihr frei gegeben würden:

„Gieb mir siebenhundert Jahr zu leben!
Willst Du mehr und dreimal mehr mir geben,
Sie zu füllen voll mit Tat und Lust,
Hab' ich Glücks genug in meiner Brust!" („Waldzauber".)

Und all ihr Streben ist, ihre „Menschlichkeit zu steigern, die ein Gott zu ärmlich schafft"! Darum möchte sie sich in die Fülle der Wissenschaft stürzen, und mit einem, einem unersättlichen Zug in sich schlürfen; aber sie weiß und klagt:

„Nichts vertan und nichts verschwendet,
Neigung, Arbeit, Zeit und Kraft!
Endlos ist die Wissenschaft
Und das Leben früh beendet!" („Peter der Große".)

Aus Aufzeichnungen ihrer Freundin, der Schriftstellerin Frau Dr. Hedwig Bleuler-Waser („Ueber Ricarda Huch" Frauenrundschau IV, 19 und 20) erfahren wir, „daß sie in kürzester Zeit sich auf die Matura vorbereitet und diese merkwürdig gut bestanden habe, obgleich sie nach Zürich nichts



mitgebracht als eine, allerdings durch eigene Lektüre erweiterte, aber doch lückenhaft-oberflächliche höhere Töchterschulbildung und einen ungeheuren Wissensdurst."

Diese volle, bewußte Lebensempfindung ist es wohl auch, daß sie so oft sich mit den dunklen Geheimnissen des Lebens, vor Allem mit dem Tode beschäftigt; es ist, als mühe sie sich ab, den Dunklen, Schauervollen, den Blüte und Frucht Vernichtenden in ein Glück zu verwandeln. Wenn ich von Gedichten wie „Todesahnung", „Jenseits", „Unsterblichkeit" absehe, sind es nicht weniger als acht Gedichte, die sich allein mit dem Tode beschäftigen, darunter zwei Cyklen, und sie sieht ihn in mancherlei Gestalt, als Engel, als Alten, als Sämann, als Schnitter, als Schenk, als Fischer, als Schiffer. Bange Ahnungen, schaudernde Gefühle steigen aus den Tiefen ihrer Unbewußtheit empor und umhüllen ihre weiße klare Stirn und den Blick ihrer Augen mit den dunklen Schleiern der Schwermut. Immer tiefer muß sie sich hineingraben in die dunklen verwirrenden Geheimnisse; aber sie verirrt sich nicht, weil ihr Lebensdrang sie immer wieder in's Leben zurückleitet; so findet sie zuletzt auch Lösungen, die Blicke sind in sonnenhelle Unsterblichkeit hinaus. Auf ihre bange Frage: „Warum gönnt die Zeit aus dem Strom des Lebens Menschen nur den einen, flücht'gen Zug?" findet sie die Antwort: „Euch vertilgt kein Tod, er ist kein Vernichter, nur verwandeln wird er Euern Leib . . . Was das Herz Euch brennt, wird nicht untergehn. Wandern sollt Ihr, wie Ihr jetzt getan, froh im Element, ewig ungetrennt in den grenzenlosen Ocean!" Es giebt keinen Tod! triumphirt die Lebensdurstige, die Unersättliche! „Was Euch Tod scheint, ist seine Reife für ein höheres Leben!" Dieses Wort Fichtes hat sich Ricarda Huch zu eigen gemacht und gewinnt damit die Herrschaft über das dunkelste Geheimniß des Lebens und findet damit „im eigenen Innern die Lösung aller Geheimnisse und den Quell aller Zukunft".

Was sangen doch Michael Unger, dem Helden ihres Romans: „Vita somnium breve" die Pappeln vor seines Vaters Haus, als er noch Kind war? „O Leben, o Schönheit, o Leben, o Schönheit!" rauschten sie mit vollem Klang, und sein „kindliches Herz sang die beiden Worte unersättlich mit, in stiller Verzückung, nach einer wilden Melodie". Lebensbrunst und Schönheitsbrunst sind die beiden Ideale, denen auch Ricarda Huch nachlebt. Der ewige Durst nach Leben und nach Schönheit, ihre Unersättlichkeit offenbart sich am stärksten in ihrem Naturgefühl. Die Natur erwacht in ihr zum Bewußtsein, und so erscheint sie selbst als ein Stück Natur. Hedwig Bleuler-Waser erzählt: „Als wir einmal in einem von ihr gedichteten Geburtstagsfestspielchen die vier Elemente vorstellten, Ricarda in einem langen, fließenden Gewande das Wasser, fanden wir Alle, daß sie wie geschaffen sei, dies Element zu verkörpern in seiner wellensanften Anmut, der geheimnißvollen Urkraft und Tiefe." Immer und

überall fühlte sie die Schönheit der Natur in sich: auf hohen Schweizerbergen, auf dem lieblich in Heiterkeit strahlenden Züricher See, in der norddeutschen Ebene, im Süden wie im Norden, und darum versteht sie die wilde, gewaltige, überreife Schönheit des amerikanischen Urwaldes ebenso groß und plastisch zu schildern, wie die tote Oede des steinernen Hochgebirges, wo kein Grashalm sich weich unter Füße breitet und nur die Adler schreien. Es ist deshalb auch gern zu glauben, daß es ein eigenartiger Genuß ist, mit ihr in der Natur zu sein, und ihre Großmutter soll das schon an ihr empfunden haben, als Ricarda noch ein Kind war .... „man habe gar nimmer gewußt, ob das Bächlein plaudere oder das Kind." Und sie weiß selbst davon zu reden, wie trostvoll es ist, die Natur zu verstehen, das heißt, in sich zu fühlen und aus ihrer Fülle sich zu bereichern. „Das Verständniß ihrer Sprache," sagt sie in den „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren", „wird mit uns geboren. Ja, sie ist die älteste und treueste und echteste Freundin des Menschen. Einer, an dessen Wiege sie nicht steht und dessen Jugend sie nicht behütet, auf dem liegt ein Fluch; seine Seele wird nie gelöst, sein Busen kann sich nie ganz eröffnen, er ist wie ein Keim, dem die Sonne fehlt." Aus ihrem Verhälthältniß zur Natur — im weiteren Sinne natürlich — erquillt ihr die großartige Fülle, die ihre Werke durchströmt. Man höre nur die Stelle aus „Vita somnium breve": „Grün waren die Höhen, an denen die Stadt der Jugend lag, und wenn der Frühling sie betrat mit Kränzen goldener Blumen, widerstrahlten der Himmel und der Spiegel des Sees, widerstrahlten die weißen Häuser und die Augen der Menschen. Dann blühten auf den Hügeln die Kirschbäume und die Apfelbäume, mit deren melodischen Häuptern des Windes silbersüße Stimme lispelte und koste, und von denen weiße Blätter auf die lauschenden Wanderer herunterwehten. Oder aber sie schimmerten unbeweglich in den dunkelblauen Himmel starrend von Licht und Glut, und unter heimlichem Schwellen von unvergänglicher Blüte träumend". Wenn sie sich aber der Natur ganz hingiebt, so geschieht es nicht, um in ihr aufzugehen und unterzugehen, sondern um sie zu beherrschen und über ihr zu stehen; sie bleibt sich immer ihres Selbst bewußt und bleibt sich auch ihres Einssein mit dem Unbewußten bewußt; konnte sie sonst Worte finden, wie sie in ihrem Gedicht: „Erinnerung" gefunden hat?

„Einmal vor manchem Jahre
War ich ein Baum am Bergesrand
Und meine Birkenhaare
Kämmte der Mond mit weißer Hand.

Hoch über'm Abgrund hing ich
Windebewegt auf schroffem Stein,
Tanzende Wolken fing ich
Mir als vergänglich Spielzeug ein.

Fühlte nichts im Gemüte
Weder von Wonne, noch von Leid,
Rauschte, verwelkte, blühte,
In meinem Schatten schlief die Zeit."

Nach dieser geschlossenen Ruhe und Sicherheit, die den Bäumen und Sträuchern, den Blättern und Blüten eigen ist, sehnt die von Gefühlen, die aus der Tiefe ihres Unbewußten steigen, Hin- und Hergeworfene sich wieder zurück . . . „wo von Erinnerung ganz befreit ich allen Erdenwechsel schaute mit Eurer frommen Sicherheit". Denn auch sie leidet an dem Dämon ihres Innern, von dem Tieck sagt: „O, daß der Mensch in seinem Busen einen unversöhnlichen Feind mit sich herumtragen muß, der ihn unablässig quält! Daß das heillose Drängen unserer Seele, das Streben gegen die Unmöglichkeit uns den Genuß unseres Daseins raubt und uns gegen uns selbst verderbliche Waffen in die Hand giebt!"

Ricarda Huch hat meisterhaft diesen Kampf gegen sich selbst in ihrem letzten Roman: „Von den Königen und der Krone" dargestellt, und es ist darum notwendig, auf dieses Werk, das als Dichtung keineswegs den Höhepunkt ihres Schaffens darstellt, näher einzugehen.

Lasko ist der Sohn des uralten Königsgeschlechtes eines Volkes in verlorenen Bergen am adriatischen Meere, das verkannt und verachtet unter den Genossen lebt, aber in der eigenen Brust treu gehütet das Königsbewußtsein bewahrt, wie es in einer Höhle tief versteckt und ihm selber nur bekannt, die uralte Krone birgt, an der Blut und Tränen kleben. In Lastavi, dem Vater und Lasko, dem Sohne ist das Unbewußte in das Bewußtsein heraufgebrochen, aus selbstsicheren, männlich handelnden, von ihrem Gefühl nicht irritirten Menschen sind sie zu haltlosen, hin und hergetriebenen Schwächlingen geworden, denen die Taten der Vorfahren nichts sind, die in die Weite sich sehnen und Glück suchen und Glück nicht finden. Wohl lebt in ihnen noch ein müdes Erinnern an die Zeit der Kraft, und als sie jung waren und ihr Instinkt noch nicht gebrochen war, da fühlten auch sie sich stark und fest; das ist wohl der Sinn, wenn Lasko als Knabe hoffte Seeräuber werden zu können und, über dem schwarzen, wogenden Meere liegend, sich ein wildes Seeräuberlied dichtete, das mit Blut und Schrecken gesättigt war. Aber die Zeiten waren vorüber, sein Instinkt gebrochen, er kann nur noch stolze Bilder ersinnen: „Er rang," so heißt es von ihm, „einsam, kalt von Schweiß, mit dem steinernen Tode des Gebirges, er lebte Kampf und Blut, Tage wie Trompetenstöße, die wüsten Höhen bebten von Triumphen. Aber zugleich wußte er, daß Alles, was er träumte, nichts als Schaum seiner Seele war, der hochfahrenden, unersättlichen, die keine Kraft hatte, sich den Purpur umzuhängen, nach dem sie dürstete, der das Höchste nicht genügte und die auch das Geringste nicht erringen konnte." Eine Natur aus Feuer und Wasser: heiß, lechzend und zerstörend wie die Flamme, spielend, wechselreich und verschwenderisch wie

das Meer, bald hold, bald unhold, bald mild, bald grausam. Ein durchaus romantischer Charakter. Das Mittelalter glaubte, das erwachende Unbewußte, den Dämon im Menschen, durch die Taufe, durch Beschwörungen austreiben zu können und nannte ihn Teufel. Lasko meinte, es wäre ein Aeffchen. Mit wunderbarer Plastik schildert die Dichterin das Erwachen des Unbewußten in ihm. Da die Stelle auch als prächtige Probe ihrer künstlerischen, bilderreichen Prosa, ihrer großartigen Naturschilderung gelten kann, will ich sie hier wiedergeben:

„Von Mexiko aus," erzählt Lasko, „unternahm ich mehrmals im Auftrage meines Vaters weite Reisen zu Wasser und zu Lande, ganz allein, und machte zuweilen zu meinem Vergnügen Abstecher in unbewohnte und unbekannte Gegenden. In einem Urwald Centralamerikas drang ich weiter vor als jemals ein Mensch zuvor, wenigstens schloß ich das daraus, daß die unsterblichen Bäume dermaßen von Schlingpflanzen umwachsen waren, daß ich mir nur einen Weg bahnen konnte, indem ich von Zeit zu Zeit das Lianendickicht anzündete und Löcher hinein brannte. Es war nicht zu befürchten, daß in den feuchten Gründen die kleinen Waldbrände sich weiter ausdehnten. Die Zweige der Bäume und die schwebenden Brücken der verschlungenen Gewächse waren voll von Papageien, Kakadus und Affen, die noch niemals einen Menschen gesehen hatten und schreiend, tanzend und mit den Flügeln schlagend auf mich zukamen. Von der Anstrengung des Vorwärtskommens in der Wildniß ermattet, legte ich mich an einer Stelle nieder, wo die Baumstämme etwas weiter von einander abstanden, und indem ich so über mich in die verknoteten Ranken sah, vermißte ich den Himmel, auf den nirgends ein Durchblick war. Nur die schlanken Sonnenstrahlen schossen, wie von einem jenseitigen geschliffenen Diamanten geworfen, hindurch auf die braungrünen, faulenden Stämme und hinunter auf das wuchernde Moos. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich meine Pistole nahm und mitten in das dicke Dach hineinschoß; und nun war es, wie wenn eine Knospe sich öffnet und zum ersten Mal die sonnige Luft in den dumpfen Kelch einströmt, oder wie wenn der Fels, vom Zauberstabe berührt, aufspringt und kühles Wasser daraus hervorrauscht. Nur ein kleines Stückchen Himmel war sichtbar geworden, aber die blaue Leuchtkraft war so stark, daß es schien, als hätte ich mitten hineingetroffen, und der Aether selbst strömte als ein goldenes, unkörperliches Blut aus der schmerzlosen Wunde. Augenblicklich stürzten sich mehrere Vögel in die funkelnde Strahlenkaskade, um zu baden, schrieen und fächelten mit den Flügeln, um die goldenen Tropfen aus dem Gefieder zu schütteln. Ein gelber Kakadu und ein rosenfarbiger schaukelten sich stumm in der reinen Bläue, die Papageien dagegen kreischten laut mit durchdringender Stimme und schienen von dem sprühenden Licht berauscht zu sein. Auf einem herabhängenden Zweige sitzend heulten einige Brüllaffen in grellen, mißlautenden Tönen, die bald wie Klagen, bald wie Wut weithin schallten und sich mit ähnlichen, gedämpft

aus der Ferne kommenden begegneten. Die Affen näherten sich der Lichtquelle nur vorsichtig; sie mochten sie für einen Wasserfall halten und fürchten, sich die Pfoten naß zu machen. Am keckſten war ein Löwenäffchen, das auf einer, aus einem Lianenzweig gebildeten Schaukel saß und sich so mit dieser bewegte, daß es bei einem Schwunge mit dem Köpfchen und der Spitze des Schwanzes eintauchte, worauf es zurückfuhr und sich nach der anderen Seite schwang. Während es dieses Spiel trieb, sah es mit seinen runden, pechschwarzen Augen auf mich herunter, und weil es fühlte, daß ich seinen Blick erwiderte, wurde es vollends aufmerksam und ließ mich nicht wieder los. Ich hatte die Empfindung, daß es mir etwas sagen wollte, und zugleich die größte Lust, die Arme nach ihm auszustrecken und es wie ein Kind an meine Brust zu nehmen; dann wieder gelüstete es mich, es zu necken und spitze Steine nach ihm zu werfen. Ich hatte nicht die mindeste Absicht, es zu töten, das mir so gut gefiel, trotzdem nahm ich meine Pistole, lud sie langsam noch einmal und schoß sie auf das Tierchen ab; ich weiß nicht, ob das vielstimmige Heulen und Kreischen um mich her mich verwirrte oder ob das gleichmäßige Schaukeln des neugierigen Affen mich betäubte, daß ich handelte, ohne zu wollen. Fast möchte ich glauben, daß das Löwenäffchen es so haben wollte und mir selbst den Gedanken eingab; denn nun geschah das Unerhörte, daß im Augenblick, wo das goldgelbe Körperchen unter erbärmlichen Zuckungen sterbend von der Schaukel herunterstürzte, seine Seele in mich hineinschlüpfte. Es war das Gefühl, wie wenn Einem eine Mücke oder Fliege in den Hals gerät, nur daß ich das lustige Ding nicht herunterschluckte, es auch nicht gekonnt hätte, sondern fortwährend, bald hier, bald da seine störende Gegenwart spürte, gerade als hätte es sich irgendwo in mir verkrochen, wo ich nicht hinlangen könnte. In meinem Schrecken forderte ich den Eindringling heftig auf, sich zu entfernen und hinzugehen, wohin er gehöre, worauf ein feines, quickendes Stimmchen aus mir heraus antwortete, anfänglich bittend, ich möchte es beherbergen, dann aber schimpfte es, sagte mir die unverschämtesten Grobheiten und erklärte, sich nicht von da vertreiben lassen zu wollen, wo es ihm nun einmal behaglich sei. Seitdem schleppe ich die trotzige Einquartierung mit mir herum und muß täglich viel Kraft und Geschick aufwenden, um das wilde Tier zu bändigen. Wenn ich einmal erlahme, fängt es an, sich wie toll zu gebärden und entschädigt sich für den Zwang, so daß die Leute sich über meine Abscheulichkeit entrüsten, während in Wirklichkeit nur der freche Löwenaffe seinen Unfug treibt."

Ricarda Huch freilich hat in sich das „Löwenäffchen" bereits überwunden oder gezähmt; dadurch ist viel Kraft in ihr frei geworden, die sie nicht mehr zu seiner Bändigung aufwenden muß. Wir brauchen uns nur ihre naiv-fröhlichen, in sich selbst sicheren Gestalten ansehen, die fast in schimmernder Göttlichkeit vor uns stehen, ruhevoll, erhaben und groß: Ezard und Galeide im „Ludolf Ursleu", ihre Frau Sälde im „Mondreigen von

Schlaraffis", ihre Trud in den „Teufeleien", den „Fra Celeste" in der gleichnamigen Erzählung, das Liebheidli im „Armen Heinrich", die Rose und Michael Unger in „Vita somnium breve" und die Maielies im Roman von den „Königen und der Krone". So individuell verschieden, so geistig anders begabt auch diese Menschen unter einander sind, das „Löwenäffchen", das Unbewußte ist in ihnen entweder noch nicht erwacht, oder die beiden Wesenshälften ihrer Natur, Mann und Weib, Tier und Engel, sind gleichmäßig entwickelt, daß sie harmonische Menschen sind. Welche Fülle, welche Kraft geht von ihnen aus, welche Schönheit umstrahlt sie!

So ist Ricarda Huch im eigentlichsten Sinne keine Romantikerin mehr. Wir haben uns gewöhnt, in den Romantikern Dämmerungsmenschen zu erblicken, denen das Licht weh tut, die, von der Dämmerung verzärtelt, vergessen, daß rüstiges Schaffen nur am Tage möglich ist. Zu ihnen gehört sie nicht. Sie liebt den Tag und sein Licht und ist sicher in ihm. Sie gleicht den Frühromantikern und unter diesen wohl am meisten Karoline Schlegel. Hedwig Bleuler-Waser sagt, es ginge eine Macht von ihr aus, der sich so leicht Niemand entziehe; nicht das Seelenfeuerwerk eines lebhaften Temperaments sei es, das die Menschen zwinge, sondern die sichere Erdwärme einer starken, in sich geschlossenen Natur. Sobald sie ein Zimmer betrete, möge es noch so unauffällig geschehen, fühle man ihre Gegenwart als angenehme Empfindung des Wohl- und Geborgenseins. Das spürten nicht nur Tiere und Kinder, sondern alle Menschen und die einfachen besonders stark; und zwar brauche sie sich nie herabzulassen, irgendwie zu verändern, sondern einfach aus dem Grund ihres Wesens heraus zu reden und zu handeln. „Eine so ganze Natur," heißt es gegen das Ende des Artikels, „giebt sich ganz in allen ihren Prägungen. Dem starken Urgrund ihres Unbewußten langsam entkeimend, unter der intensiven Belichtung, den gesammelten Strahlen eines hellen Geistes gereift, erscheinen ihre Werke als die naturbedingten Früchte dieser herrlichen Menschenpflanze."

Die Reife ihres Wesens giebt auch ihren Dichtungen die große Klarheit, Ruhe und Sicherheit, die wir an den Meisten rühmen dürfen; darum vereinigen sie die Vorzüge, die den Werken dionysischer Dichter eignen: Stimmung, Reichtum und Fülle, mit den Eigenschaften der Werke des apollinischen Dichters: der Formvollendung. Das gilt besonders von dreien ihrer Werke: den „Erinnerungen Ludolf Ursleu des Jüngeren", den „Lebensskizzen": „Aus der Triumphgasse", dem Roman: „Vita somnium breve". Es ist erstaunlich, mit welcher technischen Sicherheit ihr zweites Werk, eben die Erinnerungen Ludolf Ursleus, geschrieben sind, und es ist darum kaum verwunderlich, daß technisch die folgenden Werke kaum noch eine aufsteigende Richtung weisen. Was sonst bei Dichtern verdächtig ist, daß gleich beim ersten oder zweiten Male der große Wurf gelingt, ist bei ihr ein Zeichen der Sicherheit ihres ganzen Wesens. Ja, formal weisen ihre späteren Werke fast einen Rückschritt auf: die Fülle zwängt die Form

auseinander und nimmt den Dichtungen die Wucht; denn inhaltlich sind die beiden folgenden, großen Bücher: „Aus der Triumphgasse“ und „Vita somnium breve“ noch reicher, mannigfaltiger, differenzirter.

Ricarda Huch entfernt sich nicht vom Leben, obgleich es manchem Beobachter so scheinen möchte, weil ein bestimmtes, heimatliches Milieu und manchmal Züge der kleinen Wirklichkeit, das, was dem, der mitten darin steht, das Leben ausmacht, fehlt. Aber sie steht über dem Leben und sieht nur das Markante und Große, und steht auf hoher Warte und überschaut es mit einem Blick; nicht daß ihr die kleinen, die Einzelzüge entgingen, ihre scharfen Augen sehen auch sie; aber sie weiß Wesentliches und Unwesentliches wohl von einander zu scheiden . . . sie stilisirt das Leben, sie befreit es von den Schlinggewächsen zufälliger Erscheinungen und stellt nur die reine und edle, große Linie dar, die aufwärts führt. Weil sie sich so dem Leben überlegen fühlt, liegt über ihren Dichtungen eine so große, fast unheimliche Ruhe, die manchmal beinahe Gleichgiltigkeit zu sein scheint. Im einfachsten Stil trägt sie Grausamkeiten, bei denen wir uns eines Schauders nicht erwehren können, als Selbstverständlichkeiten vor. Das ist es, was ihrem reichsten und reifsten Buche, das bis jetzt den Höhepunkt ihres künstlerischen Schaffens ausmacht, den Lebensskizzen: „Aus der Triumphgasse“, Vornehmheit und Größe giebt. Gerade diese Unbekümmertheit ist das Zeichen ihrer großen Reife, und darum sind ihre Romandichtungen Weltanschauungsdichtungen großen Stils.





Ein Brief.

Von

E. Wenzig.

— Breslau. —

Das Dienstmädchen öffnete leise die Tür, ob sie die Friseurin fortschicken solle, sie hätte ihr schon gesagt, daß sich die gnädige Frau heute schwerlich die Haare von ihr waschen lassen würde, kaum acht Tage nach dem Tode des Herrn. Das Mädchen machte ein eingelernt weinerliches Gesicht. Inge nickte nur mit dem Kopf. Es war ihre Art, sich fremdem Willen zu fügen, selbst dem ihrer Untergebenen, aber es leuchtete ihr nicht ein, warum sie ihre schönen, langen Haare, die Bruno so geliebt hatte, jetzt auf einmal nicht mehr wie sonst pflegen solle. Sie war gewöhnt, eine Unsumme von Zeit darauf zu verwenden, und gerade jetzt brauchte sie so nötig etwas, um diese unerträglichen, am Boden hinschleichenden Stunden zu füllen. War das in Brunos Sinn, wenn sie sich die Augen durch Weinen verdarb und ihr Aeußeres vernachlässigte? Hatte er nicht ungezählte Male ihre langen, blonden Haarsträhne um seine schlanken Finger geschlungen und so viel Lust an ihren lachenden Aeußerlichkeiten gefunden?

Es mochte sein, daß Bruno das Lachen um des Kontrastes willen geliebt hatte, denn er selbst war ernst, viel zu ernst für seine kleine, oberflächliche Frau. Er hatte Inge oft sein Kindweibli genannt, und als sie in dem schweren, schleppenden Trauerkleide, von dem sich ihre zarte Hilflosigkeit seltsam abhob, mit den dicken Kindertränen unter den langen Wimpern an seinem offenen Grabe stand, waren auch die Anderen davon betroffen und hatten dem Toten um dieses Eindrucks willen seine Heirat beinahe verziehen. Da war die gutmütige Frau Roschach, Bruno Steffens einstige Wirtin, mit den breiten slavischen Backenknochen, dem spärlichen Haar und den wehleidig verzogenen Lippen.

Sie hätte er doch nicht genommen, warum sollte sie ihn der da nicht gönnen; jetzt hatten sie ja doch alle Beide das Nachsehen. Die ganz Fremden, Uneingeweihten, die des Baumeisters romanhafte Liebe nur vom Hörensagen kannten, richteten neugierige, aufdringliche Blicke auf die junge Frau. Inge war es, als ob sie unter diesen Blicken physische Schmerzen erlitte, sie fühlte sich gedemütigt, und eine Flut von Trotz bäumte sich in ihr auf. Ihn, der so still dort unten lag, hätte sie rütteln und anschreien mögen: „Hast Du mich dazu erhoben, daß diese hier mich hinabstoßen. Sag' Du's ihnen Allen, wie Du mich geliebt hast, daß ich Dein Glück war!" — — Ganz deutlich erinnert sie sich jetzt zu Hause dieses Augenblicks, sie sieht den winterlichen Friedhof mit den kahlen herabhängenden Ruten der Trauereschen, die weiße eintönige Schneedecke, aus der die einzelnen Grabsteine wie spitzige Schultern hoffnungsloser Menschen hervorragten, und dicht vor ihr dieser gähnende schwarze Schlund, in den der Sarg hinabgesenkt wurde. Aus jenen Erdschollen war das Grauen wie ein feuchter Dunst zu ihr aufgestiegen. Sie schüttelte sich vor Entsetzen bei dieser Berührung, und nichts auf der Welt hätte vermocht, sie zu bewegen, den Friedhof später wieder aufzusuchen, jenen schrecklichen Ort, wo die Einsamkeit wie ein tückischer Feind im Hinterhalt liegt, uns zu überfallen.

* * *

Bruno Steffens jüngerer Bruder, Heinz, war zu ihr gekommen und brachte einen Hauch von Frische in das Trauerhaus. Inge hatte seit vielen Tagen nur die gedämpften, schleichenden Schritte der Trauerbesucher und der Dienstboten vernommen, meist kauerte sie dann wie ein frierendes Vögelchen in der Sophaecke und ließ Alles geduldig über sich ergehen. Heinzens Gang aber war fest und elastisch, Inges Nerven tat das ordentlich wohl; am liebsten wäre sie ihm um den Hals gefallen und hätte ihn gebeten, bei ihr zu bleiben. Aber wer weiß, wie er sich zu ihr stellen würde! Sie war durch die Menschen so verschüchtert, daß sie ihm nur die Fingerspitzen reichte, ihre runde mollige Kinderhand aber sofort wieder fest an's Kleid preßte.

Und doch hätte sie ihm zurufen mögen: „Nimm mich mit, hier wohnt ja noch die Trauer in jedem Winkel und läßt mich nicht schlafen und nicht atmen, siehst Du's denn nicht, daß ich daran verderbe!"

Aber sie hütete sich wohl, ihm das Alles zu sagen; sogar ihr Gesichtchen, auf dem sonst so lebhaftes Mienenspiel zuckte, bekam unter dem Zwang etwas maskenhaft Steifes.

„Kommst Du, um mir zu helfen, seine Sachen zu ordnen? Ich fürchte mich, da hinein zu gehen," sie zeigte auf den Schreibtisch. „Du weißt, ich versteh' von all dem kein Wort." Heinz betrachtete sie mit Mißtrauen. Die Ehe seines Bruders mit der kleinen hübschen Grisette war ihm ein

Dorn im Auge gewesen, und es stand bei ihm fest, daß es Brunos Unglück bedeutete. Er hatte es ihm auch damals ziemlich schonungslos vorausgesagt, jetzt sprach jedoch nur die Logik der Tatsachen, und er achtete in ihr des Bruders Vermächtniß.

Er hätte es ganz in Ordnung gefunden, sie weinend und lamentirend, aufgelöst in Schmerz und dadurch unschön zu sehen, aber diese künstliche Ruhe, hinter der Inges sonniges Wesen gleichsam wie durch Gefängnißstäbe nach Freiheit schrie, übte einen eigenen Reiz auf ihn aus. Halb mechanisch öffnete er Brunos Schreibtisch, sein Auge verlor sich an diese wild übereinander geschichteten Papiere. Keine persönlichen Beziehungen, nur statische Berechnungen, Pläne und Zeichnungen, die ganze Bogenstöße einnahmen. Hier der scharf umrissene Entwurf der mächtigen Eriebrücke mit der gewaltigen Spannweite über der gähnenden Schlucht, tannenschlanke, elegante Strombrücken, die der Baumeister in großen Städten erbaut, daneben phantastische, nie zur Ausführung bestimmte Lieblingspläne von Brückenriesen, die Meeresarme zu überspannen schienen. Heinz hätte vor dem Geist des Toten in die Kniee sinken mögen. Und dieser Gewaltige unglücklich gemacht durch ein Weib; es konnte ja nicht wahr sein, was er sich da in der Ferne über den Bruder zusammengereimt hatte! Er packte Inge fast rauh am Handgelenk. „Komm, erzähl' mir von ihm, von Eurem Leben, ich war Euch ja so fern, wart Ihr glücklich? sag's!"

„Ich hab' all die Jahre gelacht, Heinz, und das muß doch das Glück gewesen sein, ein Leben ohne Lachen ist schrecklich," sie schlug beide Hände vor's Gesicht.

„Und er?"

„Ist das nicht genug, daß er mich lieb gehabt hat, meinst wohl, er hätte mich bilden sollen, so höllisch klug machen wie Einen von Euch? — Wären meine Lippen davon röter geworden und hätte ich besser küssen gelernt? Was siehst Du mich so an, Heinz, was hab' ich denn gesagt? Ich war seine Frau! Bist Du etwa einer von den Kopfhängern, die Bruno vor mir gewarnt?" Sie hob jetzt das Köpfchen mit den blitzenden Augen und dem hochgebuschten blonden Haar, im nächsten Augenblick aber hatte sie schon wieder den scheuen Kindausdruck unter den gesenkten Wimpern.

Heinz fragte nicht mehr. Er zürnte ihr auch nicht; nur verstehen hätte er gewollt.

* * *

Es war wie eine Antwort, die er nicht mehr erhofft, als er unter Brunos Papieren einen Brief mit der Aufschrift fand: „An meine kleine, liebe Inge, nach meinem Tode zu lesen."

„Das lies!" drängte er sie fast heftig.

* * *

Bruno schrieb:

„Ich sterbe nicht gern, Inge, aber seit Wochen weiß ich, daß ich von Dir fort muß. Du findest Alles geordnet, diesen Brief aber schreibe ich Dir, daß Du ihn als Deine beste Rechtfertigung vor Dir und vielleicht vor einem Anderen aufrichten kannst, wenn die Stunde kommt, wo Du selbst die kurze Einsamkeit nicht mehr erträgst und zu dem lachenden Leben, das Dir gehört, zurückkehrst. Es giebt eine letzte Einsamkeit der Seele, die Du nie kennen wirst und die mir mein Lebelang zu Häupten gestanden hat, auch wenn Du mich am heißesten küßtest. Inge, es gab nichts, was mir so weh wie diese Einsamkeit getan hat, und nichts, was ich zuletzt mehr als sie geliebt hätte.

Und doch hatte ich Stunden, wo ich heiß gewollt, daß Du sie verdrängen möchtest, denn ich hab' Dich lieb, Inge, und Deine süße Vogelstimme war all meine Hoffnung.

Es ist nicht Deine Schuld, wenn ich vergeblich gewartet, weil wir Menschen sind, Inge, und Menschen sich über das Meer nicht die Hand reichen können; aber sie belügen sich selbst und schlagen dünne Brücken, die mitten durchbrechen. Ueber solch lügnerischen Steg ist Dein kleiner Fuß nie gegangen.

Nur eine Schuld ist's, Inge: sich selbst untreu werden — und die hätte ich beinah begangen, als ich meine schlechteste Brücke bauen und Dich und mich in Eines fügen wollte.

Mit Deinem Lachen aber, das ich so inbrünstig liebe, lehrtest Du mich in unbewußter Kindweisheit den Wert unüberbrückter Einsamkeiten. Darum segne ich Dich, Inge, und niemand soll Dich anklagen und Dich schelten, wenn Du mich auch schnell vergißt und Dein Lachen über mich hinwegklingt, wenn ich längst bei meiner großen Einsamkeit bin."

Inge reichte Heinz den Brief, den sie unter Schluchzen gelesen. „Ich versteh' ihn nicht ganz, sag' Du, was er will."

Statt aller Antwort strich er weich über ihr tränenüberströmtes Gesicht.

„Komm mit, eh es dunkelt, wir wollen noch etwas von der Sonne erhaschen."





Illustrirte Bibliographie.

Moltke in seiner Häuslichkeit. Von Friedr. Aug. Dreßler. Mit 20 Illustrationen, darunter 3 Skizzen nach Moltke'schen Originalen und dem Faksimile eines Moltke-Briefes an seine Braut. Berlin, F. Fontane u. Co.

Es hat einen eigenen Reiz, berühmte Persönlichkeiten auch in ihrem alltäglichen Leben, in ihrer Häuslichkeit näher kennen zu lernen. Der Verfasser vorliegenden Buches hat während zweier Jahrzehnte fast täglich im Hause Moltkes verkehrt, hat ihm manche Stunde durch Musik verschönt und reichlich Gelegenheit gehabt, den Charakter und die Eigentümlichkeiten Moltkes genau zu beobachten. Sein anziehendes Büchlein führt den Leser in den



Ein Familienbild.

Ludwig von Moltke. Lisa von Moltke. Der Feldmarschall. Helmut von Moltke.

Aus: Moltke in seiner Häuslichkeit. Von Friedr. August Dreßler. Berlin, F. Fontane & Co.

intimsten Kreis der Familie ein und läßt ihn in Moltke das gütige Oberhaupt dieser Familie, sowie den feinsinnigen Kunst- und Naturfreund kennen lernen. Man muß die Einfachheit dieses hervorragenden Mannes in seinen persönlichen Verhältnissen, sein schlichtes Wesen und seine Güte gegen Untergebene bewundern. —

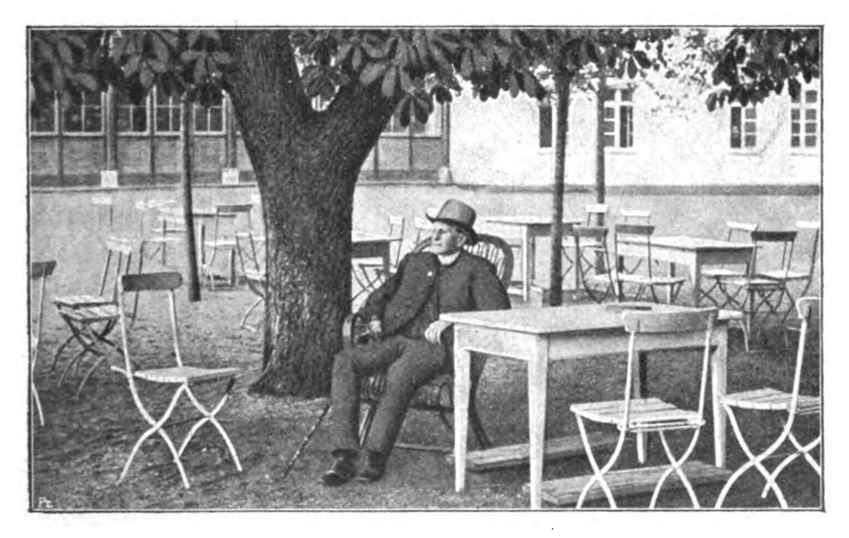
In einzelnen Kapiteln entwirft der Verfasser in ansprechender Weise Bilder, in denen Moltke in der verschiedenartigsten Weise hervortritt. Es werden speciell geschildert: „Die Familienmitglieder, die Wohnung, Moltke beim Whistspiel, die Musikabende, sowie die Beziehungen Moltkes zur Musik, Moltke in der Gesellschaft und auf Reisen, Weihnachten bei Moltke, Moltke und seine Kaiser, in Creisau, der 90. Geburtstag und die letzte Melodie." Die letztere, vom Verfasser komponirt, wurde von diesem gespielt, als Moltke aus dem Leben schied. Sie ist dem Buche beigefügt. — Vor Beginn der internen Schilderungen erzählt der Verfasser, wie er in Moltkes Haus gekommen und in nähere Beziehungen zu ihm ge-



Beduinenknabe. Zeichnung von H. v. Moltke.
Aus: Moltke in seiner Häuslichkeit. Von Friedr. Aug. Dreßler. Berlin, F. Fontane & Co.

treten ist. Im Jahre 1869 lernte er im Hause des jetzigen Intendanten des Hoftheaters zu Weimar, Herrn von Vignau, den Neffen und damaligen zweiten Adjutanten Moltkes, den Leutnant Henry von Burt kennen, der im Besitz einer schönen Baritonstimme bald darauf sich entschloß, beim Verfasser Gesangunterricht zu nehmen. Dadurch entstand die erste Anknüpfung mit dem Hause des Feldmarschalls, die zwei Jahre später zur persönlichen Vorstellung durch die verw. Frau von Burt, die Mutter des vorgenannten Leutnant von Burt führte. Der Feldmarschall war der drittälteste von acht Geschwistern — 6 Brüdern und zwei Schwestern — für die er Zeit seines Lebens eine zärtliche Liebe gehegt hat. Moltkes Ehe mit seiner Gattin Marie war eine überaus glückliche; der letzteren früher Tod hat ihn stark erschüttert. Doch trug er das Geschick mit wahrer Ergebung in den Willen Gottes. An ihre Stelle trat zur Führung des Haushaltes die bereits erwähnte Schwester Moltkes, die verw. Frau von Burt, die in unvergleichlicher Weise verstanden hat, ihren Bruder soweit als möglich über den Verlust der Gattin zu trösten und sein Haus 14 Jahre

hindurch zu einem höchst behaglichen Heim zu machen. Zu den regelmäßigen Hausgenossen der früheren Zeit gesellten sich zeitweise einer oder der andere der „vier Riesen", wie der Feldmarschall die Söhne seines verstorbenen Bruders Adolf zu nennen pflegte; es waren dies: Wilhelm von Moltke, der später den Grafentitel erbte und das Majorat Creisau übernahm, alsdann Helmut, Fritz und Ludwig von Moltke. Die ersteren beiden, sowie auch Fritz von Moltke waren außerordentlich musikalisch begabt. Ein Familienbild zeigt außer Moltke seine beiden Neffen Helmut und Ludwig, sowie die Gattin des ersteren, Frau Lisa, (s. Abbildg.) die nach dem plötzlichen Tode der Frau von Burt im Jahre 1883 die Führung des Hauswesens übernahm, während ihr Gatte Helmut an die Stelle des erkrankten und daher zurückgetretenen Adjutanten Henry von Burt trat. Moltke die Schwester zu ersetzen, war für Frau Lisa eine schwere Aufgabe, die sie aber mit inniger Hingabe löste. Ihr Gatte hatte sich besonderer Anerkennung und Hochachtung seitens des Feldmarschalls zu erfreuen, sodaß mit der Familie Helmut Moltkes wieder Sonnenschein in das Haus des Feldmarschalls eingezogen war. Außerordentlich schlicht ging es im Haushalt Moltkes her. Moltke war ein Frühaufsteher, der unmittelbar vor dem Verlassen des Schlafzimmers den



Moltke in Bad Cudowa.
Aus: Moltke in seiner Häuslichkeit. Von Friedr. Aug. Dreßler. Berlin, F. Fontane & Co.

Ueberrock anzog und während des Tages nicht wieder ablegte. Um 12 Uhr wurde ein sehr einfaches zweites Frühstück eingenommen und um 3 Uhr, später um 5 Uhr die Hauptmahlzeit. Ein Bedürfniß für Moltke war die tägliche Whistpartie, gewöhnlich bald nach 7 Uhr Abends. Den Stamm der Partie bildeten Familienmitglieder, außerdem wurden aber häufig Gäste hinzugezogen; in den letzten Lebensjahren stellten sich auch Kaiser Wilhelm II, sowie Erbprinz und Erbprinzessin von Meiningen bisweilen zum Whist ein. Gewöhnlich wurde Point 1/2 Pfennig gespielt und dieser Satz auch nicht erhöht, selbst wenn der Kaiser mitspielte. Moltke war kein hervorragender Whistspieler, da seine Gedanken während des Spiels vielfach bei seinen Arbeiten weilten. Jedenfalls verlor er nicht gern, und deshalb wurde es von den Familienmitgliedern nach Möglichkeit so eingerichtet, daß er zu seiner Zufriedenheit abschnitt. Unmittelbar nach dem Whistspiel, durchschnittlich nach 2 Stunden, begab sich der Feldmarschall in's Musikzimmer, um dort dem Spiel zu lauschen, für das er bei scharfem Gehör eine feine Empfänglichkeit besaß. Mit seinem klaren Verstande verlangte er auch von einem Musikstücke Klarheit und Knappheit. Die Melodie war ihm die Hauptsache. War eine Komposition gekünstelt, so daß er den Faden verlor, so mochte er sie nicht, ein Grund, weshalb er sich mit Brahms nicht recht befreunden konnte. Von den Nibe-

lungen Wagners ließ er sich höchstens einige Scenen aus der Walküre gefallen. Seine Lieblingskomponisten waren Mozart und Beethoven, daneben Bach, Haydn, Mendelssohn, Schubert und Schumann; auch gehörte er zu den dankbarsten Verehrern Lortzings. Eins der liebsten Musikstücke war dem Feldmarschall der Trauermarsch Beethovens aus der As-dur-Sonate. In der Instrumentalmusik bevorzugte er die Geige als die natürliche Trägerin der Melodie. Moltke ging nur ungern in Gesellschaften, höchstens folgte er dem Lockmittel, wenn bei der Einladung gute Musik zu hören in Aussicht gestellt war. Bei den musikalischen Donnerstagen der Kaiserin Augusta fehlte er nie. — Eine besondere Vorliebe hatte Moltke für das Reisen. Meist reiste er in Civil, und er konnte einen ganzen Tag auf der Eisenbahn fahren, ohne zu ermüden oder eine Erfrischung zu sich zu nehmen; als ihn einmal darüber sein Arzt interpellirte, gab er zur Antwort: er habe in seiner Jugend 21 Jahre gehungert. Auf seinen Reisen war er ein sorgsamer Beobachter und skizzirte



Besuch Sr. M. Kaiser Wilhelms II. in Creisau.
Aus: Moltke in seiner Häuslichkeit. Von Friedr. Aug. Dreßler. Berlin, F. Fontane & Co.

oft Landschaften, die ihn besonders gefesselt hatten, oder auch interessante Typen. (Siehe Abb. S. 266.) Noch drei Jahre vor seinem Tode hatte er mit seinem Neffen Helmut eine längere Reise in die Tatra unternommen. Gern besuchte er auch, ehe er im Sommer nach Creisau ging, das kleine in der Grafschaft Glatz gelegene Bad Cudowa, wo nach ihm ein Platz mit einer der schönsten Alleen benannt wurde. (S. Abbildg.) Mit Kaiser Wilhelm I. verbanden den Feldmarschall nicht nur die Beziehungen des treuen Beraters, sondern auch zahlreiche gemeinsame Charaktereigenschaften hatten ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden großen Männern herausgebildet. Lebhaft interessirten den alten Kaiser die kleinen menschlichen Züge des Feldmarschalls, in denen der hohe Herr meist die seinigen wiederfand: Sparsamkeit, Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Familiensinn. Auch zu Kaiser Friedrich, bei dem Moltke einst Adjutant gewesen, stand er in näheren Beziehungen, und Kaiser Wilhelm II. hat Moltke öfters in Creisau seinen Besuch abgestattet. (S. Abb.) Besonderes Interesse erregen auch die Schilderungen des Verfassers von seinem Besuch in

Creisau, wo Moltke es das größte Vergnügen bereitete, seine Gäste in dem von ihm so geliebten Tuskulum herumzuführen. Den 90. Geburtstag verlebte Moltke auf Wunsch des Kaisers in Berlin. Mit Aufzählung einiger persönlicher Erinnerungen an diesen Tag, sowie mit der Schilderung der letzten Stunden Moltkes schließt der Verfasser seine interessanten Mitteilungen, denen er durch Einflechten einer Fülle kleiner Anekdoten, wie der Feldmarschall sie zu erzählen liebte, eine besondere Würze giebt. Das anspruchslose und doch fesselnde Buch, das gut ausgestattet und mit hübschen Illustrationen, darunter drei Handzeichnungen Moltkes, versehen ist, wird sicherlich viele Freunde finden. **K.**



Moltkes Wappen.

Bibliographische Notizen.

Ein Jahrhundert römischen Lebens. Von Winkelmanns Romfahrt bis zum Sturze der weltlichen Papstherrschaft. Berichte deutscher Augenzeugen, herausgegeben von Dr. H. Smidt. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. 1904.

Was Italien, im Besonderen Rom für uns Deutsche, die wir Mignons Sehnsucht teilen, bedeutet, das wissen und fühlen wir Alle lebhaft. Unsere Größten haben auf diesem klassischen Boden sich die letzte, höchste Weihe geholt und Offenbarungen des künstlerischen Genius erlebt. Wer den Spuren unserer großen deutschen Meister dort sorgsamer nachgehen will, wer aus ihren Zeugnissen sich eingehender darüber unterrichten will, welche Eindrücke der nordische, deutsche Geist vom sonnigen Süden und von der ewigen Roma empfing, dem sei das inhaltreiche Buch von H. Smidt angelegentlich empfohlen, das Berichte deutscher Augenzeugen von Winkelmann bis auf Böcklin und Ferd. Gregorovius enthält und die Zeit von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1870 umspannt. Der Verfasser hat sich aber neben der Beschränkung auf diese Zeitperiode auch solche in Bezug auf die dieser angehörenden Persönlichkeiten auferlegen müssen und in erster Linie solche Autoren ausgewählt, die künstlerische Interessen verfolgten oder deren Berichte wertvolle Auskunft über die religiösen Verhältnisse Roms und die kirchlichen Feste geben. Daß dabei Männer wie Herder, Niebuhr, Fernow ausgeschaltet worden sind, wird man bedauern. Hoffentlich wird die Absicht des Verfassers, das Unterlassene in einem zweiten Bande nachzuholen, verwirklicht. Aber auch so vereint das Buch eine Fülle berühmter Namen und interessanter Kundgebungen deutschen Geistes über das auf italienischem Boden Geschaute, Empfundene und Gefundene; nach Winkelmann begegnet uns vor Allem der große Wolfgang und neben geringeren Größen Persönlichkeiten wie Tischbein, J. H. Meyer, Carstens, Matthisson, W. v. Humboldt, Overbeck, Peter Cornelius, Schnorr v. Carolsfeld, Ludwig Richter, Schinkel, K. A. v. Hase, F. Mendelssohn-Bartholdy, W. v. Kaulbach, Hettinger, Stahr, Moltke, Pecht, Anselm Feuerbach, Böcklin, Ambros, Gregorovius. — Die beigegebenen kurzen Biographien sowie die angefügten chronologischen Tabellen sind dankbar zu begrüßen. Das Buch wird voraussichtlich unter den zahllosen Freunden der ewigen Roma viele Freunde finden.

—l—

Der Aufbau der Form beim natürlichen Werden und künstlerischen Schaffen. Gemeinverständlich dargestellt von K. Wyneken. I. Teil. Ein neues morphologisch-rhythmisches Grundgesetz. Mit 42 Textfiguren, 4 Tabellen und einer Schlußtafel. Dresden, Kühtmann, 1904. (Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.)

Der Verfasser knüpft an ein Wort Kaiser Wilhelms II. an: „Die Natur in ihrer

großen, scheinbar ungebundenen, grenzenlosen Freiheit bewegt sich doch nach ewigen Gesetzen. Ebenso ist's mit der Kunst." Daß es formale Gesetze giebt, die in gleicher Weise den Erzeugnissen der gestaltenden Künstlerhand wie der Mutter Natur selber, der Schöpferin dieser Künstlerhand, inne wohnen, beleuchten die Forschungsergebnisse K. Wynekens auf mannigfaltige Weise. Neugierig schlägt der Leser wahrscheinlich zuerst das versprochene „Grundgesetz" auf, und vielleicht enttäuscht eine in sprachlichen Andeutungen, die sich auf zuvor Erörtertes beziehen, gehaltene Formulirung die freilich unberechtigte Erwartung, alsbald in den Besitz eines alle Schlösser öffnenden Zauberschlüssels zu gelangen. Mit zwei, drei Worten ist die Gebrauchsanweisung des Schlüssels nicht zu gewinnen.

Der vorliegende erste Teil des auf vier selbstständige Teile angelegten ganzen Werkes hat das Mathematisch-Bestimmbare an der Form der Dinge zum Hauptgegenstande. Im Anschluß an die verdienstvollen, anregenden Untersuchungen der neueren Aesthetik unternimmt Wyneken seine Niederschrift einer Rhythmik der Form, wobei der Begriff des Rhythmus in einer eigenartig allgemeinen Bedeutung gebraucht wird. Wyneken schreibt (S. 216): „Wird eine unserem Sinne wahrnehmbare Zeit- oder Raumerfüllung nach irgend einer bestimmt erkennbaren Ordnung in kleinere Abschnitte zerlegt, so nennen wir das einen Rhythmus." Ein verkleideter Pythagoräer, ein antiker Freund der Zahlenmystik, redet hier zu uns in modernem, unmystischem Gewande. In höchst geistreicher Weise stellt der nach Gesetzmäßigkeit fahndende Gelehrte die mannifaltigsten Gebilde der Natur und Kunst nebeneinander und läßt überraschende Aehnlichkeiten in der sinnfälligen Gliederung des Geformten ans Licht treten. Klar und wohlüberlegt erscheint uns sein Vortrag. Ueber die Triftigkeit der letzten Ergebnisse zu urteilen, muß fachmännisch geschulten Geistern vorbehalten bleiben. Jedenfalls ist es wohl auch für den Laien anregend, sich in dem weiten Reiche der hier berührten Verhältnisse an der Hand eines durch fesselnde Ueberredungsgabe ausgezeichneten Führers umzusehen. Und sollte heute auch noch lange nicht das letzte Wort über die tiefgreifenden Probleme, um die es sich handelt, gesprochen sein, so wird man doch dem durch Belesenheit, Umsicht und beharrlichen Fleiß sich hervortuenden Denker für die ungemein reichliche Herbeischaffung interessantesten Prüfungsmaterials das Gefühl der Dankbarkeit und Bewunderung nicht versagen. Die sorgfältige Vertiefung in die erhabenen Schöpfungswunder der Natur scheint immer mehr dahin zu führen, daß man in der grandiosen kosmischen Fülle und Mannigfaltigkeit etwas dem Kunstwerk Verwandtes, wie der alte Name eben sagt: einen Kosmos, eine Harmonie entdecken und lieben lernt. Es ist jedes menschliche Kunstwerk auch sozusagen ein winziger Spiegel des Universums, und Apollo, der alte Gott der Kunst und Wissenschaft und Wahrheit, erhört, wie es scheint, in gleicher göttlich befriedigender Weise das aus den Tiefen steigende Herzensgebet des Künstlers wie die rechnerische Entwicklung des Mathematikers, der sich nicht verrechnet.

H. L.

Die Pflanzen im Volksaberglauben. Ein Betrag zur Pflege des Volkstums in Schule und Haus von C. Rosenkranz. Zweite Auflage. Halle a. S., Hermann Schrödel.

Nicht das Werk eines selbstständigen Forschers, aber eines fleißigen, umsichtigen Sammlers, der seinen Gegenstand mit liebevoller Wärme erfaßt, ihm einen hingebenden Arbeitseifer widmet und das eigene lebendige Interesse für ihn Anderen einzuflößen das Bedürfniß empfindet, liegt in dem Rosenkranz'schen Buche vor uns, das aus zahlreichen guten, stets genau angegebenen Quellen schöpfend, von dem, was Sage, Geschichte und Aberglaube und der Mund der Dichter von den Pflanzen künden, von ihrer Bedeutung im Leben des Volkes in alten und neueren Zeiten, von den Bräuchen, die sich an sie knüpfen, ein reiches Material bietet, das dem Lehrer — und zwar nicht nur beim botanischen Unterricht — wertvolle Dienste leisten wird. Hier kann dem Schüler ein gut Stück Kulturgeschichte und deutscher Volkskunde beigebracht werden. Ein „Beitrag zur Pflege deutschen Volkstums in Schule und Haus" soll das Buch sein. Als ein solcher möge es dazu mitwirken, das Verständniß für deutsche Eigenart und deren Quellen und für deutsche Volkskunde, an der nicht nur der gelehrte Fachmann, sondern oft auch der Laie mitzuarbeiten in der Lage ist, in weitere Kreise zu tragen. Möge der Verfasser bald in der Lage sein, in einer dritten Auflage einige Lücken, die sein Pflanzenregister aufweist (z. B. vermißt man Kalmus, Tulpe) auszufüllen.

—l—

Ein moderner Jurist. Zeitbild von Dora Helfft. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

D. H. hat bereits durch ihr in demselben

Verlage erschienenes, wahres Sittenbild „Eine pflichtvergessene Frau“ bewiesen, daß sie nicht nur den Mut, sondern auch die Kraft besitzt, ein tiefernstes, heikles Problem zu behandeln. Auch der von Neuem vorliegende Roman dient weniger zur Unterhaltung, als zur Anregung einer schwer zu lösenden socialen Frage. Sein Held ist der junge Assessor Arnold Lossow, der als Anhänger moderner Welt- und Rechtsanschauung sich genötigt sieht, seinen Beruf aufzugeben. Ihm gegenüber steht der konservative Präsident, der sein Glaubensbekenntniß in die Worte faßt: „Ich bin der festen Ueberzeugung, daß eine Form, die das Seiende zusammenhält, und wäre sie noch so schlecht, immer besser ist, als vollständige Auflösung, allgemeine Haltlosigkeit, als, sagen wir es geradezu, Anarchie; Anarchie, nicht nur auf politischem Gebiet, sondern die große, allgemeine Anarchie, auf die wir lossteuern, wenn anders wir nicht schon mitten darin sind. Gegen diese kämpfe ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln, mit der ganzen Energie, deren ich fähig bin, wenn nötig mit Härte u. s. w.“ Das warmherzige, „den suchenden Seelen“ gewidmete Buch will nicht die Zeit vertreiben, sondern verstehen.

N.

Oststeirisches Bauernleben. Von Rosa Fischer. Mit einer Vorrede von Peter Rosegger. Illustrirt von Alexander D. Goltz. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Die „vergessenen Lande“ nennt man, wie Rosegger in dem in Form eines Briefes an die Verfasserin gehaltenen Vorwort mitteilt, deren oststeirische Heimat, „wo nahe dem Magyarenreiche die urdeutschen Hienzen wohnen . . . Dort haben die Leute gar alte Sitten und noch die braven und frommen Vorfahrenseelen“. Rosa Fischer, ein Kind aus dem Volke, eine „Schicksalsgenossin des Bergbauers, des Handwerkers, der fahrenden Leute, des Dörflers und des Kleinstädtlers“, hat ihr Wissen über Leben, Bräuche, Glauben und inneres Wesen ihrer Landsleute in diesem Buche in schlichter, warmer und lebendiger Darstellung niedergelegt und damit der Volkskunde einen dankbar zu begrüßenden Dienst erwiesen. Nur Eines ist an dem wertvollen und traulich anheimelnden Büchlein auszusetzen, nämlich, daß ihm nicht nur ein Register, sondern sogar ein Inhaltsverzeichniß fehlt. Wenn auch die Anordnung des Büchleins, das dem Kreislauf des Bauernjahres folgt, ein Zurechtfinden des Lesers im Allgemeinen nicht schwer macht, so finden sich doch hie und da besondere Abhandlungen eingeschoben, für deren Placirung die Jahreszeit keinen Anhalt giebt, wie z. B. die Abschnitte „Bauernhaus“, „Leichenmahl- und Begräbnißsitten“, „Aberglauben“ und der viel Wahres und Beherzigenswertes enthaltende Aufsatz „Das Gefühl des Volkes für Religion und Nation“, der, von einer Katholikin geschrieben, von einem so tiefen Verständniß für die seelischen Bedürfnisse des Volkes erfüllt ist und einen Geist versöhnlicher Liebe atmet, daß jeder nicht engherzige Anhänger der anderen Konfession der Verfasserin von Herzen beistimmen wird. Möge das gehaltvolle und sympathische Büchlein der steirischen Volksdichterin, das auch einen passenden bildlichen Schmuck erhalten hat, viele Freunde finden; es verdient sie.

O. W.

Der geniale Mensch. Von Hermann Türck. Sechste verbesserte Auflage. Berlin, 1903, Verlag von Dümmler. 4,80 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Der Begriff des genialen Menschen, wie ihn Hermann Türck aus der Intuition geschöpft hat, besitzt etwas ungemein Herzgewinnendes. Vielleicht wird man dem sehr geistreichen, sehr charmant darstellenden Autor nicht jede Folgerung, nicht jede Anwendung seiner hinreißend klar und gut formulirten Grundansichten ohne Widerspruch hingehen lassen. Jedenfalls ist dies Buch im höchsten Grade anregend, vielfach belehrend und wohl auch dem gelegentlich Andersmeinenden niemals direkt unerfreulich. Die gesunde Logik des Kerngedankens wirkt erfrischend, befreiend auf Geist und Gefühl. Ja, in allem Großen steckt Menschenliebe, steckt sachliches, unpersönliches Denken! Und auch umgekehrt wieder, so parodox es klingen mag, das echt Persönliche ist das Allgemeinste, und der tiefste Haß gegen Schmerzliches wurzelt in der heiligsten Liebe.

H. L.

Phantasie und Wahrheit. Von Selma Straßer. Mit Buchschmuck von Franz Staßen. Berlin W. 57. Rich. Eckstein Nachfolger.

„Ich nehme Euch nicht Euer Lied! Und gebe meinethalben auch zu, daß ich wie eine Eule krächze — laßt mir nur meinen Sang in Ruh!“ So schließt S. Str. ihr gereimtes Vorwort. Wie gern würde der arme Kritiker diesen Wunsch erfüllen, möchte man nur ihn selbst in Ruh lassen. H. v. Kleist erteilt in einem Briefe den guten Rat: „Was Dir schön dünkt, das gieb uns auf gut Glück. Es ist ein Wurf mit dem Würfel; aber es gibt nichts Anderes.“ Danach hat die von modernen Idealen be-

geisterte Dichterin gehandelt, aber der höchste Wurf glückte ihr nicht. Wer wollte eine edle Streberin darum tadeln! N.

Mit der Nordseelinie. Seebad-Nachdenkliches in 14 Kapiteln von Albert Eisert. Dresden u. Leipzig. E. Pierson.

„Die Deine Meere nicht sahen, Heimat, kennen Dich nicht. Sie kennen Deine Größe nicht. Wer durch Deine Wälder und Haide wandert und in Deine Seeen blickt, liegt an Deiner Brust, er sieht Deiner Augen Leuchten, Deines Leibes Pracht, Dein Atmen. Aber da draußen auf den Wellen, vom frischen Wind umweht, da sah ich Dich ganz, von den weißen Füßen bis zum dunklen Scheitel, in deinen schweren Mantel von schillernden, rieselnden, rauschenden Wellen mit den weißen Borden der Brandung.“ So ruft Gustav Frenßen in seinem Roman „Die drei Getreuen“ begeistert aus. Zu dieser Kenntniß und Erkenntniß trägt A. E. in angenehmster Weise bei. Sein Buch schildert in leichtem, launigem Plauderton eine Fahrt von Magdeburg über Hamburg nach den Nordseebädern Helgoland, Sylt und Amrum. N.

Die Besiegten. Kleine Tragödien der Zeit von Ludwig Bauer. Minden i. W., J. C. C. Brun.

Wie einst Max Nordau in seinem vielgelesenen Buch: „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit,“ so übt L. B. an gewissen gesellschaftlichen Unwahrheiten eine scharfe Kritik. Nicht auf den feinen Rahmen, die kunstvolle Fassung, sondern auf die Aehnlichkeit, die leichte Verständlichkeit seiner Zeitbilder kommt es ihm an. Als ehrlicher, freimütiger Publicist hält er es mit dem Goethe'schen Wort: „Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und es aufnimmt, wo sie es findet.“ Die Besiegten, die Opfer der Lüge, läßt er als leidende Personen in zwölf Dialogen auftreten und reden. Der Anwalt, die Ehe, der Arzt, der Aristokrat, die Dirne, der Priester, der Offizier, der Lehrer, die Geliebte, der Künstler, der Millionär, die Jugend bilden den Inhalt dieser kleinen Tragödien. Bringen sie auch nicht lauter Neues, so wird dadurch ihr Wert doch nicht geschmälert. Alten Lügen gegenüber kann die Wahrheit nicht oft genug wiederholt werden. N.

Süderssen. Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Lena S. Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Die Fahrt um die Erde. Roman von Wilhelm Meyer-Förster. Illustrirt von A. Wald. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wilhelm Meyer-Förster ist von seinem lohnenden Ausfluge nach Alt-Heidelberg zu seiner alten Liebe, zum Sportroman zurückgekehrt. Nach zwei interessanten Büchern „Süderssen“ und „Lena S.“ hat er ein ziemlich unbedeutendes, „Die Fahrt um die Erde“ geschrieben, in dem nur der in der Zeichnung von ein paar Nebenfiguren entfaltete Humor den Leser erfreut, während die Hauptgeschichte, die den in Liebe und Ehe endenden Radler-Konkurrenzkampf eines jungen Paares schildert, wenig interessirt. Das immerhin unterhaltsame, aber künstlerisch sehr leicht wiegende Büchlein hat Adolf Wald mit gefälligen Illustrationen geschmückt. Im Roman „Süderssen“ liegt nicht in der rührend elegischen und tragisch endenden Liebesgeschichte, die sich zwischen einem verabschiedeten, nunmehr auf seine Erfolge als Sportsman angewiesenen Offizier und einem zarten, den Todeskeim in sich tragenden Mädchen abspielt, das Schwergewicht, sondern in der den Titelhelden an Bedeutung, an plastischer Lebensgegenwart weit in den Schatten stellenden Gestalt des ehemaligen Heldenspielers und derzeitigen Börsenspekulanten und Rennstallbesitzers Worms, — eine Gestalt, die in ihrer egoistischen Selbstgefälligkeit und posirenden Gefühlstheaterei ein wenig an den berühmten Herrn Delobelle in Daudets „Fromont jun. und Risler sen.“ erinnert, aber im Wesentlichen doch von Meyer-Förster mit eigenen Mitteln einer schöpferischen, mit überlegenem Humor Menschenseelen bloßlegenden Charakterisirungskraft geschaffen worden ist.

Auf der Höhe seines Könnens zeigt sich Meyer-Förster in „Lena S.“ Hier hat er zu willkommener Abwechslung einmal eine Sportswoman zur Heldin gewählt. Von früher Kindheit an auf dem Turf zu Hause, in der Kenntniß und leidenschaftlichen Liebe des Rennsports jedem männlichen Standesgenossen gewachsen, sieht sich Lena S. genötigt, um kleinstädtischer Beengtheit zu entgehen, aus ihrer Neigung einen Beruf zu machen. Als die Hoffnung auf einen Sieg und Gewinn zerronnen, begräbt sie die Liebe zu dem bescheidenen, jungen Arzte, dem Freunde ihrer wenig glücklichen Pensionsjahre, und reicht einem ungeliebten, vorher abgewiesenen, reichen und vornehmen Bewerber die Hand. Der komplicirte Charakter dieses Mädchens ist vom Dichter vortrefflich angelegt, doch ist er nicht genügend ausgeführt, um uns nicht nur zu interessiren, sondern auch völlig zu überzeugen; es fehlen

einige Glieder in der Kette der seelischen Entwickelung, und Lenas Herzensroman hat der Dichter ziemlich gleichgiltig behandelt. Aber dafür entschädigt er den Leser reichlich in anderer Beziehung. Die Leichtigkeit und Sicherheit seiner Erzählerkunst, die immer nur auf das Wesentliche losgeht, alles Ueberflüssige oder leicht zu Ergänzende bei Seite lassend und die mit wenigen Strichen und Farbentupfen ein eindrucksvolles und stimmunggesättigtes Bild vor das Auge zu zaubern vermag, bestrickt auch in diesem Werke den Leser. Die Schilderungen aus dem Leben der vornehmen Welt der Sportsleute sind ebenso vortrefflich, wie die kleinstädtischer Bürgerlichkeit, an welcher der leicht satirisch gefärbte Humor des Dichters ein willkommenes Objekt fand. Und aller Zauber schmerzlicher Wehmut, über den Meyer-Förster gebietet, wenn er den unaufhaltsamen Niedergang ruhmreichen Glückes schildert, das der einst Begünstigte vergebens mit verzweifeltem Ringen festzuhalten sucht, umwittert die Gestalt von Lenas Vater, der, einst ein gefeierter Herrenreiter, seinen Stern erbleichen, seine Existenz vernichtet sieht und still in den Tod geht. In ihm und dem alten prächtigen Major, Lenas Onkel, sind Meyer-Förster die anziehendsten und eindrucksvollsten Gestalten seines fesselnden Buches geglückt. O. W.

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers. Mit Bildern von Richard Mahn. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der historische Roman, den man freilich von mancher Seite für abgetan oder überwunden erklärt hat, und der ebenso wie das historische Drama seine Geltung und Wirkung als Schöpfung eines echten Dichters nie einbüßen wird, hat in Ebers, wie man über ihn auch urteilen mag, einen eigenartigen und in mancher Hinsicht verdienstvollen Vertreter gehabt. Seine Romane haben zuerst, in einer Zeit, da der geschichtliche Vergangenheitshorizont der gebildeten Welt über das römisch-hellenische Altertum nicht hinausging, das Interesse für die großartige Kultur des alten Aegypten in weiteren Kreisen wachgerufen. Das Bild, das Ebers in seiner Uarda, die als der zweite in der Reihe seiner ägyptischen Romane (1877) den Ruf des Dichters begründete und zu seinen besten Schöpfungen gehört, von dem alten Pharaonenlande zur Zeit des großen Ramses, des Sesostris der Griechen, entwirft, wird uns nun in der neuen Ausgabe durch die effektvollen Illustrationen Richard Mahns noch lebendiger nahe gebracht. So wird die zweibändige illustrirte Ausgabe des Werkes Vielen willkommen sein. —l—

Wilhelm Busch. Oktav-Ausgaben von **Hans Huckebein** (geh. Mk. 2,50, geb. Mk. 3.) und **Die kühne Müllerstochter** (geh. Mk. 1,50, geb. Mk. 2). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Vor Kurzem hat Wilhelm Busch nach langem Schweigen als Dichter seine letzten Worte zu uns gesprochen. Hier liegen in neuen Ausgaben zwei ältere, harmlose, ergötzliche Bücher des genialen Karikaturisten vor, hinter dessen drastischem Humor sich oft soviel ernste Lebensphilosophie verbirgt.

„Die kühne Müllerstochter“, die das Hauptstück des einen Bandes bildet, ist freilich nach meinem Geschmack, sowohl was den Text, als was die Zeichnung betrifft, kein vollwertiger Busch. Aber der „Schreihals“ und die „Prise“ desselben Bandes und die drei Stücke des anderen, der neben dem weltberühmten Unglücksraben „Hans Huckebein“ die amüsanten Histörchen „Das Pusterohr“ und „Das Bad am Samstag-Abend“ enthält, sind von herzhaft erquickender Wirkung. —l—

Der Stammbaum und andere Novellen. Von Gustav Gugitz. Minden i. Westf., J. C. C. Brun.

Nur eine dieser zwölf kleinen Novellen und zwar die am wenigsten eigenartige: „Die Schildwache“ hat einen ernsten, tragischen Inhalt, die anderen sind heiter satirisch gefärbt und zu kurzweiliger Unterhaltung wohl geeignet. Der Verfasser versteht nicht nur, flott und originell zu erzählen, sondern auch keck und schalkhaft, wie Boccaccio, den menschlichen Schwächen ein kleidsames, durchsichtiges Mäntelchen umzuhängen. N.

Das Seidene Buch. Eine lyrische Damenspende von Otto Julius Bierbaum. Mit 12 Vollbildern von Hans Thoma u. Ornamenten von Peter Behrens. In Seide gebunden Mk. 6. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Goethes Mahnung: „Geh' den Frauen zart entgegen“ hat Otto Julius Bierbaum, der ja schon den holden „Frouwen“ manch reizvollen lyrischen Kranz gewunden hat, mit seinem neuesten „Seidenen Buch“ in besonders glücklicher Weise befolgt. Er kommt ihnen diesmal in Seide. Nicht nur das äußere Gewand seiner „lyrischen Damenspende“, auch der Inhalt ist zart seiden. Was an den sehr offenherzigen, burschikosen Verfasser der Studentenbeichten, den in humoristischen Bocksprüngen sich gefallenden Groteskränzer, den geistigen Vater der

Schlangendame, an den pretiösen oder blutigen Humor des Ueberbrettldichters erinnern könnte, ist von dieser Sammlung ausgeschlossen, in der Bierbaums lyrische Qualitäten in reinen und edlen, nicht verzerrten und übertriebenen Linien sich erfreulich offenbaren, frische Ursprünglichkeit ohne Kraftmeierei, tiefes Empfinden ohne Süßlichkeit, melodischer Zauber ohne allzuviel Gloribusch-Klingklang und leichtfüßige Grazie, die sich von spielerischer Geziertheit freihält.

Einen würdigen Schmuck des Buches bilden die zwölf Bilder von Meister Hans Thomas und die die Textseiten zierenden Ornamente von Peter Behrens. Ueberaus vornehm und elegant wirkt der seidene Einband, dessen Stoff mit dem Titel eigens nach einem von Peter Behrens entworfenen Muster gewebt worden ist. Unseren Damen kann keine nach Inhalt und Ausstattung reizvollere Gabe geboten werden, als Bierbaums Seidenes Buch, dessen Preis (6 Mk.) als sehr mäßig zu bezeichnen ist. —l—

Nach Sonnenwende. Eine Gedichtsammlung von Rudolf Lammet. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Unbewußt fällt über diese Gedichtsammlung der Verfasser selbst ein treffendes Urteil, indem er in dem Gedicht der „Zauberschleier" sagt: „Gedanken, stolze, leuchtende entspringen manch' hohem Geist in märchenhafter Fülle; um wenige schmiegt sich eine feine Hülle." R. L. hat gute Einfälle, sinnreiche Vergleiche und Deutungen, vermag jedoch nicht immer, ihnen den feinen Schliff, den prägnanten Ausdruck, die poetische Schwungkraft zu geben. Nur vereinzelt finden sich Treffer wie „Feldmohn": Brennend schlich in's Feld der Mohn, heimlich ließ er Funken sprühen: Seht nur, wie die Aehren glühen! Leis im Winde knistert's schon.

N.

Die Zeitschriften-Uebersicht vom Juli erscheint gleichzeitig mit der vom August im nächsten Heft.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Abonnement-Einladung auf die in Leipzig, Constantinstr. 16 unter der Redaktion des Rabbiners Dr. Bernard Fischer zu erscheinende Halbmonatschrift „Der Unparteiische".

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v., Violet. Roman. 2. Auflage. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Ali Nouri, Nasreddin Khodjas Schwänke und Streiche. Türkische Geschichten aus Timurlenks Tagen. Illustrirt von Arthur Sjögren und Vald. Andersen. Breslau, Schles. Verl.-Anst. v. S. Schottlaender.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. 15. Band. 2. u. 3. Heft. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1904.

Auspitz, Generalmajor, Aus bewegter Zeit. Abhandlungen u. Reden. Wien u. Leipz., Wilh. Braumüller, k. u. k. Hof- und Univ.-Buchh.

Baranowsky, Karl, El Kahira. Ein Orient-Bummel. Novelle. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Bechtolsheim, Hans Frhr. von, Drei-Königsabend. Komödie in 5 Akten. Würzburg, Stahel'sche Verlags-Anstalt, Kgl. Hof- und Univ.-Verlag.

Beier, Theodor, Marine-Allerlei. Marine-Humoresken. Berlin, Boll & Pickardt.

Benzmann, Hans, Detlev von Liliencron. Moderne Lyriker I. (Max Hesses Volksbücherei No. 148) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Biel, Anna Maria, Roman einer Mutter. München, Carl Haushalter, Verlag.

Boden, Arthur, Der Täufer. Ein Drama. Arnsdorf (Sachsen), Selbstverlag v. A. Boden.

— Karneval. Gedichte. Neue Ausgabe. Arnsdorf (Sachsen), O. A. Boden.

Borchgrevink, Carsten, Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900. Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers illustrirt von Otto Sinding und E. Ditlevsen und mit Reproduktionen photographischer Original-Aufnahmen. 1. u. 2. Heft. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Böttcher, Karl, Im Banne der Engländerei. Betrachtungen über das Liebesverhältniss zwischen Deutschland und England. Leipzig, Verlag von Siegbert Schnurpfeil.

Braune-Rossla, Rudolf, Krimskrams. Humoresken. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Czernin, Rudolf Graf, Die Duellfrage. Wien, Kommissions-Verlag von Karl Gerolds Sohn.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXVI. Jahrg. 10. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Die beliebtesten Sommerfrischen Deutschlands und Oesterreichs. Zweite neubearbeitete Auflage. (Griebens Reiseführer, Band 54) Berlin, Albert Goldschmidt.

Die moderne Kulturwelt ein Narrenhaus. Von einem Optimisten. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Drossong, Albert, Bad Kreuznach und Münster am Stein. Praktisches Handbuch für Kurgäste und Touristen. Mit 2. Karten. (Griebens Reiseführer, Band 103) Berlin, Albert Goldschmidt.

— Der Rhein. Praktischer Reiseführer. 24. Aufl. Mit 12 Karten. (Griebens Reiseführer, Bd. 29.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Ebenstein, Erich (Annie Hruschka), Königin Liebe. Novellen. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Elbe, Walter van der, Eva oder „Der Weg", Elberfeld und Leipzig, Lebensheimer Verlag (Für den Buchhandel; Baedeker'sche Verl.-Buchhandlung, Elberfeld.)

Elsberg, R. A. v., Elisabeth Báthory. (Die Blutgräfin.) Ein Sitten- und Charakterbild. Mit einem Titelbild „Elisabeth Báthory" und 13 Illustrationen. 2. vermehrte Aufl. Breslau, Schles. Verl.-Anst. v. S. Schottlaender.

Erhardt, W., Strassenbahnen. Einige Betrachtungen. Hamburg, Gr. Bäckerstr. 8, Kommissionsverlag von H. Carly.

Erler, Otto, Der Bundschuh. Drama aus den Bauernkriegen in 3 Aufzügen. Musik von Waldemar von Braussnern. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Federn, Karl, Jahre der Jugend. Roman. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Foerster, Dr. Fr. W., Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Berlin, Georg Reimer.

— Lebenskunde. Ein Buch für Knaben und Mädchen. Berlin, Druck u. Verlag v. Georg Reimer.

Frank, Ulrich, Beim Patriarchen. Die Toten. 2 Novellen in einem Bande. Breslau. Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

— Simon Eichelkatz und Anderes. Ghetto-Geschichten. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Funken. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Walther Schulte vom Brühl. Heft 1. München, Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung.

Geissler, Max, Unter der Weltenesche. Beiträge zur Förderung einer nationalen volkstümlichen Litteratur. Weimar, Verlagsbuchhandlung von Hermann Grosse.

Gleichen-Russwurm, Alexander Freiherr von, Pfifferlings Reise- und Liebes-Abenteuer. Illustrirt von E. Stübner. Berlin, Boll und Pickardt.

Gnauck-Kühne, Elisabeth, Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage. Mit 6 farbigen Diagrammen. Berlin, Otto Liebmann.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Achtzehnter Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Zweiter Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. G. m. b. H.

Grabowsky, Dr. med. Norbert, Die ideale Ehe, wie muss sie beschaffen sein? Leipzig, Max Spohr.

— Geistiges Familienleben. Zugleich eine Antwort auf die Frage: Welchen Unterrichts bedarf die nach echter Bildung strebende Familie unserer Zeit? Leipzig, Max Spohr.

— Lehren und Entdeckungen, sowie ihre reformatorische Bedeutung für Religion und Wissenschaft. 2. Auflage. Leipzig, Max Spohr.

Grazie, M. E. delle, Italische Vignetten. 2., vermehrte Auflage. (Sämmtliche Werke von M. E. delle Grazie VI. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Gyp. Wenn Frauen lieben. (Leurs âmes.) Uebersetzt von Fritz Waldstein. Roman. Dresden & Leipzig, Heinrich Minden.

Hartlebens Volks-Atlas, A., enthaltend 72 Karten in 100 Kartenseiten. Vollständig in 20 Lieferungen. Mit vollständigem Register. Vierte, erneuerte Auflage. 2., 3., 4., und 5. Lieferung. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Harz, Der. Das schönste Gebirge Nord-Deutschlands. Herausgegeben vom Harzer Verkehrs-Verbande. Mit einem Geleitwort von Hans Hoffmann. Bad Harzburg, Rudolf Stolle.

Hegenbarth, Florié, Frau Röllichens Ostsee-Reise und Abenteuer. Dresden-Plauen, Max Hegenbarths Verlag.

Hertzsch, Robert Hugo, Der keimesgeschichtlich-stammesgeschichtliche Beweis für das Dasein Gottes. Leipzig, Rob. Hugo Hertzsch, Verlag.

Kerimée Hanoum. Was der Aussenwelt verschlossen. 3. Auflage. Gesammtausgabe der „Haremsbilder". Breslau, Schles. Verl.-Anst. v. S. Schottlaender.

Kremnitz, Mite, König Karl von Rumänien. Ein Lebensbild. 2. Auflage. Breslau, Schles. Verl.-Anst. v. S. Schottlaender.

Laué, Walter, Gedanken zu Goethes Faust — Schiller und die Farbenlehre. — Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Lazarus, Prof. Dr. M., Pädagogische Briefe. Mit einem Vorwort. Herausgegeben von Dr. Alfred Leicht. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Lesser, Dr. Adolf, Stereoskopischer Gerichtsärztlicher Atlas. 2. u. 3. Abteilung. Tafel 51—150. Breslau, Schles. Verl.-Anst. v. S. Schottlaender.

Lie, Jonas, Grossvater. 4. Auflage. Roman. Berlin W. 10, Richard Taendlers Verlag.

Liliencron, Detlev von, Zehn ausgewählte Novellen. Mit des Dichters Bildniss. (Max Hesses Volksbücherei No. 149—150.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Brief 5. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von John Westerblad und C. G. Morén. Brief 5. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Mielke, Hellmuth, Der Maler. Novelle. Breslau, Schles. Verl.-Anst. v. S. Schottlaender.

Münz, Dr. Bernhard, Goethe als Erzieher. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. k. u. k. Hof- und Univ.-Buchhandlung.

Oberbayern, Salzburg, Salzkammergut. Handbuch für Reisende. Neubearbeitete 24. Auflage. Mit 7 Karten. (Griebens Reiseführer; Band 66.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Obst, J. G., Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Auguste Viktoria. Erzählungen und Schilderungen aus der Regierungszeit Seiner Majestät. Mit zahlreichen Illustrationen. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Oloff, Robert, Die Religionen der Völker und Gelehrten aller Zeiten. - Ein Laien-Brevier. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhdlg. G. m. b. H.

Pflug, Siegmund Karl, Anno Neunzehnhundertdrei in Freilichtmalerei. Leipzig & Wien, J. Eisenstein & Co.

Philippi, Felix, Das dunkle Tor. Zweite Aufl. Schauspiel in 4. Aufzügen. Breslau, Schles. Verl.-Anst. v. S. Schottlaender.

— Der grüne Zweig. Schauspiel in 3 Aufzüg. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Polko, Elise, Umsonst. Roman. 3. Auflage. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Pontoppidan, Henrik, Rotkäppchen. Autoris. Uebersetzung von Mathilde Mann. Novellistische Dichtung. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Potapenko, J. N., Ein Stern. Roman. Berlin W. 10, Richard Taendlers Verlag.

Riemann, Hugo, Handbuch der Musikgeschichte. I. Band. Altertum und Mittelalter (bis 1450). Erster Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Ronge, Eine neue Naturauffassung. Osterwieck (Harz), A. W. Zickfeldt.

Rüegg, Pfr. Arnold, Auf heiligen Spuren abseits vom Wege. Bilder und Erinnerungen aus dem Morgenlande. Mit Illustrationen. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Scharlau, Willy, Die Brücke. Roman. Berlin W. 10., Richard Taendlers Verlag.

Schneegans, August, 1835—1893. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans. Mit einem Bildniss in Lichtdruck. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Schulte vom Brühl, Walter, Der Prinz von Pergola. Roman. München, Friedrich Rothbarth.

Siewert, Elisabeth, Bajowo. Roman. Berlin, R. Taendler.

— Die schönen Herbsttage. Roman. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Stahl, Marie, Höhenluft. Roman. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Stein der Weisen, Der. Illustrirte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 6. u. 7. Heft. 17. Jahrgang. 1904/05. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Sterne, Carus, Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. 6. neubearbeitete Auflage herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, vielen Karten und Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt etc. Heft 2. Berlin, Gebrüder Borntraeger.

Sulger-Gebing, Dr. Emil, Hermann Kurz. Ein deutscher Volksdichter. Eine Charakteristik. Mit einem Bildniss des Dichters. Berlin, Georg Reimer.

Temme, J. D. H., Gleich und ungleich. Zweite Aufl. Roman. Breslau, Schles. Verlags-Anst. v. S. Schottlaender.

Tirol. Handbuch für Reisende. Neubearbeitete 24. Aufl. Mit 9 Karten. (Griebens Reiseführer, Band 67.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Vierundvierzigster Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung. Ausgegeben durch den Verwaltungsrat, Vorort Weimar.

Wehrkraft durch Erziehung. Herausgeg. von E. v. Schenckendorff und Dr. Hermann Lorenz. (Schriften des Centralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland.) Leipzig, R. Voigtlaenders Verlag. 1904.

Wernle, Prof. D. Paul, Die Quellen des Lebens Jesu. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. I. Heft.) Halle a./S., Gebauer-Schwetschke Druckerei & Verlag m. b. H. 1904.

Wiegler, Paul, L'Allemagne litteraire contemporaine. (Collection d'Études Étrangères.) Paris, Bibliothèque internationale d'Edition. E. Sausot & Cie. 53, Rue Saint-André-Des-Arts.

Zanthier, Fritz von, Die schönsten Füchse des Regiments. Humoristischer Roman. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Oskar Wilda in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Thomas Mann.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

CX. Band. — September 1904. — Heft 330

(Mit einem Portrait in Radirung: Thomas Mann.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

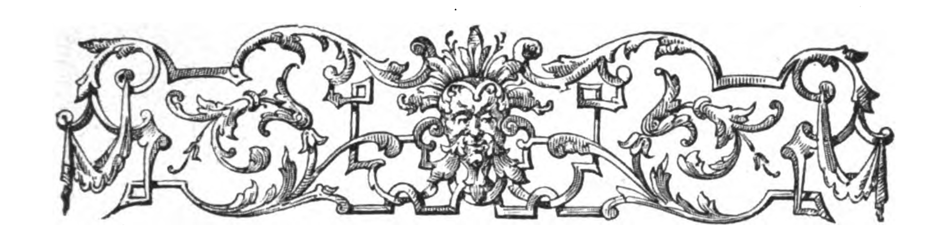
Paul Lindau.

CX. Band. — September 1904. — Heft 330.

(Mit einem Portrait in Radirung: Thomas Mann.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Kirke.

Die Geschichte eines Kunstwerks.

Novelle.

von

Julius Gesellhofen.

— Breslau. —

Nun, hab' ich zuviel gesagt? Packt das Bild nicht den Beschauer mit unwiderstehlicher Gewalt? — Die Technik ist ja veraltet, meinetwegen mangelhaft, — aber das, worüber wir Jungen bei unserer alleinseligmachenden Technik so gerne mitleidig die Achseln zucken, das steckt in dem Bilde: Eine lebendige Seele! Wenn ich das sage, ich, der ich gestern noch darüber gespottet hätte, da kannst Du sehen, mit welcher Zaubergewalt es mich gepackt hat."

Der junge Mann hatte, lebhaft sprechend, seinen Begleiter, einen distinguirt aussehenden älteren Herrn mit grauen Favorits, vor ein mäßig großes Bild, die neueste Erwerbung der Galerie, geführt und vertiefte sich nun selbst von Neuem in den Anblick, sodaß ihn das Ausbleiben einer Antwort auf seine warme Lobrede garnicht befremdete.

„Man spürt die dämonische Gewalt dieser Kirke," — fuhr er enthusiastisch fort zu plaudern, — „wie sie der Maler selbst empfunden haben muß, — ja muß! Er muß sich selbst in dem Zauberbanne dieses entsetzlich schönen Weibes befunden haben, und es ist nur psychologisch unbegreiflich, wie er dabei den überlegenen Gesichtsausdruck des Odysseus zusammengebracht hat, der lächelnd auf die Zauberin herabsieht. Man weiß es sofort, daß hier ihre Macht ein Ende hat, daß dieser Heros die Zauberin ihrer dämonischen Gewalt entkleiden und als ein schwaches irdisches Weib an sein Herz nehmen wird, ohne in ihrem Banne verstrickt zu bleiben. — Wahrlich, wenn einen das Sujet so zu fesseln, so hinzu-

reißen vermag, daß man darüber die dilettantenhafte Technik ganz vergißt, so muß wohl ein ganzer Künstler, ein gottbegnadetes Genie dahinter stecken."

Der alte Herr war, was der Andere in seinem Eifer gar nicht bemerkt hatte, beim ersten Anblick des Bildes jäh zusammengezuckt, seine Lippen hatten sich wie in herbem Schmerze fest aufeinander gepreßt, und seine Augen hingen seitdem unverwandt an den Figuren des Bildes. Jetzt raffte er sich mit sichtlicher Anstrengung zusammen und fragte, ohne seinen Begleiter dabei anzusehen: „Wie ist das Bild hierher gekommen, Fred?"

Der Angeredete stutzte. Er hatte eine lebhafte Zustimmung erwartet und war deshalb durch die Frage, die ihm trocken und gleichgiltig klang, unangenehm überrascht. Unzufriedenen Tones antwortete er: „Der Galeriedirektor hat es in einem Trödlerladen entdeckt, wo es verstaubt in einem beschmutzten und stark beschädigten Rahmen steckte. Der Trödler hatte es unlängst in einer Auktion erstanden, wo der kümmerliche Nachlaß einer armen alten Frau versteigert wurde. Der Mann hat ein glänzendes Geschäft gemacht. Wenige Mark hatte er dafür gegeben, und der Direktor hat es ihm aus dem Provinzialfonds anständig bezahlt. Notabene, das beste Geschäft hat die Galerie gemacht, denn der anständige Preis war immer noch ein Lumpengeld für solch' ein Kunstwerk. Wenn man nur ergründen könnte, wo es herstammt! Ein Signum ist nirgends zu entdecken; wir haben alle vergeblich danach gesucht!"

Der alte Herr hatte wie in einen tiefen Traum versunken dagestanden und nur immer unverwandt das Bild angeschaut. Jetzt richtete er sich empor und sagte leise, als scheue er sich, die Stätte durch laute Worte zu entweihen: „Doch, das Signum ist da, Fred, es ist nur sehr sorgfältig versteckt. Das war so seine Marotte."

„Du kanntest den Künstler? O sprich!" rief mit großer Lebhaftigkeit der junge Herr.

Die Frage blieb unbeantwortet.

„Schau her," — der Zeigefinger der aristokratischen Hand wies auf eine Stelle des Bildes, — „hier, wo der purpurne Peplos der Kirke unter dem lässig niederhangenden linken Arme die krausesten Falten wirft, hier kannst Du, wenn Du ganz genau hinschaust, die Buchstaben O. L. entziffern. Sie sind von den Faltenlinien gebildet und in dem Gekräusel nur vom Blick des Eingeweihten zu erkennen. O. L. bedeutet Otto Leander."

„Otto Leander?! Daß man den Namen doch noch nie gehört hat! Daß er in keiner Kunstgeschichte steht, — der Name eines solchen Meisters!"

„Ja, Niemand weiß von ihm, Niemand nennt seinen Namen, wenn von den Meistern seiner Zeit die Rede ist. Warum? Weil dieses Bild

hier das einzige Werk ist, das er je vollendet, und weil es gleichzeitig mit ihm von der Erde verschwand, ehe denn es von weiteren Kreisen gesehen ward."

„Du kanntest ihn, Onkel? Du kennst die Geschichte dieses Bildes?"

„Ob ich ihn kannte! Er war mein liebster Freund, und die Geschichte dieses Bildes ist der tragische Schlußakt eines reichen, glücklich angelegten Lebens."

„O erzähle, Onkel, erzähle!"

Der alte Herr bedeckte, wie um sich ungestörter in seine Erinnerung zu versenken, die Augen mit der Hand und blieb eine Weile stumm. Dann sagte er nach einem tiefen Seufzer:

„Laß mich heute, lieber Fred. Das unvermutete Wiedersehen des Bildes, das mir eine furchtbare Katastrophe wieder lebhaft vor Augen stellte, hat mich zu sehr ergriffen. Ich muß erst die Erregung verwinden und mit der Erinnerung im Stillen fertig werden, bevor ich Dir die tragische Geschichte mit der nötigen Objektivität wiedergeben kann."

Damit mußte der Neffe sich vor der Hand zufrieden geben, wie sehr auch die Ungeduld ihn peinigte. Schweigend verließen Beide zusammen die Galerie, um sich auf der Straße zu trennen, da der Onkel, wie er sagte, Einkehr in sich selbst halten wollte und dabei Niemandes Gesellschaft brauchen konnte.

An dem Abende saß er denn auch, obgleich er sonst trotz seines Alters nichts weniger als ein Einsiedler war, ganz allein in dem eleganten Fumoir seiner Garçonwohnung und war für Niemanden zu sprechen. Sein Diener hatte auf seine Weisung eine Flasche edlen alten Rheinweines nebst einem hochgestielten Römer vor ihn hingestellt und das Licht der Glühlampenkrone durch einen übergeworfenen rosaseidenen Schleier gedämpft. In dieser stimmungsvollen Dämmerung ließ der alte Herr die Bilder aus jenen Tagen, seit denen vierzig und mehr Jahre vergangen waren, vor seinem geistigen Auge aufsteigen. Der feurige Trank trieb das Blut rascher durch seine Adern, sodaß das jugendliche Empfinden von damals ihm wieder näher gerückt ward, und aus den phantastisch sich kräuselnden Gebilden des Rauches seiner Importe woben sich ihm die Gestalten zusammen, die in Fleisch und Blut die handelnden Personen des Dramas gewesen waren.

* *
*

Hei, das war eine tolle Zeit, eine lustige Zeit. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, reich, gesund und ein erklärter Liebling der Frauen. Was Wunder, daß er das Leben schön fand und die Welt für ein großes Vergnügungsetablissement ansah! Er hatte damals gerade als flotter Reiterleutnant den Dienst quittirt und sollte nach dem Wunsche seines

Vaters auf Reisen gehen. Daraus wurde aber zunächst nichts; er blieb vielmehr hier in der Provinzialhauptstadt, die auch seine Garnison gewesen, noch hängen, und das hatte einen besonderen Grund.

Seit einigen Monaten lebte nämlich hier eine Dame, die der gesammten Männerwelt die Köpfe verdrehte. Sie war eine verwittwete Baronin von Rach — „die tolle Rach“ hörte sie sich gern nennen, — reich, unabhängig und eine dreimal raffinirte Kokette. Mit souverainer Verachtung auf das herabsehend, was man guten Ruf zu nennen pflegt, fröhnte sie einer rücksichtslosen Libertinage, die sie in der Gesellschaft völlig unmöglich machte.

Anfangs hatte sie wohl in der Gesellschaft verkehrt, und mit Rücksicht auf ihren Stand und Reichtum war sie von den tonangebenden Damen empfangen worden, obwohl vom ersten Tage an eine erst instinktive und dann bewußte Abneigung gegen sie bestand; aber schon nach wenigen Wochen hatte sie selbst eingesehen, daß sie im Kreise ehrbarer Frauen sich ausnahm wie ein Kaktus auf dem Lilienbeet, und hatte sich brüsk zurückgezogen, dafür aber ihre Salons in unbeschränkter Freiheit der Herrenwelt geöffnet und sich auf diese Weise den letzten Rest von Ansehen verscherzt.

Die jungen Herren umschwärmten die ephemere Erscheinung, die wirklich von bestrickendem Liebreize war, wie die Motten das Licht, blind in die Lohe sich hineinstürzend und alle anderen Rücksichten vergessend. Die allgemeine Verrücktheit kühlte sich auch nicht ab, als Madame System in ihr galantes Spiel brachte, als es den Anschein hatte, als ob Jeder einmal an die Reihe kommen sollte, von ihr aus dem Troß der Trabanten erhoben zu werden und in ihrem Allerheiligsten mit ihr ein olympisches Liebesidyll zu verleben, und als schließlich Keiner sich mehr darüber im Irrtum befinden konnte, daß ihre Gunst selten länger als eine Woche — manchmal sogar nur eine Nacht — anhielt. Im Gegenteil, dadurch schien die Leidenschaft der in ihrem Netze gefangenen Sklaven nur noch heftiger angestachelt zu werden, ob auch die Zauberin bei dem Jammer der von ihr aus dem siebenten Himmel des Glücks wieder Hinausgestürzten völlig kalt blieb und sogar bei einigen durch ihre Herzlosigkeit verschuldeten Selbstmordversuchen nur schneidenden Hohn zeigte. —

Der alte Herr in seinem einsamen Zimmer goß sich den geleerten Römer voll, sog den köstlichen Duft der Rheinweinblume mit dem Behagen eines ausgelernten Lebenskünstlers ein und schlürfte mit langsamen Zügen den edlen Trank aus.

Ah — wie das herrliche Naß dem Gaumen schmeichelte und dann sein latentes Feuer durch die Adern lohen ließ, daß das Herz zu pochen begann wie einst in jungen Tagen!

Die Erinnerung war treu, und wo sie versagen wollte, half die von dem Göttertrank angestachelte Phantasie nach. So ward ein bestrickendes

Bild aus der Jugendzeit lebendig, und etwas von der Wonne der längstvergangenen Stunde rieselte durch das erregte Blut, dem letzten fernen Nachhall eines vielfachen Echos vergleichbar.

Ja, wonnig war die Stunde. Der junge Baron hatte mit mehreren anderen Herren einen jener wildlustigen Abende im Salon der schönen Leontine von Rach verlebt und sich zum hundertsten Male an den die Sinne mit dämonischer Gewalt bestrickenden Reizen des herrlichen Weibes auf's Neue berauscht. Dann war — ach, nur zu früh! — die Stunde des Abschiedes gekommen, und mit bitterem Neidgefühle hatte er auf den derzeitigen Günstling der Schönen, einen jungen Musiker mit pechschwarzer wirrer Haarmähne, geschaut, der schon fast seit zwei Wochen immer hinter der Portière des Boudoirs verschwinden durfte, wenn die andern Gäste sich empfahlen. Dieser Augenblick des Abschieds war zeither immer der Wermutstropfen in dem überschäumenden Freudenkelche eines geselligen Abends bei der schönen Rach gewesen.

An dem Abende aber leuchtete ihm ein günstiger Stern. Er beobachtete, wie der schwarzlockige Tonkünstler an dem etwas versteckt liegenden Zugange zum Boudoir auf eine verschlossene Tür stieß, und als er selbst im Vorzimmer nach seinem Paletot suchte, streifte die hagere Kammerfrau der Baronin hart an ihm vorüber und flüsterte ihm zu, die gnädige Frau habe ihm allein noch eine vertrauliche Mitteilung zu machen und lasse ihn bitten, zu verweilen, bis von den übrigen Herren keiner mehr anwesend sei.

Ein verstohlener Wink der Kammerfrau wies ihm die Tür an, hinter der er warten sollte. Durch sie gelangte er in ein Zimmer, das sonst nie zu gesellschaftlichen Zwecken diente. Es war nur durch eine gewöhnliche Hängelampe erleuchtet und enthielt außer verschiedenen Schränken blos noch ein einfaches Kanapee.

Eine Viertelstunde verbrachte er dort in atemloser Beklommenheit und fieberndem Herzklopfen, dann tat sich die zweite Tür an der andern Wand geräuschlos auf, und aus dem Nebenzimmer fiel ein rosa abgetöntes zauberisches Licht herein.

Im Rahmen der Tür stand eine berückend schöne Erscheinung: Leontine von Rach in einer weißen Matinee, die den feinen Hals und die wundervollen Arme frei ließ und in ihrem Schnitt an ein Gewand aus der Zeit des klassischen Hellenentums erinnerte.

Der Baron stand regungslos wie durch Zaubergewalt auf den Fleck gebannt; er vermochte sich nicht zu rühren, und seine ganze Seele koncentrirte sich in den Augen, die mit leidenschaftlicher Inbrunst dieses Ideal der Schönheit förmlich verzehren wollten.

Auch sie tat ihm keinen Schritt entgegen. Ihre Augen waren niedergeschlagen; das Gesichtchen zeigte den Ausdruck lieblichster Verwirrung, und als sie nach minutenlanger Pause endlich die langen seidenen Wimpern

ein wenig hob und seinen auf ihr ruhenden glutvollen Blick gewahrte, floß eine Purpurwelle der süßesten Scham ihr über Stirn, Wangen und Hals herab.

„Leontine, Du Götterbild!" wollte der Baron ausrufen, aber es kam nur ein halb unverständliches leidenschaftliches Stammeln von seinen Lippen, und sein Herz pochte so stürmisch, daß es ihm momentweise den Atem versetzte.

Da erhob sie, während ein Lächeln wie Frühlingssonnenschein ihre Züge verklärte, halb zögernd ein wenig beide Arme gegen ihn. Es war eine unsagbar reizvolle Bewegung, die sowohl mädchenhafte Scheu, als auch weiche frauliche Hingebung ausdrücken konnte.

Im Herzen des jungen Barons quoll es siedend heiß auf bei diesem Anblick; er stürzte ein paar Schritte vorwärts, sank auf beide Kniee nieder und drückte, die Taille der olympischen Gestalt umfassend, seine glühende Wange an den weichen kühlen Stoff ihres Gewandes. Da legte sie schweigend mit einer wunderlieblichen Anschmiegsamkeit die Arme um seinen Hals, neigte sich zu ihm nieder und berührte mit ihren Lippen die seinen. Er hätte später sein Leben lang darauf schwören mögen, daß er niemals, weder vor- noch nachher, einen so süßen, innigen und doch so keuschen Kuß empfangen, als in dieser stillen Minute des höchsten Glücks.

Als er am folgenden Morgen, noch immer wie von einem köstlichen Champagnerrausche umfangen, seiner Wohnung zueilte, war er jedenfalls felsenfest davon überzeugt, daß Leontine das herrlichste, unvergleichlichste Weib auf Erden sei. Sie stand turmhoch über der erbärmlichen Durchschnittsweiblichkeit, war über die engherzigen Vorurteile derselben erhaben und mußte deshalb mit einem ganz andern Maße gemessen werden, als die sogenannte Gesellschaft, von deren kleinlichen Sittengesetzen sie sich mit Recht emancipirt hatte.

Es folgte nun eine Reihe von Tagen und Nächten, die dem begnadeten Liebhaber die Illusion echter olympischer Glückseligkeit gewährte, wie nach der Phantasie der klassischen Dichter sie nur die unsterblichen Götter genossen haben konnten. Sein Glück ruhte nach seiner Auffassung auf so festem Fundament, daß selbst die Qual der Eifersucht ihm erspart blieb, wenn Leontine an ihren Empfangsabenden für jeden ihrer Gäste ein freundliches Lächeln und für alte bewährte Freunde sogar die Auszeichnung einer kurzen Unterhaltung im Flüstertone bei der Hand hatte. Wußte er doch, daß für ihn allein die Tür des Boudoirs geöffnet blieb, wenn der Schwarm der Gleichgiltigen sich verlief.

Doch es fliegt kein Staubgeborener ungestraft hinauf zur Sonnenhöhe. Der Sturz ist ihm gewiß, wenn seine wächsernen Schwingen in der Glut zerschmolzen sind, und je höher er gestiegen war, desto tiefer und härter stürzt er.

Es kam der Tag, da es auch dem blind im Glückstraum dahintaumelnden Baron erging wie vor ihm dem schwarzlockigen Musiker und vor dem noch verschiedenen Anderen. Auch er fand eines Abends die Pforte seines irdischen Paradieses verschlossen und davor — zwar keinen Cherub mit flammendem Schwerte, wohl aber die hagere Kammerfrau, die ihm mit einem hämischen Lächeln Hut und Stock reichte.

Abgedankt!

Es half nichts, gegen diese brutale Wahrheit sich mit haltlosen Hoffnungen zu wappnen, sich selbst zu belügen. Sie blieb doch bestehen. Es half auch nichts, daß er, halb wahnsinnig von Eifersucht und Liebesweh, seinen glücklichen Nachfolger auf der Straße abpaßte und ins Gesicht schlug. Die Folgen der unritterlichen Tat waren nur ein Duell, das ihm ein Jahr Festungshaft einbrachte, und bittere Reue nach erfolgter Abkühlung seiner leidenschaftlichen Glut. — — —

Der alte Herr schellte seinem Diener. Die Rheinweinflasche war bis auf den letzten Tropfen geleert, aber er spürte einen bitteren Geschmack im Gaumen, der sich nach seiner Erfahrung nur mit anderem Stoffe abwaschen ließ. Er übergab dem Diener den Kellerschlüssel und ließ sich eine Flasche Pommery heraufholen, dessen sprühender Geist ihm über die dunkelste Stelle seiner Erinnerungen hinweghelfen sollte.

Ei ja, der Pommery war ihm von jeher ein lieber Geselle gewesen, und jetzt im Alter bewährte er sich oft als unschätzbarer Freund. Besaß er doch dieselbe Zaubermacht wie einstmals Davids Harfenspiel, wenn König Sauls Majestät an Kongestionen und trüben Stimmungen litt. Nicht blos die Empfindungen der Jugend, sondern auch ihre Leichtherzigkeit vermochte er auf Stunden wieder heraufzubeschwören; wenn er im Glase perlte, flogen alle Grillen davon wie Fledermäuse vor dem Licht. —

Seine Kraft versagte auch jetzt nicht. Sie weckte den Humor in dem alten Herzen und ließ die finstere Zeit nach dem Sturz aus dem Himmel in einem milden Dämmerlichte erscheinen. — — —

Der junge Baron ging nach der Katastrophe umher wie ein Verstörter. Daß er die Empfangsabende der Nach nicht mehr besuchte, war natürlich. Aber er mied auch jeden standesgemäßen Verkehr. Die Tage verbrachte er mit düsterem Grübeln in seiner Wohnung, und Abends saß er gewöhnlich in irgend einer Weinstube und zechte unmäßig mit fragwürdigen Gesellen, die ihm im Spiel enorme Summen abnahmen. Willig würde er sich jetzt haben bewegen lassen, den Wunsch des Vaters zu erfüllen und auf Reisen zu gehen, aber er mußte wegen des gegen ihn eingeleiteten kriegsgerichtlichen Verfahrens bleiben.

Mit grimmiger Schadenfreude erfuhr er, daß nach seinem unmittelbaren Nachfolger, der noch an den Folgen seines Schusses krank darniederlag, die Stelle des Favoriten bei der schönen Zauberin nicht lange unbesetzt

geblieben, daß vielmehr ein junger Assessor an die Reihe gekommen und auch schon wieder abgedankt war.

Dann aber drang eine seltsame Kunde an sein Ohr. Die Rach war sittsam geworden, hatte ihre Empfangsabende ein für alle Mal abgesagt und bestrebte sich, das Leben einer ehrbaren Wittwe zu führen, wie die Moral der Gesellschaft es verlangte.

Es hieß, sie habe vergeblich ihr Netz nach Otto Leander ausgespannt und sei aus Schmerz über die von ihm erfahrene Zurückweisung in sich gegangen.

Otto Leander, der vor etwa einem Jahre seinen Wohnsitz in der Stadt genommen, war der Sohn eines hanseatischen Handelsherrn, hatte sich aber, im Besitz eines eigenen großen Vermögens, von den Traditionen seiner Familie losgelöst und die Kunst zum Lebensberufe erwählt.

Er war keiner von den selbstgefälligen reichen Nichtstuern, die als oberflächliche Dilettanten in der Kunst nur einen Zeitvertreib für müßige Stunden sehen, sondern es war ihm heiliger Ernst mit seinem Streben. Er hatte überraschend geniale Gedanken, und seine Entwürfe zeigten stets einen Zug in's Große. Aber da er noch mühsam mit der Technik rang, vollendete er nie ein Bild, weil ihm nie eins genügte, und weil er stets an seinem Können verzweifelte, bevor er mit der Ausführung halb fertig war. Einige kleine Skizzen, die allenfalls als vollendet gelten konnten, hätten unbedingt Aufsehen erregt, wenn er zu bewegen gewesen wäre, sie öffentlich auszustellen.

Otto Leander war ein wunderlicher Mensch, der der Welt meist ein finsteres Gesicht zeigte und so leicht keinen Andern an sich herankommen, geschweige denn in sein Herz sehen ließ. Während er im gewöhnlichen Leben sehr ruhig erschien, von oberflächlichen Bekannten sogar für entschieden phlegmatisch erklärt wurde, wußten seine näheren Freunde doch, daß unter Umständen eine unbändige Leidenschaft in ihm auflodern konnte, die ihn widerstandslos fortriß.

Den Frauen begegnete er mit einer Zurückhaltung, die zuweilen sogar schroff erschien. Er besaß einen ungemein scharfen Blick für weibliche Schönheit, aber sein Empfinden schien immer ein ästhetisches zu bleiben. Jedenfalls konnte Niemand ihm nachsagen, daß er jemals auch nur die allerunschuldigste Liebelei angesponnen. Allzu liebenswürdiges Entgegenkommen von Seiten einer Schönen bestimmte ihn stets, einen ironischen Ton anzuschlagen; unter Umständen ging er sogar zu verletzendem Spott über.

Dem Mottentanz der goldenen Jugend um die schöne Leontine hatte er von Anfang an mit überlegenem Lächeln zugeschaut. In der ersten Zeit war er wiederholt mit ihr in Gesellschaften zusammengetroffen, ohne von ihr überhaupt Notiz zu nehmen. Dann, als ihre Isolirung sich vollzogen, hatten ihn die Freunde sogar nicht selten in die Salons der freien

Schönen mitgeschleppt. Er hatte es sich gleichmütig gefallen lassen, wie man sich in eine Menagerie zur Besichtigung eines seltenen Tieres mitnehmen läßt, ohne sich sonderlich für die Kreatur zu interessiren. Der Rach gegenüber hatte er sich stets eines gutmütig ironischen Tones befleißigt, bis sie sich im Vertrauen auf ihre Unwiderstehlichkeit eines Tages hatte einfallen lassen, über ihn wie über die andern bisher erwählten Günstlinge verfügen zu wollen.

Da hatte er beim Abschiede nach dem Empfangsabende im Vorzimmer der hagern Kammerfrau trocken erwidert: „Bedauere, meine Liebe, ich habe für heute Abend noch eine Verabredung. Sagen Sie der gnädigen Frau, falls es ihr beliebe, könne sie mir ihre Mitteilung ja auch schriftlich machen."

Die Kammerfrau war verschwiegen wie das Grab; von ihr erfuhr Niemand diesen Affront. Aber im Hause einer galanten Frau haben die Wände noch feinere Ohren, als anderswo. Ein naseweises Stubenmädchen plauderte später mancherlei aus und wußte auch zu berichten, daß die Baronin in dieser Nacht nicht geschlafen, sondern abwechselnd geweint und gerast habe.

Dann geschah das Unerwartete, daß Otto Leander dem Hause der Verschmähten nicht fern blieb, sondern mit fast naiver Unbefangenheit am nächsten Empfangsabende sich wieder einstellte und ihr gegenübertrat, als wäre nichts vorgefallen.

Sie war einer Ohnmacht nahe, als sie ihn plötzlich im Rahmen der von dem Diener geöffneten Tür erblickte. Doch sie beherrschte sich und hieß ihn, wie immer, mit freundlichem Lächeln willkommen; nur daß gleichzeitig ein unendlich schmerzlicher Blick aus ihren schönen Augen ihn traf.

Er bemerkte den Ausdruck dieser Augen nicht oder achtete wenigstens nicht darauf, sondern wandte sich den übrigen Herren zu und beteiligte sich in gewohnter Weise an der Unterhaltung, indem er sich meist zuhörend und beobachtend verhielt und nur gelegentlich eine meist ironisch gefärbte Bemerkung dazwischenwarf.

An dem Abende wollte keine rechte Stimmung aufkommen. Madame schien nicht bei Laune zu sein; sie zeigte sich einsilbig, reagirte auf keine, noch so geistvolle Anregung, ging auf keinen Disput ein und hatte für keinen der Herren eine Auszeichnung übrig.

Man fand sie langweilig und empfahl sich so bald als möglich. Sie hatte es verstanden, Otto Leander durch ein übrigens gleichgiltiges Gespräch bis zuletzt festzuhalten und begleitete ihn selbst ins Vorzimmer. Dort standen sie sich, als er Hut und Stock genommen, einen Augenblick ohne Zeugen Aug' in Auge gegenüber. Er gewahrte wieder den Ausdruck tiefen Schmerzes in ihrem Blick, blieb jedoch abermals ungerührt

und empfahl sich mit einigen nichtssagenden konventionellen Höflichkeitsphrasen.

Schweigend schaute sie ihm nach; kein Laut kam von ihren Lippen, und anscheinend ganz ruhig begab sie sich in ihr Schlafzimmer. Das Stubenmädchen fand keinen Anlaß mehr zur Verbreitung von pikanten Nachrichten. Aber die Welt bekam doch Stoff genug zum Klatsch über die tolle Rach, da diese mit einem Male ihrem bisherigen Leben völlig entsagte und zur unzugänglichen Einsiedlerin wurde.

Das war die seltsame Kunde, die auch dem jungen Baron trotz seiner Zurückgezogenheit zu Ohren drang und ihm eine Art bitterer Genugtuung brachte. Wenn er nicht, da die kriegsgerichtliche Verhandlung nahe bevorstand, zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen wäre, würde er wahrscheinlich Otto Leander, mit dem er intim befreundet war, aufgesucht haben, um alle Einzelheiten zu erfahren.

Seine Verurteilung, die nicht härter ausfiel, als er sie erwartet hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf seine Gemütsstimmung; sie nötigte ihn, seine Angelegenheiten zu ordnen, weil ja die Bestätigung des Urteils durch den König unter Umständen rasch genug kommen konnte und dann nicht abzusehen war, wie lange der Befehl zum Antritt der Strafe auf sich warten lassen würde. Die mannigfachen geschäftlichen Dinge, die zu erledigen waren und die zur Aufklärung nötige Korrespondenz mit seiner Familie rüttelten ihn aus der schmerzlichen Lethargie auf, brachten ihn auf andere Gedanken und wirkten so äußerst wohltätig auf seine seelische Verfassung.

In dieser Zeit ward ihm wiederum eine überraschende Nachricht zugetragen, und zwar eine noch viel unglaublichere. Es hieß, die tolle Rach sei mit Otto Leander durchgebrannt.

Diesmal begab er sich wirklich ohne Säumen nach der Wohnung des Freundes, und dort ward ihm die Bestätigung des Gerüchts. Der Herr sei Tags zuvor abgereist, sagte ihm der Diener und setzte auf eine direkte Frage nach einer kleinen Pause zögernd hinzu: „Allerdings gleichzeitig mit Frau von Rach.“

Mehr war aus dem Manne nicht herauszubringen.

Als der Baron nach Hause kam, fand er die Lösung des Rätsels in einem Briefe vor, den der Freund noch vor der Abreise an ihn abgesandt hatte. Otto Leander schrieb:

Lieber Freund! Damit Du Dich nicht durch den allgemeinen Klatsch, der jetzt jedenfalls wie ein paar Schock durcheinander knallender Raketen losgehen wird, verwirren läßt, teile ich Dir in Kürze meine Intention mit. Ich habe eine große Idee koncipirt, zu deren Ausführung ich mich in eine mir bisher verschlossene Stimmung versetzen muß. Ich weiß dafür kein anderes Mittel, als mich einem erzkoketten Frauenzimmer in die Arme zu werfen, und da ich die Rach

geneigt fand, mit mir zusammen einen Ausflug zu machen, habe ich sie ohne Bedenken „entführt". Ob mir der gewagte Coup gelingen wird, das wissen die Götter. Jedenfalls will ich Dir darüber Nachricht geben. Inzwischen bitte ich Dich, über die ungewöhnliche Tatsache Dich zu beruhigen. Was die platte Allgemeinheit dazu sagt, ist mir gleichgiltig. Dein Otto."

* *
*

Der alte Herr in seinem einsamen Zimmer erinnerte sich ganz genau, daß er den Brief als ein document humain sorgfältig verwahrt hatte, nachdem das Drama zum tragischen Schluß gelangt war. Es verlangte ihn, die Schriftzüge des Freundes wieder vor sich zu sehen, da die Erinnerung einmal, durch das Wiederauftauchen des Bildes heraufbeschworen, so lebendig in ihm geworden war. Trotz der vorgerückten Nachtstunde begab er sich ungesäumt in sein Arbeitszimmer und kramte unter seinen alten Papieren so lange, bis er das Blatt, das noch im eigenen Kouvert steckte, gefunden hatte. Dann war er aber mit seiner künstlich stimulirten Spannkraft am Ende, und da der Pommery ihm glücklich über die Bitterniß der ihn selbst unmittelbar betreffenden Erinnerung hinweggeholfen hatte, begab er sich in leidlich beschwichtigter Gemütsstimmung zur Ruhe.

Im Einschlafen malte er sich aus, wie sich sein Diener jetzt im Fumoir die zweite Hälfte der nicht ausgetrunkenen Champagnerflasche schmecken lassen würde. Der Gedanke nötigte ihm ein behagliches Lächeln ab, und sanft schlummerte er ins Reich der Träume hinüber.

Er war einer der glücklichen Menschen, die sich jeden unangenehmen Gedanken nach Belieben zu verscheuchen vermögen und deshalb eigentlich nie unter seelischen Qualen zu leiden haben.

Am folgenden Morgen war er frisch und munter auf den Beinen und erwartete, nachdem er sein Bad genommen, Toilette gemacht und mit bestem Appetit sein Frühstück verzehrt hatte, seinen Neffen, der auch nicht lange ausblieb, sondern mit sichtlicher Spannung im übernächtigen Gesicht sich einstellte, sobald nur irgend die Schicklichkeit es erlaubte.

Ihn hatte der Gedanke an das Bild und an das tragische Schicksal seines Urhebers die ganze Nacht beschäftigt, und er konnte jetzt die Zeit nicht erwarten, da er Näheres darüber erfahren sollte.

Sie begaben sich wie auf stillschweigende Verabredung wieder in die Galerie und nahmen auf einem Rundsopha in der Mitte des Saales Platz, sodaß sie das Bild vor Augen hatten. Da es noch sehr früh am Tage war, brauchten sie keine Störung von andern Besuchern zu befürchten.

Der alte Herr erwies sich jetzt, nachdem er seine Erinnerung in

seinen vier Wänden mit seiner Seele allein aufgefrischt, als ein sehr lebendiger Erzähler.

Er schilderte mit großer Anschaulichkeit den Hofstaat der schönen Leontine und fuhr dann, nachdem er bis zum Empfange des Briefes von Otto Leander gekommen war, das vergilbte Papier im Original seinem aufmerksamen Zuhörer vorlegend, lebhaften Tones also fort:

„Also das war's! Die Hetäre sollte ihn die erotische Stimmung lehren. Auf den Ausgang dieses gewagten Experiments war ich wirklich begierig. So mit dem Feuer spielen konnte nur ein hoch über dem Niveau der gewöhnlichen Menschheit stehender Heros, jeder Andere mußte dabei zu Grunde gehen.

Meine Erwartung sollte nicht allzu lange gespannt bleiben. Vier Wochen waren seit der „Entführung" kaum vergangen, da trat eines Tages Otto Leander in mein Zimmer, begrüßte mich in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise und sagte ohne lange Einleitung: „Komm mit und sieh, was ich geschafft habe. Dein Urteil wird den Ausschlag geben, ob ich die Pinselei vernichte oder auf die Ausstellung schicke."

Ich hätte gleich hundert Fragen an ihn richten mögen, aber ich bezwang mich und schwieg vor der Hand. Wir gingen nach seinem Atelier, und als ich dort vor dem Bilde stand, da vergaß ich in der Tat alles Andere ganz.

Sieh, Fred, Dich hat diese Darstellung des Tête-à-Tête von Odysseus und Kirke unwiderstehlich gepackt, — nun bedenke, wieviel mehr ich nach meinen persönlichen Erlebnissen und bei meinen Beziehungen zu diesen beiden Personen hingerissen sein mußte! Doch mein eigenes Herzeleid, das ich glücklich überwunden, trat ganz zurück vor der Bewunderung des Kunstwerks. Ich stand eine Weile sprachlos vor dem Bilde wie vor einer göttlichen Offenbarung, dann brachte ich nur das eine Wort „Meister!" hervor, mit dem ich dem Freunde innig die Hand drückte.

Er dankte schweigend mit herzlichem Gegendrucke. Die verständliche Kritik, die in meinem Verhalten lag, hob ihn sichtlich über einen Abgrund von Zweifeln hinüber.

Für ihn war die Sache damit erledigt. Aber mich trieb nun erst die Begierde, die Entstehungsgeschichte des Bildes zu erfahren. Bei unserer vertrauten Freundschaft konnte ich ihn direkt danach fragen, ohne zudringlich zu erscheinen, und ich fragte ohne Zaudern.

Er blieb eine Weile stumm. Sein Gesicht zeigte dabei einen halb sinnenden, halb gequälten Ausdruck, und seine Finger spielten nervös mit einem Brillantringe, den er beständig ab und wieder auf streifte. Endlich sah er mir gerade ins Gesicht und sagte: „Die Rach hat wirklich den Teufel im Leibe. Daß mich ein Weib aus dem Gleichgewicht bringen könnte, hätte ich nie für möglich gehalten. Ich wollte eine Kokette in der

Nähe studiren, ihr alle ihre Künste und Kniffe ablauschen und auf dem Wege der Reflexion deren Wirkung auf den Mann feststellen.

Aus dem kühlen Studium ist nichts geworden, aber am eigenen Leibe hab' ich ihre Kunst gespürt. Am zweiten Tage unserer gemeinschaftlichen Reise war ich verliebt in sie wie ein Sekundaner, und wenn sie es verlangt, hätte, so hätte ich ohne Bedenken dem Teufel meine Seele verschrieben, — ich, der ich so lange ihre Lockungen belächelt und ihren Flirt verschmäht hatte. Wunderbar! Es muß wohl ein psychisches Fluidum geben, das erst bei ganz engem Zusammenleben von Einem auf das Andere überströmt und das Blut in Wallung bringt, das bei entfernterem Verkehr ruhig seine Bahnen floß.

Auffallend ist mir, wenn ich jetzt daran zurückdenke, nur das Eine, daß sie mich nicht zappeln ließ, wie hier die Andern alle, mit denen sie doch jedesmal erst spielte wie die Katze mit der Maus, bevor sie sie zu erhören geruhte. Ich hatte sie zwar von dem plötzlichen Auflodern der Flamme in mir nichts merken lassen, aber ich näherte mich ihr doch am zweiten Tage mit verständlicher Werbung, und sofort lag sie in meinen Armen.

Wir verlebten eine Woche voll wilder Seligkeit in einem ganz weltfernen Harzdorfe. Das Idyll kommt mir heute in der Erinnerung vor, als wäre ich Adam im Paradiese gewesen, nachdem er vom Baume der Erkenntniß genascht und den in ihm schlummernden wonnevollen Trieb entdeckt hatte.

Nach Verlauf dieser Woche war die Glut in mir gekühlt, mein Blut floß wieder ruhig, und ich hätte die Geliebte auf der Stelle verlassen können, ohne noch ein Sehnen nach ihr zu spüren. Aber ich blieb aus zwei Gründen. Einmal sollte sie mir ja zu dem Bilde der Kirke sitzen, das mir jetzt mit greifbarer Lebendigkeit vor der Seele stand — dann aber empfand ich auch ein gewisses Mitleid mit ihr, die mit weicher Zärtlichkeit an mir hing und mir ergeben war wie ein folgsames Kind.

Ich blieb also, ließ mich weiter lieben und begann zu malen. Als aber die Gestalt der Kirke vollendet war, hielt ich es doch an der Zeit, die Fessel zu zerreißen, die mir mit jedem Tage schmachvoller erschien. Ich benutzte die nächste Gelegenheit, um mich zu befreien. Während Leontine ein Bad nahm, rollte ich das Bild zusammen, verpackte es sorgfältig in einen Karton und fuhr auf einem einspännigen Bauernwagen, den ich im Dorfe requirirt hatte, davon.

Glücklich entkam ich zur Bahnstation, fuhr in einer Tour nach Kopenhagen und verbarg mich in einem ebenso weltfernen dänischen Stranddorfe, um mein Selbstportrait neben die Kirke zu malen und das Bild zu vollenden. Sie hat meine Spur nicht gefunden, und so bin ich jetzt hier."

Otto Leander sagte das so ruhig, als wäre er von einer gleichgiltigen

Geschäftsreise zurückgekehrt und berichtete mir: „Mein Geschäft ist erledigt, ich bin wieder da."

Mit stummem Staunen betrachtete ich den seltsamen Menschen, den ersten und einzigen, der in den Armen dieser berückenden Frau gelegen und von ihr nicht zu seiner Verzweiflung verabschiedet worden war, sondern selbst sie weggeworfen hatte wie ein verbrauchtes Spielzeug, dessen er überdrüssig geworden. Sie war ihm von Anfang an nur Mittel zum Zweck gewesen, und wenn er auch einen Augenblick der Zaubermacht ihres Liebreizes erlegen war, so hatte er doch gleich die Herrschaft über sich selbst wiedererlangt und war auch im Liebesrausch nie zum Sklaven geworden, sondern immer Herr geblieben. Was Wunder, daß vor dieser Herrennatur selbst die übermütige, sieggewohnte Leontine im Staube gelegen!

Eben wollte ich ihn fragen, wie er sich zu verhalten gedenke, wenn er ihr zum ersten Male wieder begegnen würde, da wurde die Tür aufgerissen, der Diener, der mit seiner Person den Eingang decken wollte, bei Seite geschleudert, und herein stürzte eine weibliche Gestalt, in der man erst bei genauerem Hinsehen die Baronin von Rach erkennen konnte.

Sie war in einer unglaublichen Verfassung. Ihre sonst geradezu mit künstlerischem Raffinement gewählte Toilette war völlig vernachlässigt; ihre vordem wundervoll gerundeten Wangen, deren unvergleichliches Kolorit sprichwörtlich gewesen, zeigten sich bleich und hohl wie nach einer schweren Krankheit, und aus den unsteten Augen lohte eine verzehrende Glut, die mich bis ins Innerste erschreckte.

„Otto!!!" Nur das eine Wort kam von den blutlosen Lippen der Frau, aber es drang mir durch Mark und Bein. Es klang wie der Schmerzensschrei eines zu Tode getroffenen Wesens; und wie ein solches sank sie auch auf eine Ottomane nieder, mit beiden Händen sich tief in den dieselbe bedeckenden orientalischen Teppich krallend, als müßte sie einen Halt suchen für ihren im Fieber bebenden Leib.

Otto Leander stand hochaufgerichtet mit kaltem Gesicht neben ihr. Auch ihn hatte wohl im ersten Augenblick ein jäher Schreck durchzuckt, aber er hatte sich rasch wieder gefaßt und sagte jetzt mit eisiger Stimme: „Gnädige Frau scheinen krank zu sein. Mein Diener mag eine Droschke herbeiholen."

Solche Herzlosigkeit hatte ich ihm nicht zugetraut. Sie empörte mich damals schier bis zum Haß gegen ihn. Jetzt freilich muß ich bei ruhiger Überlegung sagen, daß sein Verhalten die notwendige Konsequenz seines nach kurzem Rausche gegen das unwürdige Weib gefaßten tiefen Widerwillens war.

Seine schneidende Kälte wirkte auf das in konvulsivischen Zuckungen sich windende Weib wie ein Peitschenhieb. Jäh auf sprang Leontine von

Nach, und mit einem Male ward ihre Haltung fest und ihr Blick ruhig und starr.

„In Deiner Brust schlägt kein menschliches Herz, Otto," begann sie mit heiserer Stimme zu reden, „sonst könntest Du so nicht zu mir sprechen, die Dich liebt, wie Dich nie wieder ein Weib lieben wird."

Die gährende Leidenschaft, die man ihrer Stimme anhörte, berührte ihn nicht. Kalt erwiderte er: „Ein Mensch bin ich, Madame, und nichts Menschliches ist mir fremd; das beweisen die Tage, die ich in Ihren Armen verlebt habe. Doch ich kann noch mehr von mir sagen: Ich bin in Ihrer Nähe ein Mensch geblieben; ich hab' mich nicht zu Ihrem Sklaven machen, mich nicht durch Ihren Zauber in ein grunzend Borstentier wandeln lassen. Schauen Sie her," — und er rückte die Staffelei, auf der das Bild stand, ihr vor Augen, — „das ist das Bild Ihres ureigensten Wesens, der Typus des nichtsnutzigen Weibes, wie ihn der alte Homer schon mit seinem Seherblicke erkannt hatte. Die Heerdenmenschen umkriechen solch' eine Schöne und lassen sich willig von ihr in Schweine verwandeln, bis ein Odysseus kommt und ihr den Meister zeigt. Ihr Odysseus bin ich, Madame, und da werden Sie wohl selbst einsehen, daß Ihre Rolle bei mir ausgespielt ist."

Die letzten Worte waren von einer drastischen, nach der Tür weisenden Geste begleitet, die mich arg verstimmte. Der Freund erschien mir in diesem Augenblicke geradezu brutal, und jede Faser in mir drängte dazu, für die mißhandelte Frau Partei zu nehmen. Erst viel später — nach vielen Jahren — habe ich einsehen gelernt, daß meine Stimmung eitel Schwäche, daß er der gesund Empfindende von uns Beiden war.

Leontine hatte ihn mit starrem Entsetzen angehört; ihre Augen waren gläsern, ihre Wangen leichenfahl geworden; bei dem grausamen Schluß schreckte sie wieder empor wie unter einem Geißelhiebe. Einen Augenblick hing ihr Blick an seinen Lippen, die mit schneidender Schärfe den rauhen Befehl hervorgestoßen; sie brauchte offenbar Zeit, um das Unglaubliche zu fassen. Dann, als seine Hand noch immer nach der Tür weisend ausgestreckt blieb, loderte es wie jäh ausbrechender Irrsinn in ihren Augen auf; ein unartikulirter Schrei, so wild, wie ich ihn nie wieder aus menschlicher Kehle vernommen, gellte durch den Raum, und einem nach seiner Beute springenden Panther vergleichbar, schnellte die schlanke Frauengestalt auf den Gegner los. Krallend umfaßten die feinen Finger ihrer Rechten seine Gurgel, bohrten sich mit schier übermenschlicher Kraft in das Fleisch des Halses ein und ließen sich von den zupackenden beiden Händen des Gewürgten, der keinen Laut von sich geben konnte, nicht entfernen.

Ich sprang hinzu; es entspann sich ein wildes Ringen, aber Minuten vergingen, ehe ich des krampfhaft festgekrallten Weibes Herr werden konnte, und als es mir endlich gelang, den mörderischen Griff mit

Gewalt zu lösen, da war es schon zu spät. Steif lag der Körper Otto Leanders auf der Ottomane, und als der Diener, den ich sofort nach einem Arzt gepreścht, mit diesem zurückkam, erhielt ich die Gewißheit, daß der Freund nicht mehr zu retten war. Die Hand des Weibes hatte mit Riesengewalt die Schlagader zusammengepreßt und dadurch das blühende Leben auf der Stelle erstickt.

Leontine war nicht in Ohnmacht gesunken. Stumm und finster, aber sichtlich bei vollem Bewußtsein, war sie neben ihrem Opfer auf dem Fußboden liegen geblieben. Als der Polizeikommissar nach einer halben Stunde erschien, war auch sie bereits eine Leiche. Sie hatte ein schnell wirkendes Gift bei sich gehabt und damit ihrem elenden, fluchbeladenen Leben selbst ein Ende gemacht.

Das ist die Geschichte dieses Bildes.





Talmud und Urchristentum.

Von

Bernard Fischer.

— Leipzig. —

(Schluß.)

IV.

Für den Jugendunterricht wurde seit frühester Zeit im Judentum viel getan. „Die Mitbewohner eines Hofes,“ so lautet das Gesetz in der Mischna, „können dem Kleinhandel wehren, unter der Angabe, sie könnten nicht schlafen wegen des Ein- und Auslaufens der kleinen Kinder, welche in jenem Laden ihr Spiel- und Zuckerzeug kauften; wenn es aber ein Lehrer ist, der in diesem Hofe seine Lehrschule hat, das können die Hofbewohner nicht verwehren.“ Denn, wie in der Gemara der Grund angegeben ist, seit den Zeiten Josua ben Gamala, also 69 n. Chr., ist die Schule obligatorisch und Gemeindesache geworden. Die Gemeinde war verpflichtet, dem Lehrer einen Gehilfen zu stellen, falls die Schülerzahl fünfzig übersteigt, und bei Erreichung der Zahl fünfzig sogar zwei Lehrer anzustellen. Ebenso war sie verpflichtet, den Schulweg in Stand zu halten und dafür zu sorgen, daß dem zur Schule gehenden Kinde kein Schaden zugefügt werde. Aber auch dem Kinde waren Verpflichtungen auferlegt, und mit dem „sechsten Jahre“, heißt es im T., „lege ihm das Joch auf,“ d. h. lehre es tun, was es auch nicht gerne tut, zeige ihm, daß Pflichterfüllung über Lust steht, ein Erziehungsprincip, das freilich unserer heutigen Pädagogik wenig entspricht, welche es dem Schüler möglichst leicht und angenehm zu machen sucht. Eligat, cui placet. —

Das gegenseitige Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler war ein sehr zartes. Dem Lehrer wird Liebe zum Schüler und mögliche Schonung desselben empfohlen, keinesfalls soll er ihn mit einem harten Gegenstande, sondern nur mit der Rute schlagen, wogegen dem Schüler gesagt ist, „es

sei die Ehrfurcht vor dem Lehrer, Kind, eine Ehrfurcht, die Du Gott schuldest;" wieder ein Lehr= und Erziehungsprincip, das unserem heutigen Princip der Fachlehrer wenig entspricht; denn wem soll der Schüler hier die hohe Verehrung zollen?

Ueber die Lehrfächer wird ebenfalls schon in der Mischna gesprochen: Mit sechs Jahren fange man mit dem Kinde den Mischna an, und im siebenten fange es an, die Gemara zu lernen. Bei diesem schnellen Fortgange muß es gar nicht wunderbar erscheinen, wenn Christus schon in frühester Jugend in irgend einer Alia einen schönen Vortrag hielt. Werden sich ja auch ältere Männer auf die Zeit zu erinnern wissen, wo ein Schüler von zwölf bis dreizehn Jahren bei drei= bis vierhundert Folien Talmud auswendig konnte.

Aber auch seitens der Eltern wurden die größten Opfer gebracht für den Unterricht der Kinder. „Von dem einen Neujahrstag," heißt es im T., „bis auf den anderen wird im Himmel über den Bedarf des Menschen bestimmt, ausgenommen davon aber ist die Ausgabe für Kindesunterricht und Sabbathehrung". Nicht ohne inneren Zusammenhang werden hier diese beiden Rubrikausgaben zusammengestellt. Denn die Sabbathehrung stand in innigster Beziehung zum patriarchalischen Leben, das wieder unzertrennlich von dem Jugendunterricht ist. Bei der konservativen Natur des frommen Judentums hielt der Segen dieses patriarchalischen Haushaltes, dieser Hingebung des Kindes an den Wunsch und Willen der Eltern, lange nach; und noch in der ersten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts wäre die Unzufriedenheit der Eltern mit dem Fortgange im Schulunterricht als genügende Strafe angesehen worden, und wehe, wenn die Unzufriedenheit dahin kommen sollte, daß die Eltern das Kind ungesegnet ließen, welches zum Empfange dieses Segens am Sabbath den Kopf hingehalten hatte.

Drei Jahre alt, ging man in die Schule, spielte auf der Erde sitzend mit den anderen Kindern, bis man vom „M'lammed" (dem Kinderlehrer) aufgerufen wurde, das Alphabeth, das jener gewöhnlich auf den Knien liegen hatte, herunterleierte, um gleich wieder sich auf die Erde zu setzen und mit den Kindern weiter zu spielen. Als sähe ich ihn noch, säße er noch vor mir, mein geliebter Aleph=Beth=M'lammed auf dem ledergepolsterten Lehnstuhl, das Aleph=Beth auf den Knieen und den Fliegenklatscher in der Hand, mit welchem ich öfter einen sanften „Klatsch" bekommen habe, weil ich die Augen mehr oben als im Alphabet hatte, um zu sehen, ob der Engel die gefärbten Zuckerplätzchen schon herunterwirft, und weil ich den „lieben Engel" einmal doch gern kennen gelernt hätte.

Buchstabiren und geläufig lesen lernte man erst in der Bibel, mit welcher der Unterricht bald begann, sowie man erst da einige Begriffe von Grammatik bekam, wo man Bibel=Commentare in originali zu lesen angefangen. Dem in der Mischna entworfenen Lehrplane gemäß las man im sechsten Jahre die Mischna und im Jahre herum die G'mara. Bald entschied

es sich, ob man bei der G. bleibe, oder ob man sich mit Hebräisch und Bibelkenntniß zu begnügen habe; denn auch so viel im dreizehnten Jahre nicht zu können, galt als Unglück für die ganze Familie.

Rabbinatsdressuren und Rabbinerfabriken, sog. Rabbinatsseminare und talm. Hochschulen, gab es damals noch nicht. Die Karriere war: man war guter Talmudist, heiratete die Tochter eines reichen Handelsmannes, übernahm nach dessen Ableben das Geschäft, machte Bankrott, worauf man Wanderprediger wurde, als welcher man an einer kleineren Gemeinde als Rabbi kleben blieb, oder den Ruf als solcher an eine große Gemeinde erhielt. Auch Konkurrenz-Ausschreibungen und Vorlegung von Gemeinde-Zeugnissen kannte man damals noch nicht; eine jede Gemeinde hatte Männer genug, dem zukünftigen Rabbi „auf den Zahn zu fühlen", sein Wissen nämlich zu beurteilen, und diese Männer, mochten sie noch so arm sein, die auch späterhin die Corona des Rabbis blieben, waren entscheidend bei der Wahl; der Plebejer, Am-ha-Arez, wie man ihn nannte, hatte nichts zu sagen, mußte froh sein, wenn man Geld von ihm nahm, und mochte er auch bis über die Ohren im Golde stecken.

Ein guter Talmudist aber wurde man erst auf der J'schiva, wo privatim auch andere Wissenschaften betrieben wurden, und wohin aufgenommen zu werden von einem Examen abhing. Das Examen bestand darin, daß das Oberhaupt der J'schiva dem jungen Kandidaten irgend eine noch nicht gelesene T.-Stelle aufgab, die er nach einigen Stunden nebst Raschi (dem Haupt-Kommentar), Glossar und weiteren Super-Kommentaren vorzulesen hatte. Von diesem Examen hing es ab, ob man Bucher ist, d. h. befugt, die Vorlesungen zu besuchen, ob man gar Chazar-Bucher ist, d. h. schon mit den ihm untergebenen kleineren Bucherim das Vorgetragene zu wiederholen und für die künftige Vorlesung vorzubereiten, oder der Kandidat wird ganz und gar nicht zulassungsfähig befunden.

Ein Bild von der J'schiva selbst kann der freundliche Leser sich am besten machen, wenn er in Reisebeschreibungen gelesen oder gar persönlich eine orientalische, speciell arabische Universität kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Hier streckt sich der Eine der ganzen Länge nach auf der Bank, dort schläft ein Anderer fest, und noch ein Anderer kocht sich seinen Kaffee; Alles, als wäre man hier zu Hause. Aus den einzelnen Hörsälen vernimmt man verschiedene Sprecher, in dem einen Hörsaale wird über Poesie, über Religion in dem anderen Hörsaal gesprochen, auch Medicin und Jura, Philosophie und andere Wissenschaften werden im Dispute besprochen, so daß man den Vortragenden von dem Hörer schwer zu unterscheiden weiß, denn der arabische Musensohn betrachtet die Universität als sein Wohnhaus, so wie der Universitätslehrer dem Hörer unumschränkte Freiheit des Einwandes und des Disputirens gewährt.

Annähernd diesem Bilde haben wir die „Schiur-Stube", d. h. den Vortragssaal und den Schiur, den Vortrag im T., also das ganze J'schiva-

wesen zu denken. Ob, wie bei dem J'schiva-Bucher, auch bei dem arabischen Jünger der Wissenschaft die Scabies in Mode steht, weiß ich nicht zu sagen. Der tiefe Talmuddenker kratzte sich sehr oft und tat der Scabies ihre Freude an. Mein sel. Vater, als er mich auf die J'schiva brachte, sagte mir zwar, man könne tief nachdenken, ohne sich dabei zu kratzen, könne ein ganz guter Bucher sein, auch ohne Krätze zu haben, aber . . . Auch an Vergnügungen fehlte es nicht; und zwar machte man im Sommer einen Schnorr-Ausflug, wobei ein „Schnorrbriefchen" vom Rabbi die besten Dienste leistete, während die Winterfreude im Kartoffelnbraten bestand.

Diese und andere Unarten gehörten der J'schiva und ihren Jüngern an, wie etwa unseren heutigen Musensöhnen die Verspätung beim „Stehseidel", die Mensur und vieles Andere eigen ist. Wie aber dieses wilde Ausflattern der Jugend förderlich ist für die geistige Frische und den geistigen Aufschwung des Studirenden, so war das J'schivaleben bei all seinen Ungezogenheiten und Unarten doch ein segenreiches, und ist ein zwölfjähriger Knabe tiefer in den Geist des T. eingedrungen, als — venia sit verbo — unser moderner, ästhetischer Rabbinismus.

Kommt einem ja im Leben so Vieles zu, und wird der freundliche Leser sich darein ergeben, wenn wir mitsammen ein „Stückchen G'mara lernen", zumal ich hoffen darf, es würden sogar die verehrten Leserinnen Interesse an dieser G'mara finden.

Die G'mara ist zu lesen fol. 102b in Kekuboth, über welchen Traktat gelesen wurde, als ich auf der J'schiva war 1836. Ich erfreuete mich damals der Auszeichnung, vom Rabbi auserſehen zu sein zum Korrepetitor seines zwölfjährigen Söhnleins, Mosche mit Namen, oder, wie man liebkosend ihn nannte, Moschele. Vor Beginn der Vorlesung fragte mich der R., wie weit ich in dem Präpariren gekommen sei, worauf ich etwa 10 Zeilen zeigte mit der Entschuldigung, Moschele habe mich mit Fragen derart aufgehalten, daß ich nicht weiter kam. Das ließ sich der R. schon gefallen und begann vorzulesen:

„Wenn der Ehemann bei der Ehescheidung die Verpflegung ihrer (des zu scheidenden Eheweibes) Tochter übernommen, hat er nicht das Recht, zu fordern, daß die Tochter bei ihm wohne, sondern ist verpflichtet, ihr die Beköstigung im mütterlichen Hause zu geben." Soweit die Mischna, deren Spruch als positives, unbestreitbares Recht gilt. Auf Grund dieses Gesetzes stellt in der G. ein Amora die These auf: „Die Tochter gehört zur Mutter." Der Opponent hingegen fragt ihn: „Woher hast Du erwiesen, daß die Mischna von einem erwachsenen Mädchen spricht, vielleicht spricht sie von einem kleinen Mädchen, und der Grund, warum es im mütterlichen Hause zu verbleiben hat, ist der, wie wir in der Boraïtha lesen?" Moschele fragt nun: „Wo war hier noch die Rede von einem erwachsenen Mädchen, und wie weiß der Opponent, daß der Thesenaufsteller nur ein solches meint?"

Darauf der R.: „Was hat Dir der Bucher für eine Antwort gegeben?"

M.: „Es handelt sich hier um m'schum Z'nus, was nur bei einem erwachsenen Mädchen stattfindet," d. h. die These geht nur dahin, weil unter Aufsicht der Mutter die Tochter vor sittlichen Ausschreitungen mehr gewahrt ist, als unter Aufsicht des Vaters. „Da aber bei einem kleinen Mädchen derartige Ausschreitungen nicht zu besorgen sind, fällt die These ganz und gar bei der Annahme, es handle die Mischna von einem solchen Kinde." Ich sah nun den Rabbi neugierig an, sah ihn befriedigt den Kopf schütteln, was mich sehr stolz machte; und stolz schritt ich der Ofenröhre zu, um zu sehen, ob meine Kartoffeln schon gebraten seien. Der Rabbi las nun weiter: „Vielleicht handelt die Mischna von einem kleinen Mädchen, und der Grund (warum dieselbe bei der Mutter zu verbleiben hat) ist eines Ereignisses wegen, über welches die Boraïtha berichtet: „Es trug sich einst zu, daß man den kleinen Knaben nach Ableben des Vaters an die Erben desselben auslieferte, welche jenen (weil sie die Erbschaft an sich ziehen wollten) am Vorabend zum Osterfeste (am Erew-Pessach) abschlachteten." Soweit die Boraïtha, welche die Hinfälligkeit der These zu beweisen sucht und sie auch zu Falle bringt.

M.: „Der Opponent gesteht ja, daß, wenn die Mischna von einem erwachsenen Mädchen handelt, die These eine richtige sei; warum? Kann denn ein erwachsenes Mädchen nicht getötet werden?" Der R.: „Was hat Dir der Bucher gesagt?" M.: „Der Bucher hat gesagt, ein großes Mädchen läßt sich nicht abschlachten." Der R. schüttelte unzufrieden das Haupt, was ich auch voraus geahnt hatte. M.: „Wir haben ja gelernt, nur die Heiden stehen im Verdachte der Blutschande und der Bluttat; wird man aber einen Juden des Mordes verdächtig finden?" Wieder fragte der R. nach meiner Antwort, und wieder schien er mit derselben, es sei doch einmal vorgekommen, nicht zufrieden. Zu meiner Rechtfertigung sagte ich: „Auch mir schienen die beiden letzten Antworten eine D'chija b'Kasch (eine Abwehr mit einem Strohhalme gegen den Angriff mit Speer und Lanze), aber ich wußte mir nicht anders zu helfen; hat der Rabbi eine bessere Antwort, dann höre ich sie gerne." Der R. schien sie aber auch nicht zu haben.

Moschele bekommt Kourage und fragt weiter: „Wenn es nur einmal vorgekommen ist, warum wurde deswegen eine Verordnung getroffen, wie es nach talmudischer Satzung nur bei häufigem Vorkommen zu geschehen pflegt?" Es kam nun zum Dispute, ob das Mischna-Gesetz als Verordnung zu betrachten sei. Doch wurde der Disput von M. unterbrochen, dem seine Frage auf dem Herzen lag, und er fragt weiter: „Die These ist gestellt, wenn das Kind ein Mädchen ist, die Boraïta handelt, wo das Kind ein Knabe war. Kann nun der Opponent die Boraïta entgegenstellen der These, die möglicherweise nur darum das Verbleiben des Kindes bei der Mutter behauptet, weil es ein Mädchen ist, beim Knaben dagegen der Boraïta beipflichtet, daß er beim Vater, resp. den Erben desselben verbleibt? Ferner: In der Mischna heißt's ja: ihre Tochter, d. h. die sie in die zu

scheidende Ehe mitgebracht hat, dann ist der Vater ja nicht Erbe, und warum sollte ich ihn des Mordes verdächtigen, von dem er keinen Nutzen hat?" So die Fragen meines damals zwölf Jahre alten Schülers.

Ich erlaube mir nun die Frage an den freundlichen Leser und die verehrte Leserin: Hat Moschele nicht Recht?

Am anderen Tage gingen wir die G. noch einmal durch, wurden aber nicht klüger aus ihr, als wir es in der gestrigen Vorlesung geworden, und es war kein Zweifel bei mir, daß hier ein Schreib- oder Druckfehler vorliegt.

Da war's gegen Anfang der neunziger Jahre, wo die Frage nach Bestehen eines „rituellen Mordes" wieder aufgewärmt und besonders auf diese G. hingewiesen wurde, weil es da heißt: „Sie schlachteten ihn am Erew-Pessach (am Vorabend des Osterfestes)," also des benötigten Blutes wegen. Es wurde damals viel über den Gegenstand gesprochen und geschrieben, was Alles aber dahin hinaus ging, es sei hier die Rede von einem Morde, was ich aber unmöglich begreifen konnte, weil es durchaus nicht im Ideengange liegt. Dieser ist folgender:

Der Wortlaut des Vertrages spricht zu Gunsten des Mannes, da es da nicht heißt, er habe die Beköstigung, sondern die „Versorgung" übernommen, zu welcher Versorgung auch diejenige des Wohnens gehört. Wenn daher nichtsdestoweniger das Gesetz dahin geht, es sei die Wohnung davon ausgenommen, so muß das Verbleiben der Tochter bei der Mutter als etwas Selbstverständliches und nach bereits bekanntem Gesetze Bestimmtes angesehen werden. Diese Bestimmung kann darauf beruhen: a) weil das in Frage stehende Kind weiblichen Geschlechtes ist, und würde es umgekehrt dem Vater verbleiben, wenn es ein Knabe wäre. Dieser geschlechtliche Grund ist bei dem vorliegenden Falle ausgeschlossen, weil es ihre Tochter ist und ihr auch verbleiben müßte, falls es ein Sohn wäre; b) kann der Grund sein, weil es ein erwachsenes Mädchen ist, das gegen sittliche Ausschreitung unter Aufsicht der Mutter mehr gewahrt ist, als unter der des Mannes, endlich c) ist bei der Feststellung des Gesetzes Rücksicht auf die Gesundheit und Erhaltung des Kindes genommen, und fragt es sich nicht darnach, welchen Geschlechtes, sondern welchen Alters das Kind ist, das bei der Mutter zu verbleiben hat, so lange nach seinem Alter ein vergebliches Sehnen nach ihr nachteilig werden könnte.

Von einem solchen Falle handelt die vom Opponenten der These entgegengestellte Boraita, in welcher der Fall erzählt ist, wo das Kind aus Sehnsucht nach der Mutter hingesiecht ist.

Nun sage mir der beste Hebraist, wie er das „Hinsiechen aus Sehnsucht, aus Unmut" richtiger, kürzer und zugleich deutlicher auszudrücken vermag, als durch „sch'chuto ha-zaaph", das Verb Schcht in der Bedeutung des Hinsiechens, vgl. IV. B. M. XIV. 16, und des Nomens ZaAPh von dem Verb Zu A Ph, unmutig sein, wie es im 1. Buche XL. 6. gebraucht ist. Und so war es auch in der Boraita, nur daß die

zwei Worte eng aneinander geschrieben waren und der Abschreiber den Buchstaben Sain (=Z) für das ihm typisch ganz ähnliche Waw hielt. So las er Sch'chotuhu, d. h. sie schlachteten ihn (den Knaben). Nun blieben aber noch die Buchstaben Ain (E) Ph (zu Anfang wie P gelesen) übrig, und der Scharfsinn des Abschreibers brachte es heraus, daß dies die Abbreviatur von Erev-Pessach (Vorabend zum Passahfeste) sei, welchen großen Gedanken, damit er ja nicht verloren gehe, er sogleich auch niederschreibt, indem er die aufgelöste Abbreviatur hineinkorrigirt.

Auch zu Wilna in Rußland, und zwar in einer daselbst seit dem Jahre 1890 erscheinenden Talmudausgabe, sah man sich zur Korrektur genötigt und fühlte sich auch zur Ausführung derselben berufen. Hier machte man aber kurzen Proceß. Lag doch die ganze Anklage in dem Worte Pesach, indem man annahm, man habe den Jungen des zum Passah-Feste benötigten Blutes wegen geschlachtet. Nun ließ man das Wort Pesach ganz und gar weg und setzte dafür das Wort haj-Jom. Nach dieser Wilnaer Ausgabe übersetzt weiter ein deutscher Rabbiner, der sich ebenfalls zu einer zu Frankfurt a. M. erscheinenden Uebersetzung dieses Traktats berufen fühlte: „und sie schlachteten ihn noch am Abende desselben Tages". — Aber abgeschlachtet muß der arme Junge werden, obschon im ganzen Ideengange keine Spur von einem Morde oder eine Ansichziehung des Erbnachlasses durch Ermordung des Erben zu entdecken ist.

Uebrigens habe ich bei Beleuchtung dieser Talmudstelle etwas länger, vielleicht gar bis zur Ermüdung des freundlichen Lesers verweilt, weil es mir darum zu tun war, den Wert des Talmuds zu zeigen, und wie er leider durch Unwissenheit entstellt worden ist.

III.

Die Schlacht bei Gaugamela war geschlagen, der Cydnus überschritten, und erstanden war das große Weltreich. Wie es aber vor ihm war, nach ihm war und stets sein wird, zerstob vor dem Sturme der Zeit und erbleichte unter des Todes kalter Hand der Lorbeer, der die Schläfe zierte des über den Schauplatz der Geschichte dahinschreitenden Helden. Der große Macedonier starb, und nach seinem Tode zerfiel das Weltenreich und verfiel in namenloser Stille.

Sinnig aber deuten die Talmudlehrer an, wie sehr das Geistige geeignet sei, die Materie zu überdauern, und wie wenig das Große völlig untergehen kann, indem sie von den „in der Luft flatternden Buchstaben" erzählen, welche, wie sie bemerken, dahin, in weite Luft gelangt sind, nachdem Moses die zwei steinernen Tafeln am Fuße des Berges zerbrochen hatte; der Geist, der Gedanke, die Göttlichkeit, die jene Tafeln enthielten, sie flogen hin, um Eigentum der ganzen Kulturwelt zu werden.

So flog der Name des Begründers von jenem Weltenreiche hin, um eine neue Gedankenwelt, ein neues Weltreich zu gründen; Alexandria war

es, die nach ihrem Begründer genannte Stadt, woselbst die Platonische Philosophie, unter dem Namen „Neuplatonismus“, neu erstand und das Christentum seinen Anfang nimmt.

Daselbst, zu Alexandria, lebte ein Jude Namens Jdidjah, was griechisch Philo bedeutet, unter welchem Namen er auch weiter, als Begründer des Neuplatonismus, bekannt ist. Er lebte zur Zeit, wo in Palästina eifrig der Midrasch betrieben wurde, welche Methode der Schriftauslegung auch er eifrig betrieb, mit dem Unterschiede nur, daß dort, in Palästina, die aramäische Sprache Umgangssprache war, in welcher Sprache auch der Midraschist seine Vorträge hielt, Philo dagegen zu Alexandria lebte, wo die griechische, die Sprache der Philosophie, die landläufige war, in welcher er auch seinen Midrasch niederschrieb. Ein weiterer und auch wesentlicher Unterschied lag darin, daß die palästinensischen Schriftausleger nur Laien auf dem Gebiete der Philosophie waren und sporadisch etwas von derselben wußten, was sie in diesen oder jenen Bibelvers hineindrängten, wie in der Tat der Midrasch nur als Sammelwerk anzusehen ist, viel später erst, und zwar zur Zeit, als der Kirchenfürst Hieronymus seine lateinische Bibelübersetzung (Vulgata 425 n. Ch.) vollendete, einheitlich zusammengestellt wurde, während Philo die philosophischen Studien systematisch betrieb und schon bei seiner Lebzeit eine drei Bücher „über die Schöpfungsgeschichte“, über das Ceremonialgesetz und über den Logos einheitlich zusammengestellt hat, die Systeme der damals am Horizonte der Spekulationen stehenden Philosophen in originali studirt hatte und genau kannte.

Welches dieser Systeme nähert sich am meisten der midraschartigen Spekulation, wie sie ihm, dem Philo, als Vorbild galt? Welches derselben läßt dem Gottesgedanken, wie er ihm aus dem Fünfbuche Mosis und seiner frühesten jüdischen Jugend entgegenleuchtete, mehr Spielraum, um eine innere Verschmelzung des Gemütes und des Geistes herbeizuführen? Welches sonst als das System Platos, das, wie die dem Midrasch zu Grunde liegende Gnostik, es nur mit Gedankendingen zu tun hat und daher am leichtesten vereinbar ist mit dem Gedanken an einen Gott, der über allem Körperlichen steht.

Moses und Plato, die Lieblinge seines Herzens, die sein ganzes Denken ausfüllten, sie mußten eins sein; und sie waren auch; denn sie dachten dasselbe und sagten dasselbe, nur daß Moses in orientalischer Bildersprache, Plato dagegen in griechischer Philosophen-Sprache spricht, Moses, als Begründer einer Religion, die Schöpfung der ganzen Welt, Plato dagegen nicht den ganzen Daseins-Komplex, sondern nur, wie die Philosophen seiner Zeit es wissen wollten, die Entstehung des Einzeldinges behandelt: daher Moses die Gesammtzahl der Ideen, aus welchen nach Plato das Einzelding entstanden, zusammenfaßt als Allvernunft, als Gott. Daß aber übrigens die Einzel-Idee schon in der Allvernunft lag, daß daher, längst vor Plato, Moses schon das Ideal als frühesten Ursprung des Dinges an-

erkannt und lehrt, das steht ausdrücklich in der Schrift: „In seinem ZeLeM schuf er (Gott) den Menschen". Wie haben wir das Wort „ZeLeM" zu verstehen? Etwa im gewöhnlichen Sinne von „Ebenbild"? Läßt sich denn von einem reingeistigen Wesen ein Bild machen, oder ist es nach mosaischem Gesetze gar zulässig, sich Gott in irgendwelchem Bilde immer vorzustellen? Es ist aber darunter zu verstehen: im Bilde, wie Gott sich den Menschen vorgestellt hat, wie Gott ihn bilden oder schaffen wollte, wie er in der Idee Gottes lag; also ganz die Platonische Idee; — eine Bedeutung des hebräischen Wortes ZeLeM, die ihm von der jüngeren Gnostik (der Kabbala) beigelegt wird und auch vollkommen begründet erscheint nach Psalmen 39, 7; 73, 20.

Wie wurde aber die Idee zur Materie? Antwort: Durch das Wort (griechisch Logos), und diese Logos-Lehre ist es, die das Wesen des Neuplatonismus ausmacht; das Ausfüllen der Kluft nämlich, die zwischen dem Idealismus und dem Materialismus von jeher lag und, wenn wir uns nicht zum Neuplatonismus bekennen, noch heute liegt.

Der Gedanke nämlich oder die Idee, ist nur da für denjenigen und gehört nur demjenigen, der ihn denkt, in welchem die Idee liegt; mit dem Worte tritt die Entäußerung ein, der Gedanke, oder die Idee, wird etwas durch die Sinne Wahrnehmbares, ist also Anfang der mittelst der Sinne wahrnehmbaren Materie; mit anderen Worten: Es liegt das Wort zwischen dem Gedanken und der Materie, was so viel heißt, es sei die Idee Gottes zur Welt geworden durch das Wort, durch den Logos, wie es in der Bibel heißt: „Gott sprach: es werde! und es ward."

„Die Ehrfurcht vor Deinem Lehrer sei dieselbe wie die Ehrfurcht vor Gott," woher es kommt, daß in Palästina, statt beim Leben Gottes, beim Leben des Lehrers geschworen wurde, und es auch begreiflich erscheint, daß Jochanon seinen Meister und Lehrer, den Nazaräer Jeschuah, hoch, etwa wie wir den Ausdruck für diese hohe Verehrung gebrauchen, göttlich verehrte. Derselbe Jochanon oder Johannes, wie er sonst im N. T. genannt ist, war Gnostiker durch und durch, wie dies aus seiner Apokalypse zu schließen ist. Als solcher kannte er wohl den Sinn des gnostischen Bildes: „es ragte der erste Mensch vom Himmel bis zur Erde," was vollkommen der biblischen Hochstellung des Menschen entspricht, indem sie den Menschen als von der Hand Gottes selbst geformt, ihn belebt mit dem Odem Gottes, ihn gleichsam von der Erde bis in den Himmel ragend, als zwischen Gott und dem ganzen mit seiner Erschaffung vollendeten Schöpfungswerke erscheinen läßt. Ebenso war ihm die gnostische Satzung bekannt: „der Tod des Frommen sei ein Sühnopfer für die Sünden des ganzen Zeitalters," und „die Welt sei der Erschaffung, und die Schöpfung der Erhaltung wert nur wegen der Frommen in ihr".

Zu den in dem Midrasch niedergelegten Sprüchen und Satzungen kamen noch viele andere ähnliche gnostische Gottes-, Lebens- und Weltan-

schauungen, welche Gemüt und Denkweise des Johannes urbar und empfänglich gemacht hatten für die Logoslehre des Philo. Welches Wunder nun, wenn derselbe den bis zur göttlichen Verehrung geliebten Lehrer und Gesinnungsgenossen, der einen so schmerzhaften, schimpflichen und ungerechten Tod erlitten hat, wenn er diesen als Sühnopfer erkennt für die Sünden des Zeitalters, als den ganzen Hohenpriester, der versöhnend zwischen Gott und der Menschheit steht, als den Menschen, der vom Himmel zur Erde ragte, als den Frommen, um dessentwillen sie der Erhaltung und der Schöpfung wert sind, als denjenigen, mit welchem die Schöpfung begann: als den Logos selbst?

Wir sagten, Johannes habe den Nazaräer als das Sühnopfer für die Sünden des Zeitalters angesehen; und das Zeitalter hatte wirklich seine Sünden, von denen jener Nazaräer es zu befreien suchte, und die nicht wenig beitrugen, daß die Lehre Philos und die Deutung des Johannes viele und dazu bedeutende Anhänger fanden.

Denn Herodes, der damalige König Jerusalems, brauchte Geld und wieder Geld und abermals Geld; er brauchte es zur Gunsterwerbung Roms durch Geschenke, brauchte es zur Blendung des Volkes mit kostspieligen Bauten und brauchte es überhaupt zur Führung eines glänzenden Hofstaates, um das Volk im Taumel des Genusses zu erhalten, damit es seine Edomitische Herkunft vergesse. Dazu war der Tempelberg und der auf ihm aufgeführte Prachtbau des Tempels gut; das war für den Goldsüchtigen und Goldbedürftigen eine reichliche Geldquelle. Die Krämer, die dort ihre heiligen Nippsachen mit den „Andenken an Jerusalem", ihre Tauben und sonstigen Opfertiere feil hatten, zahlten ihren Standort gut, noch besser bezahlten ihre Privilegien die sogenannten Schulchanot, Geldwechsler, etwa Banquiers, die dort ihre Wechselstuben hatten zum Austausch der Münzen aus aller Herren Länder, namentlich zum Austausch großer Goldmünzen (Darbonoth) der aus fernem Lande kommenden Wallfahrer in kleinere Scheidemünzen, wie sie im Gewichte eines „halben Schekels" mit Jerusalemitischer Prägung von jedem Zwanzigjährigen alljährlich als „heilige Steuer" im Heiligtume zu Jerusalem zu entrichten waren, und mehr noch trug dem Könige Geld ein der Handel mit den Würdenstellen im Heiligtume selbst. Davon weiß Josephus Flavius in seinen „Antiquitäten" zu berichten, und übereinstimmend mit diesen Berichten erzählen die Talmud-Autoren, es habe irgend eine Mutter Verlangen gehabt, daß ihr Sohn Hoherpriester werde, sie brachte dafür dem Könige einen Scheffel voll Goldes, und ihr Sohn wurde wirklich Hoherpriester. Solche Vergnügungen aber können sich nur reiche Leute leisten, die Pruschim (Pharisäer), in deren Besitz das Geld war, die dem Staate viel Geld eintrugen und die daher am Staatsruder saßen.

Ist aber ein Staat, in welchem die Geld-Aristokratie allein die Herrschaft führt, ein gesunder, lebensfähiger, und bedarf es der göttlichen Ein-

gebung erst, genügt nicht vielmehr ein gesunder Menschenverstand dazu, einem solchen Staate den baldigen Untergang zu verkünden? Ist es nicht schwere Versündigung eines Zeitalters, das die Geldmacht über die sittliche Kraft, über alle Wahrheit und Gerechtigkeit setzt, und bedarf es da nicht eines Sühnopfers, zu sühnen die Sünden einer so verkommenen Zeit?

Aber das Geld hat die Macht, vor der sich auch jener beugt, ja, leider beugen muß, der sie verachtet: und jene verruchte Macht ist es, die damals ihren Terrorismus ausübte. Wie gewaltig aber dieser Terrorismus war, sehen wir aus folgender Tatsache:

MJN, (Pluralis Minim) die Anfangsbuchstaben von Meinim Jeschua Nozri, ein Bekenner zu Jeschua, dem Nazaräer, war die Bezeichnung für denjenigen, welcher der Partei Christi angehörte, und in das dreimal täglich zu verrichtende „Achtzehngebet", ein Gebet, das achtzehn Benediktionen enthält, war eine solche eingeschaltet, in welcher Gott angerufen wird, die Minim zu vernichten. Das „Achtzehngebet" wurde bei öffentlichem Gottesdienste von einem der Andächtigen laut vorgetragen; und es bestand das Gesetz: Wenn der Vortragende in irgend welcher Benediktion sich geirrt, macht dies nichts, und man läßt ihn weiter vortragen, hat er aber in der gegen die Minim gerichteten Benediktion sich geirrt, „dann wird er sogleich vom Vorbeterpult entfernt", weil nämlich dem Verdachte dadurch Raum geben ist, derselbe sei von Herzen ein Min, weshalb er auch bei dem Gebete stocke, scheue sich aber nur, seine Gesinnung auszusprechen.

Verfasser dieser Benediktionen ist das damalige Synhedrial-Oberhaupt Gamliel II., welcher die Benediktion auf Veranlassung eines gewissen Bar-Kaphra, eines Wollhändlers, wie dessen Beschäftigung dort angegeben ist, anordnete. Wie kommt aber dieser gewöhnliche Mensch dazu, das Synhedrial-Oberhaupt zur Abfassung einer Gebetformel zu veranlassen? Aber als Wollhändler kam derselbe auf dem Dorfe herum, wo man munkelte und sich in's Ohr raunte, es sei das Synhedrial-Oberhaupt heimlich ein Min. Um daher dieses Gerücht gegen ihn zu unterdrücken, sah Gamliel zur Abfassung jener Benediktion sich veranlaßt.

Was heute noch äußerst selten vorkommt, daß im Oriente eine Frau in die Oeffentlichkeit tritt und sich in öffentlichen Handel einmischt, finden wir beim Eheweibe des Gamliel. Dieselbe, wird im Talmud erzählt, begiebt sich zum Rechtsgelehrten, der ohne Scheu sich als Anhänger Christi, als Min, bekennt, und fragt ihn, ob sie, als Frauensperson, gleich erbberechtigt sei, wie ihr Bruder? Dabei verehrt sie ihm einen silbernen Leuchter, worauf der Rechtsgelehrte aus dem Fünfbuche Mosis die Erbberechtigung derselben nachweist. In den nächsten Tagen veranlaßt sie ihren Bruder, sich mit derselben Frage zu demselben Rechtsgelehrten zu begeben und ihm einen weißen libyschen Esel zum Geschenke zu machen. Jetzt aber fiel die Antwort ganz anders aus; es wurde aus dem mosaischen Fünfbuche nachgewiesen, daß die Frau nicht erbberechtigt sei, worauf

diese, anspielend auf die Käuflichkeit einer Rechtsverdrehung der Juden-Christen sagte: Es kam der Esel und stürzte den Leuchter um."

Dieser Bruder des Eheweibes Gamliels ist kein Geringerer als Eliezer, Sohn des Hyrkanos, der einzige, welcher in der ganzen Talmud-Litteratur mit dem Epitheton ornans ha-Gadol, der Große, benannt ist. Derselbe ließ sich gerne von seiner Schwester zur Kompromittirung des juden-christlichen Rechtsgelehrten verleiten, um den auch auf ihm lastenden Verdacht, selbst Min zu sein, einigermaßen abzuschwächen und von sich zu lenken. Aber vergebens; und hier ist es, wo die jüdische Censur die Talmudstelle nicht verstanden, oder zu streichen vergessen hat.

Die Stelle findet sich im Traktate Joma Fol. 64 und lautet: Die Schüler fragten ihren Lehrer, den Eliezer Hyrkanos, wie verhält es sich mit der Seligkeit des N. N?" Sie wollten, sozusagen, auf den Busch schlagen, um zu sehen, ob ihr Lehrer wissen werde, was sie glauben, und ob er glaube, daß der Tod des Nazaräers ein ungerechter war und er daher, wie jeder andere gerechte Jude, der Seligkeit teilhaftig werde. Er aber, Eliezer, sucht der Beantwortung aus dem Wege zu gehen, indem er sagt: „Ihr fragt mich ja nur nach N. N.", das heißt, was soll ich wissen, wen Ihr meint, da Ihr doch nur nach einer nicht bekannten Person fragt. Weiter, deutlicher, wie auch etwas anzüglicher fragen sie: „Wie wird's, wenn er (der Ziegenbock, welcher am Versöhnungstage die Sünden des Volkes nach der Wüste zu bringen hatte,) erkrankt; darf er (der den Bock nach der Wüste zu bringen hat) ihn auf seiner Schulter reiten lassen (ihn tragen)?" Worauf Eliezer ebenso zweideutig wie abweisend und im Hinblick auf die Annahme, es sühne der Tod des Frommen die Sünden des Zeitalters, ihnen antwortet: „Er (der Sündenbock) ist stark genug, Euch und mich zugleich zu tragen." Drittens fragen sie ihn: „Wie ist es, ist ein Bankert erbberechtigt;' ist er leviratspflichtig (das heißt: ist er gebunden, die Wittwe seines kinderlos verstorbenen Bruders zu heiraten)?" Und weiter fragen sie ihn: „Ist sein Grab mit Kalk zu bestreichen (der Priester nämlich darf nicht über ein Grab schreiten, das man dieserwegen durch Ueberstreichung mit Kalk zu bezeichnen pflegte)?" Die beiden letzten Fragen läßt Eliezer unbeantwortet, deutet aber später auf seinem Totenbette die schuldige Antwort an, auf die wir weiterhin zurückkommen werden.

Derselbe E., von dem es in der Mischna heißt, daß, wenn alle Weisen Israels in der einen, er allein aber in der anderen Wagschale läge, er sie allesammt aufwöge, und über dessen Scharfsinn und Weisheit im Talmud so gar Vieles berichtet ist, derselbe E. wird späterhin in den Bann getan. Veranlassung dazu hatte die Meinungsverschiedenheit über eine wissenschaftliche Frage gegeben. Er, Rabbi Eliezer, führte wohl überzeugende Gründe in's Feld; er überzeugte seine Gegner, daß nach ihrer Meinung „der Fluß" rückwärts fließt (daß „der lebendige Quell" der h. S. hier jene Entwickelung zu nehmen aufhöre), daß der Baum (d. h. Lehre) aus der

Vernunft entwurzelt werde, daß die Zeitstimme (Bath-Kol) es so gebietet, wie er es auffaßt, daß endlich die Mauern des Lehrhauses zusammenstürzen (daß jede Forschung eine vergebliche, ja, unmögliche sei); Alles das beweist Rabbi Eliezer bis zu völliger Ueberzeugung und wird doch in den Bann getan.

Verbannt zieht nun E. aus Jerusalem und gründet zu Lydda eine eigene Schule. Von wo nahm er aber die Schüler her, da doch jeder Verkehr mit dem Verbannten streng untersagt ist? Und wie oft lesen wir nicht im Talmud: „Rabbi Eliezer lehrte zu Lydda"; er hatte also eine eigene Schule, hatte Schüler und Hörer, was doch bei dem in Bann Getanen unmöglich ist? —

Mit diesem Banne also war's nicht so ernst gemeint, vielmehr diente er nur zu dem Zwecke, Eliezer aus Jerusalem zu entfernen, damit er nicht mit seinem Schwager, dem Synhedrial-Oberhaupt, konspirire, weil sie Beide Anhänger von dem auf so ungerechte Weise hingerichteten Nazaräer waren, und man fürchtete einen großen Anhängerkreis und noch größere Gefahren für die Gegner, wenn diese zwei größten Männer ihrer Zeit, Eliezer und sein Schwager, das Synhedrial-Oberhaupt in Jerusalem selbst, neben einander wirkten.

Zu solchen Mitteln griff man, so heftig war der Parteikampf um den Nazaräer und die an demselben vollzogene Hinrichtung. Dieselbe wurde von den größten Männern jener Zeit als ungerecht erkannt, und der Hingerichtete galt, wie sonst nur frommen und erhabenen Männern, als „Sühnopfer für die Sünden ihres Zeitalters"; „der Nazaräische Eiferer für das Edle und Gute war ein erhabener Mensch", so lautete das Urteil über ihn im Munde Vieler, insbesondere jener zwei Männer, die zugleich Gesinnungsgenossen Jeschuas des Nazaräers waren; Eliezer nämlich, insofern als er der Hillelschule angehörte, Gamliel sogar als Urenkel jenes Hillels*), des babylonischen nämlich, welcher durch das Prosbol-Gesetz eine so wesentliche Erleichterung des mosaischen Erlaßgesetzes eingeführt, sie also Beide, wie jener, dem Zeitgeiste gerne Rechnung trugen und eine Erleichterung des Gesetzes anstrebten. Das gewöhnliche Landvolk aber? — Nun, das beugt sich willig unter dem auf ihm lastenden Terrorismus und folgt, teils blindlings, teils aber auch aus Interesse der Geldmacht, welche in Händen der Pruschim (Pharisäer) lag. Ueberdies galt, wie heute noch, die orthodoxe Partei der Pruschim als die fromme; und hat die Frömmigkeit das Eigentümliche an sich, daß Wenige gerne selbst fromm sind, die Wenigsten aber

---

*) Im II. B. seiner episcopi opera nennt Epiphanius einen Patriarchen Ἐλλήλ, der sich zur christlichen Lehre soll bekannt haben. Einen Patriarchen dieses Namens gab es aber nicht, sowie keiner derselben zu finden ist, der nur den Anlaß zu dieser Annahme gegeben hätte. Gamliel II. ist der Einzige, welcher einige Geneigtheit zu den Lehren Christi gezeigt, und ist der Name Ἐλλήλ zu emendiren durch Γαμλιήλ.

sich darauf verstehen, was eigentlich fromm heißt, daß daher der gewöhnliche Hause an Seite der Pharisäer stand.

Demnach läßt sich annehmen, es hätte unter Leitung so großer Männer, wie es Elieser und Gamliel II. waren, die Reform Christi sich Bahn gebrochen, wenn nicht die Jünger desselben selbst diese Bahn verrammelt hätten.

Der erste dieser Jünger war Mathjahu, Matthäus, wie er in den Evangelien genannt ist, indem er die Genealogie Christi gab, ihn zum Sprößling des David'schen Hauses und zum bereits gekommenen Messias machen wollte. Das konnten die Juden nicht vertragen; daß noch mit der Messiaszeit eine bessere Zeit für sie ankommen werde, diese Hoffnung ließen sie sich nicht rauben. Noch weniger fanden sie es mit ihrem Gottesglauben vereinbar, wenn späterhin Jünger Christus als Stellvertreter Gottes auf Erden, ihn sogar selbst zum Gotte zu machen suchten. Hier ist es also, wo die Opposition und der ganz unverdiente Haß gegen Christus selbst ihren Anfang nehmen.

Elieser Hyrkanos selbst, der größte Mann seiner Zeit und großer Verehrer Christi, befiehlt auf seinem Krankenbett, als er seinen baldigen Tod ahnte: „Haltet bereit den Stuhl für Hiskajah, den König Israels, der einst kommen wird; räumet aus dem Hause die Gefäße, welche der Verunreinigung unterworfen sind." Es sollen diese seine letzten Worte auch die noch seinen Schülern schuldige Antwort sein auf die dritte oben erwähnte Frage, ob er (Christus) erbberechtigt und leviratspflichtig sei, d. h., ob er als Sprößling des David'schen Hauses ein Erbrecht auf den Thron habe, und ob er das „verwaiste Haus" Israels, wie es Zweck der Leviratsehe ist, zu erbauen berufen sei; die jetzt erteilte Antwort lautet: Nein; die glückliche messianische Zeit, wie sie unter der Regierung des Königs Hiskijah, des Prototypes des Messias, einst war, soll für Israel erst kommen. Die vierte Frage endlich, ob man sein (Christi) Grab mit Kalk zu bestreichen hat, wird bejahend beantwortet; denn er war kein Gott, sondern nur Mensch, dessen Leichnam, wie der meinige, das Haus, in welchem er sich befindet, und daselbst befindliche Geräte verunreinigte.

Elieser Hyrkanos und sein Schwager Gamliel II. haben sonach Christus zwar als edlen und großen Mann verehrt, nicht aber als Messias oder gar als Gott, eine Meinung, die, nach dem Charakter und was wir sonst über sein Leben und Wirken wissen, zu schließen, auch die Meinung Christi war, dem es nie in den Sinn gekommen ist, als Messias oder als Gott gehalten zu werden. Aber nach dem Tode müssen auch große Männer sich Alles gefallen lassen; wird manches Wort ihnen in den Mund gelegt, wird mancher Gedanke ihnen in den Sinn geschoben, an die sie nie gedacht haben. —

Ja, es wurde sogar das Religions- und Lebensprinzip Christi als Hinderung der Ankunft des wahren Messias angesehen; und hier ist es,

wo wieder die christliche Censur die Stellen nicht verstanden oder sie zu streichen vergessen hat. Die Stellen befinden sich im Talmud-Traktate Synhedrin Fol. 97 ff., wo aber immer derselbe als „Ben-David" (Sohn Davids) benannt ist, anspielend darauf, daß man Christus als solchen bezeichnen will, und von denen hier nur einige angeführt seien: „Der Sohn Davids kommt nicht, als bis die Zeit da ist, wo man für den Kranken einen Fisch sucht, ohne daß er jedoch zu finden wäre." Eine satirische Anspielung auf Christus, welcher sich mit der Heilkunde beschäftigt hat und von den Kirchenvätern abbreviatim mit dem griechischen Worte ICHTHYS, was Fisch bedeutet, bezeichnet wird; nämlich Jesus Christus Theou Hyos Soter, Jesus Christus, der Sohn Gottes, der Erlöser. „Der Sohn Davids kommt nicht, bis aus dem Beutel der letzte Heller verschwunden ist." Nun heißt wohl talmudisch der letzte Heller, die kleinste Scheidemünze, Pruta, welches Wort zugleich an das griechische πρῶτος anklingt, was „der erste" bedeutet. Wie kann aber Christus als „erster" als Primogenitus bezeichnet werden, da er doch nicht auf gewöhnlichem Wege durch Oeffnung des Mutterleibes geboren ist? Nach dem talmud. Gesetz aber ist der Erstgeborene „schon vom Mutterleibe aus", ohne noch geboren zu sein, „heilig", d. h. wird schon als Erstgeborener, als πρῶτος angesehen: also der Messias wird nicht kommen, als bis derjenige verschwunden ist, der schon vom Mutterleibe aus πρῶτος war. Ueberhaupt wird die Herrschaft der Minim (Malchut-Minim) daselbst als Zeitalter tiefster Verkommenheit dargestellt, wo Zucht und Sitte ganz aufgehört haben. Ja, die Gehässigkeit geht soweit, daß sie sogar die Mutter Christi, die gewiß ein ehrbares, sittsames Weib war, als Prostituirte darstellen, indem sie ihn, den als Ben-David, Sohn des Davids Bezeichneten, Ben-Pandera nannten. Pandra ist aber nichts Anderes, als ein aus dem Griechischen πᾶς, πᾶσα, πᾶν alles, jedes, u. ἀνήρ ἀνδρός Mann zusammengesetztes Wort: Ihr sagt, er ist Ben-David, ein Sohn Davids; wer weiß, wer sein Vater war, denn seine Mutter hat sich allen Männern preisgegeben. Der gelehrteste Kirchenvater, Eusebius, hat daher das Richtige herausgefühlt, wenn er dem Celsus einen Verweis giebt darüber, daß er für Christus den Namen Pandera gebraucht. Eusebius aber fühlt es nur, scheint aber nicht zu wissen, welche Blasphemie dahinter steckt, da viele spätere Kirchenväter in ihrer frommen Einfalt den Namen Pandera gebrauchen. Denn Pandera bedeutet nichts Anderes als Ὁ τῶν πάντων ἀνδρῶν υἱός.

So sind trotz mehrmaliger strenger Censur doch Bruchstücke uns erhalten aus jenem Buche, das allein geeignet ist, uns über die gegenseitige Erbitterung der Parteien zu berichten und ein Bild zu entwerfen von dem Zustande des Urchristentumes. Denn abgesehen davon, daß die Geschichte des Urchristentumes sich in Palästina auf talmudischem Boden zur Midraschzeit abspielt, ist das Lehrbuch des Christentumes ganz talmudartig

abgefaßt, liest in der Talmudsprache sich ganz anders und verständlicher als in der griechischen Version und sind die Apostel selbst sämmtlich Midrasch-Talmudisten. — Nenne uns einer die Beweggründe, durch welche sich die Kirchenfürsten bewogen fühlten beim Kirchenkoncilium von Nicäa, dort wo der Grundstein zur Kirche gelegt wurde, den ersten Ostertag und die Pfingstfeiertage auf den Sonntag zu verlegen und im Allgemeinen diese Feiertage nach dem Mondesjahre zu berechnen? Lesen wir aber den Talmudtraktat Menachot, Fol. 65, wo wir diese Beweggründe ausführlich behandelt finden! — „Und sie redeten in siebzig Sprachen". Das muß eine schöne Beratung sein, wenn Zwölfe mitsammen beraten und jeder von ihnen in cirka sechs verschiedenen Sprachen spricht. Dasselbe Kuriosum findet sich auch im Talmud, wo geschrieben ist, „jedes Wort der Zehngebote teilte sich in siebzig Sprachen". Beide aber, der Talmud wie das N. T., besagen dasselbe und haben einen sehr schönen Sinn. Denn beide handeln vom Siebenwochen-Feste, vom Tage, wo Gott zur Verkündigung der Zehngebote auf dem Berg Sinai erschien, was der Ergießung des heiligen Geistes auf die Apostel gleichkommt, und soll gesagt sein, daß die Verkündigung der Evangelien hier, und dort die der zehn Gebote Gemeingut aller (damals kannte man nur 70) Völker geworden. Ebenso finden wir im N. T. Gedanken bildlich ganz so wie im Talmud dargestellt; und die Kommentatoren mühen sich heute noch ganz übrig um Erklärung der Stelle im N. T., es sei während der Kreuzigung Christi eine Sonnenfinsterniß eingetreten, was doch am 14. Nissan, also bei Halbmond, nicht möglich sei? „Es verfinstert sich die Sonne am hellen Tage" ist eben in der biblisch-talmudischen Sprache die ganz gewöhnliche bildliche Bezeichnung für einen Unglückstag.

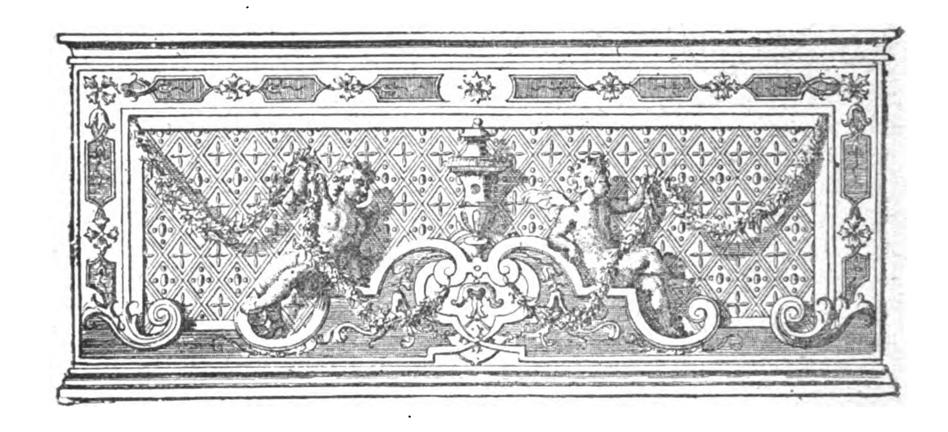
Was soll aber das nüchterne und an eine trockene Juristensprache gewöhnte Rom, das dem heimat- und obdachlosen Christentume fortan als Pflegemutter vorstand, von der phantasievollen Bildersprache des Orients verstehen! Was konnte dieses nüchterne, berechnende, kalte Rom, dessen höchstes Ideal eine auf den Trümmern fremden Glückes erbaute Weltmacht war, was konnte der Kaiser dieser starren Macht des Occidents von dem ahnen oder empfinden und fühlen, was in der Phantasie des ideal angelegten Orients und im warmen Busen des Judentumes sich vollzog? Wie war es zu erwarten, daß so die Pflanze einer heißglühenden Zone auf kaltem Boden, das Kind zartesten Gebildes unter Waffengeklirr gedeihe?

Die Religion ist Erziehung, und der Religionsbegründer hat es mit der Erziehungskunde zu tun. Moses suchte sein Volk mit sittlicher Strenge, Christus suchte es mit sanfter Liebe zu erziehen. Abgesehen von der Natur des Zöglings, je mehr oder weniger sie sich für diese oder jene Methode eignet, sind sie beide gut, nur müssen sie mit einer Konsequenz fortgesetzt und Alles vermieden werden, was dem Erziehungsprinzip zuwiderläuft. Was soll aber aus dem nach dem Prinzipe strenger Sittlichkeit heran-

gebildeten Zögling werden, wenn er diese mit Füßen getreten und zur Barbarei an sich selbst werden sieht, was aus dem an zarte Liebe Gewöhnten, wenn späterhin ihm die Mordwaffe in die Hand gedrückt wird!

Ich glaube, daß, wenn Moses heut aus seinem Grabe erstünde und sähe, wie kleinlich seine Juden seine große Lehre behandeln, wie sie die von ihm so hoch, als sich selbst Genügendes angeschlagene Tugend als Kaufschilling für zeitliches und jenseitiges Wohlergehen ansehen; daß, wenn Christus aus seinem Grabe erstünde und sähe, welche Greueltaten in seinem Namen verübt worden sind an dem Volke, dem er angehörte, das er mit so warmem Herzen liebte: ja, ich glaube gewiß, daß sie dann Beide wieder tiefbetrübt in ihre Gräber zurückkehren möchten.





Des deutschen Künstlerbundes erster Waffengang.

Von

Erich Felder.

— München. —



ie Weltausstellung von St. Louis hat der modernen deutschen Malerei zu einem festlichen Triumphe verholfen: durch ihre Abwesenheit von der worlds fair glänzt sie heller als je zuvor. Die Versuche, die Modernen an die Wand zu drücken, führten bekanntlich zur Allianz zwischen Nord und Süd, das trennende Element, das die Secessionen schon in ihrem Namen betonen, trat in den Hintergrund, die Gemeinsamkeit der vitalen Interessen ließ den Künstlerbund als Gegenpart der allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft erstehen.

Sein Sitz ist die ehrwürdigste Musenstadt, in deren schattigen Kastanien-Alleen man noch den Atem Goethes hauchen spürt; der jugendliche Weimarsche Großherzog wandte sein angestammtes Mäcenatentum der jungen Kunst zu, und München, die Metropole deutscher Malerei, deren Hegemonie, — nicht zum Nutzen der anderen Kunstcentren, — jüngst so heftig befehdet wurde, ward zur Stätte der ersten Ausstellung erkoren. Kann es günstigere Auspicien geben?

Der deutsche Künstlerbund will die freie Entwicklung der deutschen Kunst ermöglichen, so heißt es in den Bundesstatuten. Also Freiheit von äußerem Druck, freie Betätigung jeder Eigenart, jeder Richtung!

Die Klio mit dem Motto „Seid einig!“ in der Halle der in den Räumen der Secession veranstalteten Bundesausstellung ist als Muse der Geschichte nicht so naiv, alle Künstler unter einen Hut bringen zu wollen

— etwa unter die Haube der Hildesheim'schen Grenadiere mit der Inschrift: „Herr, gieb uns Frieden in unsern Tagen!" Sie könnte vielmehr die Freiheitsmütze auf die Locken stülpen.

Aber je freier die Entwicklung, umso deutlicher werden wir der inneren Notwendigkeit inne, nach der jedes ungehemmte Wachstum vor sich geht.

Wenn man die vorgeschobenen Posten durch eine Linie verbindet, zeigt sich die Richtung, nach der die deutsche Kunst weiterschreitet.

Ein sympathischer Familienzug tritt beim Bunde wie auch in den intimeren Münchener Secessions-Ausstellungen allgemein hervor: Die unangekränkelte Liebe zur deutschen Natur.

„O Bund, Du Hund, wie bist Du gesund!" Dieser Seufzer Bismarcks mag manchem Gegner der jüngeren Richtung in der Brust aufsteigen.

Allerdings: die Darstellung deutscher Motive ergiebt noch keine specifisch-deutsche Kunst. Man betrachte nur eine französische Ausstellung — der „Alten" oder der Jungen! Jeder Schnörkel, jeder Farbenklecks ist gallisch wie das Fingerschlenkern, das „Ah" und „Oh" des Parisers!

„Man vermißt das Ausland nicht," rühmen die Blätter mit Stolz Angesichts der Münchener Ausstellung des Künstlerbundes; das ist ja wahr — aber spürt Ihr denn das Körnchen Ironie nicht, mit dem dieses Lob gewürzt ist?

Gewiß, es ist ein ganz moderner Standpunkt, seine Waffen nach Art der Japaner aus den besten bestehenden Systemen zusammenzusetzen. Die Franzosen, die Schotten schritten an der Spitze — die deutsche Landschaftsmalerei hat sich ihre technischen Errungenschaften zu Nutze gemacht. Es ist unsere Art, nachzuhinken, schließlich aber, langsam voran, die Andern durch beharrliche Gründlichkeit zu übertreffen.

Wie steht es nun im Jahre des Heils 1904? Daß wir den Vorbildern in der Freilicht-Technik nachgekommen sind, — die Wahrheit ist nicht von heute. In diesem Sinne dürfte sich die Stätte, wo ein Uhde, ein Zügel wirkt, gleich Paris schon lange „ville lumière" nennen, — die Ausstellung giebt neue Beweise hierfür; ebenso Berlin, das seine fürnehmsten Kämpen auf den Plan entsandt hat, scharf ausgeprägte Persönlichkeiten wie Leistikow und Liebermann.

Hieße die Devise des letzten Schöpfungstages: „Es werde Licht!" — Liebermanns sonndurchflutete Papageien-Allee" würde zum höchsten Gipfel moderner Kunstschöpfung führen. Dieser Meister der Technik hat kürzlich in geistvoller Weise klargelegt, daß in der Malerei nicht die Ueberwindung der manuellen technischen Schwierigkeiten, sondern der Geist das Entscheidende sei, die „malerische Phantasie", wie er sich ausdrückt, die das Kunstwerk von der mechanischen Naturwiedergabe unterscheidet.

„Von der Malerei an sich will ich reden," betont er in kluger „Selbstbeschränkung, „nicht von der Musik oder der Poesie in der

„Malerei, denn was nicht Deines Amtes ist, davon laß Deinen „Fürwitz."

Gut gesagt!

München aber ist Musikstadt par excellence, Tonklang und Rythmus gilt hier viel; wenn Beides sich mit malerischen Mitteln unbeschadet der sonstigen Qualitäten des Bildes erreichen läßt, begrüßen wir dies als „Entwicklung" im Sinne des Bundesprogrammes. Wir begrüßen es, daß Habermanns Dame in Weiß, nicht zufrieden, uns durch ihren rassigen Schneid zu imponiren, just eine solche Toilette gewählt hat, die mit dem Grün des Hintergrundes in einen lieblichen Akkord ausklingt; wir danken es Meister Herterich, wie reizvoll er auf dem breit ausladenden Littmann'schen Familienbilde den rötlichen Blumenstrauß mit den blühenden Erscheinungen der Mutter und Tochter („bella figlia di più bella madre") zur farbenüppigen Dreieinigkeit verbindet; wir freuen uns an Stucks kraftstrotzendem Linienschwung, der wie klirrender Schwertklang niedersaust, an den rauschenden Farbenklängen seiner prächtigen „Susanna". Wir freuen uns auch, daß der Quell seiner Phantasie wieder frischer zu sprudeln beginnt. Seine urwüchsige Poesie ist bodenständig, trotz der antiken Stoffe. — Mächtig fesseln die verschwiegenen Reize des Isarthales, der bairischen Hochebene die deutschen Dichter; was Wunder, wenn dieser gottgesegnete Fleck Erde auch den Maler lehrt, daß die Harmonie beim Bilde analoge Wirkungen auslöst wie in der Musik und Poesie?

Tatsächlich läßt sich nicht verkennen, wie gedeihlich sich zumal die tonige Landschaftsmalerei auf Münchener Boden entwickelt. Manche Zierde auswärtiger Künstlergruppen des Bundes hat sich hier zu sublimirteren Farbenwirkungen durchgerungen, so der Norddeutsche G. Kuehl (Dresden), so auch Th. Hummel, der kürzlich von München nach dem kaufkräftigeren Berlin verzog.

Vor Allem Ludwig Dill (Karlsruhe) dürfen die Münchener als den Begründer der Dachauer Richtung mit Stolz zu den ihren zählen. Wie türmt sich sein „Pappelwald", von warmem silbrigem Glanze umflossen, in prachtvoller Geschlossenheit majestätisch gen Himmel! Hier bedeutet das Kunstwerk in der Tat eine Erläuterung, ja eine Läuterung jener Harmonie, die uns aus der sonntäglichen Natur entgegentönt — und uns dem Schöpfer näher bringt.

Dills Mitstreiter Adolf Hölzel wirkt diesmal durch hellgestimmte Landschaften mit absichtlicher Eindringlichkeit, während die diskreten Werke seiner letzten Periode weit weniger in's Auge fielen als etwa die wuchtigen gewaltsamen Formmassen Richard Kaisers oder die leuchtenden Naturausschnitte Buttersacks.

Auch in der Münchener Secession hat sich wieder und wieder die fatale Erfahrung bewahrheitet, daß die feinsten Naturen bei großen Ausstellungen — wie bei großen Routs — nicht recht zu Worte kommen.

So ergeht es z. B. den feinkoloristischen Landschaften von Hänisch, so erging es oft Landenberger, von dessen durchdachten Andeutungen das Wort Tschudis gelten durfte: Ein Mehr an Ausführung wäre hier ein Weniger an Bewegung. (Dieses „Mehr“ bringt diesmal sein toter Christus, und er erzielt damit „die Ruhe eines Kirchhofs“.)

Die kürzlich durch Schaffung einiger neutraler Wände vermehrte Mannigfaltigkeit des Hintergrundes bietet die Möglichkeit, auch die zurückhaltenden Künstlercharaktere zur Geltung zu bringen, da sich nunmehr den Tücken des simultanen Kontrastes wirksamer begegnen läßt, dessen verändernder Einfluß bekanntlich gerade bei bestimmtem mäßigem Abstande des Bildtones von der Wandfarbe am stärksten ist.

Die Werke sind denn auch im Allgemeinen vorteilhaft gehängt. Am nachhaltigsten könnte das als Juwel des Wohnraumes gedachte Bild freilich durch Heranziehung des Kunstgewerbes gefördert werden.

Daß der Bund diesen Tendenzen sympathisch gegenübersteht, beweist er durch seine Ausstellung erlesener Erzeugnisse der Kunst im Handwerk. München, die Stadt des kunstgewerblichen Aufschwunges, wird nun, zunächst wenigstens in kleinerem Maßstabe, zu zeigen haben, wie Bild und Hausrat einander fördern können. Nur keine Angst, daß die Malerei dadurch zu Schaden komme — die modernen Möbel sind keine vorlauten Diener!

Auch die für den Wohnraum bestimmte Plastik sollte man keck zur Gesammtwirkung heranziehen, giebt es doch nichts Langweiligeres als die meist nach Art des Panoptikums an einander gefädelten Büsten unserer Ausstellungen! Die Plastiker des Bundes bilden übrigens das bekannte Ensemble erstklassiger einheimischer Kräfte (Hahn, Wrba) unter Mitwirkung einiger Gäste von Ruf; nebst Tuaillon und Gaul fällt der Wiener Metzner durch bündige, straffe Zusammenfassung der Formen auf.

Der Gedanke, die Kunstwerke in solchen Räumen auszustellen, für die sie gedacht sind, ist, wie gesagt, Zukunftsmusik; heute gilt noch der Galerie-Maßstab, den auch der Präsident des Bundes, Graf Kalckreuth, gewahrt wissen will; sein imposantes Monumentalbild, die auf welligem Bergesrücken ragende „Waldenburg“, betont diesen Standpunkt mit drastischer Eindringlichkeit.

Handgreiflicher als wir's in München gewohnt sind, suchen die fremden Größen durch die Bedeutsamkeit des dargestellten Gegenstandes zu packen. Die Erweiterung des Stoffkreises kann dem Ausstellungsbilde nur förderlich sein, und wenn sie mit malerischem Können Hand in Hand geht — wozu die Aufregung über die „litterarische“ Malerei?

„Parturiunt montes et nascitur — Radicalismus!

Slevogts berühmter schwarzer d'Andrade verlangt nun freilich geradezu Opernvorstudien, soll man die weiße Klammer an der Hand Don Giovannis als die steinerne Faust des Comthurs erkennen, die den „bestraften Wüstling“ in den Rahmen hineinzuzerren strebt.

Ein starker Theater-Koup!

Selbstverständlicher sind die verschiedenen, wohl durch die Aufführungen von Wildes teuflischer Komödie inspirirten Salome-Darstellungen.

Corinths markige Schilderung wirkt trotz des starken Farbeneffektes der blauen Schüssel mit dem Haupte des Täufers mehr derbstofflich als bildmäßig. Es riecht da nach entkleideten Modellen. — Amandus Faure, ein homo novus in Stuttgart, vereinigt die tanzende Tochter der Herodias und die „Kunstgenießenden" zu einer grotesken orientalischen Scene und sucht uns den fernliegenden Stoff durch dessen ironische Behandlung näher zu rücken.

Umsonst! Wer da biblische Motive glaubhaft gestalten will, dem muß etwas von der biderben Gläubigkeit alter Meister innewohnen. Thomas „Paradies" ist freilich eine gar bunte Welt, der man von Weitem ansieht, wie nagelneu sie ist, aber die deutsche „Lust zu fabuliren", die auch einem L. v. Hofmann, einem J. Diez trotz ihres manchmal zweifelhaften Geschmackes Freunde wirbt, die friedliche Sonntagsstimmung des Menschen und Dichters Thoma tut's Einem an, und man denkt der Verse Bierbaums über den malenden Karlsruher Poeten:

„Glück ward hier lebendige Gottheit,
Heimische, dauernde — Ordnung."

Klingers Persönlichkeit gäbe wohl Anlaß, die Wiedergabe transcendentaler Motive durch modern-malerische Mittel eingehender zu erörtern, wäre er nicht gar so wenig feiertagsmäßig zu der festlichen Versammlung erschienen. Höchstens ist der Einfluß dieses Großen an den prächtigen graphischen Arbeiten Otto Greiners leise zu spüren. Kalckreuths, Oscar Grafs eigenartige graphische Eingebungen sind in der Barbizoner, bezw. Dachauer Tonart komponirt.

Das Vorwiegen des Figurenbildes ließe auf eine Blütezeit des Porträts schließen. Aber die Wiedergabe des Individuums mit den zufälligen — oder notwendigen — Merkmalen seiner äußeren Erscheinung geht einer Generation von Künstlern gegen den Strich, die vorwiegend (wenn auch nicht immer zielbewußt) in der Ausbildung und freien Anwendung der malerischen Mittel den Fortschritt sucht.

Der Ausspruch Böcklins, daß das Porträt die elendeste aller Kunstgattungen sei, wird denn auch durch einzelne Bildnisse der Ausstellung erhärtet. Persönlichkeiten, die durch ihre Bedeutsamkeit fesseln, weist sie kaum auf, mit Ausnahme jener „Schlaftänzerin" Magdeleine G., die München einige Wochen auf den Kopf gestellt hat: A. v. Keller, der geübte Meister derartig sinnlich-übersinnlicher Probleme, hat seine Aufgabe mit großer koloristischer Bravour und mit der Eleganz eines brillanten Salon-Zauberers gelöst, — trotz der durch fortwährend wiederholte Hypnose des Modells entstandenen Unbequemlichkeiten.

Leo Samberger — der ist allerdings ein Charakteristiker unter den

Porträtisten, bei dem die Farbe oft nur als Mittel dient, sein Schwarz noch melancholischer erscheinen zu lassen. Im Allgemeinen aber zählt man malende Tonkünstler auf, wenn man die besten Namen des Porträtfachs nennt. Klimt, der mit Moll und Orlik die österreichischen Bundesbrüder repräsentirt, umgiebt ein Brustbouquet mit einem Gedichte in der Blauveigleinweis und nennt das entzückende Ding ein Damenporträt; der bekannte Zeichner Heilmann läßt ein Kind seine Puppe durch die Zimmer eines Whistler'schen Luftschlosses schleppen, Levier, dessen nobler, schneidiger Sportsman sich nur allzusehr im Raume verliert, weist einen Weg, der von den exquisiten Finessen seines Lehrers Knirr zu ruhigeren Harmonien führt. Auch da macht der Ton die Musik.

Bei Trübners Reiterporträt ist die gedrungene Modellirung des Pferdekopfes die Hauptsache; dies würde zu der Betrachtung all der rassigen Tiermaler führen, unter denen nach Heinrich Zügel dessen Lieblingsjünger Emanuel Hegenbarth in Dresden wohl primus inter pares ist — aber die Fülle der Stoffkreise wäre damit noch lange nicht erschöpft. Pantzer und Pötzelberger frischen die etwas verblaßte Poesie des Arbeiterlebens auf, während Pauline Eigner in der plastischen Gestaltung des nüchternen Spießertums das stärkere Geschlecht durch ihre Faustkraft zu übermannen sucht. Chacun à son goût!

Eintönigkeit der Motive läßt sich der Ausstellung also nicht vorwerfen.

Die Modernen haben oft behauptet: Je einfacher der Stoff, umso besser müsse er gemalt sein, um überhaupt zu wirken. Der Satz ist richtig, doch bedarf er einer Ergänzung: Je bedeutsamer das Motiv, umsomehr erschwert es dem Künstler, durch malerische Vorzüge zu wirken, umsomehr bedarf es des gewiegten Regisseurs, ohne dessen Uebersicht die besten Einzeldarstellungen verpuffen, umso dringender wird die Forderung nach jener geistigen Erziehung des Künstlers, deren Fehlen der französische Orientmaler Fromentin Angesichts der altholländischen Vorbilder so bitter beklagt.

In Frankreich haben die Neo-Impressionisten den wunden Punkt wohl gefühlt; sie bekennen sich denn zum System der wissenschaftlichen Technik an Stelle einer Technik des Instinktes und der Inspiration.

Und in Deutschland?

Soweit das Auge reicht, sehen wir eine einzige Gruppe die rastlose Ausbildung der Mittel im gleichen Sinne mit vollem Zielbewußtsein anstreben: Die Gruppe der Dachauer.

Wie unvergleichlich stärkere Wirkungen könnten doch z. B. die Worpsweder aus den Motiven ihrer Moorgegend herausholen, wenn sie bei ihren geliebten Blau-Grün-Klängen wenigstens die rein physikalische Lehre der „schädlichen Kontraste" beherzigen wollten!

Die planmäßige Verwertung der Natur-Eindrücke wird von selbst zum Stil unserer Epoche führen, weil die verschiedene Anwendung der bleiben-

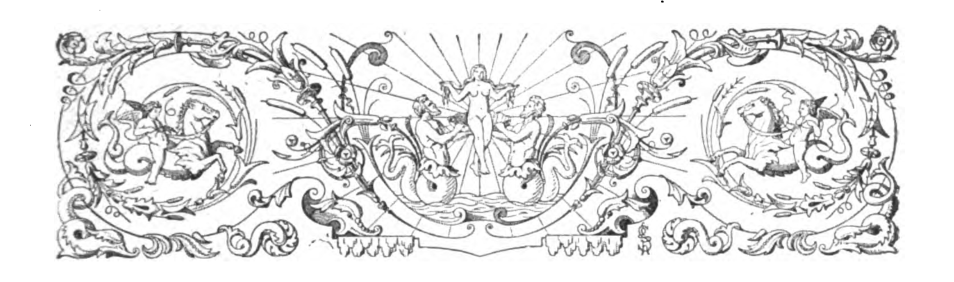
den Gesetze den wechselnden Generationen schließlich einen gemeinsamen Familienzug verleiht, ohne die Persönlichkeit zu vergewaltigen. Denn nicht dadurch, daß der Einzelne sich von der allgemeinen Entwicklung ausschaltet, wie etwa der interessante Düsseldorfer Detailmaler Sohn-Rethel, nicht dadurch, daß er absichtlich anders schafft, sondern daß er anders geschaffen ist, äußert sich die individuelle Eigenart!

Im Sinne dieser Erziehung, zu der wohl Ansätze vorhanden sind — aber erst Ansätze! — verstehe ich die freie Entwicklung der deutschen Kunst nach dem Worte des Bundes. Hier können die Kritiker mächtig fördernd eingreifen, wenn sie, unvoreingenommen durch ihre persönliche Geschmacksrichtung, (die ja für die Allgemeinheit so irrelevant ist!) in wahrhaft freisinniger Weise das Kunstwerk je nach seinen formalen, koloristischen oder gegenständlichen Tendenzen bewerten, ohne aber den Entwicklungsgang aus dem Auge zu verlieren, der durch sichtende Wahl der Motive, durch zielbewußte Abwägung der Gesammtwirkung mehr und mehr von der wahllosen Naturstudie zum harmonischen Bilde führt.

Der Freiheit, die ich meine, ward durch die Schaffung des Bundes und durch das Zusammentreffen seiner vielspaltigen Individualitäten ein guter Dienst geleistet. Dessen ist sich auch München wohl bewußt. Was aber die Entwicklung anlangt, auch die Entwicklung der nächsten Zukunft, so darf die moderne deutsche Kunst in der altberühmten Isarstadt nach wie vor die leitende Autorität erkennen, unter deren wegkundiger Führung sie dem Auslande voranzuschreiten beginnt.

Des Künstlerbundes erster Waffengang war sein erster Erfolg. Glückauf zu neuen Siegen — an der Hand der Natur zu deutscher Kultur!





Das Ewig-Weibliche als erziehlicher und schöpferischer Faktor in Goethes Leben und Dichten.

Von

Jakob Nover.

— Mainz. —

(Schluß.)



Die drückende Last der Berufsgeschäfte, das peinliche Verhältniß zu Frau v. Stein, die drohende Gefahr, sich seiner Dichtermission immer mehr zu entfremden, nagten aufreibend an Goethes Körper und Geist, ja selbst das Klima in Weimar, „der eherne Himmel", wie er ihn nannte, wurde ihm immer unerträglicher. Dazu kam die schon in frühester Kindheit durch die Reiseschilderungen seines Vaters in ihm geweckte Sehnsucht nach dem sonnigen Süden, wie sie der Dichter mit so ergreifenden Tönen seiner Mignon in den Mund gelegt: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn?"

Unwiderstehlich zog es ihn in das Land, von dessen Kunstschätzen er sich neue Befruchtnng seines Geistes, von dessen mildem, ewig lachendem Himmel er sich Vollendung und Reife so vieler Früchte erhoffte, die unter mancherlei hemmenden und störenden Verhältnissen in Weimar nicht gedeihen konnten. Und wie verjüngt, wie neugeboren, namentlich unter dem Zaubereinfluß der römischen Kunstwelt, mit einer reichen Ausbeute nicht nur an Antiken und Naturalien, sondern auch vollendeten, in neue Formen gegossenen Geisteswerken, wie Egmont, Iphigenie, Tasso, Fortsetzung seines Faust und der Inspiration zu seinen klassisch schönen „Römischen Elegien" kam er wieder in die Heimat. Wunderbar hatte sich in ihm die Vermählung deutschen Geistes mit dem klassischen Altertum vollzogen. Vor allem hatte die Schilderung der Landschaften und Figuren in seinen Schöpfungen an Plasticität gewonnen.

Aber auch die kränkelnde Sentimentalität, die ihn hauptsächlich in der Dauer seines unhaltbaren Verhältnisses zu Frau v. Stein beschlichen hatte, war überwunden. Zwar hatte er mit der geliebten Frau während seiner

fast zweijährigen Trennung in engem Briefwechsel gestanden und ihr seine Tagebücher gewidmet, auch war er ihr im Geiste und Herzen, abgesehen von einer flüchtigen Neigung zu einer schönen Mailänderin, treu geblieben, aber als er die nunmehr 45 Jahre alte Frau wieder erblickte, fand er sie sehr gealtert. Auch sonst trugen die veränderten Verhältnisse in Weimar sehr dazu bei, daß sich Goethe in der Heimat fremd fühlte und sich nach dem glücklichen, freien Leben, nach dem schönen, heiteren Italien zurücksehnte.

Statt ihm dieses wehmütige Gefühl nachzuempfinden, beschwerte man sich über seine veränderte Gesinnung, seine Kälte, sein Insichgekehrtsein. Am meisten machte ihm Frau v. Stein darüber Vorwürfe, und dies verschärfte nur seine unerquickliche Stimmung. Am unangenehmsten berührte ihn, daß er auf seinem Lieblingssitz in der Gesellschaft einen Anderen vorfand, — einen gefährlichen Nebenbuhler. Schiller war inzwischen nach Weimar gekommen und hatte sich die Gunst der Frauen erworben. Und wie Goethe selbst in seinem Tasso den Antonio so richtig sprechen läßt, es giebt etwas, das man einem Hochverdienten wohl gönnen, ein Anderes, was man mit Keinem teilen möchte:

„Der Lorbeer ist es und die Gunst der Frauen."

Aber auch den Lorbeer schien er ihm nicht zu gönnen oder mit ihm teilen zu wollen.

Goethe, der schon längst mit den Geistesprodukten der Sturm- und Drangzeit gebrochen hatte, sah zu seinem Verdrusse Schillers „Räuber" bewundert, seine formvollendeten Dramen dagegen, wie Iphigenie und Tasso, vom Publikum verhältnißmäßig kühl aufgenommen.

Da ging er an einem schönen Herbsttage in seinem vielgeliebten Parke so „für sich hin, und nichts zu suchen, das war sein Sinn". Da sah er „im Schatten ein Blümchen stehn, wie Sterne leuchtend die Aeuglein schön". Das grub er „mit allen den Würzlein aus" und trug es „zum Garten am hübschen Haus". Das war Christiane Vulpius, die sich ihm als Bittstellerin für ihren Bruder, den Verfasser des Räuberromans „Rinaldo Rinaldini, nahte, seine Haushälterin und Geliebte und nachmals seine Frau ward. Wollen wir uns ein Urteil über dieses viel geschmähte und viel verkannte Wesen bilden, so dürfen wir nicht auf die Worte der jetzt vernachlässigten und eifersüchtigen Frau von Stein hören. So sehr ungebildet kann sie nicht gewesen sein, sonst würde ihr Goethe nicht seine „Metamorphose der Pflanzen" gewidmet haben. Und wie sehr sie ihn sonst zum Dichten anregte, beweisen seine klassischen „Römischen Elegien".

„Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen," heißt es in einer derselben sehr bezeichnend.

Wie der Litterarästhetiker Stahr betont, ist es mehr sie als er gewesen, die mit Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer bürgerlichen Stellung — sie nährte sich bis dahin von Handarbeit, vom Verfertigen künstlicher Blumen, und ihr Vater war ein elender Trunkenbold, — sich aus allzu

großer Bescheidenheit und Demut anfänglich einem Ehebund widersetzte. „Sie ist immer meine Frau gewesen," charakterisirte Goethe selbst das Verhältnis auch vor der ehelichen Einsegnung. Wie glücklich er in der ihm durch sie bereiteten häuslichen Behaglichkeit war, wie sehr er an ihr und den Kindern, die sie ihm geboren, hing, geht aus vielen seiner Briefe und Tagebuchaufzeichnungen hervor, und auch seine Mutter schloß ein zärtliches Herzensbündniß mit ihr. Gesellschaftlich galt sie allerdings nach der damaligen Lebensauffassung nicht für hoffähig; namentlich konnte ihm Frau v. Stein diese in ihren Augen als Herabwürdigung seiner Person vollzogene Verbindung nicht verzeihen, und es kam mit ihr zum Bruch. Hat doch die ehedem wie eine Göttin von Goethe verehrte Dame in einem Drama „Dido" den Dichter auf's Bitterste und Schwerste verunglimpft. Wie man auch darüber denken mag, vom Standpunkt des Anstandes und der Sitte aus war es gewiß das Beste, daß er sie schließlich auch kirchlich und rechtlich vor aller Welt zur Frau machte.

Bekanntlich soll Napoleon bei der Audienz Goethes vor diesem Monarchen dem Dichter diesen Rat erteilt haben. Es könnte auffallend erscheinen, daß die eigene Mutter Goethes, die Christianen sehr in ihr Herz geschlossen hatte und sich sehr freute, daß ihr Sohn einen so herzigen „Bettschatz", wie sie die liebe Schwiegertochter nannte, gefunden hatte, nicht ihren Einfluß geltend machte, die Verbindung vor der Welt zu einer legitimen zu machen. Wie wir ja weiter oben bei der Charakteristik der Frau Rat ausgeführt haben, war sie im Kapitel der Moral sehr duldsam, und so hielt sie eine Heirat mit einer ungeliebten Frau, wie sie Tausende heutzutage aus geldgierigen Motiven eingehen, für viel unsittlicher, als eine aus wahrer Neigung, wenn auch ohne kirchlichen Segen geschlossene Verbindung. So war denn auch ihr Verhältniß zu der herzensguten Schwiegertochter, die ihrem Sohne ein so behagliches Heim schuf, stets ein inniges. Ebenso mochte auch die Herzogin-Mutter, die gleichfalls einer toleranteren Lebensauffassung huldigte, Christianen recht gut leiden. Nur Frau v. Stein konnte den Abfall von einer rein geistigen Ehe zu einer Verbindung, bei der besonders auch die Sinnlichkeit starken Anteil hatte, ihrem früheren idealen Anbeter nicht verzeihen.

Doch wie man auch über diese „wilde Ehe", zu der unseren Dichter wohl die Sehnsucht nach seinem freien, ungebundenen, in Italien genossenen Liebesleben geführt haben wird, denken mag, eine klassische Frucht verdanken wir ihr, die moderne Wiedergeburt antiken Lebensgenusses in seinen „Römischen Elegien". Wir glauben die Amores eines Ovid, die Elegien eines Properz und Tibull zu hören und doch in durchgeistigter Sinnlichkeit, wenn wir Verse lesen, wie die folgenden:

„Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie atmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mich bis in's Tiefste der Brust."

Und wer erkennte nicht bei all der unverhüllten Sinnlichkeit den geborenen Plastiker, Kenner und Bewunderer formvollendeter Körperschönheit in den wunderbar anschaulichen Versen:

> „Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
> Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
> Dann versteh ich den Marmor erst recht; ich denk' und vergleiche,
> Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand."

Die Anhänger der lex Heinze freilich wenden sich mit moralischem Schauder von solchen Versen hinweg, und in einer Ausgabe für die Jugend dürfen sie ja auch fehlen.

Wer da aber glauben wollte, der Dichter sei ganz im Kultus der Sinnlichkeit aufgegangen, der lese das reizende, vom feinsten Zartgefühl zeugende Gedicht „Der Besuch", das, wie uns eine erst neuerdings veröffentlichte Darstellung Christianens im Schlummer, von Goethes eigener Hand gezeichnet, lehrt, eine Momentempfindung der delikatesten Art widerspiegelt und eine der schönsten Perlen unserer Lyrik bildet. Der Dichter, der sein Liebchen besuchen will, findet sie bei der Handarbeit eingeschlafen auf dem Sopha liegen, setzt sich neben sie und geht mit sich zu Rate, ob er sie wecken solle.

> „Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
> Der auf ihren Augenlidern ruhte:
> Auf den Lippen war die stille Treue,
> Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
> Und die Unschuld eines guten Herzens
> Regte sich im Busen hin und wieder.
> Jedes ihrer Glieder lag gefällig,
> Aufgelöst vom süßen Götterbalsam.
>
> Freudig saß ich da, und die Betrachtung
> Hielte die Begierde, sie zu wecken,
> Mit geheimen Banden fest und fester."

Wie gebannt von diesem lieblichen Bilde, däucht es ihm eine Freveltat, diesen heiligen Frieden, den Spiegel treuer Liebe zu zerstören. Leise legt er zwei Pomeranzen und zwei Rosen als Zeichen seiner Anwesenheit auf ihr Nipptischchen und entfernt sich geräuschlos, sich im voraus freuend, wie sie ihm später dieses Opfer seiner zarten Liebe doppelt vergelten würde.

Christiane also war es, die ihm bei der wehmütig süßen Rückerinnerung an sein im antiken Geiste und mit römisch-heidnischer Weltanschauung in Italien genossenes, heitersinnliches Leben, den schönen Traum verwirklichte, wo nach Schillers Sehnsuchtsklage in seinen „Göttern Griechenlands" man „Deine Tempel noch bekränzte, Venus Amathusia", wo noch „finsterer Ernst und trauriges Entsagen" aus der Götter „heiterem Dienste verbannt" war, und der auch Goethe in seiner Ballade: „Die Braut von Korinth" so ergreifenden Ausdruck verliehen. Klingt dies auch nicht christlich, so ist es

doch reinmenschlich und vor Allem im Kultus der Schönheit wahrhaft dichterisch empfunden. Daß aber in der Faustina der römischen Elegien etwa die Gattin eines in Rom wohnenden Engländers gemeint ist, der zu Ehren sogar König Ludwig von Bayern eine Osteria (Via de monte Savello, jetzt Montanara) durch eine Gedenktafel als das in der 15. Elegie bezeichnete Rendezvous verewigt hatte (die übrigens heute nicht mehr existirt), ist längst als Hirngespinnst verworfen worden.

Will man mit Recht das von der Religion und der Sitte verurteilte Verhältniß Goethes und Christianens zu Ungunsten bei der Beurteilung von des Dichters Charakter und Leben ausschlachten, so möge man doch auch hinwiederum zur Beleuchtung seiner Rechtlichkeit und Sittlichkeit die Tatsache anführen, daß er sie trotz seiner Beeinflussungen von allen Seiten, trotz Verläumdungen und Verdächtigungen ihrer ehelichen Treue nicht von sich stieß, sondern unwandelbar in seiner Neigung zu ihr hielt. Weist er doch den Klatsch über ihre angebliche Untreue in seiner 6. römischen Elegie scharf mit den Worten, die er der Geliebten in den Mund legt, zurück:

„Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden? Und bin ich
Etwa nicht schuldig? Doch ach, schuldig nur bin ich mit Dir!
Arm war ich leider! und jung und wohlbekannt den Verführern.
— — — — — — — — — — — — — —
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen,"
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und so bin ich denn auch am Ende betrogen. Du zürnest
Nur zum Scheine mit mir, weil Du zu fliehen gedenkst.
Geh! ihr seid der Frauen nicht wert! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und so tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küssend an's Herz, Tränen entquollen dem Blick.
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht." —

Daß unserem Dichter aber dergleichen Verdächtigungen nicht den guten Glauben an die Beständigkeit der Gesinnung seiner Frau benehmen konnten, beweist ein Eintrag Goethes während seiner schlesischen Reise in sein Notizbuch (1790) in folgender Form:

„Alle sagen, mein Kind, daß Du mich betrügest;
O, betrüge mich nur immer und immer so fort!"

Und wie sehr er ihren Wert kannte und schätzte, beweist folgendes Distichon:

„Lange sucht' ich ein Weib mir, da fand ich nur Dirnen,
Endlich erhascht' ich Dich mir, Dirnchen da fand ich ein Weib."

Schließlich wollen wir noch zur Charakteristik dieser vielverkannten und vielgeschmähten Frau die Verse hinsetzen, die ihr Goethe bei ihrem Tode gewissermaßen in den Mund legt:

„Ein rascher Sinn, der keinen Zweifel hegt,
Stets denkt und tut und niemals überlegt,
Ein treues Herz, das wie empfängt, so giebt,
Genießt und mitteilt, lebt, indem es liebt,
Froh glänzend Augen, Wangen frisch und rot,
Nie schön gepriesen, hübsch bis in den Tod."

und die an ihrem Todestage (6. Juni 1816) niedergeschriebenen Verse:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen —"

Hiermit stimmen auch die Worte, die er damals an seinen Freund und Leibkomponisten Zelter schrieb:

„Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen hat, so weißt Du, was es heißen will."

Haben wir nun so in einer Art Ehrenrettung eine Lanze für Christianens treue Liebe zu Goethe gebrochen, so liegt die Frage nahe: „Wie stand es denn mit des Dichters Herz und seiner Empfindung zu ihr, der selbstlosen und aufopfernden Frau? — ist seine Neigung zu ihr auch stets unwandelbar und unerschütterlich geblieben? Und da müssen wir denn von einer starken Versuchung und einem harten Kampfe reden, die Goethe zu bestehen hatte, als er, schon ein Achtundfünfziger, am Adventsonntag 1807 im Hause des Buchhändlers Frommann in Jena dessen damals 18jährige Pflegetochter Minna Herzlieb sah und seine auflodernde Leidenschaft in Sonetten nach dem Muster Petrarkas aushauchte. So im 16. „Epoche" überschriebenen, das den Tag der ersten Begegnung verewigt:

„Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarkas Brust vor allen andern Tagen
Charfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundertsieben;

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin an's Herz getrieben.

Petrarkas Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag;

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
Süß unter'm Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir ein ew'ger Maitag."

Wer das Glück hatte, mit diesem reizenden Geschöpfe in nähere Berührung zu kommen, stimmte in das allgemeine Lob ein, das ihr ihre Umgebung gleichermaßen entzückt spendete, daß kein anderes weibliches

Wesen sie an seltener Schönheit, bezaubernder Anmut und gewinnender Liebenswürdigkeit übertreffen konnte. Ihr Abbild ist Goethes „Ottilie“ in seinen „Wahlverwandtschaften“.

Sehr bezeichnend hat der Dichter die stufenmäßige Entwicklung seiner Gefühle von väterlicher, dann brüderlicher und zuletzt wirklicher Liebeszuneigung zu diesem, schon in seinem Namen doppelt und dreifach an „Minne“, „Herz“ und „Liebe“ erinnernden Mädchen in dem fünften seiner an sie gerichteten, „Wachstum“ überschriebenen Sonette geschildert:

„Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst Du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch' ein Töchterchen mit holden Sorgen
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!“

Und als Du anfingst in die Welt zu schauen,
War Deine Freude häusliches Besorgen.
Solch eine Schwester, und ich wär' geborgen;
Wie könnt ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!

Nun kam das schöne Wachstum nichts beschränken,
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfass ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich Dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor Deinem Blick, dem flücht'gen.“

Wie sehr den Dichter schon der Name „Minna Herzlieb“ zu Worttändeleien anregte, zeigen mehrere versteckte und deutliche Anspielungen in seinen Sonetten, so namentlich die „Charade“ betitelte, die also lautet:

„Zwei Worte sind es, kurz bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

Es tut gar wohl in jung und alten Tagen,
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Nun aber such' ich ihnen zu gefallen
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu empfangen.“

Deutlicher verrät sich das Wortspiel im zehnten Sonett in folgender Zeile:

„Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!“

und in der dritten Strophe des „Urworte, orphisch“ überschriebenen, am Vorabend von Minna Herzliebs Geburtstag (21. Mai 1818) geschriebenen Gedichtes:

„Da ist denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran als wir im Anfang waren."

Wollen wir uns eine Vorstellung von dem Liebreiz machen, den der Anblick dieser verkörperten Poesie auf den Beschauer machte, so giebt uns einen schwachen Begriff ein von Johanna Frommann, der Gattin des Buchhändlers Frommann, in dessen Hause Minchen von ihrem 9. Jahre an wie eine Tochter erzogen ward, angefertigtes Miniaturporträt, von dem K. Th. Gaedertz in seiner auf Grund ungedruckter Briefe herausgegebenen Monographie: „Goethes Minchen" (C. E. Müller, Bremen 1889) eine Reproduktion samt Facsimile ihrer Handschrift giebt. Nach dessen, auf authentischen Quellen beruhender Schrift verehrte Minna Herzlieb ihrer Busenfreundin Christiane Selig, als diese im Sommer 1806 Jena verließ, um mit ihrem Schwager nach Lüneburg zu ziehen, ihr Brustbild, das um so interessanter ist, als bisher kein Porträt Minchens, „der lieblichsten aller jungfräulichen Rosen", aus jener Zeit bekannt ist, in der der damals 58jährige Goethe von ihr bezaubert ward. Wie Gaedertz das Bild beschreibt, „so liegt in der Tat ein ganz eigentümlicher Duft über dem wunderholden, engelgleichen Antlitz ausgegossen: anmutig und taufrisch sind die kindlich reinen Züge, die großen dunkelbraunen Augen — mehr sanft und freundlich als feurig, schauen unschuldsvoll fragend drein, klein und kußlich sind die rosenroten Lippen, schwarzes, reichgeringeltes, in Locken nach vorn fallendes Haar umrahmt den feinen ovalen Kopf und erhöht die Zartheit des Teints; man möchte meinen, eine Madonna vor sich zu sehen".

Doch mit diesem Antlitz voll unaussprechlichem Liebreiz harmonirte auch ihre schöne, elastische und graziöse Gestalt „von klassischem Ebenmaß", die sie in der Regel in schlichte weiße Kleider hüllte, und vor Allem ihre schöne Seele. Bei all dem harmlosen Humor, der ihr Wesen verklärte, lag auf ihrer Erscheinung ihr Leben lang ein eigener, träumerischer Zug, ja etwas Verschlossenes und Verschleiertes, sodaß Niemand in ihr tiefstes Inneres zu dringen vermochte. Wenn es Einer gelang, so war dies Christiane Selig, der sie wohl ihre geheimsten Herzkammern erschloß. — Wenigstens enthalten die an diese gerichteten Briefe Selbstbekenntnisse im vollsten Sinne des Wortes, die auch ein Licht über Goethes Ottilie in den Wahlverwandtschaften verbreiten.

Aus einem von Gaedertz an diese ihre Busenfreundin gerichteten Glückwunschschreiben zu deren Verlobung geht klar hervor, daß Minchen damals eine stille Liebe zu einem Studenten v. Manteuffel, der im Frommann'schen Hause verkehrte, im Herzen trug, von einer Neigung zu Goethe,

der sie zu der Zeit auch kennen lernte, also nicht die Rede sein kann. Es war aber damals politisch eine schwerbewegte Zeit. Ward doch am 14. Oktober 1806 die Schlacht bei Jena geschlagen.

Ueber die damaligen Greuelscenen veröffentlicht Gaedertz übereinstimmende briefliche Schilderungen Minchens an ihre Freundin Christiane und von Frau Frommann an Lübecker Verwandte. In diesem Briefe (vom 29. Januar 1807) erkundigt sich auch Minna nach dem Bewußten (v. Manteuffel), den sie noch im Stillen liebt, von Goethe schreibt sie nichts, wie denn auch dieser in seinen damaligen Berichten über seine Kriegserlebnisse an das Haus Frommann Minchens speciell nicht gedenkt. Am 29. Oktober 1806 hatte sich ja der Dichter mit seiner treuen Christiane Vulpius, deren Geistesgegenwart sein Leben vor eindringen wollenden Plünderern gerettet hatte, in der Hof- und Garnisonkirche zu Weimar trauen lassen. Daß dies Minchen einen Stich in's Herz versetzt haben könnte, ist durchaus nicht erwiesen, ja nach ihrem eigenen damaligen Herzenszustand geradezu undenkbar. Was also August Hesse in seinem in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlnng veröffentlichten Vortrag hierüber fabelt, ist ganz unhaltbar. Aber auch Ad. Stahrs recht warm empfundene Charakteristik („Goethes Frauengestalten") ist nicht ganz zutreffend, Gedichte von Goethe kann damals Minchen noch nicht besessen haben.

Erst im Winter 1807, wo Goethe längere Zeit im Frommann'schen Hause weilte, scheint des Dichters Leidenschaft für das reizende Mädchen emporgelodert zu sein, wie er denn selbst in dem obencitirten Sonett deren Aufflammen vom 1. Adventsonntag datirt. Damals war es auch, wo er mit dem Dichter Zacharias Werner, dem Verfasser des dramatischen Templerordengedichts „Die Söhne des Tals" und des Schauspiels „Martin Luther" näher bekannt und durch ihn zum Abfassen eines Sonettenkranzes angeregt ward.

Gar bald ward Minna die Muse dieser Sonettenwettkämpfe zwischen den beiden Dichtern, in die sie in Wortspielereien den Namen der Angebeteten einhüllten. Die schon oben angeführte Charade Goethes wurde durch folgende vorausgegangene Werners veranlaßt:

„Herz ist was Liebes, was so lieb wir haben,
Wenn wir auch recht nicht wissen, es zu hegen;
Bald tanzt es gern, bald will's der Ruhe pflegen,
Bald schmollt's, bald tut es uns mit Lächeln laben!

Lieb ist ein herzig's Veilchen, das begraben
Im Wiesengrün, als könnt' es sich nicht regen;
Doch duftet Euch sein Blütenkelch entgegen,
So geht's wie mit dem Röslein und dem Knaben!

Herzlieb ist mir's, wenn Schöne schön mich preisen,
Wenn Helios mir strahlt nach Finsternissen,
Und etwas Anderes, das ich nicht darf nennen!

Die erste Silbe ist wie Wachs und Eisen;
Die zweite Glut, die wird das Wachs verbrennen;
Das Ganze — ach, wir möchten's Alle küssen!"

In dem oben mitgeteilten, „Epoche" überschriebenen Sonett, worin der Dichter das Entstehen seiner Liebe am diesmaligen Advent verherrlicht, erkennt Gaedertz, wie auch Düntzer, Goethes Valetgedicht, ehe er am 18. Dezember 1807 wieder nach Weimar zurückkehrte. Er überreichte Minchen beim Abschied sein Charadensonett mit der Unterschrift: „Zum freundlichen Andenken an den dankbaren Gastfreund seiner frommen und herzlieben."

Zacharias Werner war trotz seiner leidenschaftlichen Sinnenglut kein gefährlicher Nebenbuhler Goethes Minna gegenüber, nicht nur wegen seiner unvorteilhaften, fast komischen Außenseite, sondern auch wegen seiner ästhetisch anwidernden Gewohnheiten, und es war wohl kein Wunder, daß er nur des anderen Relief bei einem so feinfühligen Wesen erhöhte.

Welchen Eindruck ihr die Stunden hinterließen, die sie in der Gesellschaft Goethes verbrachte, schildert ein Brief an ihre Freundin Christiane vom 10. Februar 1808 wie folgt:

„Goethe war aus Weimar herübergekommen, um hier recht ungestört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können und so denen, die sich so sehr bemühen, immer besser zu werden, auf den rechten Weg zu helfen und ihnen Nahrung für Kopf und Herz zu verschaffen. Er wohnte im Schloß, zu unserer großen Freude, denn wenn wir seiner Wohnung nicht so nahe gewesen wären, wer weis (sic), ob wir ihn denn (sic) jeden Abend gesehen hätten, denn er muß sich doch auch ein bischen (sic) nach seiner Gesundheit richten, die zwar jetzt in sehr gutem Gleise ist. Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und auch weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, liebe, beste Christiane, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war, und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Tränen zerfloß und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein Jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, würken (sic) und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist, und damit Punktum."

Dann folgt eine treffende Charakteristik Werners.

Damit stimmen auch im Großen und Ganzen ihres Pflegebruders Fritz Frommanns Erinnerungen, nur stimmt das Jahr 1806/7 nicht recht, es muß wohl der Winter 1807/8 gewesen sein, von dem er berichtet wie folgt:

„Goethe wurde aufmerksam auf sie, und seine Neigung zu ihr wärmer, ohne daß dies äußerlich hervorgetreten wäre. Im Jenaischen und Weimari-

schen Publikum hatte Niemand eine Ahnung davon. Sie selbst blieb gewiß lange in ihrer unbefangenen, kindlichen Verehrung, und selbst als sie nicht mehr alle Gunstbezeugungen auf dichterische Ergüsse zurückführen konnte und ihr eigenes Gefühl ihm in anderer Weise als bisher entgegenkommen mochte, hat sie sich nie dem Gedanken einer wirklichen Verbindung mit ihm hingegeben, nannte sie ihn doch stets „den lieben alten Herrn", und weiß auch ich mich noch sehr wohl zu erinnern, daß sie mich damals zehnjährigen Knaben weidlich langweilte, indem sie, wo sie ging und stand, das schöne Lied sang „Trost in Tränen", worin es heißt:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitren Nacht."

In der Tat mag dieses seelenvolle Gedicht so recht zu ihrer damaligen Gemütsstimmung gepaßt haben, auch sie mag ihre Gefühle entsagungsvoll niedergekämpft haben, und was Fritz Frommann von ihr weiter behauptet, es habe ihr überhaupt an der Energie der Leidenschaft gefehlt, ebensosehr als an Willenskraft, wie das vom Ottiliencharakter bedingt gewesen, und wenn im Einklang hiermit auch Ad. Stahr aussagt: „ihre Natur war von aller Leidenschaftlichkeit fern", — so steht ihnen Minnas eigene Beurteilung in einem Briefe an ihre Freundin entgegen:

„Ich bin zu leidenschaftlich, wüßt' ich nur ein Mittel. Ich habe schon viele Versuche gemacht, aber ehe ich mich's versah, war ich wieder beim Alten."

Ohne Zweifel rang auch sie mit ihren aufkeimenden Gefühlen mit aller Willenskraft, und der Kampf mag ihr nach ihrer Selbstbeurteilung recht schwer geworden sein, sagt sie doch von sich selbst:

„Die Gefühle sind bei mir so unendlich stark, und der Verstand so schwach, daß ich rechte Mühe habe, daß das Starke das Schwache nicht ganz verdrängt."

Und ganz mit sich allein hatte sie diesen Strauß auszufechten, Niemanden konnte sie um Rat fragen, Niemandem ihr Herz ausschütten. Schreibt sie doch an Christiane:

„Du fehlst mir, oder doch Jemand, dem ich gern offen sagte, was ich zuviel habe und was mir fehlt."

Ihre Moral, ihre Vernunft, ihr Verstand, ihre Bescheidenheit, alle diese inneren Stimmen werden ihr widerraten haben, die Gefühle eines verheirateten, eines älteren, eines geistig und in Stellung hoch über ihr stehenden Mannes zu erwidern.

Wie sehr Goethe selbst bei diesem entsagungsvollen Kampfe gelitten, liest man deutlich aus seinem Roman „Die Wahlverwandtschaften" heraus, „von dem er selbst sagt, daß Niemand darin eine tiefe, leidenschaftliche Wunde verkenne, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu

genesen fürchte, daß er darin wie in einer Grabesurne so manche herbe Geschicke tiefbewegt niedergelegt habe.“ „In die Gestalt und Geschichte Ottiliens verwob er Minchens Erscheinung,“ urteilt Gaedertz in seinem Buche.

Eine ausgeprägte Schwermut beherrschte Minna ihrem eigenen Geständniß nach, von der sie erst ein halbes Jahr später, in der Vaterstadt bei den Geschwistern genesen zu können glaubt. Eine Wiederauflebung hofft sie auch von einem Besuch in Züllichau bei ihrer verlobten Schwester zu deren bevorstehender Hochzeit im Sommer 1808. Bereits im Februar dieses Jahres faßte sie diesen Entschluß, ihre Abreise entsprang also eigner Initiative, nicht der Anordnung der Frommann'schen Pflegeeltern, wenn auch sie eine Entfernung aus dem Goethe'schen Gesichtskreis für rätlich halten mochten.

Wie sehr unsere Heldin freudig erregt war, ihre Heimat Züllichau und ihre Geschwister wiederzusehen, und welch glückliche Tage sie im Hause ihrer Schwester verbrachte, wo sie auch deren Bräutigam kennen lernte, darüber giebt ein Brief an ihre Freundin Christiane vom 15. Okt. 1808 beredtes Zeugniß, den Gaederz in seinem Werke mitteilt. Ueber ihre Jenenser Vergangenheit verbreitet sie sich nur in Andeutungen, wie folgt: „Alles, was mich trübe machen könnte, verbanne ich aus meiner Seele, wer weiß, ob ich nicht ganz geheilt werde, und dann ist mir geholfen, wenn ich nur mein begangenes (— im Text steht mit Schreibfehler „beganneѕ“ —) Unrecht wieder gut machen könnte!“

Ueber dieses „begangene Unrecht“ schweigt sich auch Gaederz aus, und wir können nur vermuten, daß sich Minna damit Vorwürfe machte, als ob sie dem immer mehr wachsenden gegenseitigen Verhältniß zwischen ihr und Goethe nicht energisch genug entgegengewirkt habe.

Minnas Aufenthalt in Züllichau war anfänglich nur auf ein halbes Jahr in Aussicht genommen, es wurden aber drei Jahre daraus, da sie ihre Geschwister nicht fortließen. Ueber ihre weiteren Schicksale hören wir am besten einen Brief ihrer Pflegemutter Frau Frommann an deren Busenfreundin Christiane Albers vom 11. September 1812, worin folgender Passus vorkommt:

„Minchen ist jetzt, nachdem sie mehrere Partien ausschlug, wozu ihr Herz, wie sie mir schrieb, immer Nein sagte, mit einem jungen Professor verlobt, der ihr in allen Hinsichten der Mann zu sein scheint, den sie Zeitlebens lieben und achten kann. Er heißt Pfund und ist in Berlin Professor am Joachimstal. Sie schreibt sehr froh und spricht vom Wiederkommen als Frau, wozu ich mich innig freue. Sie ist gesund und heiter.“

Nach Stahrs etwas phantastisch ausgeschmückter Schilderung hatte Minna in Züllichau zuerst eine Herzenstragödie, eine aussichtslose Liebe zu einem jungen schlesischen Adeligen, Namens v. Schweiniz, dessen Mutter eine Verbindung ihres Sohnes mit einer mittellosen bürgerlichen Waise nicht haben

wollte, durchgekämpft, ehe sie sich mit dem Professor Pfund verlobte, und auch hierzu soll nach Stahrs Auffassung hauptsächlich das Gefühl mitgewirkt haben, es sei besser, wenn sie als Verlobte eines Anderen in die Nähe Goethes zurückkehre. Dies ist jedoch eine ganz unbegründete Vermutung. Eine Verzweiflungsverlobung oder Verbindung, in der Absicht, sich und einen Anderen vor gegenseitiger Annäherung durch eine Scheidewand zu trennen, läßt sich nicht nachweisen, und dem widerspricht obiger Brief der Frau Frommann.

Minnas Rückkehr nach Jena erfolgte im Spätherbst 1812, und wie sehr sich auch Goethe auf das Wiedersehen freute, geht aus einem Briefe an Luise Seidler, ihre Freundin, hervor, die sich damals in Dresden aufhielt, worin es u. A. heißt:

„Sie sollen mir erzählen von Sich, von den Freunden und von dem guten Minchen, von der ich solange nichts gehört und deren bevorstehende Wiedererscheinung mich angenehm überrascht."

Allem Anschein nach hatte also Minna bei ihrer Rückkehr nach Jena die Heiterkeit ihres reinen Herzens wiedergewonnen, sie war in der Tat geistig und leiblich gesund. Aber auch Goethe hatte nach Ablegung seiner Selbstbeichte in den „Wahlverwandtschaften" die poetische und innere Katharsis an sich vollzogen und lebte in wehmütig süßen Rückerinnerungen und Resignation. Frei und offen konnte er ihr jetzt in's Auge schauen, und herzlichen Anteil nahm er bei der Nachricht von ihrer Verlobung. Er empfing auch ihren Bräutigam, der mit einer Empfehlung Zelters bei unserem Dichter eingeführt wurde, und berichtet darüber seinem Leibkomponisten am 15 Jan. 1813, wie folgt:

„Herrn Pfund hab' ich gern und freundlich, obgleich nur kurze Zeit gesehen. Seine Braut fing ich als Kind von acht Jahren an zu lieben, und in ihrem sechzehnten liebte ich sie mehr wie billig."

Hier irrt sich aber Goethe in der Zeitangabe; es muß heißen: als Kind von 9 Jahren . . . und in ihrem 18.

Das Hinausschieben der Hochzeit jedoch von Seiten des 1811 zum Oberlehrer ernannten Bräutigams, bis er zum Professor am Joachimstal designirt würde, ward für den Brautstand verhängnißvoll, indem Minnas Liebe sich bedeutend abkühlte und die Verlobung zurückging. Stahrs Darstellung von diesem Bruch beruht auf einer Verkennung der Tatsachen: es war nicht Pfund, der ihr eine Andere vorzog, sondern Minna löste das Verhältniß, und es dauerte eine geraume Zeit, bis er sich mit einer Anderen tröstete.

Als Goethe von der Lösung dieses Verlöbnisses hörte, schrieb er am 24. Februar 1813 an Luise Seidler: „Grüßen Sie Minchen. Ich habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treueren Element an. Doch soll man sich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippschaft zu scherzen."

Dieses Witzeln Goethes zeigt deutlich, daß er von seiner früheren leidenschaftlichen Neigung zu Minna vollständig geheilt war.

Etwas Rätselhaftes bleibt immerhin in diesem plötzlichen Bruch Minnas mit Pfund. Sollte irgend eine wieder lebendig gewordene Erinnerung an ihren ersten Geliebten (v. Manteuffel) hierzu mitgewirkt haben? Sollte der Jugendfreund, den sie einst durch äußerliche Kälte vertrieb und den sie, als sie sich mit Pfund verlobte, für verschollen hielt, wieder aufgetaucht sein? Diese Hypothese Gaedertz' deckt sich seltsamer Weise mit Goethes Schilderung von Ottiliens Seelenzustand als Braut eines älteren Mannes und unter dem Banne einer wiederauftauchenden Erinnerung an den ersten Jugendgeliebten.

Goethe müßte dann dies freilich mit dem Seherauge des Dichterpropheten vorausgesehen haben, denn sein Roman „Die Wahlverwandtschaften" war schon 1809 geschrieben, und was wir eben von Minna berichteten, ereignete sich 4 Jahre später, 1813.

Ueber den wahren Tatbestand könnten uns wohl Minnas Briefe an ihre Jugendfreundin Christiane aus jener Zeit aufklären, wenn sie uns zugänglich gemacht werden könnten. Tatsache ist, daß auch Manteuffel nicht der Gatte des geprüften Mädchens ward. Ohne jeden Halt aber ist Hesses Phantasterei, daß hier noch die Liebe zu Goethe hemmend mitgewirkt habe und er gar „der schöne Paris" gewesen sein soll, auf den Johanna Frommann in einem Briefe an ihren Gatten in Leipzig vom 25. Oktbr. 1813 nach ihrer Ankunft mit ihrer schönen Pflegetochter in Jena etwas verschleiert anspielt, wie folgt:

„. . . sie (Minna) überdeckt und verhehlt mir oft unsere bis jetzt doch so unentschiedene und gepreßte Lage. Du weißt, wie unwohl mich die Nähe eines Unrechts macht. Es ist mehr wie ein Unrecht geschehen, ich kann weder mit Gedanken noch mit Worten schelten, denn ich kenne die Gefühle eines jugendlichen Herzens. Manchmal ist mir's, als wünschte ich diese Helena zu verdoppeln (unter Helena ist Minna gemeint, deren Geburtstag am 22. Mai sich mit dem Kalendernamen Helena deckt,) — um dem schönen Paris das Blendwerk zu geben, damit er den Wunsch seines Herzens erfüllt glaubt. Erwacht, im reiferen Besinnen würd' er mir's vielleicht danken. Das wirklich häuslich sittliche Weib scheint mir bei dem Anderen noch immer recht und gut angebracht. Aber es kann auch sein, daß die erste Liebe ein treues Herz bewahrt, wie ist man dann befugt, wozu soll man etwas stören, was so schön und heilig ist. Doch ich muß, ich kann mit Dir noch nicht über eine Sache sprechen, die mir selbst noch nicht klar ist. Wir haben uns wenig allein gesprochen, will's Gott, heute mehr! Schnell entscheiden kann ich garnicht, wenn ich auch wollte — und ich kann ja nicht wollen."

Doch dunkel ist der Worte Sinn. Was für ein Unrecht ist hier gemeint? Düntzer meint, eine Verlobung Minnas aus Verzweiflung und

die Benutzung dieses Seelenzustandes von Seiten Pfunds, sich seine Braut zu gewinnen. Gaebertz hält dies für unmöglich und erinnert an den schon 1808, also fünf Jahre früher in einem Brief an Christiane von Minna geschriebenen Passus:

„Wenn ich nur mein begangenes Unrecht wieder gut machen könnte!"

Dies war also doch zu einer Zeit, wo von einer Annäherung Pfunds gar keine Rede sein konnte. Demnach klagt sich Minna eines begangenen Unrechts aus früheren Zeiten an. Damit kann aber wohl nur die Abschreckung Manteuffels gemeint sein.

Ganz eigentümlich hat Hesse die Worte von dem „wirklich häuslichen sittlichen Weib" in obigem Briefe der Frau Frommann auf Goethes Gattin Christiane Vulpius bezogen und faselt etwas von einem selbstlosen Opfer, als ob diese sich Minna Herzlieb gegenüber brieflich angeboten habe, ihr zu Liebe in eine Trennung von ihrem Gatten zu willigen, und diese habe das großmütige Anerbieten, wenngleich gebrochenen Herzens, verworfen. — Oder haben gar die Eltern Frommann selbst, aus Mitleid mit Minnas Schwermut und deren Grund richtig erkennend, die geliebte Pflegetochter wieder an die Stätte, nämlich nach Jena, wo sie an der unheilbaren Herzenswunde (an der Liebe zu Goethe natürlich), erkrankte, zurückberufen?

So phantasirt Hesse; Düntzer erklärt seine Hypothesen geradezu für „toll", und hierin können wir ihm nur Recht geben. Denn in Minnas Wesen herrschte nach ihrer Rückkehr heitere Ruhe und Gelassenheit, und auch Goethe hatte die Krisis glücklich überstanden. Nach dem vielleicht durch ein meteorartiges Aufleuchten ihres ersten Geliebten (Manteuffel), — eine Vermutung, die übrigens auch ganz in der Luft steht, — erfolgten Bruche mit ihrem Bräutigam Pfund führte Minna ein stillzufriedenes Leben im Frommann'schen Hause. Goethe blieb mit ihr in harmlosem, väterlich freundschaftlichem Verkehr.

Zu ihrem Geburtstag im Jahre 1817 überreichte er ihr seine Gedichtsammlung mit folgender Widmung:

„An Fräulein Wilhelmine Herzlieb.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sey dieser auch Ihr zugewandt;
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie Sich vielleicht erkannt.

Jena, am 22. May 1817. Goethe."

Dies läßt auf eine souveräne Beherrschung jener leidenschaftlichen Gefühle schließen, die den Sonettenkranz veranlaßten, und spielt zugleich auf gegenseitige freundliche Erinnerung an jene Zeit an.

Von verschiedenen Freiern, die sich nachmals noch mit ungünstigem Erfolg um Minnas Gunst bewarben, war ein Jenenser Jurist, Dr. Walch

am beharrlichsten und errang wirklich ihre Hand (1821). Doch der Bund führte zu einem unseligen Ende, zu Minnas Tiefsinn, ja zu ihrer völligen Geistesumnachtung. Die Vermutungen Stahrs über die Entstehung und den Verlauf dieser Schicksalstragödie hat Gaedertz als haltlos zurückgewiesen. Ein Brief, den Frau Frommann am 11. Aug. 1828 an Christianens Schwester, Frau Hofrat Prof. Fischer in Lüneburg, als Antwort auf ihre Anfrage in Bezug auf Minnas Schicksal schrieb, ist von der höchsten Bedeutung. Wir entnehmen demselben folgende Stellen:

„Mein Minchen Herzlieb ist bei ihrem Bruder nahe bei Züllichau. Sie entschloß sich, nachdem sie viele Partien ausgeschlagen, spät einen sehr rechtschaffenen und wohlhabenden Mann zu heiraten, der sie lange im Stillen geliebt. Wir warnten sie, da wir ihrem Charakter weder soviel Kraft noch Beständigkeit zutrauten, einen Mann glücklich zu machen, den sie blos seines guten Charakters wegen schätzte, nicht liebte. Sie blieb bei ihrem Willen, führte aber nicht aus, was sie gewollt, sondern steigerte sich vom gleichgiltigen Gefühl zur Abneigung, die an Geistesverwirrung grenzte. Was von unserer Seite aus Liebe und Pflicht geschehen konnte, geschah. Sie klagte sich selbst der Schwäche an, die Waffen, mit denen sie sie bekämpfte, waren nicht die rechten. Religiöse Ergebung, strenge Erfüllung jeder nächsten Pflicht und stete Beschäftigung hätten ihr geholfen, wenn sie sie anwenden konnte. Statt dessen gab sie bald sich nach, und das führt unaufhaltsam zum Schlimmeren. So ging's vom Jahre 21—22, wo sie zu ihrem Bruder ging und dort fast 5 Jahre blieb, und dann, nachdem sie mit ihrem Mann Briefe gewechselt, Alles hoffend, im vorigen Herbst wiederkam. Erst ging es gut, dann fing sie wieder an zu grübeln und untätig zu sein, bis der Mann es selbst für rätlich hielt, sie im März wieder zu ihrem Bruder zu schicken. Dort fand sie viel zu tun, beschäftigte sich wieder und es ward ihr besser. Sie schrieb mir noch neulich, hängt noch sehr an uns, die sie vermissen und um sie trauern, da wir ihr beim Unglück, denn Schwäche ist ein großes Unglück, doch die Schuld nicht ganz nehmen können. Daß der gute Mann, mit dem wir im besten Vernehmen stehen, und der noch gestern Abend bei uns war, nicht zurücktrat, als er wußte, daß sie ihn nicht liebte, ist die einzige Schuld, die wir auf ihn werfen können. Welchen Kummer es uns machte und noch macht, können Sie denken, und mehr noch Ihre liebe Schwester, die ihr eine liebe Freundin war und für die ich hauptsächlich diese Nachricht aufschrieb, da die Geschichte so verschieden und unwahr an anderen Orten erzählt ist. — Nicht weit von unserem Hause konnte sie in der größten Gemütlichkeit leben, wenn sie sich an ihren Mann gewöhnen konnte. Geachtet von Allen. Kein Mensch begreift es.“ —

Der Hauptgrund des unglücklichen Ausfalls dieses Ehebündnisses wird wohl der gewesen sein, daß Minna ihrem früher so entschieden ausgesprochenen Grundsatz widersprechend, nur aus Liebe zu heiraten, einem un-

geliebten Manne ihre Hand reichte. Der Altersunterschied war nicht so bedeutend, wie ihn Stahr angiebt, der von zwei Dezennien spricht, Minna war 32 Jahre alt, als sie heiratete, und Dr. Walch 45. Er soll sehr häßlich gewesen sein, aber Minchen äußerte darüber selbst: „Sein Aeußeres ist nicht empfehlend, aber was tut das zur Sache?"

Auch sein Charakter scheint gerade keine Abneigung eingeflößt zu haben, denn bei aller Pedanterie war er gutmütig und ehrenhaft. Sie hegte eben keine Sympathie für ihn, geschweige Liebe; sie gestand es ihm auch offen vor der Verlobung, doch er hoffte ihr diese Gefühle erwecken zu können.

„Frommanns warnten umsonst! Ihn hatte Gott Amor völlig blind gemacht, und sie wollte, nachdem sie einmal A gesagt, nun auch B sagen. Diese ihre vermeintliche Willensstärke war eigentlich nichts Anderes als Schwachheit; sie scheute sich, wiederum in den Mund der Menge zu kommen, denn die Lösung ihres Verhältnisses mit Pfund hatte den Leuten genug Stoff zum Klatsch geboten. Und so tat sie den unseligen Schritt. Als ihre Lippen vor dem Altar das Ja sprachen, schwieg ihr Herz dazu. Als sie sich zum ersten Mal mit dem Gatten allein sah, überlief es sie bei seinen zärtlichen Berührungen eiskalt, und sie konnte in ihrer neuen Häuslichkeit, die der vermögende Walch auf das Bequemste und Behaglichste hatte einrichten lassen, sich nicht wohl und heimisch fühlen!"

So lautet Gaebertz' Schilderung, und es mag ja wohl auch so gewesen sein. Ob ihm aber wegen dieser Detailmalerei nicht auch mit eben soviel Grund der Vorwurf gemacht werden kann, daß ihn hier mehr die Phantasie oder Hypothese als unleugbare Begründung geleitet habe, dies zu entscheiden, wollen wir dem Urteil unserer Leser anheimstellen.

Tatsache ist, daß sie, ohne Zweifel, um einem unerträglichen Zustande zu entrinnen, sich von ihrem Manne im Winter 1822 trennte, um im Pfarrhause ihres Bruders den verlorenen Seelenfrieden zu finden. Hatte sie ja auch schon früher einmal dieses Experiment mit Erfolg gemacht, als sie ihre Neigung zu Goethe überwand. Doch diesmal galt es, eine Abneigung zu bekämpfen. Sie täuschte sich auch über die Stärke dieser Empfinduug, sobald sie ihren Mann aus der Ferne betrachtete; ja es scheint, daß Reue und Mitleid sie ergriffen, und dazu mag wohl noch die Sehnsucht zu den sonstigen lieben Angehörigen in Jena mitgewirkt haben. Kurzum, sie kehrte wieder, wenn auch erst nach fünf Jahren. Doch nach dem oben mitgeteilten Briefe Frau Frommanns kam wieder ein Rückfall, so daß sie ihr Gatte selbst im März 1828 wieder zu ihrem Bruder schickte. Dort besserte sich ihr Gemütszustand wieder, und nach Gaebertz widmete sie ihre Fürsorge besonders den kleinen Mädchen im Dorfe. Man mag daraus wohl auch auf ein schmerzliches Vermissen eigener Kinder schließen und darf annehmen, daß solche ein vermittelndes Band zwischen den entfremdeten Gatten gebildet haben würden.

Noch zwei Mal versuchte sie durch Rückkehr zu ihrem Manne ein erträgliches Verhältniß herzustellen, ja ihr Gatte war sogar so zartfühlend, ihr in seinem Hause eine eigene Wohnung einzuräumen, aber der Widerwille war zu ausgeprägt.

Deß zum Beleg führt Gaedertz eine Stelle aus einem Briefe Minnas aus jener Zeit an einen treuen Berater und Freund — (welchen?) an:

„Es ist schrecklich, aber wenn ich in meiner Stube arbeite und Walchs Stimme nur im Hausflur höre, auch wenn ich gewiß weiß, daß er nicht zu mir eintreten wird, so zittere ich schon am ganzen Körper."

Bei dieser ausgesprochenen Abneigung bleibt es auffallend, daß sie sich nicht von ihrem Gatten scheiden ließ, zumal ja ihre Kinderlosigkeit eine solche Trennung erleichterte. Aber es scheint, daß Beide nichts davon wissen wollten, daß sie an die Möglichkeit einer Wiederannäherung glaubten. Doch es sollte nicht sein. 1853 starb ihr Gatte. In seinem Testament hatte er Minnas liebevoll gedacht und ihr eine sorgenfreie Zukunft gesichert.

Fast alljährlich kam sie nun von ihrem Geburtsort Züllichau, wo sie nach ihres Bruders Tod sich mit ihrer Schwägerin niedergelassen hatte, nach Jena in's Frommann'sche Haus, der Stätte ihrer glücklichen Jugendzeit, zu Besuch, bis sie 1864 nach ihrer Lebensgefährtin Tod ganz allein stand und jeden Halt verlor. Hierüber berichtet ihr Pflegebruder Fritz Frommann wie folgt:

„Sie stand nun vor neuen Entschlüssen und Aufgaben, denen ihre Kraft nicht gewachsen war. Da verwirrte sich ihr Geist, die längst überwunden geglaubten Zustände kehrten mit erneuter Heftigkeit zurück, sie konnte auch in Jena nicht genesen, mußte von ihrer Schwester in eine Heilanstalt für Gemütskranke in Görlitz gebracht werden und starb dort am 10. Juli 1865. Bei der Sektion hat sich gefunden, daß die großen Adern am Herzen verknöchert waren."

Diese reizende Huldgestalt, deren tragisches Schicksal uns tief ergreift, war also auch eine der Musen und Grazien, die Goethe zu unsterblichen Schöpfungen begeisterte, — sie feierte er in formvollendeten und glutatmenden Sonetten, — sie war sein Modell zu seiner Ottilie in den „Wahlverwandtschaften".

Zwar schildert er sie nicht im Detail, er nennt sie „das liebe, schöne, herrliche, himmlische Kind, die gute Ottilie", er spricht „von ihrer strahlenden Anmut, von ihrem schönen, runden Gesichtchen, er preist besonders ihre Augen". Letztere strahlen uns auch aus Eduards Kind, dem bei der Umarmung seiner Gattin der heimlich und inniggeliebten Ottilie Bild vorschwebte, entgegen. „Alle Welt sagt, es gleiche mir,"

äußert diese selbst, seltsam berührt beim Anschauen des Kindes, wie vor einem Rätsel oder Wunder der Natur.

„Wäre es möglich?“ versetzte Eduard, und in dem Augenblick schlug das Kind die Augen auf, zwei große, schwarze, durchdringende Augen, tief und freundlich.“

Gaedertz will in Goethes Roman auch noch weitere deutliche Anspielungen auf des Dichters früheres Zusammentreffen mit Minna erkennen, z. B. in dem Passus: „Hübsch ist sie, besonders hat sie schöne Augen, aber ich wüßte doch nicht, daß sie den mindesten Eindruck auf mich gemacht hätte.“

Auf diese Worte Eduards versetzt seine Gattin Charlotte:

„Das ist löblich an Dir, denn ich war ja gegenwärtig; und ob sie gleich viel jünger ist als ich, so hatte doch die Gegenwart der älteren Freundin so viele Reize für Dich, daß Du über die aufblühende, versprechende Schönheit hinaussahst.“ Gaedertz meint, Goethe habe hier bei Erwähnung der älteren Freundin Frau v. Stein im Sinne gehabt.

Auch die Schilderung von dem allgemeinen Zauber, den Ottiliens Erscheinung überall auf die Männerwelt gleichermaßen ausgeübt habe, erinnert an Minnas Wesen. Ja selbst was Goethe von Ottiliens einfachem, aber geschmackvollem Anzug berichtet, stimmt mit Minnas Auftreten, auch „sie liebte schlichte, weiße Kleider“. Und so entdecken wir Zug für Zug, in dem Bericht ihrer Institutsvorsteherin, in ihrem Unterrichten der Dorfmädchen Minnas Eigenschaften in Ottiliens Wesen reproducirt. Ihr stilles Walten und Schalten, — man hörte sie nicht auftreten, so leise ging sie — Alles ist bis auf's Einzelnste genau widergespiegelt.

Wenn nun Gaedertz meint, die allmählich sich immer mehr bekundende Aehnlichkeit von Ottiliens Handschrift mit der Eduards, aus welcher dieser den Schluß zieht, daß sie ihn lieben müsse, beruhe auch auf der Tatsache auffallender Uebereinstimmung von Goethes Handschrift mit der Minnas, wie sie bei einer Vergleichung der Autographie ihres Namens unter ihrem Portrait mit den Schriftzügen des Dichters in den Widmungszeilen bei dem Ueberreichen seiner Gedichtesammlung als Geburtstagsgeschenk in die Augen falle, so können wir dies nicht so recht finden, wenigstens in den Buchstaben H, r und z im Namen „Herzlieb“ nicht; die zweite Silbe „lieb“ hat allerdings in beiden Schreibweisen Aehnlichkeit.

Die Talente im Singen und Zeichnen haben dann wieder Beide, Ottilie und Minna miteinander gemein. Auch in einzelnen Situationen und Scenen, die Goethe in seinem Romane schildert, will Gaedertz Selbsterlebtes des Dichters erkennen. So in der Schilderung von Eduards letzter Begegnung mit Ottilien, von der er dem Major mit folgenden Worten erzählt:

„Sie hat sich nicht von mir weg, sie hat sich über mich weg ge-

hoben", womit Gaedertz den Schluß in Goethes Sonett: **„Wachsende Neigung"** zusammenhält:

„Du stehst so schroff vor mir emporgehoben,
Ich beuge mich vor Deinem Blick, dem flücht'gen."

Hören wir nun zum Schluß Goethe selbst über die Art der in seinen „Wahlverwandtschaften" gemachten Bekenntnisse, so müssen wir die bezügliche Aeußerung in seinen Gesprächen mit Eckermann damit zusammenhalten:

„Es ist in den Wahlverwandtschaften überhaupt keine Zeile, die ich nicht selber erlebt hätte, und es steckt darin mehr, als irgend Jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen im Stande wäre. — Es ist darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden."

Müssen wir uns darnach auch vor allzu wörtlichen oder allzu buchstäblichen Parallelen zwischen den Wahlverwandtschaften und Goethes selbsterlebtem Herzensroman mit Minna Herzlieb hüten, insofern wir es auch hier mit „Wahrheit und Dichtung" zu tun haben, und dürfen wir namentlich nicht alle in seinem Werke ausgeführten und eigenartig weiter ausgesponnenen Fäden im Leben und Schicksal und namentlich in dem in anderer Tragik zu Ende geführten Dasein seiner Heldin erkennen wollen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß des Dichters Werk von Minna Herzliebs Geist und Wesen völlig durchtränkt ist. Rührt und ergreift uns schon das wirkliche Geschick Minnas bis zu Tränen, so tut es nicht minder Ottiliens Tragödie, mit der der Dichter des geliebten Mädchens Andenken poetisch verklärt und unsterblich gemacht hat.

Noch in einem anderen Werke Goethes außer den „Wahlverwandtschaften", nämlich in der „Pandora", findet sich, nach des Dichters eigener Angabe in den Annalen von 1807, wie folgt: „Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus," sowie nach seinen Worten an Knebel vom 4. Mai 1808 über Pandora: „Es ist ein h e r z l i e b e s Kind," — findet sich ein Nachhall an seine Gefühle für Minna Herzlieb. Das ganze symbolische Festspiel, das 1808 in der Zeitschrift „Prometheus" unter dem Titel „Pandoras Wiederkunft" erschien, durchziehen die Klagen der Entsagung, die Erinnerung an das genossene Glück und die Lobpreisung des bleibenden inneren Gewinnes.

Es heißt darin u. A.:

„Wer von der Schönheit zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick;
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück. —

Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden,
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden,
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an. —

Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt,
Mir erschien sie in Jugend, in Frauengestalt."

Goethe nennt Pandora, d. h. die Allbegabte, „die liebe Tochter", die als „symbolische Verkörperung der Schönheit und aller menschlichen Ideale" nicht erworben werden kann, sondern nur dem geschenkt wird, „in dessen Seele, ihm selbst unbewußt, ihr Bild schlummert, — dem edlen, für die geistigen Güter der Erde begeisterten Menschen". Aber nur bevorzugten Sterblichen und nur in weihevollen Stunden, in einzelnen, von der Gottheit geschenkten Augenblicken der Begeisterung, geht Epimetheus das wahre Empfinden der Schönheit auf. Darf er sie auch nicht ewig besitzen, so kann er sie doch, wenn er sie einmal erschaut hat, nicht verlieren, auch wenn sie ihm entschwindet, und entzückt ruft er aus:

„Auf ewig schuf da holde Liebesfülle mir
Zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick" —

und dem Spott des Prometheus gegenüber kann er sagen:

„Und sie gehört auf ewig mir, die Herrliche!"

Schade, daß das Bruchstück, das in ähnlicher Weise wie der Faust eine Vereinigung der den Idealen nachstrebenden Seele mit der Gottheit, vermittelt durch das Ewig-Weibliche versinnlicht, nicht zur Vollendung gediehen ist.

Dem für weibliche Schönheit und Anmut so empfänglichen Dichterherzen flößten aber noch andere liebenswürdige Gestalten jener Zeit sinnige Gedanken zu poetischen Huldigungen ein. Außer Minna Herzlieb erregte noch im Jahre 1808 Silvie v. Zigesar und ihre Freundin Pauline Gotter sein Wohlgefallen. Silvie, die jüngste Tochter des im Sommer auf einem Landgut bei Jena lebenden gothaisch-altenburgischen Ministers, war lange Goethes auserkorener Liebling, und auch sie nannte er in einem Gedichte: „Tochter, Freundin, Liebchen". In ihrer, sowie Pauline Gotters und Luise Seidlers Gesellschaft hatte er schon im Herbst 1801 im herrlichen Saaltal und auf der Ruine der Lobedaburg frohe Stunden verlebt, wovon das Gedicht „Bergschloß" beredtes Zeugniß ablegt. Auch in Karlsbad machte er 1808 mit Silvie und Pauline gerne weite Spaziergänge, bei denen er ihnen gerne seine Gedichte vorlas. Mehr ein wohlwollender Freund war er der Jenenser Malerin Luise Seidler, von der er sich 1811 malen ließ und für deren weitere künstlerische Ausbildung er mit Rat und Tat sorgte.

Weniger mutete ihn die phantastisch-excentrische Verehrung an, die ihm Bettina Brentano, die Tochter seiner Jugendfreundin Maximiliane geb. de la Roche zollte, die Goethen 1807 in Weimar besuchte. Anfangs wollte sie, wie Frau Rat mitteilte, als Knabe verkleidet nach Weimar zu Fuße laufen, sie war damals 22 Jahre alt. Wer kennt nicht ihr über-

schwängliches Werk: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“? Anfangs freilich nahm der Dichter die stürmischen Gefühle dieses Tollkopfs mit einer gewissen Sympathie entgegen. War sie es ja doch, die mit einer mehr als schwärmerischen Pietät die Frau Rat über Erinnerungen aus Goethes Kindheit und Jugend aushorchte, und waren ihm ihre darauf bezüglichen Aufzeichnungen besonders bei Abfassung seiner Selbstbiographie und einer geplanten Lobschrift auf seine Mutter („Aristeia“) von großem Nutzen. Als sie aber gegen seine Gattin Christiane Vulpius ungezogen ward, machte er ihrer leidenschaftlichen Vergötterung seiner Person ein jähes Ende.

Um so wohltuender und anmutender berührt uns ein anderes, vom zartesten Dufte lieblichster Poesie umflossenes Verhältniß Goethes zu einem edlen, hochveranlagten weiblichen Wesen, das im edelsten Sinne seine Herzensfreundin, seine begeisternde Muse, ja in gewissem Sinne die schönste Ergänzung seiner eigenen Dichterindividualität wurde.

Dies war Marianne v. Willemer, die Tochter des Linzer Instrumentenmachers Jung, die schon als 14jähriges Mädchen als Sängerin und Tänzerin mit der Truppe des Balletmeisters Traub nach Frankfurt a./M. gekommen, dann von dem von ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit bezauberten Bankier Joh. Jakob Willemer als Adoptivtochter angenommen und später von dem bereits 54jährigen verwittweten Pflegevater zu seiner Gattin erhoben worden war (1814). Sie war eine zierliche, graziöse Brünette mit lebhaften Augen und voller Gestalt. Ihr Wesen war ungezwungen und natürlich, energisch und resolut, weshalb ihr Goethe den Scherznamen „der kleine Blücher“ gab. Bei seiner Rückkehr in die Heimat (1814), als sich der Dichter nach den traurigen Kriegsereignissen, die Jena und Weimar sehr mitgenommen hatten, vereinsamt und unverstanden fühlte, so daß ihn die Sehnsucht, wie einst nach Italien, so jetzt zu genußfroheren Menschen trieb, hatte er das von Kunst, Poesie und Daseinsfreude verklärte Haus Willemer und namentlich ihren idyllischen Sommeraufenthalt auf der Gerbermühle bei Frankfurt kennen gelernt und fühlte sich wie neugeboren.

Da fand er sein mütterliches Erbteil wieder, die angeborene Frohnatur und Heiterkeit des Lebens, aber auch die Gottergebenheit und Frömmigkeit, die eine seiner schönsten Schöpfungen, den „Westöstlichen Divan“ durchwehen.

Aus der verdüsterten Gegenwart und verbitterten Weimarer Umgebung flüchtete er in das Land praktischer Lebensweisheit und hauchte deutschen Geist und deutsches Wesen in die duftig poetischen Formen des Orients:

„Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte Du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten.
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll Dich Chisers Quell verjüngen.“

War es doch auch eine Art heimischer Rückkehr zu dem Kindheitsborne seiner Erziehung und ersten dichterischen Anregungen. Hatten doch schon seit seiner frühesten Jugend die alttestamentlichen Erzählungen seine Phantasie erregt, die Geschichten Josephs, der Ruth und des Moses lebhaft seinen Geist beschäftigt und er sich an einer Uebersetzung des Hohenliedes versucht. Dann war es die Gestalt Mohameds, die ihm lange als Held eines Dramas vorschwebte. Aber alles dies blieb nur Bruchstück.

Da kam ihm 1813 die Uebersetzung des Divan (d. h. Gedichtsammlung) von Mohamed Schemseddin Hafis durch den Orientalisten v. Hammer zu Gesichte. Nun gedieh der Plan, die Fülle seiner Lebensweisheit in orientalisches Gewand zu hüllen, zur Reife, ja er würde, so meint er selbst, den Text zu einer orientalischen Oper geschrieben haben, hätte er einen Musiker zur Seite gehabt.

Nachdem das erste Divanlied „Erschaffen und Beleben im kleinen Bade Berka" (am 21. Juni 1814) entstanden war, reihten sich, durch anregende Tage in Wiesbaden und Frankfurt gefördert, die „Gedichte an Hafis" an. Damals war es auch, wo Goethe rheinisches Leben und rheinische Fröhlichkeit in vollen Zügen genoß, wovon seine Schilderungen des Binger Rochusfestes und „Rheingauer Herbsttage" auf der Brentanoschen Villa in Winkel a./Rh. eine hellschimmernde Abspiegelung sind. Fast war das erste Hundert der Lieder vollendet, aber noch fehlten die eigentlichen Lieder der Liebe. Da kehrte er von mancherlei Abstechern, wie nach Heidelberg zu den Gebrüdern Boisserée, „ahnungsvoll und freudig" Ende Mai nach Frankfurt zurück.

„Hier sollte Hatem seine Suleika finden." Am 12. August, nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in Wiesbaden und einer abermaligen Rheinreise nach Köln, Bonn und Koblenz, kam er zu längerem Besuch bei Willemer in der Gerbermühle an, der er den „Stempel der Unsterblichkeit aufdrücken sollte". Auch das kleine Türmchen am Hühnerweg, wo Goethe bei seinem ersten Besuch (1814) bei dem neuvermählten Ehepaar Willemer dem Abbrennen eines Freudenfeuers zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig zugesehen hatte, ist eine klassisch eingeweihte, mit einer Inschrift versehene Gedenkstätte geworden.

Hier, als mehrwöchiger Gast auf der Gerbermühle, ward Goethe wie ein Fürst geehrt und sogar von hohen Persönlichkeiten aufgesucht. Die Feier seines 66. Geburtstages gestaltete sich dort zu einer glanzvollen Huldigung. Was aber dem auch landschaftlich reizvollen Aufenthalt einen besonderen Nimbus verlieh, das war die holde Fee des Hauses, „die schöne Müllerin", ein mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens reichbegnadetes Wesen, die neben der dankbaren Verehrung für ihren kunstverständigen Gatten und der herzlichen Liebe zu ihren Stiefkindern einen offenen und empfänglichen Sinn für alles Gute, Wahre und Schöne besaß. Die Gefühle, die sie für den berühmten Gast hegte, entsprossen

reinster Seelenharmonie und lauterster, edelster Geistesverwandtschaft. Wußte sie im Leben sehr wohl die Schranken einzuhalten, die Pflichtgefühl und Sitte zwischen ihr, der Gattin eines Anderen, und dem sie innig liebenden Dichter zogen, so durfte doch ihre Seele im Reiche der Poesie mit dem gottbegnadeten Genius, durch dessen Huldigungen sie sich hoch geehrt fühlte, zusammenfließen. Ward sie doch auch durch ihn zur Dichterin und konnte Goethen in seiner Tonart antworten:

„Selbstgefühltes Leid entquillet,
Selbstgedichtetes dem Mund."

Aus Frankfurt, wohin Goethe auf ein paar Tage gezogen war und wo er in Willemers Wohnung, dem „roten Männchen", wohnte, sandte er ihr am 12. September 1815 das erste Gedicht im Buche Suleika (nach der Ausgabe Loepers Nr. 4) „Hatem":

„Nicht Gelegenheit macht Diebe —
Sie ist selbst der größte Dieb;
Denn sie stahl den Rest der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat sie ihn übergeben,
Meines Lebens Vollgewinn,
Daß ich nun — verarmt — mein Leben
Nur von Dir gewärtig bin.

Doch ich fühle schon Erbarmen
Im Karfunkel Deines Blicks
Und erfreu' in Deinen Armen
Mich erneuerten Geschicks."

Wie ein harmonisch klingendes Echo lautete Mariannens, in die Gedichtesammlung mit der Ueberschrift „Suleika" aufgenommene Antwort:

„Hochbeglückt in Deiner Liebe,
Schelt' ich nicht Gelegenheit;
Ward sie auch an Dir zum Diebe,
Wie mich solch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gieb Dich mir aus freier Wahl!
Gar zu gerne möcht' ich glauben:
Ja, ich bin's, die Dich bestahl.

Was so willig Du gegeben,
Bringt Dir herrlichen Gewinn,
Meine Ruh', mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!"

Was Goethe in seinem reichen Liebesleben bis dahin noch nicht passirt war, er hatte nicht nur für seine Poesien eine verständnißinnige Geliebte gefunden, sondern auch ein dichterisch hochveranlagtes Wesen, das die angeschlagenen Saiten seines Herzens in denselben Akkorden als Antwort wiedererklingen ließ. Ja, das Versteckenspielen mit den Namen und Reimen läßt sich nach Hermann Grimm („Goethe und Suleika", Preuß. Jahrb. Band 24,1, 1869) unschwer z. B. in folgendem poetischen Dialog erkennen:

Suleika: „Als ich auf dem Euphrat (d. i. Maine) schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab, in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von Dir empfing.

Also träumt' ich. Morgenröte
Blitzt' in's Auge durch den Baum.
Sag', Poete, sag', Prophete, (lies: sage, Goethe!)
Was bedeutet dieser Traum?"

In der Antwort Hatems sind der Hain bei Willemers Mühle und die Terrasse am Main verewigt; sie lautet:

„Dies zu deuten, bin erbötig!
Hab' ich Dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt? —

So von Deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach, zu tausend Himmelsliedern,
Süßer Traum begeisterst Du!

Mich, der von den Hindostanen
Streifte bis Damaskus hin, (wohl nur symbolisch für des Dichters Rheinreise zur Heimat)
Um mit neuen Karawanen
Bis an's rothe Meer zu ziehn;

Mich vermählst Du Deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein."

Dies Gedicht enstand bei Goethes Aufenthalt in der Gerbermühle in der zweiten Hälfte des September. Damals sang ihm Marianne seine Ballade: „Der Gott und die Bajadere", so innig, wie er es nie gehört. Dann trug er ihr einige seiner Liebesgedichte vor, und sie hörte ihm zu, „den Kopf mit einer gelben, turbanartig gelegten Schärpe umwunden".

Wie groß Mariannens Anteil an dem Buche Suleika sei, ist nach Loepers Ansicht nicht recht festzustellen, doch will er ihr die in seiner Ausgabe mit Nr. 5 („Hochbeglückt" ꝛc.) und 39 („Was bedeutet die Bewegung?") und 42 („Ach, um Deine feuchten Schwingen") unbedingt zuerkennen, auch erblickt er, entgegen Düntzer („Goethe und Marianne von Willemer", Westermanns Monatshefte, September 1870) in Nr. 18 eine deutliche Beziehung auf Marianne.

Nach Loepers Noten zu diesem Gedichte sandte Goethe den schönen Hymnus, der das Datum „Heidelberg, den 21. September 1815" trägt, wo er mit S. Boisserée von Darmstadt aus dort angelangt war, der geliebten Frankfurter Freundin. Wie sehr das gebieterische Verlangen des Reims geradezu den Namen „Goethe" statt des fingirten „Hatem" fordert, beweist Nr. 24, worin die Verse 2 und 3 lauten wie folgt:

„Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor:
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Aetna Dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem (ursprünglich: Goethe)
Frühlingshauch und Sonnenbrand.“

In dem herrlichen Liede Suleika Nr. 39 hat schon Hermann Grimm Mariannens Eigentum erkannt; es trug ursprünglich bei ihr den Titel: „Ostwind, Widerscha den 6. Oktober 1815“ und hatte ein paar Varianten, namentlich in den Strophen 4 und 5, deren Wortlaut sich auf die zweite also lautende Zeile: „Bringt der Ostwind frohe Kunde?“ beziehend folgender war:

„Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh' noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen.

Und Du magst nun weiter ziehen!
Diene Frohen und Betrübten!
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Finde ich den Vielgeliebten.“

Daß das Datum nur der 23 September, und nicht der 6. Oktober war, hat v. Loeper überzeugend nachgewiesen; ebenso stimmt das Datum des von Marianne „Westwind, Rückkehr von Heidelberg Oktober 1815“ nicht, das richtiger auf den 26. September fällt; es ist nach dem Besuche Mariannens in Heidelberg gedichtet und lautet als Nr. 42 in Loepers Ausgabe, wie folgt:

„Ach, um Deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich Dich beneide!
Denn Du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung Deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, (soll wohl heißen „Auen“) Wald und Hügel
Stehn bei Deinem Hauch in Tränen.

Doch Dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider!
Ach, für (vor?) Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben,
Und verbirg' ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben!
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.“

Lange Zeit galt dies Gedicht als eine Perle Goethescher Lyrik, bis man es als Mariannens Eigentum erkannte.

Wie Karl Heinemann in seiner Goethe-Biographie betont, trafen hier die glücklichsten Faktoren, „die Freude des Wiedersehens und der Austausch gegenseitiger liebevoller Gesinnung, die wunderbare Umgebung, die Schönheit und Klarheit der Herbsttage" zusammen, „um Goethen Töne tiefster Empfindung und höchster Seligkeit zu entlocken und Mariannen zu dichterischen Ergüssen zu begeistern, die ihr selbst ein Rätsel waren". Ihren damaligen Gemütszustand schildert sie selbst später in folgenden Worten:

„Zugleich demütig und stolz, schien mir alles wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wiedererkennt und sich Alles gern gefallen läßt, was man in diesem erhöhten Zustande Liebens- und Lobenswertes spricht und tut; ja sogar die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höheren Wesens, insofern sie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht garnicht zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man nichts tun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat."

Wie herrlich weiß sie den greisen Dichter, der den Verlust seiner Jugend beklagt, mit den Versen zu trösten:

„Nimmer will ich Dich verlieren!
Liebe giebt der Liebe Kraft.
Magst Du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft!

Ach, wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist!
Denn das Leben ist die Liebe
Und des Lebens Leben Geist."

Zur Erinnerung an eine im gegenseitigen Sichverstehen genossene Vollmondnacht ist das reizende Gedicht entstanden: „Herrin, sag', was soll das Flüstern?" Kein Wunder, wenn viele dieser Lieder, die schon ihre Melodie in sich tragen, bald ihre berufenen, musikalischen Interpreten fanden. So hat das Lied vom „Westwind" in Schuberts und Mendelssohns Kompositionen seinen Siegeslauf durch die Welt genommen. Goethe schreibt darüber an Marianne im Mai 1824: „Wie oft habe ich nicht das Lied singen hören, wie oft dessen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet, was denn wohl auch im schönsten Sinne mein eigen genannt werden durfte."

Marianne war selbst so frei von aller Eitelkeit, daß sie das Geheimniß ihrer Autorschaft mit in's Grab nahm.

Mit Recht betonen Goethe-Kenner und Litterarästhetiker, wie Loeper und Heinemann, den durch und durch deutschen Gehalt von Goethes „Westöstlichem Divan": nur was mit deutschen Sitten und Anschauungen harmonirt, findet darin seine Verherrlichung, Alles, was deutschem Leben und deutscher Weltanschauung widerstreitet, wie Harem und Fatalismus,

ist ausgeschlossen. Vom Orient sind nur das äußere Kleid und die duftige Form entlehnt, ähnlich wie in den „Römischen Elegien“ nur das Distichon und die Staffage des antiken Altertums. „Die lichte Klarheit unserer Gedichte,“ sagt Loeper, „enthält nichts von dem fanatischen, nichts von dem mystischen oder beschaulichen Geiste des mahometanischen Orients. Nur gelegentlich sind diese Richtungen angedeutet, wie die Mystik in dem tiefsinnigsten aller deutschen Gedichte ‚Selige Sehnsucht‘ (I, 18).“

Ja auch die darin gepriesene Daseinsfreude atmet echten deutschen Geist. Was der Dichter seiner Suleika als des Lebens Kern in den Mund legt: „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit“ gilt auch von unserem Goethe in des Wortes vollster Bedeutung. Und wie viele goldene Worte sollten als „göttlicher Haussegen“, als Stammbuchverse, als Motto für's ganze Leben gelten, wie z. B. die herrlichen Sinnsprüche:

„Was verkürzt mir die Zeit?
 Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang
 Müßiggang!
Was bringt in Schulden
 Harren und Dulden!
Was macht gewinnen?
 Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
 Sich wehren!

Schade, daß sich Goethe im zunehmenden Alter von der lichten Sonnenklarheit des Ausdrucks, wie sie im „Westöstlichen Divan“ das Ohr entzückt und das Herz erquickt, sich wieder entfernte und seine Freude mehr am verschwommenen Symbolisiren fand, in dem er besonders in seinem zweiten Teile des Faust seine Stärke suchte.

Wollen wir nun den von den Parzen bis zu einem beneidenswerten und schaffensfreudigen Greisenalter ausgesponnenen Lebensfaden mit Rücksicht auf das von Grazien verschönte Dasein des gottbegnadeten Dichters verfolgen, so dürfen wir den pietätvollen Engel weiblicher Fürsorge nicht vergessen, den ihm nach dem Hinscheiden seiner Gattin das Schicksal in der Person seiner zwar excentrischen aber rührend aufmerksamen Schwiegertochter Ottilie bescherte. Aber auch die Liebe warf noch einmal, wie die verscheidende Sonne, ihr rosiges und verklärendes Licht in Goethes Lebensabend. Sein Schwanengesang der Liebe, die sogenannte Marienbader Elegie verherrlicht in für einen 72jährigen Greis leidenschaftlich klingenden Tönen ein 19jähriges, an Schönheit und Geist hervorragendes Mädchen, Ulrike v. Levetzow.

Den Spöttern über diesen verspäteten Johannistrieb eines Greises mögen die von Selbstlosigkeit und Reinheit der Empfindung zeugenden Verse dieser Elegie den Mund schließen, wie folgt:

In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Atem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert."

Goethe lernte die Witwe von Levetzow im Sommer 1822 im Marienbad kennen, und schon damals scheint er für die achtzehnjährige Ulrike eine tiefe Neigung empfunden zu haben, wie man dies aus einem zu dieser Zeit entstandenen Gedicht: „Aeolsharfe" schließen darf, dessen letzte Verse lauten:

„Ja, Du bist wohl an Iris zu vergleichen,
Ein liebenswürdig Wunderzeichen!
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie
Und immer neu und immer gleich wie sie."

Mehr die Notwendigkeit, sich von einer schweren Krankheit Genesung zu holen, als das verehrte Mädchen, zog ihn im nächsten Jahre wieder nach Marienbad, wo er außer der ihm sympathischen Familie noch eine auserwählte Gesellschaft traf.

Den rauschenden Festlichkeiten, die sich dort aneinanderreihten, zog der Greise idyllische Spaziergänge mit der ihm unentbehrlich gewordenen Familie vor. So sehr er sich auch bemühte, sein Verhältnis zu dem reizenden Naturkinde wie das eines Vaters oder Oheims zu einer allzusehr geliebten Nichte aufzufassen, in dem noch nicht erloschenen Krater seines Busens loderte ein leidenschaftlicheres Feuer auf, das er, wie einst Saul den Dämon seines Gemüts, durch Musik zu beschwichtigen suchte. Es hielt sich damals ein russisches Künstlerinnenpaar, zwei Schwestern, in Marienbad auf, deren zauberhaftem Spiel Goethe die Strophen widmete:

„Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' und Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reichsten Dank der überreichten Spende
Sich selbst erwidernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe."

Auch in Karlsbad, wohin der Dichtergreis am 23. August 1823 der teuren Familie folgte, verkehrte er in ihrer täglichen Gesellschaft und verlebte dort seinen 74. Geburtstag. Dieser traute und innige Verkehr und Goethes ausgesprochene Vorliebe für Ulrike gaben natürlich der Badewelt viel zu reden, und Karl August soll sogar eine Heirat des Dichters mit seinem Liebling betrieben haben. Obgleich dies wohl nur auf einem Scherze beruht haben mag, glaubten doch Goethes Kinder daran.

Am 5. September 1823 schlug die Scheidestunde, und schmerzlich klingt dazu des Dichters Leyer, als bedeute die Trennung für ihn den Tod. Doch wie bei früheren Herzenserlebnissen wußte er auch diesmal Linderung und Trost im Leid, eine Art Selbstbefreiung in seiner „Elegie" zu finden. Das Wesen der Geliebten drückten darin die Zeilen:

„Nur wo Du bist, sei Alles, immer kindlich,
So bist Du Alles, bist unüberwindlich."

so treffend aus. Als ihn bald darauf im Oktober das musikalische Schwesternpaar besuchte, entströmten in Erinnerung der gemeinsam mit der Familie v. Levetzow verlebten Tage reichliche Tränen seinen Augen, und beim Abschied schloß er die Künstlerinnen stumm in seine Arme.

Ulrike blieb unvermählt und ward ähnlich wie Friederike v. Sesenheim ein Engel der Wohltätigkeit.

Hiermit hätten wir alle die Grazien und Musen, die Goethes Leben begleiteten und Dichten beseelten, vor unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen, und wie Uhland so schön von den sanften Herbsttagen spricht, wo „die Seele, einst so hochgetragen, ein friedliches Entsagen lernt und ihr Erinnerung genug ist", so kehrt auch in Goethes großartigster Schöpfung, an der er sein ganzes Leben lang gearbeitet und in die er die Summe seines ganzen Lebens hineingelegt hat, im „Faust" das Bild der ersten Jugendliebe wieder, er schaut verklärt im Chor der Büßerinnen Gretchen, die dem immer Strebenden, den die himmlischen Mächte erlösen können, die Hand auf der Brücke zur Ewigkeit und Unsterblichkeit reicht, denn

„das Ewig-Weibliche zieht uns hinan".





Thomas Mann.

Von

Oskar Wilda.

— Breslau. —

Das Künstlerproblem, die Frage nach der Stellung des Künstlermenschen zum Leben, zur Gesellschaft ist wieder einmal in den Vordergrund gerückt: In seinem dramatischen Epilog „Wenn wir Toten erwachen" hat der greise Ibsen mit ironischer Bitterkeit die Bilanz seines Lebens und Schaffens gezogen; und das trübselige Facit dieses Geistesriesen, der wie kein anderer in die Tiefen seiner Zeit geblickt, die weitverzweigten und durcheinander gewirrten Wurzeln des modernen Lebens bloßgelegt und die labyrinthischen Irrgänge der modernen Seele erkennend durchwandelt hat, lautet in Rubeks Worten: „Wenn wir Toten erwachen, dann sehen wir, daß wir niemals gelebt haben."

Und was hier am Abschluß einer langen, fruchtbaren, wegweisenden Künstlerlaufbahn den denkenden Geist beschäftigt, der von der Betrachtung der Welt und der Menschen zu sich selbst zurückkehrt und ein trauriges Fragezeichen an's Ende seines Lebenswerkes setzt —: die skeptische Weisheit des müden Greises, sie ist auch der fragende Zweifel einer unerbittlich sich selbst prüfenden Jugend, die den einst so selbstverständlichen Genialitätsstolz des Künstlers und dabei in seiner beneidenswerten Unerfahrenheit ungereiften Menschen, der eine reichere Welt im Busen und sich befugt fühlt, an das Leben und seine Erscheinungen den Maßstab seiner souveränen Persönlichkeit zu legen, als einen törichten Selbstbetrug verschmäht. Auch dieser Jugend ist Rubeks Weisheit aufgegangen: daß — wie ein Tonio Kröger sie ausdrückt —, wer lebt, nicht arbeitet, und daß man gestorben sein muß, um ganz ein Schaffender zu sein. Auch sie klagt: „Einmal kein Künstler sein,

sondern ein Mensch! Einmal dem Fluch entfliehn, der da unverbrüchlich lautete: Du darfst nicht sein, du sollst schauen; Du darfst nicht leben, Du sollst schaffen; Du darfst nicht lieben, du sollst wissen! Einmal in treuherzigem und schlichtem Gefühl leben, lieben und loben! Einmal unter Euch sein, in Euch sein, Ihr sein, Ihr Lebendigen! Einmal Euch in entzückten Zügen schlürfen, Ihr Wonnen der Gewöhnlichkeit!" ... Und wenn der Hochmut des erkennenden und schöpferischen Geistes, der die Umwelt durchdringend beherrscht und ihrem Spiegelbild den Stempel seines Wesens aufdrückt, sich aufblähen möchte: „Ihr seid (dennoch) mein, und ich bin über Euch. Durchschaue ich nicht mit spöttischer Liebe jede naive Regung Eurer Körper? Spannen sich nicht angesichts Eures unbewußten Treibens in mir die Kräfte des Wortes und der Ironie, daß mir das Herz pocht vor Begier und lustvollem Machtgefühl, Euch spielend nachzubilden und im Licht meiner Kunst Euer törichtes Glück der Rührung der Welt preiszugeben?" ... so straft er sich doch im selben Augenblick Lügen und stellt den Künstler vor den Objekten seines künstlerischen Beobachtungsdranges, die ihm als das warme, holde, törichte Leben gegenüberstehen, wie es als ewiger Gegensatz dem Geist gegenübersteht, rücksichtslos bloß: „Glaubt nicht, daß er Euch verachtet, glaubt ihm nicht seine Miene der Geringschätzung. Wir schleichen Euch nach, wir stummen Unholde, wir stehen fern, und in unseren Augen brennt eine gierig schauende Sehnsucht, Euch gleich zu sein." Diese Worte stehen in einer novellistischen Skizze, die in der „Zukunft" (XI. Jahrgang Nr. 17) vom 24. Januar 1903 veröffentlicht worden ist. Ihr Titel lautet: „Die Hungernden", und ihr Verfasser heißt Thomas Mann.

Von Anbeginn an hat das Problem vom Künstlertum und seiner menschlichen Wirkung — keins in der Welt erscheint ihm, wie er in „Tonio Kröger" bekennt, quälender — den jungen Poeten beschäftigt. Schon in seinem ersten Novellenbande „Der kleine Herr Friedemann" hat er sich mit ihm in der Studie „Bajazzo" befaßt. Und es scheint mir, daß man mit diesem Problem das innerste Wesen und Werden Thomas Manns zugleich erfaßt. Denn er ist nicht von außen her mit einem abstrakten theoretischen Interesse an diese Frage herangetreten, um sich mählich in sie hinein zu vertiefen und sie als Denker zu bewältigen, sie ist ihm auch nicht lediglich durch einen gelegentlichen Anlaß nahe gerückt worden, — sie ist vielmehr sein eigentliches Erlebniß, sein tiefstes und dauerndstes Erlebniß. Es ist richtiger zu sagen: das Problem habe ihn, als: er habe das Problem ergriffen. Es hat ihn dann festgehalten und wiederholt genötigt, sich mit ihm in seiner zwiespältigen Seele auseinanderzusetzen. Und die gerade für einen jungen Poeten auffällige Art der Auseinandersetzung und ihr Resultat versteht man, wenn man sich das Milieu vergegenwärtigt, das Milieu hanseatischen Kaufmanns-Patriziates, aus dem Thomas Mann hervorgegangen.

Es seien hier die Angaben, die mir der Dichter über seinen Lebensgang gemacht hat, im Wortlaut eingefügt:

„Ich bin im Jahre 1875 zu Lübeck als zweiter Sohn des Großkaufmannes und Senators Heinrich Mann geboren. Meine Mutter stammt aus Rio de Janeiro; ihre Mutter war Kreolin, ihr Vater jedoch ein Deutscher. Zum Geschäftsmann bestimmt, kam ich etwa 19jährig nach München, wohin nach meines Vaters Tode meine Mutter übergesiedelt war und wo ich in das Bureau einer Feuerversicherungsgesellschaft als Volontair eintrat. In diesem Bureau schrieb ich verstohlener Weise meine erste Novelle, die in der damals blühenden „Gesellschaft“ abgedruckt wurde. Auch dauerte es mit dem „praktischen Beruf“ nicht lange. Ich begann an den Münchener Hochschulen litterarische, historische und kunstgeschichtliche Kollegien zu hören, verbrachte ein Jahr in Italien (in welche Zeit das Erscheinen meines ersten Novellenbändchens „Der kleine Herr Friedemann“ fällt) und lebe seither dauernd in München, wo ich auch eine Zeitlang als Redakteur des „Simplicissimus“ tätig war. 1901 erschien der zweibändige Roman „Die Buddenbrooks“; 1903 sechs unter dem Titel „Tristan“ vereinigte Novellen.“*)

Was hier nüchtern in dürren Daten gesagt ist, bedeutet nichts gegen das, was die mit blühendem Leben erfüllten Schöpfungen des Dichters über ihn und seinen Entwickelungsgang verraten. Der autobiographische Gehalt von Novellen wie „Bajazzo“ (im Bande „Der kleine Herr Friedemann“) und „Tonio Kröger“ ist ohne Weiteres ersichtlich und giebt diesen Schöpfungen, die doch dabei nicht ängstlich am äußerlich Tatsächlichen und Persönlichen kleben bleiben, besondere Blutwärme und intimen Reiz. Schon in der Studie „Bajazzo“ lernen wir jene Gesellschaftsklasse, jenen Stand kennen, den Mann später in den Buddenbrooks mit so erstaunlicher Meisterschaft geschildert hat, dem er selbst angehört hat, und zwar nicht nur äußerlich, sondern innerlich. Aus den Anschauungen dieser Kreise, in denen Manns Seele zur Hälfte wurzelt, während die andere Hälfte sich über sie zu der Freiheit des geistige Werte Schaffenden zu erheben sucht, erklärt sich Manns Stellung zum Künstlertum. Hier wird die anderswo in blindem Unverstand mit anfeuernder kritikloser Bewunderung aufgepäppelte künstlerische Begabung nicht als ein Geschenk der Götter, als eine auszeichnende Gabe, als die Anwartschaft auf Ruhm und Gold und Unsterblichkeit angestaunt und gefördert; hier wird sie als ein Gegenstand des Mißtrauens, der zweifelnden Sorge, als ein Element der Unordnung traktirt, allenfalls mit duldender Geringschätzung wie etwas, das einfach nicht ernst zu nehmen ist, übergangen.

Als eine Art Bajazzo-Begabung, als Clownerie und Blague faßt so ein hanseatischer Großkaufmann die künstlerischen Neigungen und Betätigungen seines Sohnes auf. „Er kann liebenswürdig sein, wenn er Lust hat, er versteht es, mit den Leuten umzugehen, sie zu amüsiren, ihnen zu

*) Die drei Bücher sind im Verlage von S. Fischer, Berlin, erschienen.

schmeicheln, er hat das Bedürfniß, ihnen zu gefallen und Erfolge zu erzielen; mit derartiger Veranlagung hat bereits Mancher sein Glück gemacht, und mit ihr ist er angesichts seiner sonstigen Indifferenz zum Handelsmann größeren Stils relativ geeignet.“ Nur ja nicht so etwas ernst nehmen! Kaufmann und Künstler — das sind zwei getrennte Welten, die getrennt bleiben müssen. Ihre Kreise dürfen sich gelegentlich berühren, aber nicht schneiden. Der ernsthafte Mann der Arbeit, einer weithin greifenden wirtschaftlichen Tätigkeit, welche über Meere hinwegreicht, läßt sich den Künstler in den karg zugemessenen Stunden der Erholung zwischen Börse und Kontor als anregenden Unterhalter, der für den gespendeten Genuß angemessen bezahlt wird, gefallen. Aber damit müssen die Beziehungen erledigt sein; von einer tieferen, inneren Gemeinschaft darf keine Rede sein. In jedem Künstler steckt im Grunde ein Abenteurer — wie Tonio Kröger sagt — das Künstlertum, das ist das Unruhige, Unsolide, das Wurzellose, das Spielerische — es ist der Antagonist der bürgerlichen Ordnung, des tüchtigen Ernstes, des normal Gesunden, des durch die Tradition Gefesteten, durch die geschriebenen Gesetze und den ungeschriebenen gesellschaftlichen Codex Festgelegten. Und die kaum verhehlte Geringschätzung und selbstbewußte Gleichgiltigkeit ist nicht ohne einen Beisatz von aggressiver Ablehnung; instinktiv wittert Merkur in Apollo einen gefährlichen Feind, einen destruktiven Geist. In der Tat hat auch Thomas Mann in seinen Buddenbrooks — worauf ich bereits an anderer Stelle, in einer Besprechung des Romans (Schlesische Zeitung vom 17. Sept. 1903 Nr. 652) hingewiesen, wohl die Absicht gehabt, nicht nur den Niedergang einer Kaufmannsfamilie in physischer und wirtschaftlicher Hinsicht darzustellen, sondern auch darzustellen, wie der merkantile Geist schließlich durch den ästhetischen vernichtet wird, ein Vorhaben, das der Dichter freilich nicht in ganz befriedigendem Maße durchgeführt hat. Denn den letzten Sproß der Familie, Hanno, in dem die von einer erotischen, phantasievoll träumerischen Frau in das real nüchterne Kaufmannsgeschlecht hineingebrachte Künstlernatur voll zum Durchbruch kommt, und zugleich die seelische Verfeinerung bis zum Grade schmerzhafter Sensitivität gediehen ist, die jeden rauhen Stoß einer unschönen banalen Wirklichkeit zu einer Gefahr für den zarten Organismus macht, läßt der Dichter — den lang ausgesponnenen Entwickelungsproceß zum Schluß allzu jäh abbrechend — in gar zu frühem Alter, als Schüler dem Typhus erliegen. Die Wirkungen eines seelenlosen, mechanischen Schulbetriebes, den Mann unter Vorführung von mit dem Stifte des Satirikers glänzend gezeichneten Lehrer-Typen meisterhaft geschildert hat, auf ein zartes, nach Schönheit dürstendes und in bunten Träumen lebendes Kindergemüt und die Qualen, unter denen sich dieses, von den Schrecknissen der Schule gefoltert, windet, sind kaum irgendwo anders überzeugender und ergreifender zur Anschauung gebracht worden. Materieller Besitz, welchen Ursprunges er auch sei, von Generation zu Generation vererbt und vermehrt, erzeugt Kultur,

Bildung, Geschmacksverfeinerung und künstlerischen Trieb, der dann freilich nicht, wie bei den unmittelbar aus den Tiefen des Volkes mühsam emporringenden Genies, mit der ursprünglichen Gewalt des Elementaren durchbricht, sondern sogleich gebändigt durch einen angeborenen Formsinn, einen wählerischen Geschmack, einen prüfend wägenden Geist, dem die ironische Skepsis näher liegt, als die flammende Begeisterung, sich äußert. Hier gedeiht wohl der Spott gegen die enge und beschränkte Selbstsicherheit der bürgerlichen Gesellschaft, gegen den Zwang der Tradition, deren Bann man sich doch nicht ganz entziehen kann, aber hier entstehen keine Rebellen, keine machtvollen, leidenschaftlichen Stürmer. Nur nicht die „großen Worte", die doch so formwidrig und geschmacklos sind, gebrauchen. Thomas Mann hat ein Mißtrauen, eine Abneigung gegen die großen Worte. Und was sollte man denn zerstören? Mit den Augen des Bohémien kann er doch nicht die Welt erblicken, der er bürgerlich angehört, ob er auch innerlich über ihr steht und sich von ihr losreißen möchte. Die „Philister und Banausen", über die jener im Unfehlbarkeitsdünkel seines Genietums herzieht, vermag er im Grunde durchaus nicht lächerlich zu finden, und die bürgerliche Wohlanständigkeit und gesellschaftliche Korrektheit erscheint ihm keineswegs als ein Merkmal seelischer Minderwertigkeit. In Wahrheit beneidet man doch die Verspotteten, und wer den abgeschlossenen Kreisen, um die Wohlstand, Tradition, feine Form und geregelte Lebensführung eine Mauer ziehen, angehört hat, dem hilft kein Bewußtsein seines inneren Wertes, kein Künstlertraum über das Unglück der Deklassirtheit hinweg; der empfindet es als ein Verhängniß, als „Bajazzo" geboren worden zu sein. Der Held der so betitelten Novelle, der sich außerhalb der gewohnten Gesellschaftssphäre ein Leben eines genügsam ästhetischen Epikuräismus geschaffen, findet dieses unerträglich, als er durch die Liebe zu einem jener angehörenden Mädchen sich seiner socialen Entwurzelung bewußt wird. Er fühlt, daß die bohrende Wunde in ihm nicht die „unglückliche Liebe" ist. „Unglückliche Liebe ist eine Attitüde, die nicht übel ist. Man gefällt sich darin." Nein, es giebt nur ein Unglück: das Gefallen an sich selbst einzubüßen. „Alles Uebrige ist Spiel und Bereicherung des Lebens, in jedem anderen Leiden kann man so außerordentlich mit sich zufrieden sein, sich so vorzüglich ausnehmen. Die Zwietracht erst mit Dir selbst, das böse Gewissen im Leiden, die Kämpfe der Eitelkeit erst sind es, die Dich zu einem kläglichen und widerwärtigen Anblick machen."

Und es ist keine glänzende Rolle, die der Dichter den Künstler, den Phantasiemenschen im Zusammenstoß mit dem robusten Wirklichkeitsmenschen, mit dem geringgeschätzten Philister spielen läßt. Der feinnervige, in idealisirenden Schönheitsträumen schwelgende Aesthet Detlev Spinell wird vor dem gesund derben hanseatischen Handelsherrn Klöterjahn (wie malerisch sind die Namen!), dessen lungenkranke Frau er durch die Reizmittel der Kunst, zuletzt durch die aufwühlende Macht der Tristan-Musik in für sie tödliche

seelische Ekstasen versetzt hat, zu einer lächerlichen Figur. Wie hier dem vom Dichter in satirisch verschärften Linien gezeichneten Schönheitsapostel, so spielt allen idealistischen Schwärmern die wuchtige Wirklichkeit übel mit. Der in dem Laden des Kunsthändlers Blütenzweig gegen eine blasphemische Schöpfung, gegen eine gewissenlose Afterkunst donnernde Bußprediger Hieronymus, der da verlangt, daß die Kunst als heilige Fackel barmherzig hineinleuchte in alle fürchterlichen Tiefen, in alle scham- und gramvollen Abgründe des Daseins, deren göttliches Feuer die Welt entzünden soll, damit sie aufflamme und vergehe sammt all ihrer Schande und Marter in erlösendem Mitleid, — er wird durch Herrn Blütenzweigs derb zufassenden Hausknecht: „eine unmäßige, langsam über den Boden wuchtende und schwer pustende Riesengestalt, genährt mit Malz, einem Sohn des Volkes von fürchterlicher Rüstigkeit", als ein armer Narr kurzerhand auf die Straße geworfen. —

So ist das Leben! „Ich liebe das Leben," bekennt Tonio Kröger-Thomas Mann, „man hat gesagt, man hat es sogar geschrieben und drucken lassen, daß ich das Leben hasse oder fürchte oder verachte oder verabscheue. Ich habe dies gern gehört, es hat mir geschmeichelt; aber darum ist es nicht weniger falsch. Ich liebe das Leben." — Nicht jenes Leben, an dem die unersättliche Phantasie hochfliegender Poeten und heißer Schwärmer sich berauscht, nicht jenes Leben, das sich als das Ungewöhnliche den Ungewöhnlichen darstellt, als eine „Vision von blutiger Größe und wilder Schönheit", sondern das Leben in seiner verführerischen Banalität: das Normale, Wohlanständige und Liebenswürdige. „Der ist noch lange kein Künstler, dessen letzte und tiefste Schwärmerei das Raffinirte, Excentrische und Satirische ist, der die Sehnsucht nicht kennt nach dem Harmlosen, Einfachen und Lebendigen, nach ein wenig Freundschaft, Hingebung, Vertraulichkeit und menschlichem Glück, die verstohlene und zehrende Sehnsucht nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit." —

Sind die Künstler und Dichter nun in der Tat die Deuter und Bereicherer des Lebens — und nicht vielmehr seine Fälscher? Die Poeten haben die große, ungeheure und wesenlose Ahnungen hervorrufenden Wörter erfunden. Die Sprache, die ihnen für den Ausdruck ihrer Empfindungen zu arm erscheint, ist in Wahrheit überschwänglich reich im Vergleich mit der Dürftigkeit und Begrenztheit des Lebens. Alle ihre großen Wörter, die sie „an alle Wände schreiben und mit einer in den Vesuv getauchten Ceder am liebsten an die Himmelsdecke malen möchten" (Heine!), sind nichts als Lüge und Hohn, Trug und Selbstbetrug. „Ich erwartete," so sagt der „sonderbare Herr" in der Novellette „Enttäuschung", „von den Menschen das göttlich Gute und das haarsträubend Teuflische, ich erwartete vom Leben das entzückend Schöne und das Gräßliche, und eine Begierde nach alledem erfüllte mich, eine tiefe angstvolle Sehnsucht nach der weiten Wirklichkeit, nach dem Erlebniß, gleichviel welcher Art, nach dem berauschend

herrlichen Glück und dem unsäglich, unahnbar furchtbaren Leiden." Die Wirklichkeit — wie enge ist sie gegenüber dem Ungemessenen, dem Unendlichen, dessen Vorstellung die großen Wörter der Dichter in uns wachgerufen; die Gefühlswelt in uns und die äußere reale Welt, wie begrenzt, wie dürftig erscheinen sie. Wir stürzen uns, den Busen voll von künstlich genährten Träumen, gierig auf jedes Erlebniß, hoffend, nun das unsagbar Schöne, das überwältigend Große zu erhaschen, von unausdenklichen Schauern erfaßt zu werden, und jedes Mal fragen wir hinterher enttäuscht: „Das war Alles?" (Muß man nicht hierbei an die Schiller'sche Weisheit, die doch nur Resignationsweisheit ist, denken: „Wisset, ein erhabener Sinn **legt** das Große in das Leben, und er **sucht** es nicht darin"?) — Also **das** ist das herrliche Kunstwerk, das uns verzückte Lobredner als die Verkörperung himmlischer Schönheit dithyrambisch gepriesen? Das ist das grandiose Schauspiel einer Feuersbrunst? Das ist das erhabene Naturschauspiel? Das ist die große Liebe und **das** der große, heilige Schmerz? . . . Und das ist Alles, was ich bei alledem empfinde? . . . Selbst das unermeßliche Meer, findet es nicht seine Grenze am Horizont? „Warum habe ich einen Horizont? Ich habe vom Leben das Unendliche erwartet," sagt der sonderbare Herr in „Enttäuschung", der nur in dem ahnenden Träumen von einem Leben ohne Horizont, von einem befreiten Leben, in dem die Wirklichkeit in den großen Ahnungen ohne den quälenden Rest der Enttäuschung aufgeht, einen schwachen Trost findet. So klagt der Dichter, der hier, freilich in scharf zugespitzter Form, jene große Ernüchterung dargestellt hat, die wir alle kennen gelernt haben, als wir jugendlichen Idealisten aus der Welt unserer Vorstellung, die wir aus Büchern und Poetenträumen uns erbaut, in die der Wirklichkeit traten, nicht das **Leben** an, sondern die Künstler.

Ist es nötig, zu sagen, daß all das, was hier als Manns Meinung über das Künstlertum, seine Wirkung, seine Stellung zum Leben, wiedergegeben ist, cum grano salis zu nehmen ist, daß die verschiedenen Gestalten seiner Dichtungen, in denen sich sein eigentliches Wesen nicht in seiner Geschlossenheit und Einheit, sondern prismatisch zerlegt zeigt, nur mittelbar jenes offenbaren, daß selbst der Tonio Kröger, mit dem man Thomas Mann am ehesten völlig identificiren kann, mit seiner geringen Einschätzung des Künstlers nicht das letzte Wort ist und sein kann, daß noch etwas hinter den Worten liegt, das gerade in seiner Unausgesprochenheit so anziehend und anregend wirkt? Das, was sich sichtbar in Worten darstellt, wird aber keineswegs völlig durch einen geheimen, ironischen Vorbehalt wieder aufgehoben. Es ist Wahrheit, wenn auch eine künstlich potenzirte Wahrheit. Und wir verstehen es, daß in den Schöpfungen eines Mannes von solcher Herkunft, in dem die künstlerische Ekstase durch die normalen bürgerlichen Instinkte im Zaume gehalten werden und der in Folge dessen zu einer so klaren und nüchternen Selbstprüfung und Beurteilung seines

Künstlertums gelangt ist, die großen Worte fehlen, daß die lauten Schreie der Leidenschaft, die starken Gefühlsausbrüche hier keine rechte Resonanz finden und nur schüchtern hin und wieder Gemütstöne durch die sie verdeckende Hülle scharfer Ironie und anscheinender Kühle hindurchklingen. Und doch ist diese scheinbare Kühle zum guten Teile die Selbstbeherrschtheit des wohlerzogenen Mannes aus guter Familie und das Ergebniß eines skeptisch angelegten Geistes. Aber unter der Ironie spürt man wohl hin und wieder das schmerzliche Zucken eines durch Mitleid wissenden Herzens, das die traurige Ohnmacht der vom Leben Mißhandelten mitempfindet.

Hellsehend wie sein Tonio Kröger blickt der Dichter in der Menschen Seele und in das Innere der Welt und sieht das Letzte, was hinter den Worten und Taten ist; und was er sieht, ist: Komik und Elend. — Und die Vereinigung von Beidem, das ist erst das unsagbar Traurige. Das Leid und das Elend, das nicht die Form des Erhabenen und Erschütternden hat, sondern zugleich die Linien des Lächerlichen — das giebt eine schneidende Dissonanz. Wie grausam ist das Leben, das so grelle Kontraste vereint; das einem armen Buckligen eine feine, schönheitempfängliche Seele giebt, damit er um so tiefer leide, wie der kleine Herr Friedemann, dessen heilige Liebesgefühle gerade gut genug sind, einer koketten kaltherzigen Frau zu einer Kurzweil zu dienen, die dem töricht-komischen Verehrer das Leben kostet. Fast bis zum Unerträglichen ist dieser Kontrast gesteigert in „Luischen," wo der gute Rechtsanwalt Jacoby, in dessen abstoßend häßlicher Falstaff-Hülle eine von zärtlichster Liebe erfüllte und um Liebe flehende Seele zittert, von der ehebrecherischen Gattin in diabolischem Hohne gezwungen wird, sich in einer unwürdigen Ueberbrettelei im Kostüm einer Chansonnette vor dem Liebhaber der Frau und ihrem Freundeskreise zu prostituiren und in diesem Augenblicke seiner tiefsten Erniedrigung das ihn entehrende Geheimniß durchschaut und die Erkenntniß mit dem Leben bezahlt — Elend und Komik, das Tragische in der Verzerrung des Grotesken! Und welche traurig-komische Gestalt ist der herabgekommene Herr Lobgott Piepsam in der Einleitungsnovelle des Tristan-Bandes: „Der Weg zum Friedhof", der in ohnmächtiger Wut das in einem Radfahrer verkörperte übermütige, lachende Leben begeifert, das an ihm unbekümmert vorübersaust, während er seinem Zornausbruche erliegt. Da ist aus Manns erstem Novellenbande der seltsame Herr Mindernickel zu erwähnen, der auch einer ist, dem „das Leben verächtlich lachend mit voller Faust in's Gesicht hineingeschlagen", der „durch seine gewaltsam bürgerliche Kleidung sowie eine gewisse sorgfältige Bewegung der Hand über das Kinn" andeuten möchte, daß er keineswegs zu der Bevölkerungsklasse gerechnet werden will, in deren Mitte er wohnt. Er, der an Demütigung, an den grausamen Spott der Jugend gewöhnte Sonderling, fühlt sich innerlich gehoben, als er einem seiner kleinen Quälgeister, der das Unglück gehabt hat zu stürzen und sich zu verletzen, Mitleid und hilfreiches Erbarmen zeigen darf. Denn liegt

nicht im Mitleid und Erbarmen das Gefühl der Ueberlegenheit, das erhebende Glück des Machtbewußtseins? Und so erklärt sich das erschreckend rätselhafte Tun des weichherzigen Menschen, der einem duldenden Tiere, einem Hunde, seine mitfühlende Liebe schenkt, aber als sein einmal erwachtes Machtgefühl, in dessen Befriedigung er allein seine Selbstachtung, seine Menschenwürde wiederfinden kann, durch die Unfolgsamkeit des übermütig spielenden Geschöpfes verletzt wird, das arme Tier mißhandelt und schließlich in wilder Wut zerfleischt, um dann den duldenden, zuckenden Körper mit den Tränen heißen Mitleids zu baden . . .

Der Tragik der Ohnmacht aber stellt Mann die Macht des Willens gegenüber, der ebenso, wie in der von melancholischer Dämmerstimmung erfüllten rührenden Tagebuch-Novelle „Der Tod", den Sensenmann zur festgesetzten Stunde herbeizwingen, wie auch ihn abzuwehren vermag, wie der lungenkranke Künstler Paolo beweist, der Jahre lang dem furchtbaren Feinde, dem er bereits verfallen, widersteht, bis seinem „Willen zum Glück" Genüge geschehen, bis er die ihm verweigerte Geliebte errungen. Dann stirbt er — am Morgen nach der Hochzeitsnacht, — „beinahe in der Hochzeitsnacht"; — doch sein Antlitz trägt den „feierlichen und starken Ernst des Triumphes". — Darum empfinden die Helden von Manns Novellen auch das Unglück als eine Schuld, als etwas Häßliches, Lächerliches, Verächtliches, während das Glück Verdienst, Genie, Vornehmheit ist.

* * *

Wer tief in des Dichters Seele blicken, wer seine Lebensanschauung kennen lernen will, der greife nach seinen Novellenbänden, in denen seine Persönlichkeit durch den Flor der Dichtung in klaren Umrissen leicht erkennbar hindurchschimmert. Von dem ganzen Umfang seines Könnens erhält man aber erst durch den zwischen den beiden Novellenbänden erschienenen Roman „Die Buddenbrooks" ein zutreffendes Bild, das nach jenen eine an Verblüffung grenzende Ueberraschung hervorruft. Man kann am Ende der Meinung eines Kritikers beistimmen, der den später erschienenen Tristan-Band als noch „tiefer an Erkenntniß und klarer in der Anschauung des inneren Lebens" bezeichnet; daß dieser jedoch in der Darstellung noch glänzender sei als der Roman, durch den Mann sich in die erste Reihe unserer Erzähler gestellt hat, und der, wenn man bedenkt, daß bei seinem Erscheinen der Verfasser erst 25 Jahre zählte, geradezu eine erstaunliche Leistung bedeutet, kann ich nicht unterschreiben, wie denn überhaupt der Roman in künstlerischer Hinsicht den bisherigen Höhepunkt von Manns Schaffen bildet. Nach den oft stark subjektiv gehaltenen Novellen, in denen doch mitunter die scharf herausgearbeiteten Lebensanschauungen allzu klar und mechanisch aus dem realen, zum Symbol gesteigerten Vorgange heraustreten, erscheint die großartige Objektivität, mit der in dem Roman der junge Poet Ereignisse und Personen, hinter denen er selbst völlig verschwindet, hinstellt, ebenso

wunderbar, wie die Plastik und Lebensfülle seiner Gestalten. Er offenbart dabei eine ganz eigentümliche Gabe, das Innere seiner Personen statt durch breite, seelische Analysen durch ihre äußere Erscheinung, durch physische Merkmale und Eigenheiten, durch Lebensgewohnheiten und Redensarten widerzuspiegeln; wobei freilich die Unterstreichung einzelner Züge, die der Dichter wie Leitmotive stets wiederbringt, zuweilen störend wirkt. Der Körper wird hier zur sprechenden Geberde der Seele. Und gerade dadurch, sowie daß der Dichter sich allen Reflektirens und Raisonirens und Erklärens enthält, bewahrt das Gemälde, oder richtiger die zusammenhängende Folge von Bildern, seine unvergleichliche greifbare Lebensgegenwart. Und mit derselben Sicherheit, mit der die einzelnen Figuren lebendig gestaltet sind, ist der Geist der verschiedenen Epochen überzeugend getroffen. Vier Generationen sind es, durch die wir die Geschichte des Lübeck'schen Kaufmannshauses verfolgen, dessen Niedergang sich nach unerbittlichen Gesetzen der Vererbung und Entwickelung, die ihre Opfer fordern, vollzieht. Und das Ganze giebt uns ein in dieser Treue und Reinheit noch kaum vorhandenes Bild von dem stolzen, imponirenden Charakter des hanseatischen Kaufmannspatriziats, in dem die Tradition, das Ansehen des Namens, der zu einer Macht geworden, nicht geringere Geltung hat und nicht minder seine Träger in zwingendem Bann hält, als in dem alten Geburtsadel, dem jenes auch an vornehmer Exklusivität nicht weicht. Das ist ein ander Bild, als der an der leicht zu erfassenden Oberfläche haftende Geist der Bühnenspaßmacher uns von dem „Herrn Senator" entworfen hat. Wieviel Intelligenz, moralische und physische Tüchtigkeit, wieviel Arbeitskraft und weltumspannender Weitblick bei aller sonstigen Beschränktheit hier verborgen ist, und wie zugleich auch hier der Nährboden feinerer Geisteskultur und künstlerischer Keime liegt, das hat uns ein wahrer Dichter, der Schöpfer der „Buddenbrooks" gezeigt. Und wenn wir auf Thomas Mann größere Hoffnungen für die Zukunft setzen, so geschieht es nicht auf Grund seiner Novellen, seines „Tristan", so viel Reife, Lebenserfahrung, Seelenkunde und künstlerische Meisterschaft sich hier offenbart, sondern auf Grund seines Romans, in dem er nicht nur, was jungen Poeten am leichtesten gelingt, seine Persönlichkeit mit der Subjektivität des Lyrikers enthüllt, sondern die schwierigere und verheißungsvollere Aufgabe gelöst hat: in der Selbstentäußerung des Epikers ein bedeutsames Stück Welt mit der Eindruckskraft wirklichen Lebens nachzubilden. — Wir harren in Spannung der weiteren Schöpfungen dieses starken und sympathischen Talentes, das wie Wenige gebietet über „die Macht des Geistes und Wortes, die lächelnd über dem unbewußten und stummen Leben thront".



Geschichtsverschuldungen.

Von

Arnold Fokke.

— Herzberg a. Harz. —

Es ist natürlich, daß, nachdem sich das deutschnationale Leben in den letzten vier Jahrzehnten in so erstaunlichem Maße gehoben hat, die historische Betrachtung mehr und mehr sich die Gründe klar zu machen sucht, weshalb Deutschland trotz seiner günstigen Lage auf dem europäischen Kontinent so lange hinter den meisten Staaten dieses Erdteils zurückgeblieben ist. Außer der günstigen Lage waren auch sonst alle Voraussetzungen vorhanden, auf dem Boden des eigentlichen Germaniens selbst zu einer ähnlichen kräftigen Staatenbildung zu gelangen, wie es in Gallien, Britannien und Spanien der Fall war. Daß die nach den Stürmen der Völkerwanderung in ihren ursprünglichen Sitzen haften gebliebenen Germanenstämme den Hang zum Partikularismus mehr im Blute gehabt hätten als die Vandalen und Goten, die Franken und die Gefolgschaft des Cerdik und Ida dürfte schwer nachzuweisen sein.

Selbst von den Griechen und den alten Italikern, von den Slaven und Kelten unterscheiden sie sich nicht so, daß man daraus ganz bestimmte Eigenschaften abstrahiren könnte, aus denen sich die Notwendigkeit einer jahrhundertelangen Anarchie ergeben müßte. Die Hellenen des Altertums haben es niemals zu einer alle Stämme umfassenden staatlichen Konsolidirung gebracht, den Bewohnern des alten Italiens hat nur die starke Faust des Römertums den Stempel der Zusammengehörigkeit aufgedrückt, die Westslaven leben noch jetzt, soweit sie selbstständig sind, in getrennten staatlichen

Gebilden, und die Gallier sind an ihrer Uneinigkeit zu Grunde gegangen. Trotzdem wird die historische Anschauung noch vielfach von dem einengenden Gedanken beschwert, daß dem deutschen Volke weniger als anderen Nationen die Fähigkeit, sich zusammenzuschließen, innegewohnt habe.

Es ist die Frage, woher es denn gekommen ist, daß gerade deutsche Völkerschaften die Erben der Römer gewesen sind und auf den Trümmern der in Stücke geschlagenen Welt neue staatliche Ordnungen geschaffen haben. Die Vandalen und Goten sind zwar untergegangen, aber das Longobardenreich hat zweihundert Jahre bestanden, und im vormaligen Gallien und im früheren Britannien bestehen die Staaten noch, die von germanischen Stämmen gegründet wurden. Mit der Behauptung also, daß das negative Ergebniß der deutschen Geschichte bis zum Jahre 1866 in einem Mangel des ganzen Volkes an politischem Sinn gelegen habe, ist es nichts, auch mit der anderen nicht, daß mit einem solchen Defekt der eine oder der andere Stamm noch vorzugsweise behaftet gewesen sei. Sachsen und Baiern waren von einem starken Widerspruchsgeist beseelt, aber die starke Hand Karls des Großen wußte sie sehr wohl in dem Rahmen der Ordnung zu halten, über die seine Staatskunst verfügte.

Im Vergleich mit England und Frankreich, wenn man will, auch mit Spanien, hat ein schlimmer Unstern über dem alten deutschen Reiche gewaltet; ein Verhängniß, über das man klagen darf, das aber Niemand das Recht giebt, seine Stimme zur Anklage zu erheben. Man forsche wie überall nach den Gründen, aber der Historiker soll sich besonders dann, wenn es sich um die erste Zeit unseres staatlichen Werdens handelt, doppelt in Acht nehmen, Versäumnisse oder gar Verschuldigungen in ihnen zu erblicken. Unsere ersten drei großen Kaiserhäuser hatten alle den Blick nach dem Süden gerichtet, jeder einzelne von ihren Herrschern glaubte, daß der Schwerpunkt seiner Politik bei der von dem römischen Papst zu vergebenden Kaiserkrone liege. Indem sie um diesen Besitz, der ihnen die Herrschaft der Welt geben sollte, den Kampf immer von Neuem begannen, hatten sie zwar einen besonderen Zweck, ihre Heere über die Alpen zu führen, aber im Grunde erlagen sie in ihrer Zeit denselben Lockungen des Südens, denen vordem die Könige der Ostgoten und der Longobarden gefolgt waren.

Zur Zeit der Völkerwanderung, und das war gerade das charakteristischste an ihr, hatten die verschiedenen Germanenstämme unter ihren Königen die alten Wohnsitze aufgegeben und sich im Westen und Süden neue erkämpft. Diese Freiheit der Bewegung sowohl im Aufgeben wie in der Neubesetzung war jetzt nicht mehr möglich, da sich Alles in festen Grenzen zusammengerückt hatte, wohl aber war es möglich, mit dem obersten Herrschersitz im sonnigen Süden die Regierung über die Nebellande des Nordens zu verbinden. Wenn man allein diesen Gegensatz in Anschlag bringt, wenn man ferner bedenkt, daß schon die Fürsten aus dem sächsischen und dem fränkischen Hause an Bildung turmhoch über ihrer nächsten Umgebung

standen, daß sie in Italien die Kultur schon vorfanden, die sie in Deutschland erst mühevoll schaffen mußten, dann ist es allein hieraus leicht verständlich, daß sie die Basis ihrer Herrschaft in Italien legen zu müssen glaubten.

Freilich wenn man in neuester Zeit über die im Vorigen gezogene Grenzlinie hinausgeht und behaupten möchte, daß die deutsche Reichspolitik bis zum Untergang der Hohenstaufen eine von innen aus drängende Notwendigkeit und ebensowohl die des Volkes wie die seiner Beherrscher gewesen sei, so läßt sich darüber sehr viel sagen. Die Beweisführung, die dies erhärten soll, beruht mehr auf einem tönenden Gerede als auf klaren, logisch faßbaren Sätzen. Wenn es da heißt, die Kaiserpolitik, die auch die des Volkes gewesen sei, habe „in der staatsrechtlichen Notwendigkeit und in dem ganzen Kulturstande der Nation gewurzelt", so ist das nur dazu geeignet, den entschiedensten Widerspruch hervorzurufen.

Vor der Hand will es Einem seltsam in die Ohren klingen, daß schon in einer Zeit, wo das Ziehen und Stürmen der Völker erst einige hundert Jahre zum Stehen gekommen ist, von einer staatsrechtlichen Notwendigkeit, die auch vom Volke verstanden worden sei, die Rede ist. Karl der Große hatte für seine großen Pläne die Idee des Imperium Romanum und sein Einvernehmen mit dem Bischof von Rom für notwendig erachtet, aber Jedermann weiß, wie die Geschichte über seine Absichten hinweg eine andere Tagesordnung aufgestellt hat. Von den Nachfolgern Ludwigs des Deutschen haben zwei aus seinem Geschlecht die Kaiserkrone getragen, aber der Eine infolge eines blöden Zufalls und der Andere weniger aus einer staatsrechtlichen Erwägung, als weil sein kriegerischer Mut ihn bis an die Stelle trug, wo er die Hand danach ausstrecken konnte. Konrad der Salier und Heinrich von Sachsen haben garnicht daran gedacht, ihre Häupter mit einer Krone zu beschweren, die ihnen nicht durch die Wirklichkeit der Dinge geboten wurde, und der Zweite wies sogar die feierliche Salbung und Krönung zum Könige zurück.

So wenig eine staatsrechtliche Nötigung vorlag, in die Fußtapfen Karls des Großen zu treten, ebenso wenig drängte der ganze Kulturstand der Nation dahin, der Förderung christlicher Sitte und Sittlichkeit durch das äußere glänzende Abzeichen den erhöhten Schwung zu geben. Die Keime des Christentums und damit aller Kultur waren gelegt. Sie bedurften orgsamer Pflege wie aller Samen, der auf dem Erdboden ausgestreut wird, aber daß die gemachten Pflanzungen unter der direkten Einwirkung der obersten Gewalt, die im Grunde doch nur in der Vorstellung beruhte, besser gedeihen würden, war eine Möglichkeit, aber nur eine Möglichkeit.

Nicht die Nation, heißt es, habe das damalige Reich geschaffen, sondern umgekehrt habe dieses die Nation ins Leben gerufen. Erstens muß hierzu die Bemerkung gemacht werden, daß das von jedem Staate gilt, der jemals

aus dem Chaos in die Wirklichkeit übertrat, und zweitens, daß der Satz nur paßt je nach dem Standpunkte, der dazu eingenommen wird. Wenn man auch annehmen will, daß von außen her in ein Völkermaterial, das den Charakter des Nationalen noch nicht an sich hat, der Anstoß zur Bildung des Staates getragen wird, so liegt es doch auf der Hand, daß in diesem Menschengemengsel die Elemente vorhanden sein müssen, die dem Anstoß homogen sind, widrigenfalls die Tat der Hervorbringung eines neuen Gebildes garnicht stattfinden könnte. Ist dies aber außer allem Zweifel, so erhebt sich die weitere Frage, auf welcher Seite der erste Anreiz zu der stattfindenden Bewegung zu suchen ist.

Ohne uns in das Geheimniß aller Erzeugung tiefer einzulassen und nur das Gesagte kurzer Hand auf die Schaffung des deutschen Staates anzuwenden, so mag es zugestanden werden, daß die fränkische Eroberung die erste Ursache zu wirklicher Bewußtheit nationaler Zusammengehörigkeit in den deutschen Stämmen gewesen ist. Die Alles überragende Herrschergröße des ersten Karl überlebte die schwache Regierung seines Sohnes, und als mit dessen Tode das mühsam zusammengeschweißte Reich in drei Teile fiel, da war es auf ihn und sein Wirken zurückzuführen, wenn sich der östliche Teil als deutsche Nation wiederfand. Daß in der Unruhe und der Gefahr der Zeit die Einheit unter einem obersten Haupte eine unabweisbare Notwendigkeit war, mußte jetzt auch dem härtesten Sachsenschädel einleuchten. Der Vorteil, den ein möglichst gleichmäßiges Verfahren in der Rechtspflege und der Verwaltung, im Heer und Kirchenwesen hatte, drängte sich Jedem auf, der mit der Führung des Volkes zu tun hatte, und dem es um die Entwickelung des Staatsgedankens zu tun war. Auch das war nicht minder klar, daß es einer starken Hand bedurfte, um den auseinander zerrenden und widerstrebenden Elementen zu gebieten.

Indeß wie dringend sich auch diese Notwendigkeit herausstellte, so war es doch eine andere Frage, ob man nicht in der Aufrichtung einer staatsrechtlichen Oberhoheit ganz gut ohne den von außen geborgten Schimmer auskommen konnte. Heinrich der Finkler hatte den vielversprechenden Anfang in einer Weise gemacht, die für seinen Nachfolger die dringende Aufforderung war, von seiner Grundlage nicht abzugehen und an ihrem Weiterbau sorgsamst weiter zu arbeiten. Die Städtegründung des ersten Sachsenkönigs erinnert an die Politik der alten römischen Konsuln, die, um das offene Land in der Unterwerfung zu halten, ihre Bürgerkolonien in festummauerten Städten immer weiter vorschoben. Wenn man an König Heinrichs Merseburger Schaar denkt, so ist es nicht ein Hineintragen moderner Ideen in die ferne Vergangenheit, sondern ein Gedanke, der sich ganz von selbst ergiebt, daß sich an die Fortsetzung von Städtegründungen der Bau von Straßen geknüpft hätte, der zum Vorteil des Einzelnen und des Ganzen die Vereinigung zwischen den zerstreuten Positionen hergestellt haben würde. Es wäre dann allmählich ein Kernland entstanden, das in sich gesichert und

in guter Hut vor dem Angriff des Feindes auch die Spannkraft der Ausdehnung gehabt hätte.

König Heinrichs Sohn hat sich mit dieser von innen heraustreibenden Politik nicht begnügt, sondern hat über die naheliegenden Bedürfnisse seiner Länder und Völker hinweg nach der Kaiserkrone gegriffen. Ferne sei es uns, ihm daraus einen Vorwurf zu machen und ihm gar die Schuld für das Mißlingen aller späteren Kaiserarbeit aufzubürden. Es lag in der Zeit, und deshalb war es erklärlich und verzeihlich, wenn hochstrebende Geister des Glanzes der höchsten weltlichen Würde zu ihrer Herrschertätigkeit nicht entbehren zu können glaubten, aber das nimmt die Tatsache nicht hinweg, daß unter der immer von Neuem einsetzenden Anstrengung, den Kaisergedanken durchzusetzen, die deutsche Geschichte in die Anarchie ausgelaufen ist, während andere Nationen von innen heraus sich zu mächtigen Staaten heranbildeten. Auch der Umstand sollte den Verteidigern unserer mittelalterlichen Kaiserpolitik zu denken geben, daß nicht minder Italien, auf dessen Boden der Kampf um die Krönung in Rom geführt wurde, in der Unordnung staatlicher Zerrissenheit stecken geblieben ist. Die Notwendigkeit der Abwehr, die aber nicht stark genug war, den deutschen Ansprüchen ein für allemal Halt zu gebieten, hatte hier dieselben Folgen wie auf der anderen Seite das freie Recht des Angriffs. Unter dem Zwange des Einen und des Anderen ist hüben und drüben das Volk nicht zu der Ruhe gekommen, deren es bedurfte, um der Pflege des eigenen Leibes die nötige Sorgfalt zuzuwenden.

Die Entwickelung des neuen deutschen Reiches hat den umgekehrten Verlauf genommen; aus einem Teile ist es allmählich zum Ganzen gewachsen und hat zum Schluß auch eine Kaiserkrönung vorgenommen. Auch hier kann man sagen, daß nicht die Nation das Reich gemacht hat, denn die hatte sich verkrümelt, sondern der Staat, der brandenburg-preußische Partikularstaat, hat die auseinandergefallenen Stücke des weiland Imperium Germanicum wieder aufgelesen und hat sie zu einem Ganzen gefügt, das als Nation hinter keiner anderen zurücksteht. Wollte man von diesem Standpunkte aus den Blick in die Vergangenheit zurückwerfen und sagen, so hätte man es vor tausend Jahren auch machen sollen, so könnte darauf mit Fug und Recht entgegnet werden, daß es billig und leicht ist, eine aus späteren Erfahrungen gesammelte Regel für Dinge in Anwendung zu bringen, die nicht mehr geändert werden können.

Ganz jedoch liegt die Sache nicht so, wie es scheint. Nicht blos Heinrich der Erste hat in jenen frühen Zeiten Heimatspolitik getrieben, wie später die Hohenzollern in der Mark Brandenburg, sondern auch andere Fürsten, die zweihundert Jahre nach seinem Tode auf den von ihm eingedrückten Spuren weiter gingen. Heinrich der Löwe ist zwar niemals deutscher König gewesen, aber es ist eine Tatsache, daß ihm nur das Glück dazu gefehlt hat. Im übrigen war er ein so königlicher Herr, wie nur einer durch die Annalen der Geschichte seinen Weg nimmt. Die meisten, die aus der fernen Ver-

gangenheit sein Bild vor den Geist rufen, denken in erster Linie an seine Zerwürfnisse mit Friedrich Barbarossa, dem nun einmal die Sympathieen des Volkes gehören, und neben dem er von Partenkirchen und Legnano her als der schwarze Verräter erscheint. Unedle Motive sollen ihn getrieben haben, seinen kaiserlichen Herrn im Stich zu lassen, und ein gut Stück Menschlichkeit hat in Allem gesteckt, was er getan und gelassen hat.

Aber über allem diesem sollte man nicht vergessen, welche ungeheure Summe von staatsmännischer Weisheit und Kraft in dem alten Welfenherzoge verkörpert gewesen ist. Mag man den Blick wenden, wohin man will, so springt sie einem mit so überzeugender Klarheit entgegen, daß man wahrlich nicht nötig hat, auf die Mittel staatlicher Einigung hinzuweisen, über die eine aufgeklärtere spätere Zeit verfügt hat. Seine Städtegründungen führen nicht minder den Beweis als seine Fürsorge für Handel und Verkehr, seine Bemühungen um die Hebung des Landbaues nicht minder als die anderen, die er dem Gewerbefleiße zuwendete. Schwer ruhte seine Hand auf dem Eigensinn seiner Vasallen, und unabhängige Nachbaren waren keinen Augenblick vor seinen Angriffen sicher, aber was diese Habsucht und Herrschsucht nannten, das war von einem höheren Standpunkte aus das bewußte Hindrängen auf einen Nationalstaat, dem auf die Dauer alles deutsche Leben zufallen mußte.

In der Tat, es war nichts, was sich davon auszuschließen vermochte, wenn irgend der Gang der Welt so lief, wie er sich im Kopfe des großen Welfen darstellte. Während der glänzende Hohenstaufe im Widerspruch mit dem Papste die Mittel deutscher Kraft an die Beherrschung Italiens setzte, rief dieser aus den Niederlanden Ansporn gebende Siedler in's Land, gewann im Osten dem Deutschtum weite Strecken, die ihm früher abhanden gekommen waren, und gründete ein Bistum nach dem andern. Es ist überaus charakteristisch für diesen Fürsten, daß er sich die Freundschaft des Papstes durch eine Pilgerreise nach Jerusalem sicherte, die ihm wenig kostete, und daß er sich den Rücken durch ein gutes Einvernehmen mit England sicherte, dessen staatskluger König sein Schwiegervater war. Wenn Friedrich Barbarossa mit einem weniger günstigen Ergebniß von seinen Verhandlungen in Venedig nach Deutschland zurückkehrte, dann mochte auch die Auseinandersetzung mit dem Welfen ein ganz anderes Resultat haben.

Auf Grund dieser Tatsachen will es dem unbefangenen Historiker mit nichten in den Kopf, „daß die schweren Versäumnisse in der wirtschaftlichen Entwickelung Deutschlands aus dem Mangel einer wirklichen Reichsgewalt hervorgegangen sein sollen". Wie soll man sich zunächst mit dem Widerspruch abfinden, der darin liegt, daß es einmal heißt, das Reich habe die Nation geschaffen, und das andere Mal, es habe überhaupt an einer wirklichen Reichsgewalt gemangelt. Entweder das Eine oder das Andere. Entweder muß es dabei bleiben, daß es ein wirkliches Reich gegeben hat, das im Stande war, die Nation in's Leben zu rufen und ihr auch in der Schaffung



und Wahrung der nötigen volkswirtschaftlichen Interessen ein völliges Genüge zu tun, oder es hat einen solchen lebenskräftigen Staat nicht gegeben, und sein Mangel an Blut ist besonders daran zu erkennen, daß er es nicht vermocht hat, den kalten Begriff auch mit warmem Inhalt zu erfüllen.

Eigentlich müßte der Satz umgekehrt werden, und es sollte heißen: Weil es der vorhandenen Reichsgewalt nicht gelungen ist, die richtigen Quellen der gemeinsamen volkswirtschaftlichen Interessen anzuschlagen, so hat sie selbst auch nicht zu der Kräftigung gelangen können, die ihrerseits nun auch wieder dem Leben des Volkes zu Gute kam. Denn eher als der Staat ist der Mensch, und ist für diesen gesorgt, so hat auch jener sein Gedeihen. Das Reich, von wem immer in's Leben gerufen, bestand, aber die Menschen kamen in seinem Verbande nicht auf ihre Rechnung, und deshalb blieb er selbst auch ohne Entwickelung und Wachstum. Wohl aber waren in den partikularen Gebilden starke Ansätze zu kräftiger Pflege dessen, was die Grundlage alles Lebens ist.

Man kann sagen, daß es so hat kommen müssen, weil es so gekommen ist, aber zu behaupten, daß die staatsrechtliche Voraussetzung, die auf dem Imperium Romanum fußte, richtig gewesen sei, ist ein Vorgehen, das sich mit aller Dialektik nicht durchdrücken läßt. Was hilft den Menschen ein Staat, in dem sie in fortwährender Unrast von dem Boden weggerissen werden, der, willig oder spröde, ergiebig oder unwirtlich, immer die erste Voraussetzung ihres Lebens bleibt? Der Hohenstaufe kämpfte um ein Land, das die große Masse des deutschen Volkes nichts anging, der Welfe hob die Eigenschaften des Landes, wo es wohnte, mit jeder volkswirtschaftlichen Maßregel, die er am Fuße der Alpen oder an den Küsten der Ost- oder Nordsee in's Leben rief. Auf der einen Seite die Idee, die aber in geradeausgehender Wirkung die annoch auf Germanien lastende Nebelkälte nicht zu scheuchen vermochte, und auf der anderen Seite reale Arbeit, die nur langsam vorwärts kam, aber nach Jahr und Tag auf schöne Ergebnisse zurückblicken konnte.

In hartem Kampfe trafen die beiden Gegensätze aufeinander, für die Heimatspolitik, die noch in der Vorbereitung für die unvermeidliche Auseinandersetzung war, um einige Jahre zu früh. Noch war die Idee zu stark, und aus dem Haß des Partikularismus, der beim Kaiser Schutz suchte, flossen ihr reichliche Hilfsmittel zu. Der Löwe erlag, und seine Haut wurde in Stücke zerschnitten, aber was in ihm erlag, das war nicht der landläufige Partikularismus, der nur um seiner selbst willen der kaiserlichen Oberhoheit Hohn sprach, sondern der wirkliche, von unten aufstrebende deutsche Staatsgedanke, der in den Lebensbedürfnissen des Volkes seinen Grund hatte.

Wollen wir nun darob die elegische Klage anstimmen oder gar die unwillige Anklage erheben, daß die deutschen Geschicke von der obersten Reichsregierung nicht besser geleitet worden seien? Das Eine wäre so töricht wie

das Andere, und noch törichter, den festen Bestand gewordener Tatsachen in die Arabeskenornamentik von Wenn und Aber zu hüllen. Indessen wenn dem gegenüber die Behauptung aufgestellt wird, daß die Politik der Kaiserhäuser vor dem Interregnum eine staatsrechtliche Notwendigkeit gewesen sei und daß sie auch durch das Verhalten der ganzen Nation Billigung gefunden habe, so muß wieder, um dies zu entkräften, mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß zu einer Zeit, wo es sehr darauf ankam, jener Kaiserpolitik von einem großen Teile der Nation ganz andere Bahnen gewiesen wurden.

Um von anderen Schöpfungen Heinrichs des Löwen zu schweigen, so soll hier bloß an die Gründung von Lübeck erinnert werden. Diese Stadt war ganz von dem Geiste ihres Erbauers erfüllt. Als die übrigen Widerstandsmittel des trotzigen Herzogs erschöpft waren, hielt sich die tapfere Bürgerschaft und ließ bei ihrem Herrn anfragen, ob er wolle, daß sie dies auch fürder tue. Dieses selbe Lübeck ist später das mächtige Haupt des meerbeherrschenden Hansabundes geworden, die Elb- und Wesermündungen mit Hamburg und Bremen spielten damals neben seiner Lage an der Ostsee nur eine untergeordnete Rolle. Ist es da zu weit gegangen, wenn man frägt, wie es um Deutschland gestanden hätte, wenn Lübeck nicht eine freie Reichsstadt geworden, sondern eine seemächtige Stadt des Herzogtums Sachsen geblieben wäre?

Die Gunst der Lage für Deutschland, die im Laufe seiner Flüsse nach Norden hin liegt, ist in früheren Zeiten von der Reichsregierung nicht erkannt worden. Unter den widrigsten Umständen hat sich dieser Vorzug immer von frischem wieder geltend gemacht, und gegenwärtig, unter dem Schutz einer anderen Reichsregierung, hat er zu Ausstrahlungen Veranlassung gegeben, die hinter nichts zurückbleiben, was von anderen Staaten ausgeht. Mit den Jahren 1866 und 1870 hat Deutschland nachträglich Vieles eingebracht, was frühere Jahrhunderte hinter sich gelassen haben. In einigen gewaltigen Anstrengungen, die, nachdem im Stillen die Zeit herangereift war, den Status herbeiführten, der nach innen und nach außen dem Maß unserer Kraft zur richtigen Wertschätzung verhalf, hat sich Deutschland an die Spitze der europäischen Großmächte geschwungen.

Das ist viel, und wenn die Tiefe der Erniedrigung in Anschlag gebracht wird, aus der die Erhebung statthaben mußte, unsäglich viel, aber doch auch wieder nicht Alles. Nicht, daß hier an eine noch ausstehende Einbringung früheren Machtbesitzes gedacht wäre. Oesterreich ist vor Deutschland so sicher wie jedes andere Land, das uns nicht mit Feindschaft bedroht. Dagegen muß noch ein bedenklicher Mangel an nationaler Gesinnung im deutschen Volke ausgeglichen werden. Die genannten Jahre eines Ruhmes, der beispiellos ist auf den Blättern der Geschichte, haben ihn nicht zu tilgen vermocht, und er äußert sich in den verschiedensten Richtungen. Auch da regt er sich, wo es sich darum handelt, was Deutschland tun kann, um

den Vorsprung einzuholen, womit volkswirtschaftlich die großen Weltmächte uns zurückgelassen haben.

Es ist ein Axiom selbst in den Köpfen vieler Leute, die doch sonst nicht von den Lehren eines einseitigen Doktrinarismus angekränkelt sind, daß die wirtschaftlichen Versäumnisse, deren sich die Nation in vergangenen Zeiten schuldig gemacht haben soll, nie wieder gut gemacht werden könnten, daß sie mit einem Worte unheilbar seien. Wohl mag die Klage berechtigt sein, daß deutsches Kapital nicht da anbeißen will, wohin unsere Regierung es leiten möchte, aber dadurch wird es mit keinem schwereren Vorwurf getroffen, als der jedem Kapital gebührt. Es ist eben die Natur des Geldes, daß es den Gewinn sucht, und daß ihm der leichteste und der größte auch der liebste ist. Bis dahin vermag der deutsche Staat in keiner seiner Kolonien den fetten Köder auszuhängen, der die Geldleute anlockt, und deshalb muß es schon dabei bleiben, daß diese sich ihre Wege selbst suchen.

Es ist schlimm, daß in den deutschen Schutzgebieten weder kaufmännisch noch siedlerisch etwas Großes zu machen ist, und daß wir vor der Hand noch auf geduldiges Zuwarten angewiesen sind. Aber wenn es schon wahr ist, daß augenblicklich der Besitz in der Welt so verteilt ist, daß zum eigentlichen Rahmschöpfen für das deutsche Reich und seine Angehörigen der Platz mangelt, so ist es doch auch eine Wahrheit von jeder Zeit her, daß die Verteilung der Güter dieser Erde einem ewigen Wechsel unterworfen ist. Es kommt nur darauf an, daß wir das nötige Oel auf unseren Lampen haben, und daß wir, wenn die Zeit kommt, den herandrängenden Ereignissen mit Ruhe und Entschlossenheit in's Gesicht leuchten. Heißt nun das etwa mit Eroberungen drohen, hier das Gesicht des Chauvinismus und dort das des Imperialismus hervorkehren? O nein, das deutsche Volk hat niemals etwas von dem Wesen eines miles gloriosus an sich gehabt, und seine Führer tragen nichts mehr von dem Charakter jener Kaiser an sich, die auf den Spuren der römischen Imperatoren wandeln zu müssen glaubten.

Jedoch etwas Anderes ist es, auf den Wechsel in der Erscheinungen Flucht Bedacht zu haben und, wenn die Gelegenheit sich bietet, das Netz einzusenken, das den Vorteil an's Land ziehen soll. Kann überhaupt jemals ein lebenskräftiges Volk auf die Aussicht oder den Willen verzichten, in kommender Zeit zurückzugewinnen, was es in einer gewesenen verloren hat, oder neu zu erwerben, wozu es irgend einmal vorher die Gelegenheit nicht benutzte? Es wäre unnatürlich, wenn das deutsche Volk unter dem Druck früherer Unterlassungssünden für immer auf den Besitz eines nach Beschaffenheit und Umfang ausreichenden Koloniallandes verzichten wollte.



Friedens- und Frauenbewegung.

Von

Karl Blind.

— London. —

Wer, der menschlich fühlt, möchte nicht den Schrecken des Krieges vorbeugen, wo immer es tunlich ist? Wer nicht einem friedlichen Austrage zustimmen, so es mit der Ehre und der künftigen Sicherheit vereinbar? Es giebt freilich Fälle, wo nichts zu schiedsrichtern ist — so wenig wie dem Einbrecher gegenüber, der sich in unser Haus schleicht und für den Notfall auf Mord sinnt.

Alle echten Bemühungen für Schiedsgericht und Erhaltung des Friedens schätze ich nicht minder hoch, als Baronin Bertha von Suttner es tut. Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, sei erwähnt, daß ich viele Jahre Mitglied des Vollzugs-Ausschusses der Londoner „Internationalen Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft“ war. Eine Anzahl Beschlüsse dieser Gesellschaft über verschiedene Fragen wurden auf meinen Antrag hin gefaßt. Bald nach meinem Eintritte hatte ich jedoch wiederholt gegen Versuche anzukämpfen, eine „elsässisch-lothringische Frage“ bei den Jahresversammlungen, die in Gemeinschaft mit „Friedensfreunden“ anderer Länder abgehalten wurden, auf die Tagesordnung zu bringen. Nur meine wiederholte Erklärung, daß ich, wenn dies geschähe, sofort austräte, verhinderte den Schritt.

Es war damals vorauszusehen, daß die Behandlung der elsässisch-lothringischen „Frage“, die für uns keine Frage sein kann, auf solchen Versammlungen im Sinne der Feindschaft gegen Deutschland ausfallen würde. Die Franzosen hätten daraus Ermutigung geschöpft. Die Sache des Friedens wäre damit sicherlich nicht gefördert worden. Im Gegenteil, vermehrte Kriegsrüstungen auf beiden Seiten wären die zu erwartende Folge gewesen.

Welche Mühe es kostete, die Gesellschaft von dem beabsichtigten Schritte zurückzuhalten, braucht hier nicht näher geschildert zu werden. Einige gute englische Freunde der deutschen Sache halfen dabei wacker mit. Stets wurde jedoch ein neuer Versuch der Gegner gemacht. Schließlich ergab sich im Schoße des Vollzugs-Ausschusses auch eine russenfreundliche Richtung in Bezug auf Afghanistan! Ich erklärte daraufhin meinen Austritt. Die Gesellschaft spaltete sich nachher in zwei Vereine.

Darum sage ich: man hat sich die Freunde der Schiedsgerichts- und Friedenssache stets genauer zu besehen.

Fern sei es von mir, die Berechtigung der Frauen, ihre Meinung in Sachen des Staatswohles offen, frei und laut zu äußern, irgendwie zu bestreiten. Sie daran hindern zu wollen, wäre übrigens ebenso unmöglich, wie unhöflich. Die Entscheidung in diesen Dingen innerhalb der Gesetzgebung und der Regierung erachte ich allerdings als den Männern gebührend. Sie haben den Staat und in ihm die Frauenwelt mit ihrem Leibe, ihrem Leben zu schützen. Die Gräuel des Krieges treten ihnen am meisten nahe. Sie haben darin zu bluten und zu sterben.

Aus einer belagerten Stadt wird Frauen und Kindern oft freier Abzug gewährt. So weit ist man in der Ritterlichkeit gekommen. Ob sich diese Sitte erhielte, wenn ein feindliches Heer wüßte, daß das weibliche Geschlecht des bekämpften Landes an der Staatsleitung mitbeteiligt ist, darf man bezweifeln.

Gewiß wäre die „kriegslose" Zeit wünschenswert. Ehe aber dies goldene Zeitalter anbricht, müßte sich das Wesen der Menschheit von Grund aus in einer kaum denkbaren Weise verändert haben.

Es giebt zweierlei Kriege, Kriege mit anderen Staaten und Bürgerkriege. „Nicht weil sie Töchter, Gattinnen und Mütter sind," sagt Bertha v. Suttner, „wollen die modernen Frauen an der Institution ‚Krieg' rütteln, sondern sie tun es, weil sie die vernünftige Hälfte einer vernünftig gewordenen Menschheit geworden sind und einsehen, daß der Krieg ein Hemmniß der Kulturentwickelung darstellt, und daß er von jedem Standpunkte, dem moralischen wie dem ökonomischen, dem religiösen wie dem philosophischen, aus schädlich und verwerflich ist."

In solchen Allgemeinheiten birgt sich, nach dem lateinischen Satze, eine Täuschung. Es hat gute und schlechte Kriege nach Außen, gute und schlechte Bürgerkriege und Staatsumwälzungen gegeben. Im letzteren Falle nennt man sie Staatsstreiche oder Reaktionen. Der Krieg ist manchmal ein Hemmniß der Kulturentwicklung gewesen, wie zum Beispiel der Dreißigjährige Krieg es für uns war, als fremde Heere unserem Volke fast das Lebensblut aussaugten. Der Krieg aber hat die Schweizer Freiheit begründet und die Herstellung der Republik der Vereinigten Staaten von Amerika ermöglicht. Durch den Krieg ist der jesuitische Sonderbund in der Schweiz vernichtet, durch den Krieg die Einrichtung der Sklaverei im

Süden der Vereinigten Staaten gestürzt worden. Der Sonderbund, der Sklavenhalterbund: das waren gefahrdrohende Hemmnisse der Kulturentwickelung. Indem die Freiheitskämpfer der Eidgenossenschaft, deren Dasein ja selbst durch blutigen Kampf geschaffen worden war, und indem die Republikaner des Nordens von Amerika die Waffen hoch erhoben, wurde die Kultur gefördert.

„War etwa die Theorie," sagt Frau v. Suttner, „daß die Sklaverei gegen die Menschenwürde verstößt, weniger gerecht und die Antisklaverei-Bewegung weniger aussichtsvoll und vernünftig zur Zeit, als der Menschenhandel noch herrschende Tatsache war; und war in den Tagen, wo — gleichfalls Tatsache — die Folterjustiz geübt wurde, wo Scheiterhaufen für Hexen und Ketzer noch brannten, der Beweis gegeben, daß Daumenschrauben das angemessenste Mittel der Gerechtigkeit sein und bleiben müssen?"

Unzweifelhaft waren diese Zustände so unvernünftig und so scheußlich, wie nur denkbar. Aber „aussichtsvoll" wurde die Antisklavereibewegung erst, als der Norden Amerikas die Sache mit den Waffen gegen den Süden auskämpfte. Wäre der Krieg gegen die Käufer und Verkäufer von Menschenfleisch nicht geführt und „auf dieser Linie ausgefochten worden", so hätte das „Schwarze Reich" (wie Jefferson Davis und Genossen ihr nichtswürdiges Werk rühmend nannten) an dem Frankreich Ludwig Napoleons, an dem „liberalen England", dessen Mehrheit den Empörern den Sieg wünschte, und allerhand „Alabama"-Hilfe gewährte, einen festen Anhalt gewonnen, und die Vereinigten Staaten beständen heute nicht mehr. Hatte doch der Mörder der römischen Republik, der Mörder der zweiten französischen Republik, der Staatsstreichsmann vom 2. December die Zerstörung auch der mexikanischen Republik und die Errichtung eines „Lateinischen Kaisertums" geplant, um auf diese Weise der großen nördlichen Republik jenseits des Weltmeeres besser von der Seite beikommen zu können!

Was war in all diesen Fällen zu tun, als gerade im Namen der Kultur die Waffen zu erheben?

„Die Waffen nieder!" das hieß dem Sklavenhaltertum, der Barbarei, der Tyrannei die Bahn freilassen. Wenn heute das Negerweib nicht mehr durch eines Menschenschinders Willkür von ihrem Manne, von ihren Kindern gewaltsam getrennt werden kann, nicht mehr den Gelüsten des Sklavenbesitzers hilflos unterworfen ist, so liegt das daran, daß Männer, weiße und farbige, mit den Waffen stritten, für Freiheit bluteten und ihr Leben ließen. Wie hätte diese heilsame Kulturarbeit anders vollzogen werden können!

Wie ist Italiens Unabhängigkeit und Einheit gegründet worden? Tat Garibaldi beim Zuge der Tausend Unrecht? Hätten die Italiener dem auf Weltherrschaft in geistlichen und weltlichen Dingen Anspruch machenden Papsttum die Regierung des Kirchenstaates überlassen sollen, statt mit ihren Truppen in Rom einzudringen?

Noch Leo XIII. erklärte in einer Ansprache, daß Giordano Bruno, einer der tiefsten Denker, mit Recht bei lebendigem Leibe verbrannt worden war. Als Luther gegen das Papsttum vorging, wurden noch in Köln, in München, in Passau Anhänger seiner Lehre auf dem flammenden Holzstoß gemartert und gemordet. War die gewaltsame Erhebung gegen solche unmenschliche Missetat nicht gerechtfertigt? Wohin kämen wir, wenn Dunkelmänner — unter denen Louis Veuillot vor noch nicht allzu langer Zeit den Ausspruch tat: „es sei nur zu bedauern, daß Huß so spät und Luther gar nicht verbrannt wurde" — die Ueberzeugung gewännen, daß todesmutige Kämpfer nicht mehr bereit stehen, mit den Waffen gegen ihre Absichten einzutreten?

Sollen wir die Streiter für Volksrecht schmähen lassen, die in Deutschland und Ungarn 1848—49 aufstanden und auf deren opfermutiges Tun, wenn sie auch damals nach schweren blutigen Kämpfen wieder unterlagen, immerhin noch wesentlich das beruht, was heute in diesen Ländern an Freiheit vorhanden ist? Wenn morgen eine Frevlerhand an diesen Errungenschaften rührte, sollte dann auch die Losung gelten: „Die Waffen nieder!"?

Frau Suttner gedenkt der Schrecken des jetzigen Krieges zwischen Japan und Rußland, und sie verweist zum Zeichen einer anbrechenden besseren Zeit auf das „ständige Haager Tribunal". Man hätte erwarten dürfen, daß sie bei diesem Anlasse die gebührende Züchtigung derjenigen Despotenmacht würde zu Teil werden lassen, die mit einer Hand anscheinend das sog. „Friedenshaus im Walde" aufbaute und mit der anderen Kriegsrüstungen zu Land und zur See verordnete, den Verfassungseid in Finnland brach und dem fortschrittlich aufstrebenden Japan den Lebensnerv zu durchschneiden suchte. Aber kein Wort des Tadels findet sich in dem Vortrage.

Nun denn, hätte Japan etwa ruhig den Kopf zur Abschlachtung hinhalten sollen?

Und wenn etwa, in Folge andauernder Kriegswirrnisse, eine gewaltsame Freiheitsbewegung in Rußland selbst Luft bekäme, wäre das nicht fördersam für die Kulturentwickelung? „Sogar die Japaner besitzen eine Volksvertretung," könnten die Russen sagen, „und uns sollte sie auf immer vorenthalten bleiben?" Nehmen wir ferner an, daß die Jung-Türken sich mit den Waffen erhöben, um die 1878 vom Sultan feierlich zugesagte Wiedereinberufung der Ottomanischen Reichsvertretung zu erzwingen, und es gelänge ihnen solcher Aufstand: wäre das der „Entknechtung des Volkes", von der Frau Bertha von Suttner spricht, nicht von Nutzen?

Mit schönen Worten von Schiedsgericht und Frieden ist es nicht immer getan. Taten müssen oft entscheiden. Und zu Taten bedarf es der Kraft, der Stärke; das sind wesentlich des Mannes Eigenschaften. Es hat zu allen Zeiten auch heldenhafte Mädchen und Frauen gegeben; und

ihnen gebührt volle Ehre. Doch welcher echte Mann möchte das weibliche Geschlecht als solches in die furchtbaren Kämpfe stürzen, die nun einmal, zufolge dem Wesen der Menschheit, zwar vermindert, nie aber ganz verhindert werden können?

Wer kann glauben, daß es nicht stets herrschgierige, auf Volksunterdrückung ausgehende und ehrgeizige, der Eroberung zustrebende Naturen geben wird, die mit Hilfe schlechter, käuflicher, genußsüchtiger, gewalttätiger Gesellen ihre verderblichen Zwecke zu erreichen suchen? Da heißt es gegen derlei Gefahren: „Die Waffen hoch!"

Frau v. Suttner ist nicht glücklich in ihren geschichtlichen Andeutungen aus alter oder neuester Zeit. Sie sagt: „Die poetische Episode der alten römischen Geschichte, die Tat der Sabinerinnen kann eine Vorbedeutung gewesen sein. Damals haben die Frauen durch ihr mutiges Dazwischenwerfen einen Krieg verhindert; jetzt gilt ihr versuchtes Verhinderungswerk nicht einem, sondern dem Krieg überhaupt." Dann spricht sie in sonderbarem Deutsch von „rasant- und brisant-mächtigen Waffen, wo es gar kein Brust-an-Brust-Kämpfen mehr giebt, auch nicht möglich wäre."

Sie irrt in letzterer Beziehung. Der französisch-deutsche Krieg hat das Gegenteil bewiesen. Der russisch-japanische wird es auch noch zeigen*), doch gleichviel.

Sollen wir aber vergessen, daß es doch Kriege der Römer mit den Sabinern gegeben hat; daß diesen Kriegen der berühmte Raub der Sabinerinnen, den sich die betreffenden Damen schließlich ganz gut gefallen ließen, vorhergegangen war; und daß erst nach wiederholten Kriegen die mit ihrem Loose recht zufrieden gewordenen Sabinerinnen sich mit aufgelöstem Haare zwischen ihre römischen Gemahle und ihre Stammesgenossen stürzten?

Dann sagt Bertha v. Suttner: „Jemand erzählte mir folgende Episode: Es war vor der polnischen Insurrektion im Jahre 1863." Dieser Jemand soll behauptet haben: in dem Hause einer Aristokratin seien die Spitzen der Warschauer Gesellschaft zu Tisch geladen gewesen. „Unter den Anwesenden befanden sich die Führer des nachmaligen Aufstandes." Nach dem Essen im Rauchzimmer seien die Herren unter sich übereingekommen, eine Erhebung würde nur zu einem nutzlosen Gemetzel führen; aber den Damen dürfe man von dem Beschlusse nichts mitteilen, denn dadurch würde man sich nur ihren Tadel zuziehen: Einer der Herren aber sei dem Vorsatze nicht treu geblieben und habe den Beschluß bei den Frauen ausgeplaudert. „Wie? was? nicht möglich!" ertönte es im Chor der Frauen; „das kann nur ein Scherz sein — solcher Feigheit ist kein Pole fähig."

---

*) Seitdem dies geschrieben war, haben zwischen Japanern und Russen wiederholt Bajonettkämpfe mit Handgemenge stattgefunden, Bajonett-Uebungen finden jetzt vielfach im japanischen Heere statt. Auch im Kampf zur See hat tödliches Handgemenge zwischen Russen und Japanern seitdem stattgefunden.

„Natürlich war es nur ein Scherz," gaben die Anderen zu, „denen die Verachtung der Frauen unerträglich gewesen wäre. „Und Tags darauf ward die Revolution von denselben Männern angezettelt, die unter sich den Entschluß gefaßt hatten, keine Revolution zu machen."

Damit will Frau v. Suttner ihrem Geschlecht eine Lehre erteilen, nicht die Männer zum Kampfe anzufeuern. Aber die Geschichte hat einen Haken. Sie mag sich in einer Novelle anscheinend gut lesen, allein sie beruht offenbar auf Erfindung. Frau v. Suttner ist auch diesmal getäuscht worden, wie in einem früheren Falle, auf den wieder einzugehen ich gern unterlasse.

Die Polinnen sind gewiß stark vaterländisch gesinnt. Daß aber mit ihnen, so ungefähr bei oder nach Tisch, eine gewaffnete Erhebung abgekartet wurde, dürfte doch demjenigen, der Erfahrung in Verschwörungen hat, an und für sich nicht glaublich erscheinen. Der Aufstand von 1863—64 ging indessen garnicht von aristokratischen Kreisen aus. Er war demokratischen Ursprunges! Und daß nach jener Tischgesellschaft, bei welcher die Führer des Aufstandes angeblich zugegen waren, zuerst ein gegenteiliger Beschluß gefaßt, „Tags darauf" aber die Revolution von denselben Männern angezettelt worden sei, ist erweislich falsch. Ich kann aus persönlicher Kenntniß darüber sprechen.

Was in Russisch-Polen Monate vor der Erhebung von 1863 insgeheim geplant wurde, entzog sich der öffentlichen Kenntniß ebensowohl, wie der der ausländischen Diplomatie. Ein kleiner Kreis der Männer, die nach den Stürmen von 1848—49 Zuflucht auf englischem Boden gefunden hatten, war jedoch in der Sache auf's Beste unterrichtet. Vor Allem Mazzini, mit dem ich eng befreundet war. Er hatte anfänglich brieflich sich dahin geäußert: „er halte einen bewaffneten Aufstand für verfrüht und vermöge einen solchen gegenwärtig nicht zu empfehlen." Die bekannte russische Truppenaushebungs-Verordnung ließ jedoch den jungen polnischen Demokraten ‚ihrer Ansicht nach' keine Wahl.

Außer Mazzini waren Ledru-Rollin und ich über den bevorstehenden Ausbruch früh unterrichtet. In den ersten Tagen des Januars 1863 machte der Bevollmächtigte des geheimen „Warschauer Ausschusses" (der späteren „National-Regierung") mir persönlich in meinem Hause die vertrauliche, ganz bestimmt gefaßte Mitteilung:

„Zwischen dem 21. und 22. dieses Monats wird die bewaffnete Erhebung in Russisch-Polen stattfinden."

So kam es wörtlich. Ich habe dies nach der Niederwerfung des Aufstandes, mit vielen anderen Einzelheiten, unter Anderem über General Langiewiczs spätere Beteiligung, mit dem ich ebenfalls befreundet geworden, genauer geschildert. Was „Jemand" der Baronin v. Suttner mitteilte, ist daher weder richtig, noch auch nur gut erfunden.

Indem sie der „neuen Frau" das Wort redet, beklagt sie, daß das

weibliche Geschlecht bisher stillschweigend durch die Bewunderung, die es für Kriegshelden hegt, und durch den Gefallen, den es an Uniformen findet, oft aber auch laut durch Ermutigen zum Dreinschlagen, großes Unrecht getan habe. Das solle nun Alles anders werden.

Nun, wo es sich um gerechte Kämpfe für Vaterland und Freiheit handelt, warum sollte das Weib nicht Mannesmut hochschätzen?

Daß gar zu Viele dieses Geschlechtes überhaupt nach dem Volksausdruck an „zweierlei Tuch" viel Gefallen finden und insofern auf dem Irrwege wandeln, ist ja leider wahr. Der beim Weibe höher als beim Manne (die Maler ausgenommen) entwickelte Farbensinn hat daran Mitschuld. Solche Naturanlagen bringen neben Vorteilen auch Nachteile mit sich; aber sie lassen sich weder mit der Heugabel noch durch Predigen leicht ausrotten. Uebrigens werden die Wehrtrachten der Männer, in Folge der neueren Art der Kriegführung, immer einfacher und farbloser. In England, wo man auf Anwerbung von Mietstruppen beschränkt ist, wird die rote oder bunte Uniform, die für die Mädchen aus den Volksschichten große Anziehungskraft ausübt, im Frieden beibehalten, weil die Kriegsbehörden wohl wissen, daß die ohnedies auf die größten Schwierigkeiten stoßenden Anwerbungen anderenfalls noch schlechteren Fortgang nähmen.

Mit den Ausdrücken „Feminismus" und „Pacifismus", deren Einbürgerung mir, um der edlen Muttersprache willen, eben so wenig wünschenswert erscheint wie „rasant" und „brisant", kommt man über gewisse weibliche Eigenschaften nicht hinaus. Daß Frauen aber heldenhafte Tat ehren und bewundern, ist ganz recht. Männer tun es ebenfalls. Im Gefühl seiner verhältnißmäßigen körperlichen Schwäche weiß das Weib, daß es gegen Feinde wie gegen wilde Tiere des Schutzes bedarf. Mit Schiller denkt es: „Kraft erwart' ich vom Mann." Und der wahre Mann hält es mit Körners Liede: „Männer und Buben." Das liegt in der Natur der Dinge und der Geschlechter.

Als Einer, der seit vielen Jahren, lange ehe es in Deutschland oder selbst in England eine Frauenbewegung gab, für Hebung der Bildung des weiblichen Geschlechtes, für Abschaffung drückender Gesetze, für Eröffnung von Berufszweigen eingetreten ist, möchte ich nicht mißverstanden werden. Was hier bemerkt worden, soll nur gegen Uebertriebenheiten, gegen Richtungen, die auf Unmöglichkeiten hinauslaufen, gesagt sein. Man hüte sich, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wer jeglichen Krieg als Mord bezeichnet und den Männern eines Landes alle Waffen entwinden möchte, der arbeitet den gefährlichsten Bestrebungen vor, denn nimmermehr wird sich die ganze Welt unter einen Friedenshut bringen lassen. Solche Entmannung böte die schlimmste Aussicht für das Weib.



Die moderne japanische Lyrik.

Von

Otto Hauser.

— Wien. —

Die japanische Litteratur ist gleichaltrig mit unserer mitteleuropäischen*). Zugleich mit unserem Minnegesang erlebte sie ihre erste Blüte auf dem Gebiete der Lyrik, die auch hier vor Allem Lenz und Liebe besang, zugleich mit unserem Drama, das in Shakespeare und Racine seine Gipfelpunkte erreichte, entfaltete sich das japanische Drama aus ganz ähnlichen Anfängen, und da in Europa ein Walter Scott der Initiator einer Epoche des Romans wurde, schuf in Japan Bakin seine zahlreichen und vielbändigen historischen Romane. Je genauer man die einzelnen litterarischen Bewegungen verfolgt, umso mehr Parallelen kann man aufdecken und das bis in die jüngste Zeit. Denn nicht nur Japan hat sich den Europäern erschlossen, sondern auch umgekehrt Europa der japanischen Kultur. Allerdings von seinem Schrifttum, ihm zunächst durch eine sehr schwer erlernbare, ganz fremde Sprache noch immer verschlossen, konnte es wenig Anregung empfangen, aber das japanische Kunstgewerbe und der japanische Holzschnitt übten tiefe und folgenreiche Wirkung. Von den Malern braucht man nur Whistler zu nennen, der niemals verhehlte, seine besten Impulse von den japanischen Meistern empfangen zu haben. Hinwieder konnte die europäische Malweise in Japan nur vorübergehend Sensation erregen; die Oeltechnik war ihrem Kunstgeschmack, der die Linie,

*) In einer von Georg Brandes herausgegebenen Sammlung von Monographien „Die Litteratur" (Berlin, Bard, Marquardt u. Co.) erscheint demnächst als fünfter Band eine „Japanische Dichtung", die über das ganze Gebiet orientiren wird. Der modernen Lyrik konnte nur ein bescheidener Raum gewidmet werden, und dies mag diese ausführlichere Skizze und die folgende Auswahl rechtfertigen. O. H.

die Andeutung und höchstens eine Einzelheit liebte, zu fremd und wird sich vielleicht nie völlig einbürgern. In Japan war es die europäische Litteratur, die als das Neue angestaunt, bewundert und nachgeahmt wurde. In ihr vollzogen sich die Kämpfe wie in Europa zwischen den von Japan angeregten Malern und der alten Schule.

Mit ihrer erstaunlichen Anpassungsfähigkeit hatten sich die ersten Japaner, die nach Europa gesandt worden waren, um die Errungenschaften seiner Kultur nach ihrem Vaterlande zu bringen, alsbald die europäischen Sprachen in solchem Maße zu eigen gemacht, daß sie in ihnen Bücher schreiben konnten, denen man kaum den fremden Ursprung anmerkt. Und dieses neue Geschlecht war es auch, das die ersten europäischen Schriftwerke in's Japanische übertrug. Mit diesen Uebersetzungen begann die japanische Moderne. Von 1879 bis in die Mitte der 80er Jahre wurden den Japanern die Namen Viktor Hugo, Goethe, Shakespeare und viele andere zweiter Größe bekannt und vertraut gemacht. Das erste Werk, das eine tiefer gehende Wirkung erzielte, war Lord Lyttons „Ernest Maltravers". Die eigentlichen Neuerungen fanden aber vor Allem in der Lyrik statt. Der moderne Roman konnte an ältere realistische Erzähler anknüpfen, ebenso das moderne Drama an das hochentwickelte heroische und bürgerliche Schauspiel der Glanzperiode um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, die Lyrik jedoch war im Laufe der Zeiten zu einer rein mechanischen Wortkunst erstarrt, die ihre Gefühle gezwungen war in ewigen Fünfzeilern zu je 31 Silben auszudrücken, was etwa unserem Sonettenschema gleichkommt; der größere Umfang unseres Sonettes wird durch Silbenmaß und Reimbindung wieder wett gemacht, während das japanische Tanka in seinen 5+7+5+7+7 Silben weder den Zwang des Reimes noch einen feststehenden Rhythmus kennt. Auch in der Lyrik begann man mit Uebersetzungen. Drei Vorkämpfer der neuen Richtung gaben 1882 das erste Buch „Gedichte im neuen Stil", das Sintaishi-sho", heraus*). Von da an datirt die moderne japanische Lyrik. Das dünne Heft enthielt Uebertragungen von Gedichten Thomas Grays (Elegy written on a Country Churchyard), Longfellows, Tennysons und anderer, dann Scenen aus Shakespeare, darunter den Monolog To be or not to be; das einzige Gedicht aus dem Französischen war ein Frühlingslied von Charles d'Orléans. Im Ganzen waren es neunzehn Stücke, nur fünf davon Originalgedichte. Was die Herausgeber wollten, war: die japanische Lyrik von ihren jahrhundertealten Fesseln befreien, ihr die Beweglichkeit, die Fülle und die Freiheit des Stoffes wiedergeben, die sie in ganz alter Zeit, noch vor ihrem klassischen Minnesang und in dessen ersten Zeiten, be-

*) Vgl. Prof. Karl Florenz im 5. Bande der „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio" (Yokohama, 1889—1892), ferner W. G. Aston, A History of Japanese Literature, London 1899.

sessen hatte. Es war nicht etwa sklavische Nachahmung, die durch die Verschiedenheit der Idiome schon fast ausgeschlossen war, sondern freie Umbildung und Anpassung. Nur einer der Dichter wagte den Reim einzuführen, aber auch er behielt den Satzrhythmus von wechselnden fünf- und siebensilbigen Zeilen bei. Trotzdem fand das Shintaishi-sho eine heftige Gegnerschaft, am stärksten und bedeutsamsten von Ikebukuro Kiyokaze, dessen Name selbst als Dichter wie als Kritiker von gutem Klange war und der auch Kenntnisse in der europäischen (englischen) Litteratur hatte. Viele seiner Einwände waren richtig, so namentlich, wenn er die Grundverschiedenheit der östlichen und der westlichen Kultur und Kunstanschauung geltend machte. Außerdem fand er die Originalgedichte und die Uebersetzungen nicht minder ziemlich belanglos gegenüber den Vorzügen der alten klassischen Lyrik. Die Begeisterung für die „Gedichte im neuen Stil" schwand denn auch bald dahin. Aber ihre befreiende Wirkung hatten sie gehabt, und diese blieb auch fernerhin. Man lernte wieder sein Gefühl ausströmen, wo man sich früher auf kleine Spitzfindigkeiten in den Wortzusammensetzungen hatte begnügen müssen; denn das war das Um und auf der japanischen Epigonenpoesie seit mehr als vier Jahrhunderten. Und endlich gab Professor Toyama Masakazu, einer der Herausgeber des Shintaishi-sho und Uebersetzer der Shakespeare-Scenen, einen vollgiltigen Beweis der Lebenskräftigkeit der neuen Richtung in dem großen lyrisch-epischen Gedichte auf das Erdbeben von 1855, dem in Tokio allein über hunderttausend Menschen zum Opfer gefallen waren. Als Toyama das Gedicht, das längste, das bisher in Japan geschaffen wurde, etwa 250 Quinaren entsprechend, im Jahre 1891 in der kaiserlichen Musikakademie vortrug, war die Ergriffenheit allgemein. Nach der Erzählung von dem jähen Hereinbrechen der Katastrophe und den entsetzlichen Verheerungen klingt die Dichtung in die schönen Zeilen auf seine Mutter aus, die mit eigener Gefahr ihre Kinder aus dem einstürzenden Hause gerettet hatte:

O nimmer werd' ich diese Nacht vergessen
Und nie das große Glück der Mutterliebe.
Nicht um sich selber sorgte sich die Mutter,
Sie dachte nur an ihrer Kinder Heil.
Fürwahr, wie tief ist doch die Mutterliebe!
Wenn wir bis heute leben, ist es nur,
Weil immer über uns die Mutter wachte
Und mit so großer Liebe uns erzog.
Wir wissen's nicht, wir haben's längst vergessen,
Und doch wie oft in eigner Fahr und Not
Hat uns die Mutterliebe noch beschützt,
Nicht anders wie in jener Schreckensnacht!
Wie oft, wie oft, wir wissen es nicht mehr.
Doch denk' ich je an diese Nacht zurück,
Bin ich der toten Mutter eingedenk,
Und bräche wieder über uns herein
Wie damals eine solche Schreckensnacht,

So wird es wieder viele Mütter geben,
Die gern sich opfern für der Kinder Heil.
Fürwahr, wie tief doch ist die Mutterliebe!
Sie wird mir immer unvergeßlich sein.

Neben Toyama steht Yatabe Ryokichi, der zweite von den Herausgebern des „Shintaishi-sho". Der bedeutendste unter den Dichtern im „neuen Stil" aber ist Yamada Taketaro, der auch als Novellist seine eigenen Wege ging und einige Zeit allgemein als Führer der Moderne galt. Er ist der Hauptvorkämpfer für eine der gegenwärtigen Umgangssprache angenäherte Schriftsprache, worin er die Befreiung von den alten Banden zu ihrem Ziele führt. Aber seltsam genug ward er alsbald von einem Vertreter des modernen estilo culto, wie er auch bei uns auf den Realismus folgte, in die zweite Stelle zurückgedrängt. Als erster japanischer Dichter gilt nun Ozaki Koyo, der in seinen Erzählungen an einen galanten Schriftsteller des 17. Jahrhunderts anknüpft und alle Bewunderer um sich versammelt. Von Lyrikern sind sonst noch zu nennen Nakamura Akiba, der eine schöne und kräftige „Vision auf einem Schlachtfelde" schrieb, und Shivoi Uko, der 1898 in einer Sammlung „Hana Momiji", „Blumen und Herbstblätter", auftrat, vielleicht der poetischste von allen.

Wie seit dem Beginn seiner Kultur wird auch heute noch in Japan die chinesische Poesie gepflegt. Das Chinesische bedeutet für Japan dasselbe wie für uns die klassischen Sprachen, und in gleicher Weise wie bei uns bekämpfen sich zwei verschiedene Richtungen, deren eine sie gänzlich abschaffen will, während die andere sie als conditio sine qua non der Bildung preist. Von den Dichtern in chinesischer Sprache ist wenigstens einer zu nennen: der feinsinnige Tetsujiro Inouye, der dritte Herausgeber des „Shintaishi-sho".

Aus der modernen japanischen Lyrik.

Nach wortwörtlichen deutschen und englischen Uebertragungen unter Berücksichtigung der Originale metrisch von Otto Hauser.

I.

Yatabe Ryokichi.

Der Bach.

Der schmale Bach, ob noch so tief,
Man achtet ihn gering
Und als ein unnütz Ding.
Und ist ein Wissen noch so tief,
Wenn es im Stolz nicht breiter lief,
So sieht man nur den grünen Schein,
Doch blickt nicht auf den Grund hinein.

Der schmale Bach, ob noch so tief,
Man achtet ihn gering
Und als ein harmlos Ding.

Und ist ein Wissen noch so tief,
Wenn es im Stolz nicht weiter lief,
So treibt der Kerfe Freundeschaar
Sich flimmernd bald auf seinem Klar.

Der seichte Bach, ob noch so breit,
Man achtet ihn gering
Und als ein unnütz Ding.
Und ist ein Wissen noch so weit,
Doch sieht man seine Seichtigkeit,
So fährt kein Boot auf ihm dahin,
Und Fische sieht man nicht darin.

Der seichte Bach, ob noch so breit,
Man achtet ihn gering
Und als ein harmlos Ding.
Und ist ein Wissen noch so weit,
Doch zeigt es seine Seichtigkeit,
So tummelt sich darin sogar
Die unerfahrne Kinderschaar.

II.

Yamada Taketaro.

Frühlingsanfang am See.

Noch hält der Winter in Banden von Eis
Den neuen Lenz und das alte Laub;
Am fernen Strande weinen leis
Die kahlen Bäume um ihren Raub.
Die kleinen Vögel harren und harren,
Bis sie ermüdet im Frost erstarren.

Morgennebel und Morgensonnen,
Die sind des Frühlings Helfer gut.
Halten die Nebel das Land umsponnen,
Kommt auch die Sonne voll Kampfesmut,
Und wo im Eis eine Wuhne schmolz,
Da schwimmen die Wasservögel stolz.

Die Fische, lange vom Eis umschlossen,
Wie sie nun merken, daß es zerflossen,
Kommen und staunen, aber, o wehe!
Da sehn sie den Feind schon in der Nähe.
„Rettet Euch! Rettet Euch! Fliehet! flieht!
Daß Euch von ihm kein Leid geschieht!"

„Lasset das Fliehen! Was soll es Euch nützen?
Ihr habt ja scharfe Barten am Kopf,
Goldene Panzer, um Euch zu schützen,
Und eiserne Helme auf dem Schopf.
Seid Ihr so feige, Ihr Karpfen und Hechte?
Hieher, hieher! Auf zum Gefechte!"

„Ach, seht nur, seht nur! Der Feind ist nah!
Fliehet, o fliehet! er ist schon da!“
„Fürwahr! Ihr Burschen, Ihr seid mir gerieben!
Hat Euch mein goldgelber Schnabel vertrieben,
Daß Ihr enteilt in so bangem Geflüchte?
Fische, Ihr seid mir ein feiges Gezüchte!“

So folgt der Feind mit Spott und Hohn
Noch unter der Decke ein weites Stück,
Aber umsonst! Sie sind ihm entfloh'n,
Voll Ingrimm sucht er den Weg zurück,
Er sucht und sucht, dahin und daher,
Die Wuhne im Eis, er weiß sie nicht mehr.

Hier wird sie sein, ganz sicher hier!
Ach, wieder die Eisdecke über mir!
Verdammt! Wie komme ich da heraus?
Ach, schon geht mir der Atem aus . . .
Die freie Stelle! Hier ungefähr . . .
Entsetzlich, ach! Ich kann nicht mehr . . .

III.

Shiwoi Uko.

Die Bambusflöte am Meeresstrand.

1.

Im Fichtenschatten auf der Klippenwacht
Klingt eine Bambusflöte Nacht für Nacht.
Wohl tröstet sich ein Fischer mit dem Klang,
Daß bitter ihm die Welt von Salz und Tang.

Ob Dunkelheit, ob Mondlicht, Nacht für Nacht
Dort in dem Fichtenschatten hält er Wacht.
Du hörst aus seiner Bambusflöte Klang
Der ungestillten Sehnsucht bittren Sang.

Einst hielt des Fürsten stolzes Hofgeleit
Ein Nachtgelage hier mit Schall und Pracht,
Indeß in seiner klaren Herrlichkeit
Der Herbstmond hinzog durch die blaue Nacht!
Seit damals klagt des Fischers Flöte hier.

Einst hielt des Fürsten holdes Fraungeleit
Des Nachts in dieser Bucht in froher Yacht,
Und ihre goldnen Lauten klangen weit
Zum Fichtensäuseln auf der Klippenwacht;
Seit damals klagt des Fischers Flöte hier.

2.

Kalt lag der Rauhfrost auf dem Uferschilfe,
Im Sturme schrieen Baum und Fels um Hilfe, —
Er kam, der junge Fischer, Nacht für Nacht;
Klar scholl die Flöte von der Klippenwacht.

Des Hagels Prasseln ging hernieder laut,
Die Brandung war zum Eiswall aufgebaut, —
Er kam, der junge Fischer, Nacht für Nacht;
Sanft scholl die Flöte von der Klippenwacht.

Orkane sausten aus den Bergesschlüften,
Und Sandeswirbel wehten mit den Lüften, —
Er kam, der junge Fischer, Nacht für Nacht;
Bang scholl die Flöte von der Klippenwacht.

Und Regenrauschen dämpfte jeden Schall,
Und gelbe Bäche schossen überall, —
Er kam, der junge Fischer, Nacht für Nacht,
Leis scholl die Flöte von der Klippenwacht.

3.

Und Mondeswechsel war nun heute Nacht,
Doch ohne Wechsel blieb sein Liebessang.
Noch klagt die Flöte von der Klippenwacht,
Und noch viel wunderbarer ist ihr Klang.

Der wilde Klippensturm durchbrauste sie,
Der Fichten Rauschesang durchsauste sie,
Der Brandung laute Wut bekämpfte sie,
Der stete Schwall der Wogen dämpfte sie.

Die Wolken selbst, die ob Onoye ziehn,
Halten und lauschen ihren Melodien,
Und wer sie hört, den lockt sie mehr und mehr
Von Traum befangen nah und näher her.

Für einen Augenblick nun schweigt ihr Klagen,
Dann tönt sie, horch, noch lauter als zuvor;
Der Himmel selbst klingt mit dem Bambusrohr,
Und hörst Du nicht, was keine Worte sagen,
Goldene Harfensaiten angeschlagen?

Die Wolke, da sie ob Onoye glitt,
Trug einst vom Berge unten Harfner mit
Dahin, wo schon der Mond den Kiel gewandt,
Bereit lag für die Fahrt in's Himmelsland.

IV.

Tetsujiro Inouye.

1. Abend am Fluß.

Regen wusch das herbstlich bunte Land,
Rot von Liaoblumen ist der Strand.

An dem Ufer ruft ein Mann die Fährte,
Dunkel vor dem Abendsonnenbrand.

Fernher kommen dumpfe Glockenschläge,
Um die Blumen spielt ein goldner Rand.

Auf die roten Wolken in den Fluten
Wirft er nun sein Netz mit sichrer Hand.

2. Herbst.

Lang schon weilt der Herbst auf Fluß und Haide,
Bunt wie Blumen ist des Ahorns Seide.

Glänzend schwimmen Fische tief im Wasser,
Fluß und Himmelsflut sind purpurn Beide.

Mit dem Herbstwind fliegen Ahornblätter
Durch die Lüfte leuchtend wie Geschmeide.

Was für Mädchen seh' ich über'm Flusse?
Rotes Lachen . . . holde Augenweide!*)

---

*) Im Original sind diese beiden Gedichte chinesische Ghasele mit Versen zu je fünf Zeichen oder Silben.





Friesenbrauch.

Von

Gräfin Agnes Reventlow.

— Preetz. —

Ein grauer Wintertag neigt sich zum Ende,
Am Feuer sitze ich im dunklen Zimmer
Und starre müden Blickes in die Gluten,
Und meine Seele schaut ein Bild aus grauer Vorzeit.

Im meerumbrausten, sand'gen Friesenlande
Geht trüb' ein dunkler Wintertag zu Ende,
Die Winde schweigen, und am Meeresstrande
Glüht hell das Petrifeuer, schlanke Knaben
Und blonde Mädchen tanzen um die Flammen
Und ihre jungen Stimmen rufen: „Wodan, zehre!"

O ew'ger Geist, tilg' Du des Winters Schwere,
Gieb Frühling meinem Herzen! Wodan, zehre!





Theater.

Ein Akt.

Von

Paul Schüler.

— Berlin. —

Personen:

Felix, ein Dichter.
Arno, ein Komponist.
Eva, eine junge Wittwe.
Vera, ihre Schwester.

(Zimmer bei Felix. In der Mitte und seitlich eine Tür. Ein Tisch mit Geschenken und Briefen.)

I.

(Felix steht vor dem Tisch und liest einen Brief. In der Mitteltür erscheint Arno und beobachtet ihn. Er bleibt eine Weile unbemerkt.)

Felix (erschreckend). Du bist's. Guten Tag, Arno.

Arno. Ich gratulire.

Felix. Danke. Nimm Platz.

Arno. Und ich wünsche — —

Felix. Laß doch. Es ist mir schon so viel gewünscht worden.

Arno. Ich will Dir garnichts wünschen. Ich wünsche mir, hörst Du, daß ich endlich meinen Text bekomme.

Felix. Rechne nicht darauf.

Arno. Du bist faul.

Felix. Ich kann nicht. Es geht nicht. Ich bin fertig.

Arno. Du solltest Dich wieder einmal verlieben. Es dichtet sich sehr gut, wenn man verliebt ist.

Felix. Verlieben. Du bist sehr witzig.

Arno. So bist Du schon verliebt?

Felix. Schon!

Arno. Also noch? Du hältst also noch bei Eva?

Felix. Ja, ich halte noch bei Eva. (Etwas pathetisch). Und ich werde immer bei ihr halten.

Arno. Hast Du mit ihr gesprochen?

Felix. Sie liebt einen Anderen.

Arno. Das macht nichts. Veranlasse sie umzusatteln.

Felix. Veranlasse sie! Du hast gut reden. Wenn man ihr zeigt, daß man sie gern hat, dann zieht sie sich erst recht zurück.

Arno. Natürlich. Das ist immer so. Man muß nicht zeigen, daß man Jemanden gern hat.

Felix. Was soll ich machen?

Arno. Du tust gerade, als ob Du ein Neuling wärst.

Felix. Wahrhaftig: mir ist, als hätte ich noch nie geliebt. So habe ich auch noch nie empfunden, so tief, so rein, so — so — —

Arno. Rede Dir nichts ein.

Felix. Ich bin sehr unglücklich.

Arno. Umso besser.

Felix. Wie?

Arno. Du bist auch Einer von denen, die sich nicht glücklich fühlen, wenn sie sich nicht unglücklich fühlen.

Felix. Unsinn.

Arno. Du bist der Mann der hoffnungslosen Sehnsucht, die brauchst Du. Sonst kannst Du nicht dichten. Du mußt Dir Dein Quantum unglückliche Liebe einreden. Der Löwe brüllt, wenn er Hunger hat. Du dichtest, wenn Du Sehnsucht hast.

Felix. Ich sage Dir doch, ich dichte nicht.

Arno. Weil Du momentan überspannt bist. Das wird sich legen. So etwas legt sich immer.

Felix. Und ich sage Dir: es wird sich nicht legen. Ich kenne mich. Du freilich wirst nie begreifen, wie ein Dichter — —

Arno. Wie ein Dichter, der nicht dichtet, liebt — willst Du sagen. Ich begreife. Ich kenne diese Dichterliebe. Auch ich bin . . . und so weiter. Sie kann mir wenig imponiren. Es ist noch mehr Komödie dabei als bei anderen Leuten. Man ist so entsetzlich unnatürlich in den natürlichsten Lebensäußerungen. Wie alt bist Du?

Felix. Einunddreißig.

Arno. Da solltest Du immerhin schon wissen, was es mit der Liebe auf sich hat, und daß man sich nicht gerade auf ein bestimmtes Individuum koncentriren muß, um glücklich zu sein. Man kann mit sehr vielen Frauen glücklich werden. Ein Streichholz entzündet sich an jeder Schachtel, wenn nur eine brauchbare Reibfläche da ist.

Felix. Ein geschmackvolles Bild.

Arno. Aber passend.

Felix. Ich bin kein Streichholz.

Arno. Und Eva ist keine Schachtel. Stimmt.

Felix. Du bist ein Cyniker.

Arno. Und Du ein Komödiant.

Felix. Bitte sehr.

Arno. Ein Komödiant der Liebe. Ich will Dir Deine koncentrirten Gefühle nicht ausreden. Brenne für die Einzig-Eine, soviel Du Lust hast. Aber ich bitte mir aus, daß aus dieser Brunst ein guter Operntext hervorgeht.

Felix. Ich kann nicht. Ich bin in wahnsinniger Unruhe. Ich stehe ganz im Banne dieses einen, übermächtigen Gefühls.

Arno. Nicht übel! Wie war das? „Ich stehe ganz im Banne dieses einen, übermächtigen Gefühls!" (Er zieht ein Notizbuch heraus und schreibt.) Man muß sich solche Wendungen merken. Sie sind sehr brauchbar für einen satirischen Text. Du würdest eine vortreffliche Figur abgeben. Diese poetisch-melancholische Verdüsterung — —

Felix. Verschone mich.

Arno. Nein, wirklich. Du weißt garnicht, wie komisch Du bist. Natürlich. Denn wenn Du's wüßtest, wärst Du ja nicht komisch. Hast Du's denn schon mit einem Frontwechsel versucht?

Felix. Mit einem was?

Arno. Mit einem Frontwechsel. Man liebt die eine Schwester, und man macht der anderen den Hof. Das ist sehr nützlich.

Felix. Das tue ich ja. Aber es ist nicht ungefährlich. Diese Vera nimmt immer Alles gleich so ernst.

Arno. Das macht nichts. Im Gegenteil. Wenn Du Eva gewinnen willst, mußt Du von Vera geliebt werden. Merke Dir das. Man kann es vielleicht für unseren Text verwenden. Handelnde Personen: Felix — Tenor; Arno — Bariton; Eva — Sopran; Vera — Alt. (Er zählt an den Fingern). Vera liebt Felix; Felix liebt Eva; Eva liebt mich — —

Felix. Dich?

Arno. Mich.

Felix. Wirklich?

Arno. Wirklich. Das heißt: sie redet sich's ein.

Felix. Du Glücklicher!

Arno. O, ich mache keinen Gebrauch davon. Denn das ist der Witz bei der Geschichte. Jeder liebt seinen linken Nachbar. Die meisten Opern scheitern daran, daß das Publikum den Text nicht verstehen kann. Diesen Text verstehen Alle. Ein verständlicher Text ist der halbe Erfolg.

Felix. Ich kann nicht finden, daß Du sehr originell bist. „Ein Jüngling liebt ein Mädchen" — wenn Du Dich erinnern willst. Heine brauchte nur acht Zeilen dazu. Und Du willst eine Oper daraus machen. „Es ist eine alte Geschichte."

Arno. Die alten Geschichten sind die besten. Das Publikum kann nicht verlangen, daß uns neue Geschichten einfallen. Dafür sind wir späte Enkel. Die Hauptsache ist die Form. Die muß neu sein. Die deutschen Dichter nehmen immer Alles so ernst — besonders sich selber; zumal wenn sie von der Liebe reden. Sie sind dann immer so gräßlich gefühlvoll. Das ist nicht richtig. Man muß diesen Stoff satirisch behandeln. Die Satire ist das einzige, womit noch etwas zu machen ist. Und eine satirische Oper ist noch nicht dagewesen. Ich mache mir nicht viel aus Berühmtheit. Aber es ist doch hübsch, wenn die Leute auf uns zeigen und sagen: Das sind die Erfinder der satirischen Oper. — Waren Deine Kousinen schon hier?

Felix. Nein.

Arno. Aber sie werden doch noch kommen? Man könnte dann gleich einmal probiren.

Felix. Probiren? Was?

Arno. Denn das Leben giebt immer noch die besten Texte. Man muß nur richtig abschreiben können. Und keine Zusätze machen. Sonst wird die Satire zu grob. (Felix hat während dieses Gesprächs mit einer Pistole, die auf dem Tisch liegt, gespielt.) Ist das auch ein Geschenk, das Ding da?

Felix. Ja, es ist das Einzige, was praktisch ist, und was Einem beinahe so etwas wie Freude macht.

Arno (schreibt). „Beinahe so etwas wie Freude!“ Ganz gut. Wer war der edle Spender?

Felix. Das habe ich mir selbst geschenkt.

Arno. Sehr passend. Es hat etwas ungemein Beruhigendes.

Felix. Nicht wahr? Die Vorstellung, diesem öden Dasein jeden Augenblick ein Ende machen zu können. Ein Druck, und — — man ist gewesen.

Arno. Ja, es ist sehr niedlich. Aber nun lege das Ding nur wieder hin. Die Pistole darf im Text nicht vorkommen. Wenn der Held im Anfang mit einer Waffe spielt, dann erwartet das Publikum am Ende, daß er sich auch damit das Leben nimmt. Und man soll keine falschen Erwartungen wecken. — Was hat man Dir sonst verehrt?

Felix. Die landesüblichen Sächelchen. Es ist ja immer dasselbe. Man weiß schon immer vorher, was kommt. Von Tante Doris dieses Schreibpapier zu vier Mark fünfzig; von Onkel Bernhard diesen Benediktiner — unecht, zu drei Mark fünfzig, dies Portemonnaie aus dem Markbazar von der Tante Rosalie. Teure Tante! Hingegen von Tante Fränzchen diese Kravatte zum Selbstbinden für eine Mark fünfundsiebzig. Aber von Onkel Adolf 50 Stück Cigarren — unecht — zu sechs Mark. Ach, wie dumm und öde ist das Alles. So ein Geburtstag ist bezeichnend für das ganze Jahr. Welch ein Possenspiel! Da kommen sie nun und

wünschen Einem Glück zu diesem ewigen Einerlei, zu diesem ziel- und zwecklosen Dasein. Oder kannst Du mir vielleicht sagen, wozu man da ist?

Arno (der sein Notizbuch wieder hervorgeholt und hineingeschrieben hat). Nein, das kann ich nicht. Aber rede nicht so rasch. Sonst komme ich nicht mit. Ich habe ein sehr schlechtes Gedächtniß.

Felix. Bei Komponisten soll das ja ein Vorzug sein. Was schreibst Du denn da eigentlich?

Arno (liest). „Die landesüblichen Sächelchen. Man weiß schon immer vorher, was kommt. Von Tante Doris dieses Schreibpapier zu vier Mark fünfzig; von Onkel Bernhard diesen Benediktiner — unecht — zu drei Mark fünfzig; dies Portemonnaie aus dem Mark-Bazar von Tante Rosalie. Teure Tante!" — O, ich habe auch schon die Musik dazu. (Singt.) Teure Tante! (Spricht). Diese Tante muß etwas Inspirirendes haben. (Singt.) Teure Tante! (Spricht.) Höre weiter! (Singt.) Von Tante Fränzchen die Kravatte zum Selbstbinden für eine Mark fünfundsiebzig. Aber von Onkel Adolf 50 Stück Cigarren — unecht — zu sechs Mark. Ach wie dumm und öde ist das Alles. Welch ein Possenspiel!

II.

Eva; Vera (durch die Mitte); die Vorigen.

Eva. Was giebt's denn hier?

Vera. Ihr führt wohl etwas auf?

Felix. So ist es. Arno komponirt gerade an seiner neuen Oper. Er findet keine passendere Gelegenheit dazu.

Arno. Vorläufig sind wir noch beim Text. Die Damen kommen zur rechten Zeit, um uns zu helfen.

Vera. Da würde was Schönes herauskommen.

Eva. Wir haben gar kein Talent für Theater.

Arno. Oho. Sie wissen's nur nicht. Sie haben sehr viel Talent dafür.

Vera. Wie soll denn Ihre Oper heißen?

Arno. Komödie der Liebe oder so ähnlich.

Eva. Und dazu sollen wir Talent haben?

Vera. Frechheit!

Eva. Wie denken Sie sich das eigentlich?

Arno. Sehr einfach. Sie sprechen den Text, und ich schreibe ihn nieder.

Vera. Aber wir wissen doch garnicht —

Eva. Wir haben doch gar keine Idee, was Sie eigentlich wollen.

Arno. Das ist auch nicht nötig. Reden Sie nur ganz unbefangen. Denken Sie nicht an Ihre Rolle.

Eva. An unsere Rolle?

Vera. Ja, aber —

Arno. Je weniger Sie daran denken, desto besser werden Sie spielen.

Eva. Aber wir spielen doch gar nicht.

Arno. Selbstverständlich spielen Sie.

Vera. Wie? Wo? Wann?

Arno. Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wenn der Photograph sagt: Bitte, recht freundlich, oder: jetzt geht es los! dann kommt sicher kein gutes Bild heraus.

Eva. Sie sind köstlich.

Felix. Mach doch keinen Unsinn.

Vera. Ach Gott, wir vergessen ja ganz — hier, lieber Felix, ich gratuliere. (Sie überreicht ihm ein Körbchen Konfekt.) Und dieses Körbchen soll Dir sagen — —

Felix. — Wie lieb Du mich hast. Das ist hübsch von Dir. Sonst pflegt es umgekehrt zu sein.

Vera. Umgekehrt?

Felix. Erst der Antrag; dann der Korb.

Vera. Ach, Du mit Deinen Witzen.

Felix. In meine Arme. So komm doch. Ein Tag im Jahre ist den Toten frei. (Sie sträubt sich ein wenig. Er umarmt und küßt sie.)

Eva. Dies von Deiner Dich liebenden Kousine Eva.

Felix. Cigaretten? Hat das auch etwas zu bedeuten? Etwa, daß sich Alles in Dunst auflöst? Auch die Liebe? Heißen Dank! (Er giebt ihr die Hand mit gespielter Zurückhaltung und wendet sich wieder zu Vera, während Eva sich angelegentlich mit Arno unterhält.)

Vera. Ein schöner Geburtstagstisch. Nein, was Du Alles bekommen hast; Du verwöhntes Menschenkind.

Felix. Ungefähr dasselbe wie im vorigen Jahre. Von Tante Doris dieses Schreibpapier zu vier Mark fünfzig. (Singt.) Teure Tante! (Spricht.) Es ist überhaupt noch Alles ebenso; nur, daß ich nicht mehr so jung bin wie beim vorigen Geburtstag. Aber diese Eigenschaft teile ich mit Dir, Geliebte! (Er legt den Arm um ihren Hals.)

Vera. Nicht doch. — Ach ja, man wird alt. Papa hat schon große Angst, daß ich sitzen bleibe.

Felix. Dem Manne kann geholfen werden. So laß mich doch Dein Händchen küssen.

Vera. Wozu denn? Ernst meinst Du es ja doch nicht.

Felix. Wer sagt Dir das?

Vera. Ein Kuß ist viel zu schade zum Hofmachen.

Felix. Dieser Ausspruch läßt auf eine reiche Erfahrung schließen. (Er küßt ihr lange die Hand und sieht sich nach Eva um, ob sie es wohl auch bemerkt. Sein Blick kreuzt sich mit Evas.)

Vera. Ach Du! (Sie sieht ihn verliebt an und hält seine Hand fest.) Ist Dein Papa zu Hause? Ich habe eine Bestellung für ihn von Mama.

Felix. Sprechen Sie mit meinem Vater! Er ist in seinem Zimmer. Ich will aber dabei sein, mein Süßes! Komm! (Hand in Hand ab durch die Seitentür.)

III.

Eva. Arno.

Eva (ihnen nachblickend). Er spielt sehr mäßig. Er ist kokett wie ein Mädchen und berechnend wie eine Lebedame.

Arno. Ich verstehe Sie nicht.

Eva. Und früher verstanden wir uns so gut. Warum sind Sie nicht mehr gekommen, Arno?

Arno. Verehrteste, wenn Sie wüßten —

Eva. Ich weiß, daß man Ihnen entsetzlich den Hof macht, seitdem Sie sich als großer Dirigent entpuppt haben.

Arno. Sie glauben nicht, wie meine Zeit in Anspruch genommen ist.

Eva. Ein Mann hat immer Zeit, wenn er Zeit haben will. Gestehen Sie's nur: Sie wollten nicht. Aber warum? Warum wollten Sie nicht? Seien Sie ehrlich, lieber Freund.

Arno. Meine Verehrte, denken Sie sich, was Sie wollen. So ersparen Sie mir die Antwort und sich eine Enttäuschung.

Eva. Soll ich Ihnen sagen, weshalb Sie nicht wollten? Weil Sie Angst hatten.

Arno. Angst? O nein. Sie täuschen sich. Die Frauen sind doch sehr merkwürdige Menschen. Ihre Eitelkeit glaubt lieber an die größten Unwahrscheinlichkeiten, als an die Möglichkeit, daß man Sie nicht mehr liebt.

Eva. Wäre es denn so unwahrscheinlich, daß Sie mich lieben? Vor einem Jahr hätten Sie so nicht sprechen können.

Arno. Das ist wohl möglich.

Eva. Ach, wie wandelbar sind doch die Männer.

Arno. Nicht die Männer; die Liebe, meine Verehrte. Wie Schubert bereits sehr richtig singt: Die Liebe liebt das Wandern. Die Liebe! Er stellt also die Wandelbarkeit der Gefühle nicht als eine männliche oder weibliche Eigenschaft hin, sondern als etwas Neutrales, rein Menschliches, vom Geschlecht Unabhängiges. Er macht auch dem betreffenden Mädchen keineswegs einen Vorwurf; sondern er konstatirt lediglich die nackte Tatsache, daß die Liebe das Wandern liebt. Ich erblicke darin eine ebenso anerkennens- wie nachahmenswerte Objektivität der Weltanschauung, welche — —

Eva. Hören Sie auf und halten Sie mir keine wissenschaftliche Vorlesung. Wenn der Hungrige um ein Stück Brot bettelt, speisen Sie ihn dann mit einem Vortrag ab über den Hunger oder über das Betteln?

Arno. Nicht übel. Man muß sich das merken.

Eva. Nein, Arno. Verstellen Sie sich nicht länger. Legen Sie die Maske ab. Tragen Sie nicht eine Kälte zur Schau, die Ihrem Innern fremd ist. O, ich kenne Sie. Wer solche Klänge aus dem Nichts hervorzuzaubern vermag, der hat eine tiefe Sehnsucht in sich. Oeffnen Sie mir Ihre Seele, Arno. Seien Sie offen zu mir, wie ich offen zu Ihnen bin. Die Zeit des Entsagens ist für Sie vorüber.

Arno. Aber ich entsage ja garnicht.

Eva. Doch, Sie entsagen.

Arno. Es ist nur gut, daß Sie nicht vor einem Jahre so gesprochen haben. Sonst wären wir heute wahrscheinlich Mann und Frau.

Eva. Ist Ihnen der Gedanke so entsetzlich? O, diese Ironie soll mich nicht täuschen über die Größe Ihrer Gefühle. (Sie ergreift seine Hand.) Wir wissen's Beide. Wir fühlen es im tiefsten Herzen: wir sind für einander bestimmt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Arno. Wenn ich's nur nicht vergesse.

Eva. Was sagen Sie?

Arno. Ich meine: Ihre Ewigkeit hat wohl erst kürzlich angefangen, als meine Ewigkeit bereits zu Ende war. Denn voriges Jahr um diese Zeit — —

Eva. O, lassen Sie Vergangenes vergangen sein. Damals war ich mir noch nicht bewußt, was heute mit flammender Schrift in meinem Herzen steht.

Arno. „Mit flammender Schrift in meinem Herzen steht!" wenn ich es nur behalte!

Eva. Ach, Liebster, was müssen Sie gelitten haben! Sie haben einen schweren Weg gemacht. Und ich bin Schuld daran. Aber ich will es tausendfach wieder gut machen. Der Kummer, den ich Ihnen bereitet habe, soll nicht seine Schatten werfen auf das Glück unserer Zukunft. Ich werde Ihre Seele retten aus den sumpfigen Niederungen, in welche sie durch mein Verschulden hinabgestürzt ist.

Arno. Sie sind sehr gütig, liebe Freundin. Aber ich bin bereits gerettet. Wenn Sie durchaus Jemanden retten wollen, dann retten Sie meinen Freund Felix. Es kommt auf dasselbe hinaus, und Sie werden —

Eva. O, Sie sind entsetzlich. Sie sind ein Teufel, Arno. Früher —

Arno. — War ich ein Engel. Ich weiß. Aber das ist lange her. Ich erinnere mich nur noch ganz dunkel an diesen Zustand.

Eva. Ich kenne diese Sprache. Es ist die Sprache der getäuschten Hoffnung, der gewaltsam niedergekämpften Sehnsucht. Sie täuschen mich nicht, Arno. Ein Mensch, der so spricht, hat den ganzen Weg durchkostet: vom Himmel —

Arno. — Durch die Welt zur Hölle.

Eva. Auch Lucifer war ein Engel, bevor er Teufel wurde.

Arno (schreibt). Auch Lucifer war ein Engel, bevor er Teufel wurde.

Eva. Was machen Sie denn da? Ernsthaft, Arno: glauben Sie nicht an eine Bestimmung? Glauben Sie nicht, daß ich für Sie, daß Sie für mich bestimmt sind?

Arno. Das ist schwer zu sagen. Man ist für sehr Viele bestimmt, glaube ich.

Eva. Pfui. Das ist ja nicht Ihr Ernst.

Arno. So etwas wechselt, wie gesagt. Es wird auch bei Ihnen schon gewechselt haben. Und es wird wieder wechseln. Zur Zeit sind Sie, wie ich glaube, für meinen Freund Felix bestimmt. Und Sie würden ein gutes Werk tun, wenn Sie sich einbilden wollten, daß er auch bestimmt ist für Sie — zur Zeit.

Eva. Lassen Sie doch endlich Ihre Ironie. Ich habe schwer genug gebüßt. Entweihen Sie nicht die Heiligkeit dieser einzigen Stunde.

Arno (schreibend). Seien Sie versichert, daß ich die Bedeutung dieser Stunde voll erfaßt habe, und daß sie dauernd in meinen geistigen Besitz übergegangen ist. Verlangen Sie noch mehr zu hören?

Eva. Reden Sie weiter.

Arno. Daß ich für Sie, und Sie für mich bestimmt sind, sei es auf Ewigkeit oder auf Zeit: das glaube ich nicht.

Eva. Wie?

Arno. Das glaube ich nicht. Es würde nicht in meine Oper passen.

Eva. In Ihre Oper passen? Ja, glauben Sie denn, daß ich Theater spiele?

Arno. Allerdings. Ich sagte Ihnen ja, daß wir zusammen einen Text machen wollen.

Eva. Und Sie glauben wirklich, daß ich mich dazu hergeben werde, Ihnen für Ihre lächerliche Oper Modell zu stehen?

Arno (schreibt beständig nach.) Jetzt wird es ernsthaft. Man kann das wörtlich übernehmen.

Eva (empört). Sie wissen nicht, was Sie tun. Lassen Sie das! (Reißt ihm das Notizbuch aus der Hand.)

Arno. O, o, meine Skizzen! Aber Sie haben ganz Recht. Das Duett muß hier ein Ende nehmen. Sonst wird es zu lang. Je kürzer so eine Scene ist, desto besser wirkt sie.

Eva. Sind Sie wirklich so schlecht? So kalt? So herzlos? Nein, nein: Sie sind ja garnicht so. Sie können ja nicht so sein.

Arno. Wollen Sie mir nicht mein Notizbuch wiedergeben? Ich kann das doch unmöglich Alles behalten. (Er nimmt ihr das Buch ab.)

Eva. Sie zertreten einen Menschen und schreiben dabei ein Theaterstück.

Arno. Ausgezeichnet. Wenn das nicht wirkt, dann wirkt überhaupt nichts. Sie glauben nicht, wie dankbar ich Ihnen bin.

Eva (außer sich). Sie sind der größte Egoist, den ich je gesehen habe.

Arno. Alle Künstler sind Egoisten. Sonst wären sie keine Künstler.

Eva. Ich aber bin eine vornehme Natur. Ich bin stolz. Ich dränge mich nicht auf. Wer nicht von selber zu mir kommt; der mag sehen, wo er bleibt. Ich wollte Sie retten. Ich wollte Sie hinanziehen aus den Niederungen Ihres Egoismus. Sie haben's nicht gewollt.

Arno. Ja, Sie sind eine große Seele. Aber das paßt nicht in meinen Text, und es ist gut, daß Felix kommt mit seiner Chokoladentorte.

IV.

Felix (mit einer Chokoladentorte). Die Vorigen.

Felix (zu Eva). Darf ich Dir ein Stück Torte anbieten?

Eva. Danke, nein.

Felix. Iß doch. Sie schmeckt ausgezeichnet.

Eva. Nein, ich kann nicht.

Felix (essend). Es ist merkwürdig, wie der Geschmack beim Menschen wechselt. Noch vor einem Jahr konnte ich Chokoladentorte nicht riechen. Und jetzt ist sie meine Lieblingsspeise.

Eva (abwesend). So. Wirklich?

Felix. Ja. (Zu Arno). Lieber Arno, ich glaube, mein Vater wollte Dich sprechen.

Arno. Aha! Der Abgang ist etwas ungeschickt. Die Kritik wird über die Scenenführung schimpfen. Aber wenn man sich nicht anders zu helfen weiß. Es ist nicht leicht, eine überflüssige Person im richtigen Moment von der Bühne zu bringen. Schließlich kann man zufrieden sein, wenn die überflüssigen Personen, auf deren Abgang gewartet wird, nur überhaupt von der Bildfläche verschwinden. Das Wie ist dabei Nebensache. (Ab.)

Felix. Ja. Und mit den Menschen geht es mir ebenso. Früher schwärmte ich für Blondinen. Meine schmerzlichste Enttäuschung erlebte ich auf blond. (Er sieht nach Evas blondem Haar.) Und jetzt kann mir nur noch schwarz gefährlich werden. Je dunkler, desto besser. Ist das nicht sonderbar?

Eva (die nicht zugehört hatte, auffahrend.) Sehr sonderbar.

Felix. Jetzt kann ich Dir's ja sagen; jetzt, wo es vorüber ist. Ich habe Dich sehr lieb gehabt.

Eva. Ich weiß.

Felix. Sonst hätte ich auch nicht so dichten können.

Eva. Ja, Du hast sehr schön gedichtet.

Felix. Nicht wahr? So schön dichtet man nur, wenn man sehr unglücklich ist. Wenn die Sehnsucht keinen Abfluß hat, dann ergießt sie sich in Lyrik. Hier ist der Rest. (Er überreicht ihr eine Anzahl beschriebener Papiere.)

Pack' Alles zusammen und binde ein rotes Band darum. Schreibe darauf: Episode Eva. So erleichtern wir meinem Biographen die Arbeit.

Eva. Episode Eva. Du bist also fertig mit mir?

Felix. Ja; ganz fertig.

Eva. O, das ist gut. Es war mir immer schmerzlich, daß ich Dich nicht wiederlieben konnte. Du hast viel leiden müssen, Du Armer. Nun kann ich Dir erst wahrhaft gratuliren.

Felix. Es ist eigentlich schade.

Eva. Was?

Felix. Daß die Episode zu Ende ist. Für den Menschen ist es natürlich besser. Aber für den Dichter wäre es vorteilhafter, wenn er weiter liebte. So schöne Gedichte werde ich so bald nicht wieder machen.

Eva (gelangweilt). Ja, sie waren sehr schön.

Felix (erregt auf sie zugehend). O laß Dich küssen! Küß mich wieder!

Eva (erstaunt zurückweichend.) Wie?

Felix (verwirrt). So — so hieß das eine.

Eva. Ach so! Ja, richtig. Wie ging es doch weiter?

Felix.

> O laß Dich küssen, küß mich wieder,
> Geliebtes Kind! Preß' Mund auf Mund!
> O neige Dich zu mir hernieder!
> Sei gut zu mir! Mach' mich gesund!

Eva. Sei gut zu mir! Mach' mich gesund! Sehr hübsch. Aber am besten war doch das mit den toten Seelen. Wo meine Seele zu Deiner sagt — na, wie war's doch?

Felix.

> „Warum bist Du nicht ferne mir geblieben?
> Ich bin ja tot. Ich kann ja nicht mehr lieben.

Eva. Das war sehr stimmungsvoll. Und es ist so wahr. „Ich bin ja tot. Ich kann ja nicht mehr lieben." Wie hast Du das nur so ahnen können?

Felix. Das war ja nur so gesagt. Deine Seele ist ja garnicht tot.

Eva (feierlich). Doch, Felix: sie ist tot.

Felix (theatralisch). Soll ich sie wieder lebendig machen?

Eva. Wie wolltest Du das wohl machen?

Felix (eindringlich deklamirend):

> Mit meinen Armen will ich Dich umschließen,
> Will Dich entreißen der Vergangenheit;
> Noch blüht die Zukunft Dir; Du sollst genießen!
> Und Deinem Glücke hab' ich mich geweiht.

Eva (melancholisch). Ach, schöne Worte wecken keinen Toten auf.

Felix. Und wenn es mehr wär' als schöne Worte?

Eva. Wie?

Felix.
Liebst Du mich nicht, wozu noch leben!
Du meines Lebens Zweck und Ziel!
Willst Du ihm keinen Inhalt geben,
Dann ist es ein verlor'nes Spiel.

Ich gebe mich in Deine Hände;
Mein Schicksal ist Dein Ja und Nein.
Mein Anfang bist Du und mein Ende:
Willst Du mein Glück, mein Unglück sein? — Eva!

Eva. Hast Du das wirklich Alles so empfunden, damals?

Felix. Damals — — und heute!

Eva. Heute? Ich denke, es ist aus. Die Episode Eva —

Felix. Ach, das war ja nur so gesagt. Ich habe Dich ja so lieb. Ich kann ja nicht von Dir lassen. Eva, sei gut zu mir —

Eva. „Mach mich gesund“ — Du deklamirtest es bereits.

Felix. Nicht doch, Eva. Jetzt deklamire ich ja nicht. Ich meine es ja wirklich so. Ich will Dich lieben —

Eva.
„Ich will Dich lieben, wie nur je
Ein Mann ein Weib geliebt auf Erden —“

Wie ging es doch weiter? Es war so hübsch.

Felix. Aber Eva!

Eva. So sag' doch schon!

Felix.
„Verschmähst Du mich, dann ist es aus:
Dann kann ich nie mehr glücklich werden.“

Eva. Richtig!

Felix. Ich weiß es, Eva: es ist das letzte Mal. Ich werde nie mehr lieben können. Du bist mein Alles. Du — Du bist —

Eva. „Du bist die Luft, die mir den Atem giebt.“

Felix. Du willst mich verspotten.

Eva. Aber nein: Ich wollte Dir nur helfen.

Felix. Kannst Du mich denn nicht lieb haben?

Eva. „Ich bin ja tot. Ich kann ja nicht mehr lieben.“

Felix. So laß doch das Deklamiren. — Ich will ja warten. Laß mich nur hoffen, daß Du später — —

Eva. Armer Felix!

Felix. Sieh: wenn ich hoffen kann, dann kann ich auch etwas leisten. Dann habe ich die Kraft dazu. Du kannst viel aus mir machen, Eva. Glaube mir, dann weiß ich, wozu ich da bin. Dann habe ich Vertrauen zu mir. Ich bin nicht Der und Jener, Eva. Ich bin ein Mensch. Ein Dichter bin ich.

Eva. Wo hast Du das doch schon gesagt?

Felix. Das habe ich nirgends gesagt. Das sprudelt jetzt so aus mir heraus, aus meiner tiefinnersten Erregung. (Er sinkt ihr zu Füßen und küßt ihre Hand. Sie streichelt ihn.)

Eva. Es kann nicht sein. Ich fühle es. Wir werden uns nie angehören.

Felix. Aber das ist ja nicht möglich. Du bist ja doch für mich bestimmt.

Eva. Du wirst eine Andere finden, die besser ist.

Felix. Nein, nie! Du weißt nicht, was es heißt —

Eva. O, ich weiß es. Es tut sehr weh, mein Freund. Suche zu vergessen. Steh auf. Wenn Jemand kommt — —

Felix. Laß mich. Laß mich so liegen. Es beruhigt mich, wenn ich so liegen kann und meinen heißen Kopf an Dein Kleid pressen. Gedemütigt lieg' ich zu Deinen Füßen, ein Bettlersmann.

Eva. Richtig: Das hatten wir noch nicht. Und nun stellen wir auch gleich das lebende Bild dazu. Wie fing es doch an?

Felix. „Ich habe nie um Gunst gefleht."

Eva. Ja, ja, so war es.

Felix.
„Manch Frauenherz schlug mir entgegen,"
„Viel Blumen blühten mir auf meinen Wegen,
Wie das so geht."

Eva. Weiter. Aber erst stehe auf.

Felix. Nein, nie! (Deklamirt.)

„Und jetzt, wo ich nicht anders kann,
Ist mir's, als sollt' ich dafür büßen:
Gedemütigt lieg' ich zu Deinen Füßen,
Ein Bettlersmann!"

Eva. So steh' doch schon auf.
(Arno und Vera erscheinen unbemerkt, bleiben an der Tür stehen.)

Felix (deklamirt kniend weiter, mit leidenschaftlichem Ausdruck).
Sei gut zu mir und liebe mich!
Ich will Dich auch auf Händen tragen,
Und Alles, was ich tue, soll Dir sagen:
Ich liebe Dich!

V.

Arno. Vera. Die Vorigen.

Vera (mit schmerzlicher Enttäuschung). Zu ihren Füßen!

Arno. Die Stellung ist nicht übel. Und den Text hat er sogar schon in Verse gebracht. Aber das müssen wir uns doch noch überlegen, Felix. Verse wirken leicht unnatürlich; besonders, wenn sie gereimt sind. (Felix hat sich in Verwirrung erhoben.)

Vera (wie oben). Er kniet vor ihr und hat mir doch noch vorhin erklärt —

Eva. Was hat er Dir erklärt?

Arno. Aber, meine Damen, vergessen Sie doch nicht: Wir spielen ja nur Theater. Das Stück ist so gedacht, daß der Dichter der einen Schwester den Hof macht, während er die andere — —

Eva. Felix, ich will nicht hoffen, daß Du mit mir eine Komödie aufgeführt hast.

Arno. Aber natürlich! Wir haben doch den Damen gleicht gesagt, daß sie uns beim Texte helfen werden.

(Vera weint.)

Glauben Sie denn, daß ein Mensch, der wirklich liebt, in Versen redet?

Eva Felix!

Felix. Was ich Dir sagte, Eva, das kam aus vollem, ehrlichem Herzen.

Arno. Esel!

Vera (zu Felix). Und was Du mir sagtest, kam das auch aus vollem, ehrlichem Herzen?

Eva. Komm, Vera! Ich habe keine Lust, länger mit mir Komödie spielen zu lassen. Für Euch Künstler sind die heiligsten Gefühle gerade gut, um ein Theaterstück daraus zu machen. Was liegt Euch daran, wenn Ihr dabei eine Seele tötet? Sie wären im Stande, Arno, am Totenbette Ihrer Mutter eine Sterbescene zu komponiren.

Arno. Es ist wohl etwas Wahres an dem, was Sie da sagen. Die Kunst nimmt den ganzen Menschen in Anspruch. Sehnsucht, Trauer und Schmerz, alle seine Empfindungen lösen sich in Kunst auf, oft ohne seinen Willen, oft gegen seinen Willen. Und so wird, häufig genug, auch seine Liebe nichts weiter sein können als ein Diener seiner Kunst.

Eva. Eine schöne Liebe! Was hätte auch Arnos Kunst mit der Liebe zu tun! Die Komödie, die Sie mit uns aufführen, entspringt ganz anderen Motiven. Seien Sie ehrlich, mein Bester. Sie haben sich rächen wollen für Ihre verschmähte Liebe.

Arno. Nicht übel. Für meine verschmähte Liebe. Gut. Nehmen wir an, dieser Akt sei nur ein — Racheakt. Was kommt es auch auf die Motive an, die ein Werk in's Leben rufen! Die Hauptsache ist, daß die Welt um ein Theaterstück reicher ist. Meine Damen, ich danke Ihnen. Sie haben sich, so zu sagen, in die Mutterschaft unseres Textes geteilt. (Er spricht mit Eva; Vera mit Felix.)

Eva. Ich bewundere Sie, Arno. Sie haben etwas vom Schicksal. Sie lassen Ihre Puppen tanzen, wie Sie wollen. Sie verstehen es, Herr der Situation zu sein.

Arno. Man ist immer Herr der Situation, wenn man nicht Sklave seiner Einbildungen ist. (Sprechen weiter.)

Vera (zu Felix). Wem hast Du nun etwas vorgespielt? Mir oder Eva?

Felix. Du hörtest doch. Arno sagte ja — —

Vera. Ach, der kann viel sagen. Mich hast Du geküßt, und ihr liegst Du zu Füßen. So hast Du uns alle Beide genarrt.

Felix. Aber nein.

Vera. Ich glaube Dir nicht mehr. Pfui, Du bist schlecht. Warum hast Du mir das getan? — Komm, Eva. (Vera durch die Mitte ab.)

Eva (zu Arno). Sie haben viel gut zu machen. Sie wissen, wo ich zu finden bin.

Arno. Ich werde niemals den Frieden einer getöteten Seele stören wollen.

Eva. Gehört das auch noch zur Komödie?

Arno. Nein, die ist längst zu Ende.

Eva (wütend). Teufel! (Ab.)

VI.

Arno. Felix (spielt mit der Pistole).

Felix (düster). Die habe ich nun auch umgebracht. Die einzige, die es gut mit mir gemeint hat. „Ach, daß die Toten wieder töten müssen."

Arno. Beruhige Dich. Diese Toten stehen wieder auf. Wer an einer Liebe stirbt, der wird an der nächsten wieder lebendig.

Felix. Ich hab's satt. Es ekelt mich. Man sollte sich wirklich das Leben nehmen.

Arno. „Man sollte" — ist klassisch. Sei logisch, mein Freund. Willst Du einen Toten töten? Komm, gieb mir das Spielzeug. Das Publikum muß ja nervös werden, wenn der Held beständig mit einer Pistole spielt. Ueberhaupt — es ist geschmacklos. — Knalleffekte sind brutal. Das muß sich Alles mehr innerlich vollziehen. Dafür ist es ein modernes Stück. Das Publikum — —

Felix. Bist Du noch immer bei Deinem Theater?

Arno. Ich nicht. Du. So lange Du fortfährst, Theater zu spielen, kann der Vorhang nicht fallen.

Felix. Ich spiele kein Theater.

Arno. O, mein Freund: Du weißt nicht, wie viel Theater in Dir steckt.

Felix. Wie kannst Du das sagen! Meine Gefühle sind wahr und groß. Du freilich mit Deiner Herzenskälte, Du wirst mich nie verstehen lernen.

Arno. Nie! Aber kuriren möchte ich Dich von Deiner Liebe. Ich wüßte schon ein Mittel.

Felix. Das wäre?

Arno. Ihre Gegenliebe.

Felix. Laß die Witze.

Arno. Bei mir hat's gewirkt. Ich liebte sie so lange, bis sie mich wiederliebte.

Felix. Du liebtest sie?

Arno. Ja. Wenigstens hab' ich mir's eingebildet. Denn ich bin

dahinter gekommen, daß auch in *meiner* Liebe viel Theater war. Sie verging, als sie erwidert wurde. Es giebt solche Lieben.

Felix (pathetisch). Meine ist anders. Ich werde sie ewig lieben.

Arno. Ewig. Wie groß ist das Wort, und wie klein sind unsere Gefühle.

Felix. Meine nicht.

Arno. Deine auch. Wir Menschen unterstehen alle denselben Gesetzen. Unser Organismus ist so eingerichtet, daß Lust und Unlust immer nur bis zu einem gewissen Grade darin Platz haben.

Felix. Willst Du mir eine Vorlesung halten? Du bist langweilig.

Arno. Das wäre schlimm. Denn Alles verzeiht das Publikum, nur nicht die Langeweile.

Felix. So mach' schon ein Ende.

Arno. Das wollte ich gerade. Da unterbrachst Du mich. Ich glaube, wir waren beim Epilog. Arno singt die Moral von der Geschichte. Paß auf, Dichter des Textes, was ich jetzt sagen werde. Es ist sehr wichtig.

Felix. Ich dichte nicht mehr. Ich bin fertig.

Arno. Du *wirst* dichten. (Mit absichtlichem Pathos.) Auf dem Boden, den der Schmerz über eine verlorene Liebe umgewühlt hat, wird ein vortreffliches Theaterstück erwachsen. Nun aber, bitte, unterbrich mich nicht. So denkt sich Arno den Epilog: Was immer auch die Dichter sagen, wir Menschen sind nicht fähig, ewige Leidenschaft zu nähren. Dauernde Verzückung ist uns versagt. Die Ekstasen der Lust und des Schmerzes, sie sind nur in Momenten vorhanden. Nur in Momenten. Dann sinken wir herab zur Ruhe, zur Gleichgiltigkeit, zur Stumpfheit. Darum, mein Freund, kann ich Euch nicht sonderlich tragisch nehmen. Ach, dieser Staub, der bewußt geworden ist und eine Weile auf zwei Beinen herumläuft: was für gewaltige Worte gebraucht er! Wie schraubt er sich künstlich zur Gottheit empor. Dieser Staub, der bewußt geworden ist und eine Weile auf zwei Beinen herumläuft, redet sich durchaus ein, daß seine Seele geschaffen sei, mit nie erlahmenden Schwingen nur immer in den höchsten Höhen der Gefühle zu schweben. Er redet es sich durchaus ein, und man verzeiht es ihm nicht, wenn er an der Bahre des Freundes, an der Brust der Geliebten allzubald müde, stumpf und gleichgiltig wird. Denn das verlangt der liebe Nächste, der Leidtragende und der Geliebte, daß man allzeit große Empfindungen entwickelt. Auch ist es schön und göttlich, dauernd groß zu fühlen. Man hat seine Eitelkeit. Man hat seine stolzen Ambitionen. Darum, mein Lieber, betrügt man sich und Andere. Man spielt Theater. Man spielt die Komödie der großen, allzeit sich gleich bleibenden, nie kleiner werdenden, nie schwankenden, nie verlöschenden Gefühle. Man füllt die Zwischenräume zwischen den großen Momenten mit Betrug und

Selbstbetrug, man füllt die Pausen mit Posen aus. Verstehst Du, was ich sagen will?

Felix. Ja, ich verstehe. Du willst mir meine Gefühle ausreden. Gieb Dir keine Mühe. Den Standpunkt der allgemeinen Wurstigkeit, zu dem Du Dich glücklich durchgerungen hast, den werde ich wohl niemals erreichen. Dennoch danke ich Dir, Arno, Du meinst es gut. Du willst mich trösten.

Arno. Du hast mich gründlich mißverstanden. Ich denke nicht daran, Dich trösten zu wollen. Einen Text will ich haben, einen brauchbaren: nichts weiter. Laß uns einmal die Bilanz ziehen. Wie viel Leichen haben wir, innerlich genommen? (Er zählt an den Fingern.) Erstens Felix. Er starb an Eva. Zweitens Eva. Sie starb an Arno. Drittens Vera. Sie starb an Felix. Viertens Arno: doch dieser Unglückliche zählt nicht mit. Er war schon eine Leiche, bevor das Stück begann. So starb Einer am Anderen. Friede ihrer Asche. Wenn man's einem Arzt erzählt, er glaubt es nicht. Diese Leute sind ja so vorurteilsvoll. Sie glauben immer noch, daß der Mensch an Krankheiten sterben muß; daß er auch an Menschen sterben kann, das wollen sie nicht wahr haben.

Felix. Du bist doch ein Cyniker, wie ich keinen Zweiten kenne. Weiß Gott: wenn jemals so etwas wie Gefühl in Dir gewesen ist, dann ist es erstickt im Sumpfe dieses furchtbaren Cynismus. Ich begreife nicht, Arno, wie ein Mensch, der jeglichen Gefühls baar ist, einer Kunst dienen kann, die ganz und gar auf Gefühl basirt ist.

Arno. Darauf könnte ich Dir vielerlei erwidern, mein Freund. Aber das gehört in ein anderes Stück. An die Arbeit, Felix. Vier Leichen bedecken das Theater. Vier Leichen und drei Mörder, darunter die Doppelmörderin Eva. Ein glänzender Rekord für einen lumpigen Akt. Ich glaube, wir können beruhigt den Vorhang fallen lassen.

(Vorhang fällt.)





Ein Lyriker moderner Weltanschauung*).

Von

W. Capelle.

— Hamburg. —

Wie unter unansehnlicher Schale die köstliche Perle gefunden wird, so fand ich jüngst ein unscheinbares graues Bändchen Gedichte. Ich glaubte, den Verfasser irgendwo einmal flüchtig gesehen zu haben, und so schlug ich, zumal mich der Titel anzog, das Büchlein auf. Auf dem ersten Blatt fand ich ein Gedicht „An meine Mutter" (Mit Zeitlosen):

Zeitlosen send' ich Dir. Du hast sie gerne.
Aus ihrem Kelch grüßt Dich Erinnerung
An froher Kindheit leuchtend nahe Ferne.
Was zeitlos ist, ist immer schön und jung.
Mir sind sie mehr. Mir deuten sie ein Leben,
Darin die Fülle reinster Liebe ruht.
Solch Reichtum nur kann unerschöpflich geben.
Was zeitlos ist, ist immer groß und gut. —

Als ich dies gelesen hatte, kaufte ich das Buch.

Das Bändchen enthält auf seinen 95 Seiten nur wenige Gedichte, aber ihre Zahl und ihr Umfang steht in umgekehrtem Verhältniß zu ihrem Wert. Auf mancher Seite stehen nur ein paar Zeilen, aber diese kurzen Gedichte sind meist von so einzigartiger Schönheit, daß jedes weitere Wort auf dem Blatt nur stören, eine Geschmacklosigkeit sein würde. — In prägnanter Kürze weiß der Dichter oft in 8, ja in 4 Zeilen den Inhalt auszuschöpfen. Da ist kein Wort zu viel, oft sind sogar die Sätze in wenige Worte zusammengedrängt. Die Versmaße sind dem Inhalt stets auf's Glücklichste angepaßt, z. B. die Anapäste in dem entzückenden „Raff Dich auf!" (S. 11) oder der Wechsel des Metrums in der „Predigt" (S. 39 ff.), wo nach dem niederschmetternden Eindruck des Verdammungsurteils der Umschwung in des Dichters Seelenstimmung durch den Gedanken an das Wort der Antigone eintritt („Siehe da stahl Schüchtern und fein"). Der oft wunderbar wirkungsvollen Schlichtheit des Versmaßes entspricht die natürliche, aber stets edle Sprache. In Gedichten wie dem „Haideweg" oder in dem Spruch „Unverschämtes"

*) Heinrich Brömse, Erlebnisse. Gedichte. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1903.

fühlt man sich (trotz des verschiedenen Inhalts) an die Verse eines Matthias Claudius oder Paul Gerhardt erinnert. — Und dabei die ansprechenden, durchaus originellen Bilder! So vergleicht der Dichter in der „Sommernacht" den lichten Schein, der um Mitternacht „am Himmelssaum im hohen Norden heimlich leuchtend vom Westen zum harrenden Osten wandelt", einem „schönen Traum, Der ein glückliches Herz Von einem frohen Tage zum anderen Freundlich geleitet". — Ergreifend stellt er in dem Gedicht „Das Leben" das Menschenleben als die Fahrt eines Schiffleins dar, das aus dichtem Nebel gespensterhaft hervortaucht.

„Eh' ich erfuhr: ist's Wahrheit oder Traum?
Verschwand es schon im unbekannten Raum —"
„Ein Schatten ist's aus unbekanntem Land,
In's Unbekannte ist sein Weg gewandt.
Vorüber schwebt es wie ein Traumgesicht,
Geheimnisvoll erglüht ein rotes Licht.
Eh' noch des Fremdlings Rätsel sich enthüllt,
Ist seine Fahrt und sein Geschick erfüllt." —

Die Stoffe des Dichters sind so reich und tief wie das Menschenleben: die Natur, Einiges aus erotischer Lyrik, die aber sehr zurücktritt, die Jugend — vor allem aber die ewigen Probleme des menschlichen Daseins selbst — Gedankenlyrik pflegt man ja wohl dafür, die Sache nicht erschöpfend, zu sagen."

Wie echt diese Poesie ist, zeigt schon das reine Naturgefühl, z. B. im „Meeresrauschen", in der „Sommernacht", im „Frieden" und sonst. — Glücklich ist Sprache und Versmaß der reizenden Naivetät der Anschauung angepaßt, so im „Abendrot" (S. 7.)

Die Blüten wiegt der Lindenbaum.
Ein Wölkchen schwebt am Himmelssaum.
Und auf dem Wölkchen sitzt frank und frei
Ein lustiges Englein und bläst die Schalmei.

Es sinkt der Sonne gold'ner Strahl
Und küßt das Tal zum letzten Mal.
Das Englein aber mit emsiger Hand
Streut glühende Rosen über das Land.

Man denkt unwillkürlich an gewisse Holzschnitte Ludwig Richters. — Dann das wundervolle „Fange!"

Fliederduft und Morgenglanz,
Frischer Frühlingsblütenkranz.
Oeffne weit des Herzens Tor,
Frohe Gäste stehn davor.

Rote Rosen in der Hand,
Geht die Liebe durch das Land,
Wirft Dir lächelnd eine zu.
Fange! Warum zögerst Du?

Auch „Das Bübchen" und „Samstag-Abend" mit seiner idyllischen Stimmung gehören hierher. —

Starke, gesunde Phantasie und hervorragende Gestaltungskraft ist B. in hohem Maße eigen. So schaut er „Die Nacht" (S. 34), die wie ein Säemann über's harrende Feld durch die schweigende Welt wandelt". In einem anderen Gedicht erzählen sich „Zwei Blätter" — ein Rosen- und ein Lorbeerblatt — ihre Erlebnisse, bis sie der Sturm auseinanderreißt, der dabei sein helles Lied jauchzt. Gern behandelt der Dichter den Gegensatz zwischen Traum und Wirklichkeit, z. B. im „Wintermärchen", in dem er den Kontrast

zwischen Poesie und grauer Wirklichkeit symbolisirt: Abends spät hält ein Schlitten vor seiner Tür; ein Knabe lädt ihn freundlich zur Fahrt ein. In dem Schlitten sitzt eine Königin, „die schönste vom ganzen Land“, die ihn als Liebsten erwählt und nach einem Schloß auf ragender Bergeswand entführen will, wo aus seiner Seele des Lebens Leid und Last verbannt sein werden:

> Wir wollen tanzen die ganze Nacht
> Bei lodernder Fackel Schein.
> Und wenn der graue Morgen erwacht,
> Wirst Du wieder ein Bettler sein. —

Eigentümlich ist mehreren Stücken ein symbolisch-romantischer Zug, z. B. im „Totenkränzlein“, wo das Waldvöglein Blätter und Blumen für den Totenkranz sammelt, im „Blinden Spielmann“ (S. 70), besonders in dem entzückenden „Haideweg“ (S. 75):

> Hier sind wir einst geschritten,
> Wir Zwei allein inmitten
> Der großen Einsamkeit.
> Noch lag im braunen Kleide
> Geheimnisvoll die Haide
> Und träumte von der Blütenzeit.
>
> Wir sahen helle Sterne
> Erglänzen in der Ferne
> Und harrten auf das Glück.
> Es ist mit roten Wangen
> An uns vorbeigegangen,
> Und keiner ruft es uns zurück.“

In einem anderen Gedicht glaubt der Dichter aus der Ferne noch immer das weiße Kleid der Geliebten zu sehen, bis er mit Entsetzen erkennt, daß es ein Leichenstein ist, der ihn getäuscht hat. In demselben Jahr wird die Geliebte das Weib eines anderen. — — Bezaubernd ist die Romantik im Verein mit tiefsinniger Symbolik in den „Verborgenen Quellen“:

> Verborgene Quellen singen die ganze Nacht.
> Sie rauschen und rinnen tiefinnen im Bergesschacht:
> Mir ist, als ob eine ferne Stimme spricht:
> Warum kommst Du nicht und führst uns an's selige Licht?
>
> Wenn Du uns findest im dunklen Felsengrund,
> Wird Deiner Seele jedes Geheimnis kund.
> Wir schenken Dir Gold und glitzerndes Edelgestein,
> Du sollst der Herr der verborgenen Tiefen sein.
> Und heimlich klingt ein froher Gruß herauf:
> Glück auf!

II.

Wie modern aber (in des Wortes bestem Sinne!) der Dichter bei all diesem ist, zeigt eine andere Gruppe Gedichte. Mit dem Ausdruck „pessimistisch“ oder „optimistisch“ kann man seine Lebensanschauung, wie überhaupt die einer tieferen Natur, nicht abtun. Vielmehr ist er einer von den Wenigen, die die Nachtseiten und Abgründe ebenso stark wie die Sonnenseite unserer Erdenexistenz erfaßt haben. So bringt er seinen heißen Schmerz über die Unvollkommenheit und Begrenztheit der Welt in der tiefsinnigen Legende „Gottes-

tränen" ergreifend zum Ausdruck, einem Gedicht, das allein genügt, ihn als wahrhaftigen Dichter, den die Muse küßte, zu erweisen. — — Bedeutsam sind seine „Lieder vom Sterben." Wohl hat er die Allmacht des Schattenfürsten erkannt — vergeht doch kein Tag, wo er sein nicht gedenkt! — mitten im Weihgesang der Kraft, in der Freude Ueberschwang, im Kreise lebensfroher Genossen erblickt er sein Antlitz („Der Gruß", S. 30 f.), beim fröhlichen Reigen der Mädchen („Auf grünem Rasen" S. 31 f.), doch der Tod hat nichts Schreckliches für ihn, „kein finst'res Droh'n". In dem charakteristischen, wundervoll ausgeführten Gedicht „Zwei Tempel" bittet er die Göttin des Lebens, in deren Heiligtum er „noch froh knie'n darf", auch im Tempel ihres gewaltigen Bruders, des Todes, demutsvoll beten zu dürfen.

„Ob hell und heiß der Freude Fackel brennt,
Ob weit des Glückes gold'ne Au'n sich dehnen,
Aus tiefstem Herzen quillt ein stilles Sehnen
Nach höherem Frieden, als die Erde kennt. —
Wann kommt der Tag, der noch so ferne scheint
Da ich von allem Wahn und Weh gesunde?
Ich grüße Dich, Du große Zukunftsstunde,
Die meinen Geist dem Weltengeist vereint." —

Großartig ist auch im „Lied der Welle" seine Anschauung von der Meereswoge als Dienerin des Todes, die Jüngling und Braut und der Mutter letztes Kind hinweggerafft und so treu ihren Beruf erfüllt. —

Wie viel Leid der einzelnen Menschenseele beschieden ist, hat der Dichter erfahren; er weiß, „wie kurz die Tage der Freude sind". „So kurz wie der kürzeste Tag im Jahr." — Und die Menschen selbst kennt der Dichter nur zu gut. Er weiß auch, wie erbärmlich sie der vertrauensseligen Unschuld mitspielen können. (Vgl. „Edles Wild" und „Fürchte Dich nicht!")

Schlimmer noch ist die tausendfache Qual, das unerfüllte Sehnen in der eigenen Brust. Dem verleiht das Gedicht „Gebt Raum!" mit seinem grausigen orientalischen Märchen unheimlichen Ausdruck, während das „Harfenspiel" mehr elegisch ausklingt!

„O weh, eine Saite sprang,
Es fehlt ein Ton zum vollen Freudenklang!"

Eigentümlich sind die Stücke in poetischer Prosa („Zwischenspiele", S. 79—82), deren Stil an Nietzsches Zarathustra wie an gewisse Psalmen der althebräischen Poesie in seiner feierlichen Art erinnert. Da nennt er die Hoffnung „die holde Törin". „Wer einer holden Törin glaubt, ist ein seliger Tor." „Wenn die Torheit endet, endet auch die Seligkeit." — — Den Gestirnen zu gleichen, deren Reigen weder von Lust noch Leid weiß, vermag der Sterbliche nicht. „Menschen sind verdammt, Toren oder Weise zu sein." „So sei wieder ein Tor, der Du Eines sein mußt." — —

Brömses tiefer Blick in das Doppelwesen der Dinge offenbart sich auch in dem merkwürdigen Gedicht „Der Gast", wo die Sünde der Jugend als Befreierin, den Alten als häßliche Höllenbotin erscheint — das alte Pandoramotiv in eigenartiger Auffassung. —

III.

Wer so das Wesen der Dinge erschaut hat, sollte dessen Grundstimmung nicht düster oder doch resigniert sein? — Aber der Dichter ist ein trotziger Streiter, der dem allmächtigen Schicksal zuruft:

„Wie Du's auch treibst, ich fürchte nicht Dein Spiel" — —
Noch spür' ich Scham, im Kampf der tapfern Seelen
Feige zu fehlen." —

Hat er doch auch die Sonnenseite des menschlichen Daseins voll geschaut. Schon die starke Lebensbejahung in seiner Natur- und Liebeslyrik zeigt das, noch deutlicher der Anfang des wundervollen Gedichts „Zwei Tempel", ferner „Die Freude"*) (Der Schmerz ist heilig, heiliger ist die Freude"), „Raff Dich auf!" (S. 11), „Hoffnung" (S. 12), „Warte" (S. 14), der „Trinkspruch" mit dem köstlichen Schluß: „Aber wir mit jungen Lippen Dürfen übermütig sein!" —

Ist doch des Dichters Leben nicht ohne Sterne, die ihn leiten; so heißt es in der „Wanderung":

„Und sicher ziehn wir durch das Meer.
Uns führt dem fernen Ziel entgegen
Ein Flammenzeichen hell entbrannt.
So gehn wir auf geweihten Wegen."

Zwei Sterne strahlen am Himmel des Dichters. Der eine ist die Liebe, die echte, christliche — und doch nicht nur christliche!! — wie sie in der Predigt zum Ausdruck kommt. Da erzählt der Dichter, wie er eines Sonntags von der Kanzel die allen Zweifel und allen Unglauben verdammende Predigt eines wetternden Eiferers gehört habe, der in Wahrheit nichts predigte, als „Gott ist der Haß!" Fast sei sein bischen Seelenruh durch diese Zornesrede gestört worden — da habe sich ein Sonnenstrahl durch's Fenster geschlichen „schüchtern und fein, Als traute sich nicht der weltliche Schein In all die Heiligkeit hinein." Aber er sei immer mehr gewachsen und habe schließlich eine glänzende Goldesflut durch den weiten Raum ergossen, mit hellen Zungen sein Flammenevangelium gepredigt „von leuchtender Liebe und seligem Licht". Und da erscheint ihm ein Bild aus heidnischem Land:

„Ein Antlitz war's, das viel von Leid erzählte,
Darauf sich Schönheit tiefem Weh vermählte,
Der höchsten Anmut Glanz umwob die Lichtgestalt.
Und sanft und mächtig klang ein Wort,
Das fort und fort,
Durch die Jahrhunderte mit gleichem Zauber hallt.
— Weiß nicht, wie's wundersam geschah —
„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Aber so not die echte Liebe auch dem Manneslebeu tut — es ist doch nichts ohne Taten! Und so ist der andere Pol des Glücks für B. die Tätigkeit. Man lese „Vor Dir" (S. 13), „Feierabend" (S. 20), „Tätigkeit" (S. 94—95). Am packendsten aber bringt er die Allheilgewalt der Arbeit (und der Tapferkeit) in dem Gedicht „Fürchte Dich nicht!" zum Ausdruck. Da ruft er dem Mädchen, das betrogen ist um all sein Lebensglück, das so stolz und strahlend rein war und in den Staub gezogen worden ist, zu:

„Sei tapfer, schönes Mägdelein!
Lache den Leuten in's Gesicht,
Die Dich verspotten, verachten, verdammen!
Die Hände gerührt, die Zähne zusammen —
Und fürchte Dich nicht!" —

Es kann auf engem Raum nicht all der Reichtum erschöpft werden, der in dem unscheinbaren Büchlein steckt. Darum weise ich nur noch auf ein paar Gedichte hin, die

*) Vergl. zum Grundgedanken Goethe im Goetz: „Die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden."

außerhalb der besprochenen Kreise liegen. — In der „Sophisterei“ erzählt der Dichter, wie er Nachts, während draußen der Sturm tobte, zwischen Träumen und Wachen gelegen habe und der Versucher, der Ehrgeiz, in der Hülle der Tugend ihn habe überreden wollen, aufzustehen, „der Zeit ein reiches Stündchen abzugewinnen“, um Glück und Gold, Ruhm und Frauengunst zu erringen. Doch ein guter Geist habe ihm geantwortet:

„Hör nicht auf ihn, er rät Dir schlecht!
Sei nicht der eitlen Begierden Knecht.
Ein echter Priester im Heiligtum
Kümmert sich nicht um Gold und Ruhm.
Ein rechter Bürger im Reich der Kunst
Dient nicht um Glück und Menschengunst.
Das alles vergeht wie der nächtliche Wind.
Sind Dir die Götter gnädig gesinnt,
Darfst Du das Wunder schau'n und erleben,
In goldenen Träumen werden sie's geben.“

Als er noch zweifelt, schweigt der Sturm.

„Ich sprach zu mir:
Ein Zeichen sendet der Himmel Dir.
Wie reich der Erde Güter sind,
Sie alle vergehn wie der nächtliche Wind.
Erlöst von schwerer Seelenpein
Und hold getröstet — schlief ich ein.“

Schließlich noch zwei Stücke aus dem großstädtischen Leben der Gegenwart! „Am Brückenbogen“ schildert ergreifend den Schmerz einer Mutter (einer Arbeiterin) um ihren Knaben, der seinen Tod in den Wellen gefunden, die sie tagaus tagein auf dem Wege zur Arbeit überschreiten muß. In einer Art Gegenstück hierzu schildert B., wie ein Kahn von der Schiffswerft die Schaar arbeitsmüder Männer zu kurzer Rast heimbringt in „das trübe Land“,

Das durch die Dämm'rung düster starrt,
Als wär's des Totenreiches Strand.

Und nun die Wendung in der Schlußstrophe:

Doch mitten in der finstern Schaar
Sprang froh ein junger Bursch in's Boot
Mit leichtem Sinn und krausem Haar.
Er blickt in's letzte Abendrot
Und träumt, daß er ein König sei,
Der nie den Arbeitshammer schwang,
Und summt ein leises Lied dabei,
Das ihm sein Schatz zum Abschied sang. —

B. weiß, daß die ewigen Gefühle des Menschenherzens auch den Besitzlosen höchstes Glück und tiefftes Leid bringen. — —

* * *

Der Dichter hat den ewigen Problemen des Menschenlebens scharf in's Auge geschaut und mit leidenschaftlichem Herzen um ihre Lösung gerungen. So ist er, der dem Christen-

tum so gut wie Nietzsches Weltanschauung innerlich frei gegenübersteht und von beiden nur das ewig Unvergängliche nimmt, der weiß, daß das Beste auf der Welt die Liebe, die nimmer aufhört, und die Arbeit, die nie rastet, sind, zu innerer Harmonie durchgedrungen. So ist er, dessen Lyrik doch vor Allem seine Kämpfe um die Weltanschauung widerspiegelt, nicht nur ein wirklicher Dichter, sondern auch ein echter Mann, ein Deutscher, tapfer, furchtlos, kampflustig, mit tiefem Blick für des Lebens ewige Rätsel, ebenso weit entfernt von Maeterlincks Todesfurcht wie von Heine'scher Sentimentalität. Aber auch von Nietzsches Uebermenschentum ist er bei aller Kraft und Tapferkeit frei (vgl. seine Selbstbescheidung im Gedicht „Das Bübchen"), fleht er doch zum „guten Geist, dem unerforschten, unerforschlichen", ihm „in Gnaden Schönheit und Kraft und Weisheit und Frieden" zu geben! Und „Zu uns komme Dein Reich", betet auch er („Frieden" S. 10). So fehlt ihm bei aller geistigen Freiheit auch der religiöse Zug nicht, ohne den der Deutsche nun einmal nie rechten Frieden findet . . .





Illustrirte Bibliographie.

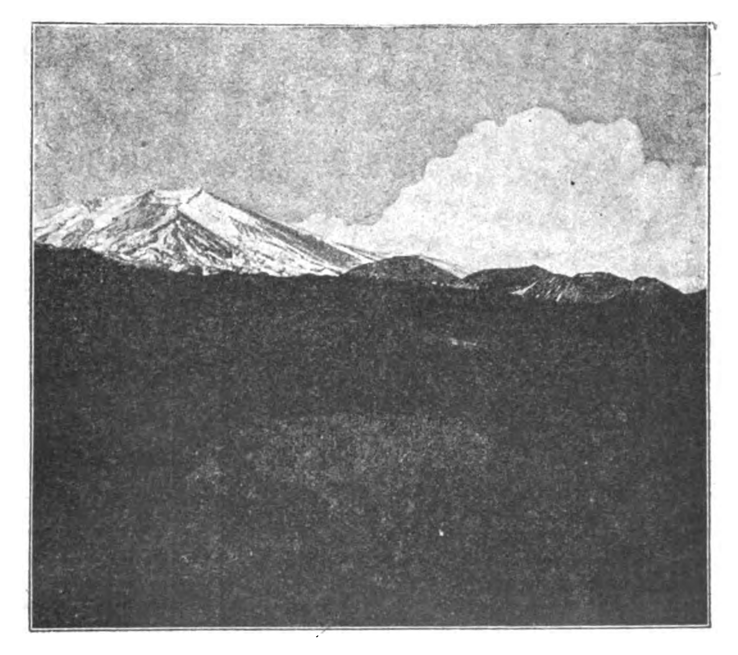
Von St. Pierre bis Karlsbad. Studien über die Entwickelungsgeschichte der Vulkane von Dr. M. Wilhelm Meyer, vormals Direktor der Urania zu Berlin. Mit 92 Illustrationen und einem farbigen Titelbilde. 2. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

Der Name des auf naturwissenschaftlichem, speciell astronomischem Gebiete rühmlichst bekannten Verfassers bürgt, wie vorweg bemerkt sein soll, für die Vortrefflichkeit des vorliegenden Werkes. Die Veranlassung zur Herausgabe desselben war die schreckliche Katastrophe des Mont Pelé auf Martinique am 8. Mai 1902, durch die mit einem Schlage



Das letzte Stück des Vesuv-Aschenkegels.
Aus: Von St. Pierre bis Karlsbad. Von Dr. Wilhelm Meyer. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

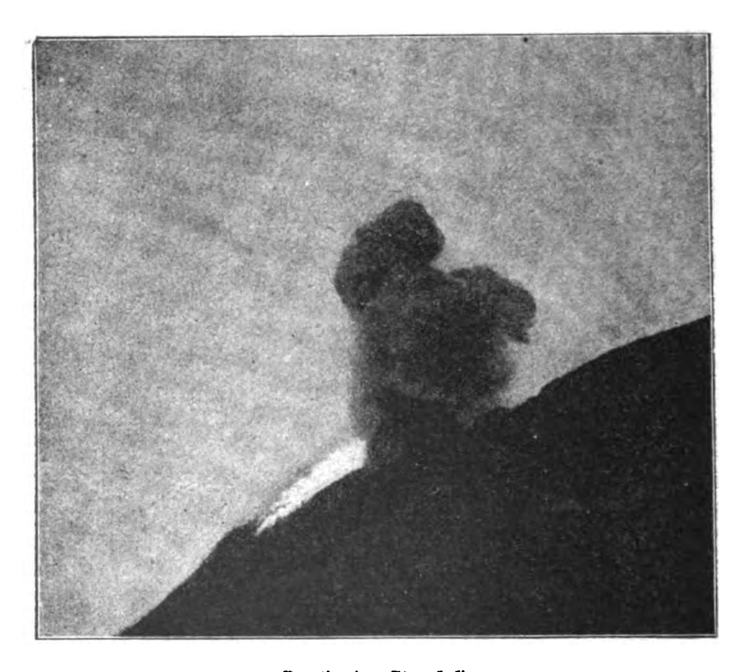
40000 Menschenleben vernichtet wurden. Die Frage nach der Ursache solcher Katastrophen hat der Verfasser in dem vorliegenden Buche, soweit es die moderne Wissenschaft vermag, zu beantworten versucht. Da er das Glück hatte, eine beträchtliche Reihe der vulkanischen Erscheinungen auf seinen Reisen persönlich kennen zu lernen, so hat er, wie er gleich im Vorwort hervorhebt, seine Darstellungen meist in die Form von Reiseschilderungen gebracht, bei denen der Vulkanismus von seinen schrecklichsten Paroxysmen bis zu seinem heilbringenden Ausklingen in den Thermen, im Besonderen dem Karlsbader Sprudel, jenem immer tätigen Wasservulkan, studirt werden kann. — Indem dadurch dem Verfasser die Möglichkeit gegeben war, hier und da vom Thema abzuschweifen und dem Leser auf dieser Studienreise eine angenehme Abwechselung zu verschaffen, hat er eine außerordentlich glückliche Form gewählt, das Interesse von Anfang bis zu Ende zu fesseln. Allerdings kam dem Verfasser hierbei seine höchst gewandte und anziehende, oft nicht des Humors entbehrende Darstellung zu statten, durch die der Leser immer neue Anregung erhält.



Kraterreihe und Lavastrom des Aetna von 1892.
Aus: Von St. Pierre bis Karlsbad. Von Dr. Wilhelm Meyer. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

Ehe der Verfasser auf die Schilderung des Ausbruchs des Mont Pelé eingeht, wie solche von Augenzeugen entworfen worden ist, schickt er eine interessante allgemeine Betrachtung über die Gesichtspunkte voraus, nach denen die vulkanischen Erscheinungen aufzufassen sind. Es stehen hier auf der einen Seite diejenigen, die den Werdegang der Natur nicht verstehen, die sich immer im Mittelpunkt aller Absicht und Tätigkeit der Natur glauben und nur ein Ziel kennen — das behagliche und sichere Heim; auf der anderen Seite stehen die Wissenden, denen die Erschütterungen des Erdkörpers nichts Anderes sind, als Ausgleichung allzu großer Spannungen im Erdinnern. — Der Verfasser beschäftigt sich alsdann des Weiteren mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Untersuchungen über den Ausbruch des Mont Pelé. Nach den gemachten Wahrnehmungen steht es außer Zweifel, daß die alleinige Ursache aller der entstandenen Verwüstungen eine glühend heiße Sandlawine war, die, aus dem Vulkanschlot emporgeschleudert, sich den Abhang des Vulkans herab auf die Stadt wälzte. Nachdem der Sand sich schließlich niedergelegt hatte, setzten die ihn be-

gleitenden erstickenden Dünste, Kohlensäure und Schwefeldampf, mit überhitztem Wasserdampf gemischt, ihren Weg noch eine Strecke fort und erstickten die letzten Opfer. Wie die Entstehung solcher Sandwolken unter Beimischung von Wasserdampf zu erklären, dies zieht der Verfasser in den Kreis näherer Betrachtung, ebenso in welcher Weise kosmische Ursachen (Sonne und Mond) bei vulkanischen Eruptionen im Spiele sind. Die Vulkanausbrüche in Guatemala und auf Savaii, sowie die Lavavulkane auf Hawaii werden näher besprochen. Hieran anschließend folgt das Kapitel von der italienischen Studienreise, von Berlin ausgehend über Wien, Venedig nach Neapel, wobei der Verfasser hochinteressante Streiflichter auf Land und Leute wirft, dabei immer das Hauptziel, die Vulkane im Auge behaltend. Der Vesuv, Aetna, Volkano und Stromboli werden näher geschildert. Der Aufstieg auf den Vesuv, von dem der Verfasser eine sehr fesselnde Schilderung giebt, gehört zu den Sehenswürdigkeiten, die sehr enttäuschen können, aber man muß doch einmal



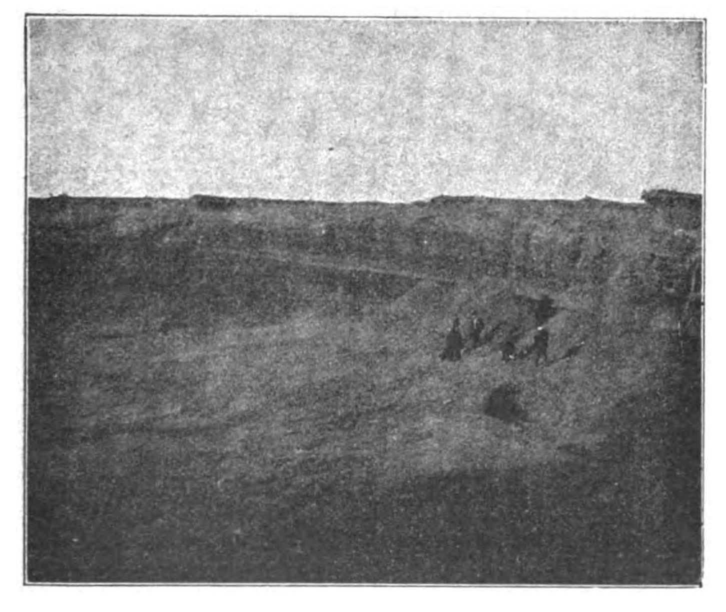
Eruption des Stromboli.

Aus: Von St. Pierre bis Karlsbad. Von Dr. Wilhelm Meyer. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

oben gewesen sein, wenn auch die kleine Tagespartie nicht unter 25—30 Francs zu leisten ist, — vielleicht sind diese 25 Francs, schreibt der Verfasser, das Einzige, was die meisten Besteiger des häßlichen Berges interessant finden. Man zeigt sich aber dann wenigstens als vielgereister Mensch, der sich durch nichts imponiren läßt und selbstredend Vieles schon einmal weit größer und schöner gesehen hat. Der eigentliche Aschenkegel ist 500 Meter hoch; 340 Meter davon kann man mit Hilfe der Drahtseilbahn erklimmen, das übrige, gegenwärtig etwa 150 Meter, muß man aus eigener Kraft erledigen, was immerhin ein großes Stück Arbeit ist (s. Abbildung). — In ähnlicher Weise schildert der Verfasser die Besteigung des Aetna, wohin er sich von Neapel aus begeben hatte. Die Aetnalandschaft erhält durch eine Reihe parasitischer Krater einen ganz eigenen Charakter. Von diesen Hügeln aus erscheint der Aetna selbst wie ein fernes Hochgebirge mit weiten Schneefeldern (s. Abbildung). Der Aufstieg ist sehr beschwerlich. Mitten aus dem Schnee sieht man Dampfstrahlen aus dem Innern emporsteigen, die Luft füllt sich nicht nur mit Schneefeld-

dämpfen, sondern zeigt auch einen deutlichen Salzsäuregehalt, so daß man den Atem anhalten muß, um Hustenanfällen zu entgehen; dabei weht ein schneidend kalter Wind.

Es folgen nun die Beschreibungen der Liparischen Inseln und der dort gelegenen Vulkane. Auf dieser Tour hatte der Verfasser Gelegenheit, die Eruption des Stromboli, eines der tätigsten Vulkane, zu sehen. Etwas links unterhalb der Spitze schoß in Zwischenräumen, die damals im kürzesten Falle 6, im längsten 28 Minuten betrugen, eine Rauchwolke aus dem Berge hervor, wohl 200—300 Meter hoch. Es macht einen höchst eigenartigen Eindruck, dieses regelmäßige Feuerspiel über der ruhigen Wasserfläche zu beobachten. Da die Stärke der Ausbrüche sowie die Zeiträume zwischen denselben mit der Höhe des Barometerstandes ab- und zunehmen, so könnte man den Stromboli als einen riesigen Wetteranzeiger bezeichnen. Die Besteigung des Berges bietet sonst keinerlei Schwierigkeiten (s. Abbildung). Eduard Sueß, der berühmte Wiener Geologe, erklärt die Vulkane im Stadium der „Stromboli-Tätigkeit" für Geiser mit flüssigem Gestein statt siedenden Wassers.



Die Ablagerungen des Kammerbühl.

Aus: Von St. Pierre bis Karlsbad. Von Dr. Wilhelm Meyer. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

Nach einer sehr beachtenswerten Besprechung „Feuer und Eis", in welcher der Verfasser die Geiser als die Vulkane eines neuen Schöpfungszeitalters bezeichnet, folgt das 3. Kapitel, zu dessen Einleitung der Verfasser den Leser bittet, ihn auf der Tour von New-York nach San Francisko zu begleiten, um während derselben die erdbildnerischen Wirkungen der Naturgewalten als Erbauer der Kontinente in einem großen Ueberblick, wenigstens aber in einem Querschnitt durch einen ganzen Erdteil, kennen zu lernen und auch, namentlich in dem wunderreichen Yellowstonepark, noch manche lehrreiche Züge dem bisher entworfenen Bilde der vulkanischen Erscheinungen hinzufügen zu können." Der Verfasser begann die Reise von Berlin aus über Bremen und von da auf der „Lahn" des Norddeutschen Lloyd nach New-York. Die Schilderungen, die er über die Fahrt auf dem Ocean, ferner über die Tour bis zum Niagara, durch den Yellowstonepark, die Sierra Nevada und San Francisco entwirft, sind höchst anziehend. Neben der Charakterisirung von Land und Leuten steht die Betrachtung über die geologische Bildung im Vordergrunde. Nachdem die gewaltigen Landerhebungen die gröberen Konturen gegeben, hat die Eiszeit Amerika in seinen intimeren

Zügen das gegenwärtige Gepräge verliehen. — Das letzte Kapitel behandelt die „erdbildnerischen Gewalten bei der Arbeit, das Erdinnere, Neptunisten und Plutonisten, die Vulkanruinen und schließlich den Karlsbader Sprudel". Der Verfasser wendet sich hier hauptsächlich den Ursachen der vulkanischen Erscheinungen zu und entwirft ein äußerst klares Bild von der Schichtenbildung und Verschiebung der Erdrinde in den verschiedenen Zeitperioden, soweit die Geologie hierüber Auskunft zu geben vermag. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß die Erdbeben wie die Vulkaneruptionen nichts mit dem Zustande des eigentlichen Erdinnern zu tun haben; es sind vielmehr Vorgänge in den oberen Schichten der Erdrinde, deren letzte Ursachen weit mehr oberhalb derselben im Weltenraum, als in den dunklen Tiefen unter uns liegen. Bei der Betrachtung des Gegensatzes zwischen Neptunisten und Plutonisten zeigt es sich, daß die früheren Ansichten über die vulkanischen Erscheinungen immer mehr an Wichtigkeit verloren haben. Aus der Abhandlung „Vulkanruinen" sei, abgesehen von der Eifel und dem Siebengebirge, der Westerwald hervorgehoben, der eine große Anzahl von Vulkanruinen — erloschenen Vulkanen, bei denen die Spalte durch eine frische Gesteinsbildung verwachsen ist, — enthält; weiterhin sind noch zahlreiche solcher Ruinen in den östlich sich anschließenden Vogelsbergen und der Rhön enthalten. Der Wiesbadener Kochbrunnen, der mit 69° Wärme zu Tage tritt, durchfließt vielleicht einen garnicht allzu tief unter der Erde liegenden noch nicht erkalteten Lavastrom. Weiterhin nach Osten treten die Spuren alter vulkanischer Tätigkeit in der Karlsbader Gegend hervor und setzen sich im böhmischen Mittelgebirge fort. Neben vielen Vulkanruinen begegnet man im Erzgebirge zwei ehemaligen Feuerbergen, dem „Eisenbühl" und „Kammerbühl", wahrscheinlich die jüngsten aller Vulkane auf altdeutschem Boden. Ersterer liegt 11 Kilometer von Eger, letzterer eine halbe Stunde von Franzensbad entfernt (s. Abbildung). Unter dem Boden des Egerlandes bestehen jedenfalls noch Verbindungen mit den Tiefen des Erdinnern. Der Gebirgszug in den Alpen weist keine vulkanischen Erscheinungen auf. Am Schluß wendet sich der Verfasser der Betrachtung über die Wirkung des Wassers zu, das auch als ein „besonderer Saft" bezeichnet werden muß. Wo einst furchtbare Vulkane Feuergarben gen Himmel spieen, fließen heute heilkräftige Quellen. Seit 500 Jahren ist der Karlsbader Sprudel bekannt. Wie viel mehr Menschen hat er inzwischen ein bereits unerträglich gewordenes Leben wieder jugendlich erneuert, als die sämmtlichen Vulkane der Erde seither Menschenleben verschlungen haben! — Das hochinteressante Werk ist vortrefflich ausgestattet, mit zahlreichen recht guten Abbildungen versehen und kann nur auf's Wärmste empfohlen werden. K.

Bibliographische Notizen.

Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgeber Dr. Wilhelm Breitenbach-Odenkirchen.

Heft 6. Gemeinverständlicher Vortrag über die Darwinistische Theorie mit Berücksichtigung einiger neuerer Untersuchungen von Prof. Dr. L. Errera in Brüssel. Mit 6 Abbildungen. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Richels-Odenkirchen.

Heft 7. Der Scheintod als Schutzmittel des Lebens von Dr. Walther Schönichen-Schöneberg. Mit 8 Abbildungen.

1. Erreras Schrift ist die revidirte und etwas erweiterte Wiedergabe einer Vorlesung. In derselben entwickelt der als Botaniker bekannte Verfasser in recht klarer, verständlicher und anregender Weise die Lehre Darwins von der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein und macht den erfolgreichen Versuch, diese Theorie mit der Mutationstheorie von Hugo de Vries in Einklang zu bringen. Diese letztere ist nicht, wie von mancher Seite irrtümlich angenommen worden ist, eine Widerlegung der Darwinschen Theorie, sondern vielmehr eine Schärfung und willkommene Weiterentwickelung derselben. Wie der Verfasser bemerkt, behält der Begriff der natürlichen Auslese in wissenschaftlicher und philosophischer Hinsicht seinen dauernden Wert. Die Uebersetzung ist vom Verfasser durchgesehen und für gut befunden worden. —

2. Schoenichen erörtert in der Einleitung zunächst den Begriff des Scheintodes sowie des Schlafes und behandelt alsdann des Näheren in zwei Kapiteln: „den Scheintod als Schutzmittel im passiven und aktiven Daseinskampf und zwar in letzterer Beziehung unter Berücksichtigung der aggressiven resp. defen-

siven Seite. — Der Verfasser zieht die verschiedenen Tiergattungen in den Kreis seiner Betrachtungen und erweist sich auf diesem Gebiet als ein gründlicher Kenner und sorgfältiger Beobachter. Seine ganze Darstellung ist sehr interessant und anregend. —

Indem noch auf die bisher erschienenen 5 Hefte in empfehlender Weise Bezug genommen wird, kann dem Unternehmen der Herausgabe dieser gemeinverständlich gehaltenen Schriften nur der beste weitere Fortgang gewünscht werden. K.

Die Kleinwelt unserer Väter. Von Antonio Fogazzaro. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Eine altmodische Geschichte, vorgetragen von einem Schriftsteller, dessen Allüre nur um ein Weniges moderner ist als sie: dies ist im Allgemeinen das Charakteristikum. Es ist die Vergangenheit naturalistisch angeschaut, als eine Zeit, die ein sachliches Interesse verdient, ohne jene matt verhüllende Lyrik des Amateurs, der Erinnerung sucht und Stimmung findet. Die Prosa ist also nicht weich, nicht zärtlich und von jener Schwere, die mit süßem Nachhall in die Ferne zittert, aber sie ist klug und sorgsam geprägt, die Arbeit eines feinen Ciseleurs, der öfters eine krause, spöttische Arabeske mit Takt und Stilgefühl einfügt. Es ergiebt sich ein gestricheltes und lustig blinkendes Detail, eine witzige und beredte Weitschweifigkeit, eine gefüllte, gedrängte Komposition mit Vordergrund und Hintergrund, Theater, Szenenfolge mit wechselnder Stimmung: im Ganzen die altväterische Manier. Dieses Buch ist das lesbare und litterarische Muster des durchschnittlichen Massenromans von heute, ein Werk, das sich von ähnlichen durch Tüchtigkeit und Solidität abhebt: man darf es nicht verachten, aber — man braucht es nicht zu lesen. A. K. M.

Heimatlicht. Gedichte von Leon Vandersee. Berlin-Leipzig, W. Vobach & Co.

Heimatlicht? — Was der Drang und Trieb in das Licht für die Pflanze, das ist für den Dichter und Künstler die unbezwingbare Sehnsucht, das Heimweh nach dem Schönen. Diesem Gedanken wollte wohl die sich unter dem Pseudonym Leon Vandersee verbergende Dichterin Helene Tiedemann in dem Titel ihres Buches Ausdruk geben. Für den zarten, bangen, süßträumerischen, nach einem namenlosen Glük verlangenden Ton ihrer Poesie hätte sie keinen passenderen Namen wählen können. Wie stimmungsvoll singt sie: „Kam ein Traum zu mir in der Dämmerzeit — der trug mich von dannen, so weit, so weit, in einen dicht blühenden Garten hinein, ganz überflimmert von Spätrotschein. An den Hecken Wildrosen und Hagedorn, auf den Beeten Lavendel und Rittersporn, Schwertlilien sich wiegend im Abendhauch — und am Weg ein alter Hollunderstrauch. War Alles so heimlich, verschwiegen und stumm — in dem Garten gingen die Märchen um, Glücksmärchen, süß flüsternd im Sommerwind: ‚Und der Königssohn küßte das Bettelkind.'" — Der Glückstraum entschwindet aber mit der wehmütigen Erkenntniß: Ach, Dichtersehnsucht kann kein Weib erlösen! Welch ein tiefes, echt weibliches Empfinden spricht aus dem kleinen Lied: „Dein Blick geht in die Weite, noch einmal ruf' ich Dich — Du neigst das Haupt zur Seite und hast kein Wort für mich. Wie kalt sind Deine Hände, die einst so weich und warm — nun ist das Glück zu Ende, nun bin ich bettelarm!" Ein dem Buche beigefügtes Bild der Dichterin zeigt, daß nicht nur in ihrem Gedicht, sondern auch in Wirklichkeit, im Gesicht das Aeußere dem Inneren in liebenswürdigster Weise entspricht. N.

Gedichte von Hermann Kunibert Neumann. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Schon 1902 wurde im Aprilheft dieser Zeitschrift der von Neuem herausgegebenen religiös-philosophischen Dichtung H. K. N.s: des „Hohenliedes" (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden) mit anerkennenden Worten gedacht. Der inzwischen verstorbene bekannte Schriftsteller Jul. Lohmeyer hatte jenem gedankenvollen Buch ein warmes Vorwort gewidmet. Denselben Liebesdienst erweist Professor Dr. August Wünsche in Dresden der vorliegenden Gedichtsammlung. Er sagt zu ihrer Würdigung u. A.: „Für N. redet Alles eine laute, eindringliche Sprache; auch das Kleinste und Alltäglichste, das an anderen Menschen spurlos vorübergeht, versetzt ihn in Stimmung und entzündet in ihm poetische Gedanken, die sich nicht selten zu allgemeinen Wahrheiten, zu Grundsätzen, zu religiös-sittlichen Maximen zuspitzen. Ein anderer Vorzug derselben besteht darin, daß nirgends Verschwommenheit und Unklarheit herrscht. Alles ist durchsichtig und leicht verständlich. Auch möchten wir die sittliche Reinheit betonen. N.s Philosophie mündet nicht in den Schopenhauer'schen Pessimismus, sondern in den Leibniz'schen Optimismus. Eine Tochter des Dichters, Frl. Lina Neumann, hat sich durch die Herausgabe verschiedener Dichtungen ihres verstorbenen Vaters bereits große Verdienste erworben, ihrem unermüdlichen Bestreben haben wir auch das Erscheinen dieser

Sammlung zu danken. Dem auf dem Garnisonfriedhofe in Neiße ruhenden Dichter ist leider bei Lebzeiten wenig Verständniß und Verehrung entgegengebracht worden. Das sagt seine von ihm selbst verfaßte Grabschrift: „Ein großes Herz verstehen kann nur ein großes Herz, drum müssen auch vergehen einsam in ihrem Schmerz die Schönen und die Guten, sie müssen still verbluten und können, was sie tragen, nur ihrem Gotte klagen." Möge er jetzt um so mehr Freunde finden! N.

Leben, träumen. Gedichte von Willibald Apelt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die Sehnsucht ist das unbewußte Verlangen unserer Seele nach einem Ausgleich des Schicksals mit unserer Phantasie. Dieser dunkle Drang vertritt heute bei der Mehrzahl der jungen Poeten die Stelle der Muse, des Ideals. Auch W. A. widmet seine Gedichte der Sehnsucht, dem modernen weiblichen Ahasver. Deshalb lassen uns seine poetischen Träumereien mehr oder minder kalt. Nur das dem Leben entsprungene Lied weckt lebendige, warme Teilnahme. Jedenfalls würde er besser fahren, wenn er den bekannten Goethe'schen Rat beherzigte und hinein in's volle Menschenleben griffe. An Talent und der rechten Selbstkritik fehlt es ihm nicht, das beweist sein Gedicht: Begegnung. „Sah ein Mädchen neulich, höchst pikant, sprühend schwarz das Auge, rot die Wangen, hat sich lächelnd nach mir umgewandt, — und ich Esel bin nicht nachgegangen. Rastlos doch verfolgte mich ihr Blick, täglich heißer weckend mein Verlangen, endlich kam ein Brieflein, — welches Glück! — Und ich Esel bin nicht hingegangen." N.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Zusammengestellt von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Beck, Tobias, Erinnerungen an. Von Maier-Pfullingen. Türmer VI. 8.
Bildhauerkunst und Malerei im alten Japan. Westermanns Monatshefte. 48, 8.
Brialmont. General B. Von W. Stavenhagen. Nord und Süd. August 1904.
Brömse, H. (Ein Lyriker moderner Weltanschauung.) Von W. Capelle. Nord u. Süd. September 1904.
Christus und die Gegenwart. Von J. Schiller. Grenzboten 63, 18.
Dramatik, Primitive. Von T. Poppenberg. Türmer VI. 8.
Düsseldorfer Kunst. Von J. Norden. Westermanns Monatshefte 1904, 7.
Elektra. Von K. Federn. Zukunft XII. 32.
Elektrische Schnellbahn. Von F. Bendt. Westermanns Monatshefte 1904, 7.
Ewig-Weibliche, Das, als erziehlicher u. schöpferischer Faktor in Goethes Leben und Dichten. Von J. Nover. Nord und Süd. August-September 1904.
Frauenbewegung. Friedens- und Fr. Von K. Blind. Nord u. Süd. Sept. 1904.
Frauen los! Die Frauen los! Der Frauen Los. Das Frauenlos. Von H. Frank. Nord und Süd. August 1904.
Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zum Erwachen des deutschen Nationalbewusstseins. Von A. Weiss-Ulmenried. Neue Bahnen IV. 9/10.
Goethe oder Köller? Von F. Svendsen. Nation 21. 32.
Hamerling, Robert. Von A. Schlossar. Bühne und Welt VI. 15.
Heidelberg. Von K. Pfaff. Westermanns Monatshefte 1904. 7.
Huch, Ricarda. Von A. J. Krause. Nord u. Süd. August 1904.
Ibsen. Hedda Gabler. Studie zur Technik des modernen Dramas. Von G. Noren. Deutschland 20.
Kirchenbau. Die Tradition im protestantischen K. Von C. Gurlitt. Deutsche Monatsschrift III. 8.
Kleist und Molière. Von P. Schlodtmann. Grenzboten 63, 18.
Konfession oder Nationalität. Von F. Svendsen. Nation 21, 31.
Künstlerbund. Des deutschen Künstlerbundes erster Waffengang. Von E. Felder. Nord und Süd. September 1904.
Lasswitz, Kurd. Von H. Jacobson. Zukunft XII. 35.
Liliencron. Von K. Bulcke. Zukunft XII. 33.
Mach, Ernst. Von A. Hoffmann. Gegenwart 65, 19.
Mann, Thomas. Von O. Wilda. Nord und Süd. September 1904.
Mathematik, Wert und Unwert der. Von A. Pringsheim. Zukunft XII. 33.
Mörikes Briefe. Von I. J. David. Nation 21, 32.
Musik der Japaner. Von H. Conrat. Bühne und Welt 6, 16.
Naturauffassung u. Naturverständniss. Von F. Ratzel. Deutsche Monatsschrift 3, 8.
Neo-Impressionisten in München, Die. Von E. Felden. Gegenwart 65, 19.
Niemann, Johanna. Von F. von Bülow. Litt. Echo. VI. 16.
Nietzsche und die Schwachen. Von A. Weissl. Neue Bahnen IV. 9/10.
Photographie in natürlichen Farben nach der Natur. Von A. Miethe. Westermanns Monatshefte 1904. 7.
Politik und Kultur. Von S. Sänger. Zukunft XII. 34.
Psychologie des modernen Wirtschaftslebens. Von F. Walter. Hochland 1. 8.
Psychopathologie des jugendlichen Verbrechertums. Von J. Trüper. Deutsche Monatsschrift III. 8.

Rousseaus, Zur Ehrenrettung. Von H. Pudor. Gegenwart 65, 20.
Sociale Organisation und ihre Verheissungen. Von W. Förster. Türmer VI. 8.
Stanley. Von F. Bley. Zukunft XII. 35.
Substanzen, Radioactive. Von H. Dominik. Türmer VI, 8.
Talmud und Urchristentum. Von B. Fischer. Nord und Süd. August-September 1904.
Theater bei den Naturvölkern. Von Th. Achelis. Bühne und Welt VI. 15.
Villards, Henri, Memoiren. Von H. Barth. Nation 21, 31.
Vinci, Leonardo da, als Denker. Von O. Stössl. Gegenwart 65, 20.
Wagner, Richard und Mathilde Wesendonk. Von W. Golther. Deutsche Monatsschrift III, 8.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. 15. Band. 4. Heft. Leipzig, F. C. W. Vogel.
Bois-Reymond, Lili du, Auf der Fahrt mit Landstreichern. Aus dem Englischen Tramping with Tramps von Josiah Flynt. Berlin, J. Guttentag, G. m. b. H.
Borchgrevink, Carsten, Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900. Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers illustrirt von Otto Sinding und E. Ditlevsen und mit Reproduktionen photographischer Original-Aufnahmen. 3. Lieferung. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.
Bruchmüller, Dr. W., Zwischen Sumpf und Sand. Skizzen aus dem märkischen Landleben vergangener Zeiten. Berlin SW. 11, Königgrätzerst. 41/42, Deutscher Verlag.
David, Fritz, Das Problem der Willensfreiheit bei Friedrich Eduard Beneke. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
Dessauer-Wiesner, Rückblick auf die Entwickelung der Röntgentechnik. Wiesbaden, Otto Nemnich.
Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. (Veit- und Leitmeritzer-Heft). 3. Jahrgang, Heft 9, 10. München, Georg D. W. Callwey.
Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. 11. Heft. 14. Jahrgang. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. 26. Lieferung, beziehungsw. 9. Lieferung des Schlussbandes. Wien, k. u. k. Hofdruckerei Carl Fromme.
Eggert-Windegg, Walther, Eduard Mörike. Stuttgart, Max Kielmann.
Falke, Baronesse, Mädchen. Novellen. Dresden, Heinrich Minden.
Francé, R. H., Die Weiterentwickelung des Darwinismus. Eine Wertung der neuen Tatsachen und Anschauungen. Mit 53 Abbild. (Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungeu.) 12. Heft. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.
Friedrichowicz, Dr. Eugen, Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften. In Frage und Antwort. Band 9. Berlin, S. Calvary & Co.
Gaudig, Prof. Dr. H., Didaktische Ketzereien. Leipzig, B. G. Teubner.
GenealogischeAnsichtspostkarten. Görlitz, Salomonstr. 39, Kunstanstalt C. A. Starke, k. Hoflieferant.
Gorki, M., Weressajeff, W.; Andrejew. L.; Jung Russland. Neue Novellen. (Internationale Novellen-Bibliothek. Band 13.) München, Dr. Marchlewski & Co.
Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Vielfach durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3. Band. Bearb. von Dr. Georg Ellinger. — 10. Band. Bearb. von Dr. Harry Maync. Leipzig, Bibliographisch. Institut.
Gruenstein, Josef, Visionen. Dichtungen. Berlin, Hofbuchhandlung Karl Siegismund.
Guenther, Konrad, Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das einheimische Tierleben. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld.
Haidenthaller, Dr. J., Jodsoolbad Bad-Hall in Ober-Oesterreich. Mit 24 Illustrationen. (Europäische Wanderbilder No. 262.) Zürich, Art. Institut Orell Füssli.
Hartlebens Volks-Atlas, A., enthaltend 72 Karten in 100 Kartenseiten. Mit Text und alphabetischem Namensregister. Vierte Aufl. Lieferung 6—10. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Heyse, Paul, Novellen. 3.—7. Lieferung. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhdl. Nachfolger. G. m. b. H.
Jaffe, A., Gedanken und Gleichnisse. Berlin, Max Schildberger.
Keiter, Heinrich, Theorie des Romans und der Erzählkunst. 2. Auflage. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen.
Key, Ellen, Ueber Liebe und Ehe. Autorisirte Uebertragung von Francis Maro. 3. Auflage. Berlin, S. Fischer.
Klassiker der Kunst in Gesammtausgaben. 3. Band: Tizian. Des Meisters Gemälde in 230 Abbild. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Oskar Pischel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Kofler, Leo, Richtig atmen. Atemgymnastik für Gesunde, Schwache und Kranke nebst besonderen Uebungen für Lungenkranke. Aus dem Englischen übersetzt von Hedwig Andersen, Berlin. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.
Kürschners Jahrbuch 1904. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. Herausg. von H. Hillger. Berlin, Hermann Hillger.
Laser, Arthur, Der moderne Dirigent. Leipig, Breitkopf & Härtel.
Marschall, W. Dr., Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Ueber 1000 Abb. und 25 farbigen Tafeln. Lieferung 33—38. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Brief 4, 6, 7. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Emil Jonas, John Westerblad und C. G. Morén. Brief 4, 6, 7. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Niemann, August, Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Roman. Berlin, W. Vobach & Co.

Radlauer, Curt, Lorbeer und Liebe. Einakter-Cyklus. Stuttgart, Luckhardts Musikverlag (Robert Lebrecht).

Reling, H. u. Bohnhorst, J., Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur. Vierte, verm. Auflage. Gotha, E. F. Thienemann.

Roberts, Kandahar, Feldmarschall Lord, Einundvierzig Jahre in Indien. Vom Subaltern-Offizier bis zum Ober-Befehlshaber. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Ritter von Borosini. Mit Karten und Plänen. 2 Bde. Berlin, Hofbuchhandlung Karl Siegismund.

Röckl, S., Was erzählt Richard Wagner über die Entstehung seiner musikalischen Komposition des Ringes der Nibelungen? Aus brieflichen Aeusserungen des Meisters zusammengestellt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Schiller, Karl, Handbuch d. deutschen Sprache. Zweite, gänzlich umgearbeitete u. vermehrte Auflage. Herausg. von Dr. Fr. Bauer und Dr. Fr. Streinz. Lieferung 16—20 (Schluss). Wien, A. Hartlebens Verlag.

Sodeur, Luther und die Lüge. Eine Schutzschrift. Leipzig. Breitkopf & Härtel.

Staatsstreich oder Reformen! Politisches Reformbuch für alle Deutschen, verfasst von einem Ausland-Deutschen. Zürich, Zürcher & Furrer.

Stäuble, Albert, Die öffentlichen und privaten Bildungsanstalten in der Stadt Zürich. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Stratz, Dr. C. H., Die Frauenkleidung und ihre natürliche Entwickelung. Dritte völlig umgearb. Auflage. Mit 269 Textabbildungen und 1 Tafel. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Streckenbach, Joh., Hutten. Ein fränkischer Edelmann im Kampfe mit Rom. Tragisches Schauspiel in 5 Akten. Breslau, Schletter-sche Buchhandlung.

Wedekind, Frank, Hidalla oder Sein und Haben. Schauspiel in 5 Akten. München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Weise, O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 5. verbesserte Aufl. Leipzig, B. G. Teubner.

Wyl, W., Franz von Lenbach. Gespräche und Erinnerungen. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst.

Ziegler, J. H., Die wahre Einheit von Religion und Wissenschaft. 4 Abhandlungen. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Oskar Wilda in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

